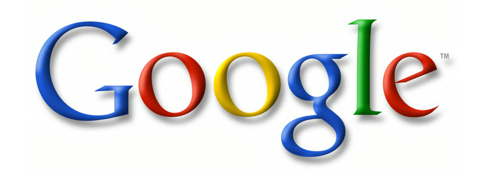
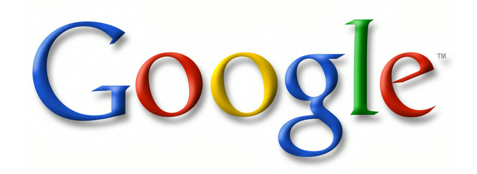



Google





13,50



Im Kampfe für Preußens Ehre

Aus dem Nachlaß

des

Grafen Albrecht v. Bernstorff

[illegible]

und seiner Gemahlin

Anna geb. Freiin v. Koenneritz

herausgegeben von

Dr. phil. Karl Ringhoffer

Mit [illegible] Porträten in Lichtdruck und der Nachbildung eines Briefes

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68 [illegible]

[redacted]

Im Kampfe für Preußens Ehre

Aus dem Nachlaß

des

Grafen Albrecht v. Bernstorff

Staatsministers
und kaiserlich deutschen außerordentlichen und bevollmächtigten Botschafters in London

und seiner Gemahlin

Anna geb. Freiin v. Koenneritz

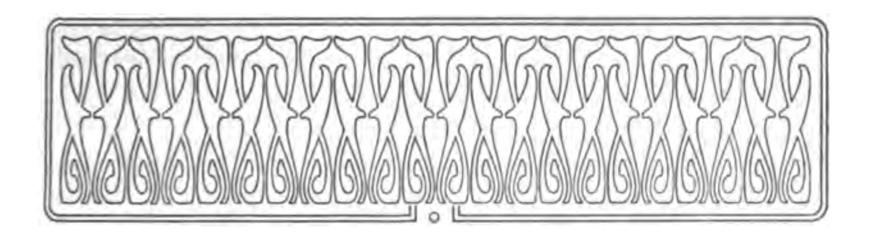
Herausgegeben von

Dr. phil. **Karl Ringhoffer**



Mit 2 Bildnissen in Lichtdruck und der Nachbildung eines Briefes

Berlin 1906
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71



Vorwort.

Seit dem Tode des Altreichskanzlers, Fürsten Bismarck, mehren sich die Veröffentlichungen von Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten aus dem Leben jener Männer, die einst Mitarbeiter an seinem großen Werke gewesen. Jetzt erst läßt sich so recht deutlich erkennen, wie viele starke Stämme rings um die Bismarcksche Rieseneiche gestanden haben. Beeinträchtigt wird selbstverständlich der Ruhm des Gewaltigen in keiner Weise, wenn jetzt auch die Verdienste seiner Genossen ans Tageslicht gefördert werden; vielmehr muß sich jedes deutsche Herz über die Geistesfülle freuen, die aus dem Born unseres Volkstums quillt.

Das Leben des Grafen Albrecht v. Bernstorff, einstigen preußischen Staatsministers und kaiserlich deutschen Botschafters in London, bietet aus dem Grunde so viel Anziehendes, weil es in die große Übergangsperiode unserer neuesten deutschen Geschichte fällt, in der die deutsche Nation sich aus dem namenlosen Elend der Kleinstaaterei zur nationalen Einheit hindurchrang. Noch einmal steigen die inneren Kämpfe und Wirren jener Tage, der Streit und die Vorurteile der sich auf Tod und Leben befehdenden politischen Parteien vor uns auf, vor allem aber die großen diplomatischen Schwierigkeiten, die dem mächtig aufstrebenden preußischen Staate

von dem Neid und der Mißgunst der alten Großmächte bereitet wurden. Und dieser Mißgunst hatte Graf Albrecht sowohl in Wien bei den Verhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg, als in London bei den Beratungen mit den — unter dem Druck einer gegen Preußen gereizten öffentlichen Meinung stehenden — englischen Staatsmännern Stand zu halten. In aller Not der Zeit verlor er, der selbst einem Kleinstaat Entstammende, niemals den Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes und an eine Einigung des engeren Deutschlands unter Preußens Vormacht. Dies rührende Vertrauen, das mit einem echten religiösen Gefühl zusammenhing, hat ihn über alle Hindernisse siegreich hinweggeführt.

Ihm zur Seite stand — hingebend, treu und fest auch in den schwersten Tagen, seine Gemahlin, die ihn mit liebevollen Worten immer wieder aufrichtete, wenn das Leid der Welt ihn allzuschwer bedrückte — eine edle, feinfühlende Natur voll Geist und Leben und jener echten Heiterkeit des Gemütes, die dem Menschen überall da zum Siege verhilft, wo das Temperament ins Spiel tritt. Wie düster die Wolken sich auch oft zusammenballten — sie baute auf Gottes Führung, der alles zum Besten lenken würde. Ihre Aufzeichnungen, die sich namentlich auf die Zeit des zweiten Aufenthaltes in Neapel und auf die inhaltreichen Jahre in London zur Zeit des Krimkrieges beziehen, zeugen von bewundernswerter Frische der Auffassung und Schärfe der Beobachtung. Es erfüllte den Herausgeber mit hoher Freude, aus dieser Quelle schöpfen zu dürfen. Mit wenigen charakteristischen Zügen weiß sie die hervorragenden Persönlichkeiten, namentlich der Londoner politischen Welt, zu schildern und mit der Anschaulichkeit eines talentvollen Schriftstellers die Vorgänge der großen Politik und die Kämpfe der Parteien, innerhalb deren die Tätigkeit ihres Gatten sich abspielte, wiederzugeben. Bei der treuesten Erfüllung der häuslichen Pflichten, die die Erziehung der Kinder ihr auferlegte, fand sie noch Zeit, der politischen Arbeit des Grafen mit vollstem Verständnis zu folgen,

ja sogar — wenn es nötig war — die einlaufenden Depeschen in seiner Vertretung zu dechiffrieren. Leider gehen ihre Aufzeichnungen nur bis zu der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit Viktoria, Prinzeß Royal von England, aus deren Brautzeit sie eine Reihe interessanter Bilder entwirft. Einige scharfe Urteile über einzelne Zeitgenossen sind bei der Durchsicht der Aufzeichnungen von der gräflichen Familie beseitigt worden — aber nur solche Urteile, die von der Gräfin selbst teils als zu weitgehend, teils als übereilt bezeichnet worden waren.

Das vom Grafen Albrecht hinterlassene Material ist an den wichtigsten Stellen der zu behandelnden Zeitgeschichte sehr reichhaltig, namentlich was die Jahre 1848 bis 1850, die Zeit des Krimkrieges und die Londoner Konferenz von 1864 anlangt; an anderen Stellen sind manche Lücken, vor allem für die Periode von 1864 bis 1873, die nicht ausgefüllt werden konnten, weil die Staatsarchive für jene Jahre verschlossen sind. Am Schlusse des Buches ist deshalb der Versuch gemacht, auf Grund älteren, bereits bekannten, aber zerstreuten Materials gleichsam ein Mosaikbild der letzten Lebenszeit des Grafen zu geben. Manches Neue aber enthält namentlich die Episode seiner Verhandlungen mit der Kaiserin Eugenie und den Bonapartisten in London nach dem Zusammenbruche des französischen Kaiserreiches.

Die überwiegende Mehrzahl der hier abgedruckten Aktenstücke und Briefe ist in deutscher Sprache abgefaßt. Da es nach dem Wunsche der gräflichen Familie galt, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes für deutsche Leser zu schaffen, so wurden die aus französischen und englischen Urkunden und Schreiben übernommenen Bruchstücke ebenfalls in deutscher Sprache wiedergegeben, mit Ausnahme zweier Briefe der Prinzessin von Preußen (nachmaligen Kaiserin Augusta), eines Schreibens König Wilhelms und einiger Handbillets der Kaiserin Eugenie. Die übersetzten Stücke sind überall dem Text einfach eingefügt, während die deutschen Original-

dokumente mit voller Überschrift und Datum abgedruckt wurden. Selbstverständlich waltete bei der Übersetzung der Gedanke vor, das Übertragene in fließendem, der heutigen Ausdrucksweise entsprechendem Deutsch wiederzugeben.

Indem der Herausgeber vorliegenden Beitrag zur Geschichte des Werdens des Deutschen Reiches der Öffentlichkeit darbietet, möchte er zugleich den Nachkommen des Grafen Albrecht v. Bernstorff, die dieser auf ihre Anregung entstandenen mühevollen Arbeit die wärmste und eifrigste Teilnahme entgegengebracht haben, seinen aufrichtigsten Dank aussprechen. Es würde ihm die größte Freude sein, wenn sie ein annähernd treues Bild des Lebenslaufes des leider allzufrüh Dahingeschiedenen in dem Buche finden sollten!

Berlin, im Sommer 1905.

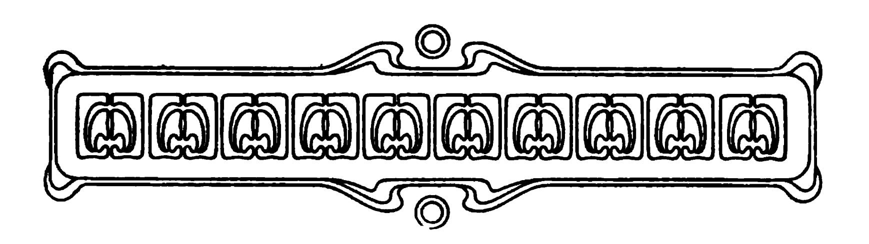
Dr. phil. Karl Ringhoffer.

Dr. Ringhoffer ist es nicht vergönnt gewesen, die Herausgabe seines Werkes zu erleben, des Werkes, dem er sich seit Jahren mit hingebender Treue und Liebe gewidmet hatte. Kurz bevor die letzten Bogen in Druck gehen sollten, ist er heute langen schweren Leiden erlegen, deren ungeachtet er fast bis zuletzt unermüdlich gearbeitet hat.

Die Nachkommen des Grafen Albrecht v. Bernstorff, dessen Lebensbild er mit Liebe und Begeisterung gezeichnet, werden ihm stets ein dankbares Andenken bewahren.

Berlin, 22. Februar 1906.

Die Verlagsbuchhandlung.



Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.

Seite

Jugendjahre. — Haag. — Petersburg. — Wieder in der Heimat. 1809—1838 . . . . 1—19

Stintenburg. — Das Geschlecht der Bernstorffs. — Eltern Bernstorffs. — Schicksale 1806. — Übersiedelung nach Stintenburg. — Erziehung. — Student der Rechte in Göttingen. — Student in Berlin. — Auskultator in Merseburg. — Dreylützow. — Haag, München, Petersburg. — Tod des Vaters. — Ordnung der häuslichen Verhältnisse.

II. Kapitel.

Lehrjahre. — Neapel, Paris, München. 1838—1848 . 20—45

Legationsrat in Paris. — Louis Philipp und sein Hof. — Die Familie Koenneritz. — Verlobung. — Heirat. — Hochzeitsreise. — Schwere Erkrankung der Gräfin. — Vortragender Rat im Ministerium. — Gesandter in München. — Sturz des Ministeriums Abel. München. — Der Diebstahl in der Gesandtschaft. — Besuch Friedrich Wilhelms IV. in München. — Aufruhr. — Flucht der Lola Montez.

III. Kapitel.

Das Jahr 1848 . . . . 46—88

Revolution in Süddeutschland. — Über die Berliner Schreckenstage. — Versetzung als preußischer Gesandter

nach Wien. — Reise nach Wien. — Ankunft. — Erste Erlebnisse. — Familienleben. — Erzherzog Johann Reichsverweser. — Pläne Bernstorffs für eine Reichsreform. — Stellung zur dänischen Frage. — Rückkehr des Hofes nach Wien. — Waffenstillstand von Malmö. Friedrich Wilhelm IV. und seine Minister. — Fürst Felix Schwarzenberg. — Graf Bülows Pläne. — Erste Kämpfe mit Schwarzenberg. — Persönliche Schicksale. Seite

IV. Kapitel.

Neue Kämpfe mit Schwarzenberg . . . . 89—118

Die preußische Politik 1849. — Minister v. Bülow über Schwarzenbergs Pläne. — Schwarzenbergs Bündnispläne gegen Preußen. — Bülows Rücktritt. — Schroffes Auftreten Schwarzenbergs. — Die Anfänge der Union. — Das Dreikönigsbündnis. — Bernstorffs schwierige Stellung in Wien. — Unterredung zwischen Bernstorff und Schwarzenberg. — Rußland und Preußen. — Die provisorische Zentralgewalt. — Die Konvention vom 30. September 1849. — Geburt und Tod eines Sohnes.

V. Kapitel.

Der Weg nach Olmütz. — Die Dresdener Konferenzen 119—161

Verhandlungen über die provisorische Zentralgewalt. — Preußen und die Union. — Bernstorff in Berlin. — Verstimmung zwischen Wien und Berlin. — Neue Vorschläge Schwarzenbergs. — Das Ehrenwort Schwarzenbergs. — Bernstorffs Erkrankung. — Der kurhessische Streithandel. — Österreichische Rüstungen. — Bernstorff über die militärische Lage. — Warschauer Besprechung. — Radowitz' Entlassung. — Bernstorffs Ablehnung des Ministeriums des Auswärtigen. — Die Einleitung der Olmützer Zusammenkunft. — Bernstorffs Verdienst um die Olmützer Zusammenkunft. — Die Olmützer „Punktation“. — Schwarzenberg und die Abberufung Bernstorffs. — Bernstorff und Manteuffel. Schwarzenbergs Niederlage in Dresden. — Rückblick auf Bernstorffs Kämpfe mit Schwarzenberg.

VI. Kapitel.

Seite

Neapel. 1851—1853 . . . . 162—193

Graf Albert Pourtalès. — Bernstorff und die Männer des Preußischen Wochenblattes. — Bernstorff Wirkl. Geheimer Rat. — Gesandter in Neapel. — Louis Napoleon und sein Hof. — „Rè Bomba" und der Zustand seines Reiches. — Königliches Hof- und Familienleben. Bernstorff und die deutsche Kolonie in Neapel. — Die „Madonna di Terra nuova". — Prinz Friedrich Wilhelm als Taufpate. — Kleine Charakterzüge des Prinzen Friedrich Wilhelm. — Prinz Friedrich Wilhelm und die italienische Natur. — Prinz Friedrich Wilhelm in Pompeji. — Prinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kolonie. — Die „Prophezeiung" Alvenslebens. Abschied von Neapel.

VII. Kapitel.

Die Anfänge des Krimkrieges. 1853—1854 . . . . 194—216

Preußen und England vor dem Krimkrieg. — Bernstorffs Anschauungen über die Lage. — Englische Vorurteile gegen Preußen. — Windsor. — Das königliche Ehepaar. — Diner bei Hofe. — Die königliche Jagd. Der Verkehr der Königin in Windsor und Osborne. — Gesellschaftsleben der großen Londoner Welt. — Königin Marie Amélie. — Die Familie Orleans.

VIII. Kapitel.

Bernstorffs Tätigkeit während des Krimkrieges bis zum Ministerium Palmerston. 1854—1855 . . . . 217—243

Bernstorff und die englischen Minister. — Verstimmung in England gegen Preußen. — England droht den Neutralen. — Gereiztheit der englischen Presse gegen Preußen. — Königin Viktoria und die englische öffentliche Meinung. — Prinz Albert über die auswärtige Lage. — Manteuffel und die englischen Drohungen. — Der Prinz von Preußen über Bernstorffs Tätigkeit. — Sünden der englischen Kriegsverwaltung. — Der Vortrag vom 2. Dezember 1854. — Palmerston bei Napoleon III. — Graf Walewski. — Londoner geselliges Leben im Winter 1854/55.

nach Wien. — Reise nach Wien. — Ankunft. — Erste Erlebnisse. — Familienleben. — Erzherzog Johann Reichsverweser. — Pläne Bernstorffs für eine Reichsreform. — Stellung zur dänischen Frage. — Rückkehr des Hofes nach Wien. — Waffenstillstand von Malmö. Friedrich Wilhelm IV. und seine Minister. — Fürst Felix Schwarzenberg. — Graf Bülows Pläne. — Erste Kämpfe mit Schwarzenberg. — Persönliche Schicksale. Seite

IV. Kapitel.

Neue Kämpfe mit Schwarzenberg . . . . 89—118

Die preußische Politik 1849. — Minister v. Bülow über Schwarzenbergs Pläne. — Schwarzenbergs Bündnispläne gegen Preußen. — Bülows Rücktritt. — Schroffes Auftreten Schwarzenbergs. — Die Anfänge der Union. — Das Dreikönigsbündnis. — Bernstorffs schwierige Stellung in Wien. — Unterredung zwischen Bernstorff und Schwarzenberg. — Rußland und Preußen. — Die provisorische Zentralgewalt. — Die Konvention vom 30. September 1849. — Geburt und Tod eines Sohnes.

V. Kapitel.

Der Weg nach Olmütz. — Die Dresdener Konferenzen 119—161

Verhandlungen über die provisorische Zentralgewalt. — Preußen und die Union. — Bernstorff in Berlin. — Verstimmung zwischen Wien und Berlin. — Neue Vorschläge Schwarzenbergs. — Das Ehrenwort Schwarzenbergs. — Bernstorffs Erkrankung. — Der kurhessische Streithandel. — Österreichische Rüstungen. — Bernstorff über die militärische Lage. — Warschauer Besprechung. — Radowitz' Entlassung. — Bernstorffs Ablehnung des Ministeriums des Auswärtigen. — Die Einleitung der Olmützer Zusammenkunft. — Bernstorffs Verdienst um die Olmützer Zusammenkunft. — Die Olmützer „Punktation". — Schwarzenberg und die Abberufung Bernstorffs. — Bernstorff und Manteuffel. Schwarzenbergs Niederlage in Dresden. — Rückblick auf Bernstorffs Kämpfe mit Schwarzenberg.

VI. Kapitel.

Seite

Neapel. 1851—1853 . . . . 162—193

Graf Albert Pourtalès. — Bernstorff und die Männer des Preußischen Wochenblattes. — Bernstorff Wirkl. Geheimer Rat. — Gesandter in Neapel. — Louis Napoleon und sein Hof. — „Rè Bomba“ und der Zustand seines Reiches. — Königliches Hof- und Familienleben. Bernstorff und die deutsche Kolonie in Neapel. — Die „Madonna di Terra nuova“. — Prinz Friedrich Wilhelm als Taufpate. — Kleine Charakterzüge des Prinzen Friedrich Wilhelm. — Prinz Friedrich Wilhelm und die italienische Natur. — Prinz Friedrich Wilhelm in Pompeji. — Prinz Friedrich Wilhelm und die deutsche Kolonie. — Die „Prophezeiung“ Alvenslebens. Abschied von Neapel.

VII. Kapitel.

Die Anfänge des Krimkrieges. 1853—1854 . . . . 194—216

Preußen und England vor dem Krimkrieg. — Bernstorffs Anschauungen über die Lage. — Englische Vorurteile gegen Preußen. — Windsor. — Das königliche Ehepaar. — Diner bei Hofe. — Die königliche Jagd. Der Verkehr der Königin in Windsor und Osborne. — Gesellschaftsleben der großen Londoner Welt. — Königin Marie Amélie. — Die Familie Orleans.

VIII. Kapitel.

Bernstorffs Tätigkeit während des Krimkrieges bis zum Ministerium Palmerston. 1854—1855 . . . . 217—243

Bernstorff und die englischen Minister. — Verstimmung in England gegen Preußen. — England droht den Neutralen. — Gereiztheit der englischen Presse gegen Preußen. — Königin Viktoria und die englische öffentliche Meinung. — Prinz Albert über die auswärtige Lage. — Manteuffel und die englischen Drohungen. — Der Prinz von Preußen über Bernstorffs Tätigkeit. — Sünden der englischen Kriegsverwaltung. — Der Vortrag vom 2. Dezember 1854. — Palmerston bei Napoleon III. — Graf Walewski. — Londoner geselliges Leben im Winter 1854/55.

IX. Kapitel.

Seite

Von der Usedomschen Mission bis zum Besuche Napoleons. 1854—1855 . . . . 244—276

Usedom und der „analoge Traktat". — Usedoms „Debut" in London. — Manteuffel und die Usedomsche Mission. — Bernstorffs Stellung zu Usedom. — König Friedrich Wilhelm IV. und Bernstorff. — Wedell und Usedom in Paris. — Tod des Kaisers Nikolaus. Politische Stellung des Königs. — Mißstände des englischen Parlamentarismus. — Bernstorff warnt vor Österreichs Plänen. — Besuch Napoleons in London. — Einzug des kaiserlichen Paares. — Napoleon empfängt das diplomatische Korps. — Festlichkeiten zu Ehren Napoleons. — Verhalten des kaiserlichen Paares in London. — Weitere Einzelheiten über den kaiserlichen Besuch.

X. Kapitel.

Vom Abbruch der Wiener Konferenzen bis zum Besuche des Königs von Sardinien in London. 1855 . . 277—307

Persigny, Frankreichs neuer Vertreter in England. — Neue Drohungen gegen die Neutralen. — Bernstorff und Clarendon. — Rückkehr der ersten englischen Truppen aus der Krim. — Politische Quertreibereien gegen Bernstorff. — Bernstorffs Rechtfertigung vor dem König. — Prinz Friedrich Wilhelm in Balmoral. Der König in Coblenz und Stolzenfels. — Die Rheinfahrt des Königs. — Das gräfliche Ehepaar in Berlin. Besuch in Paris. — Empfang in den Tuilerien. — König Viktor Emanuel in Paris. — Das Fest für Viktor Emanuel in Guildhall. — Ehrungen des Hofes für Viktor Emanuel.

XI. Kapitel.

Vom Falle Sebastopols bis zum Pariser Frieden. 1855—1856 . . . . 308—329

Neuer englischer Entrüstungssturm gegen Preußen. — Bernstorff und Clarendons Drohungen. — Der Prinz von Preußen über die Lage. — Englands Zorn über die Friedensaussichten. — Preußen und die Friedens-

Seite

konferenz. — Die englische Presse verlangt Preußens Ausschließung. — Bernstorff und Disraelis Blatt „The Press". — Palmerston und die Zulassung Preußens zur Konferenz. — Bernstorff auf der Konferenz. — Der Prinz von Preußen über den Friedensschluß. — Bernstorffs Tätigkeit während des Krimkriegs.

XII. Kapitel.

Offizielle Verlobung der Prinzeß Royal und des Prinzen Friedrich Wilhelm. — Die Neuenburger Frage. — Englisches Hof- und Gesellschaftsleben. 1856—1857 330—363

Bernstorff und die „Evangelical Alliance". — Prinz Friedrich Wilhelm über seine Verlobung. — Schranken der Etikette. — Die Prinzeß Royal in Lebensgefahr. — Abreise des Prinzen. Fürstenbesuche. — Der Prinz und die Prinzessin von Preußen in England. — Das prinzliche Ehepaar im Londoner Leben. — Abermaliger Ausbruch des Neuenburger Streits. — Zwei Schreiben des Königs über Neuenburg. — Napoleons Entgegenkommen in der Neuenburger Frage. — Die Prinzeß Royal Taufpatin bei Bernstorffs. — Kräftige Gesundheit der Königin. — Schwierigkeiten beim Heiratskontrakt. — Das Fest in der preußischen Gesandtschaft. — Dank des Prinzen von Preußen.

XIII. Kapitel.

Hymenäen. — Das Kabinett Derby. 1857—1858 . . 364—400

Prinz Friedrich Wilhelm in Guildhall. — Verschlimmerung der Krankheit des Königs. — Die letzten Differenzen beim Heiratskontrakt. — Der Prinz von Wales. Neue kleine Bräutigamsverstimmungen. — Hochzeit der Prinzeß Royal und des Prinzen Friedrich Wilhelm. Nach der Trauung. — Abreise der Neuvermählten. — Demission des Kabinetts Palmerston. — Das Kabinett Derby. — Der Prinzgemahl über die Lage. — Mißstimmung in London gegen Frankreich. — Die neue Lage und die Diplomatie. — Der Fall „Cagliari". — Bernstorff und der Wiener Gesandtschaftsposten. — Reise der Königin Viktoria nach Berlin. — Malmesbury und Manteuffel. — Englische Landsitze.

Seite

XIV. Kapitel.

Politische Wandlungen in Europa von 1858 bis 1861 401—436

Der Prinzregent und Bernstorff. — Bernstorff über Preußens Politik gegenüber Österreich. — Preußen und England. — Mobilmachung in Preußen. — Magenta. — Kabinett Palmerston und die italienische Nationalbewegung. — Friede von Villafranca. — Österreichs Ränke gegen Preußen. — Thronbesteigung König Wilhelms I. — Bernstorff Minister des Auswärtigen. Offenhaltung des Londoner Postens für Bernstorff. — Bernstorffs definitive Ernennung. — Bernstorffs Berufung nach Ostende. — Bernstorffs politisches Programm. — Denkschrift über die Politik Bernstorffs. —

XV. Kapitel.

Der deutsche Bundesreformplan. — Die kurhessische Frage. — Die Handelspolitik . . . . 437—484

Bernstorff und die Stellung Preußens zu Napoleon. König Wilhelm über die Zusammenkunft mit Napoleon. Beusts Verfassungsprojekt. — Rechberg und Biegeleben. Bernstorffs Stellung zur Bundesreform. — Bernstorffs Stellung zu Österreich und den Kleinstaaten. — Zirkularerlaß an die preußischen Gesandten. — Abfertigung Beusts. — Antwort an die Unterzeichner der „identischen Note“. — Napoleons III. Stellung zu Preußen. — Die kurhessische Angelegenheit. — Die kurhessische Angelegenheit und König Wilhelm. — Schreiben des Kronprinzen. — Mobilmachung. — Der Sybelsche Adreßentwurf. — Verzögerung der Frage durch den Kurfürsten. Preußisches Ultimatum in Cassel. — Entschuldigungsbrief des Kurfürsten an König Wilhelm. — Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich. — Widerstand Österreichs und der Kleinstaaten. — Abschluß des französisch-preußischen Handelsvertrages. — Zustimmung der Zollvereinsstaaten.

Seite

XVI. Kapitel.

Die Schleswig-holsteinische Frage. — Russisch-preußische Beziehungen. — Die Anerkennung des Königreichs Italien. 1862 . . . . 485—514

Napoleons III. Stellung zur dänischen Frage. - Karls XV. von Schweden skandinavische Pläne. - Kompensationsgelüste Frankreichs. — Stellung des deutschen Bundes zur dänischen Frage. — Bernstorffs Einwirkung auf Russell zu gunsten der Herzogtümer. — Entfremdung gegen Preußen in Petersburg. — Polnische Frage. — Vorgänge bei Anerkennung des Königreichs Italien. — Goltz über die Stimmung der russischen Regierungskreise. — Gortschakoffs Unterhandlungen mit Napoleon. — Preußens Vorgehen in der italienischen Frage. — Stellung König Wilhelms in der italienischen Frage. — Briefwechsel des Königs und des Zaren. —

XVII. Kapitel.

Der Militärkonflikt im Landtage. — Bernstorffs Rücktritt 515—550

Erlaß des Königs an das Ministerium. — Die Spaltung im Ministerium. — Neubildung des Staatsministeriums. Ungünstiger Ausfall der Neuwahlen. — Bericht des Staatsministeriums an den König. — Entlassungsgesuch Bernstorffs. — Rücktrittsgedanken König Wilhelms. — Promemoria der Minorität des Ministeriums. Auseinandersetzung zwischen Bernstorff und Roon. — Die Berufung Bismarcks. — Bernstorffs Ernennung zum Botschafter in London. — Würdigung der Ministertätigkeit Bernstorffs.

XVIII. Kapitel.

Die Abrechnung mit Dänemark. 1862—1864 . . . 551—581

Neue Entfremdung zwischen Frankreich und England. Die schleswig-holsteinische Frage und die Königin Viktoria. — Österreichische und preußische Truppen überschreiten die Eider. — Englische Sympathien für Dänemark. — Bernstorffs Bedenken gegen die Londoner Konferenz. — Das österreichische Geschwader in der Ostsee. — Erstürmung der Düppeler Schanzen. —

Seite

Volksbewegung. — Bernstorffs Arbeit auf der Konferenz. Streit über die Grenzlinie. — Oldenburgs Erbansprüche. Englische Kriegsdrohungen. — Schluß der Konferenz. Wiederbeginn des Krieges. — Anschluß Lauenburgs an Preußen. — Besitzergreifung Lauenburgs durch König Wilhelm.

XIX. Kapitel.

Der Krieg von 1866. — Die Luxemburger Frage. — Der Norddeutsche Bund. — Napoleons Pläne auf Belgien . . . . 582—618

Der Gasteiner Vertrag. — Einvernehmen der Westmächte gegen Preußen. — Briefe der Gräfin Bernstorff aus den Tagen der Krisis. — Die preußischen Siege und die englische Presse. — Napoleons Vermittlungsversuch. — Verhandlungen mit Napoleon. — Kompensationsgelüste Frankreichs. — Das Kabinett Derby. — Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Österreich. — Bernstorff über die Neugestaltung Deutschlands. — Die Londoner Konferenz. — Die Pariser Weltausstellung. — Das Kabinett Disraëli. — Bernstorff Norddeutscher Botschafter. — Das liberale Kabinett Gladstone. — Bernstorffs Wirken für eine Verständigung mit England.

XX. Kapitel.

Der Krieg 1870/71. — Die letzten Lebensjahre Bernstorffs . . . . 619—668

Bernstorff und Granville. — Bernstorffs Warnung an die preußische Flotte. — Stimmung Englands für Deutschland. — Der englische Waffenverkauf an Frankreich. — Die Verhandlungen mit den Bonapartisten. Briefwechsel zwischen König Wilhelm und Kaiserin Eugenie. — Napoleons Hoffnung auf Erhaltung seiner Dynastie. — Arbeit der Gräfin Bernstorff für die Verwundeten. — Carlyle. — Englische Friedensvermittlungsversuche. — Verhandlung über die Zulassung Jules Favres zur Konferenz. — Neue englische Ein-

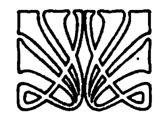
Seite

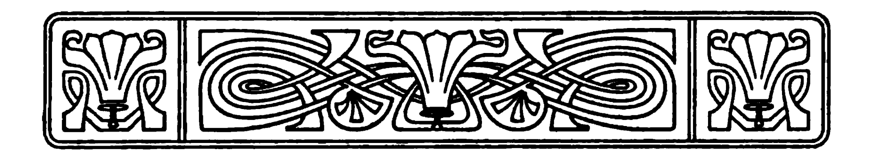
mischungsversuche im Februar. — Abschluß der Pontuskonferenz. — Bernstorff Kaiserlich deutscher Botschafter. Überreichung des Schwarzen Adlerordens durch den Kronprinzen. — Der Tod Bernstorffs. — Beileidsbezeigung des Kronprinzen. — Beileidsbezeigungen der Kronprinzessin und der Kaiserin Augusta. — Teilnahme in England an Bernstorffs Tod. — Bernstorffs Charakter und geistige Entwicklung.

Anhang . . . . 669—673

Namen- und Sachregister . . . . 674—686

Berichtigungen 687

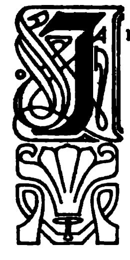




I. Kapitel.

Jugendjahre. — Haag. — Petersburg. Wieder in der Heimat. 1809—1838.

Stintenburg. — Das Geschlecht der Bernstorffs. — Graf Andreas Petrus v. Bernstorff. — Eltern Bernstorffs. — Schicksale der Familie 1806. — Übersiedelung nach Stintenburg. — Deutscher Einfluß auf Dänemark. — Der deutsche Patriotismus jener Tage und Graf Albrecht. — Religiöse Einflüsse; Niedergang des Nationalismus. — Jugendzeit; Studienjahre, Freundschaften. — Berlin; Graf Christian Günther v. Bernstorff und Gräfin Elise. — Auskultator in Merseburg; Attaché in Hamburg; Königl. Kammerherr. — Dreylützow. — Legationssekretär in Holland; München. — Petersburg; Kaiser Nikolaus und sein Hof. — Tod des Vaters. — Eintausch von Stintenburg gegen Dreylützow. — Ordnung der häuslichen Verhältnisse.



Insel der froheren Einsamkeit,
Geliebte Gespielin des Wiederhalls,
Und des Sees, welcher jetzt breit, dann versteckt,
Wie ein Strom, rauscht an des Wald's Hügeln — — —
Neben Dir schattet des Sachsen Wald.
Sein Schwert war entscheidend und kurz sein Wort.
Und um Dich glänzten nie Schilde Roms,
Sein Despot sendete nie Adler Dir zu!"

So besingt Klopstock in einer seiner Oden das traute Stintenburg, welches auf einer Insel des Lauenburgischen echoreichen Schallsees inmitten der Waldeinsamkeit liegt. Hier verbrachte Graf Albrecht v. Bernstorff, dessen Leben diese Zeilen schildern, schöne Jugendjahre — der Ort war ihm ans Herz gewachsen, und stets — wohin ihn auch sein vielbewegtes Leben führen mochte, schweiften seine Gedanken wieder zurück nach der alten Stätte, die, von dem Zauber nordischer Landschaft umgeben, vor seinem Geiste stand. Die Liebe zur Heimat wurzelt ja fest in der Seele des Niedersachsen — und ein echter Niedersachse mit allen Tugenden und der nachdenklichen, ernsten und doch echter Heiterkeit fähigen Natur dieses deutschen Volksstammes, war auch der Sproß des alten Geschlechts, das in jenen Gegenden seit den Tagen des Mittelalters

seßhaft ist. Sind doch schon seit dem zwölften Jahrhundert die Bernstorffs als Herren zu Bernstorff und Teschow in den Landen, die jetzt den Namen Mecklenburg führen, bekannt.

Das Geschlecht ist mit der Geschichte dieses Teils des deutschen Nordens und der Dänemarks auf das engste verknüpft. Verschiedene seiner Mitglieder haben sich einen großen Namen in der Welt gemacht; sie erscheinen begabt mit echt staatsmännischen Eigenschaften und sind — wenigstens soweit ihre hervorragendsten Vertreter in Frage kommen — erfüllt von echter Humanität sowie von dem starken Drange, der Gemeinschaft des Volkes als Vorkämpfer geistiger Bestrebungen voranzuschreiten. Ein Andreas Gottlieb v. Bernstorff verhalf im 17. Jahrhundert den hannöverschen Welfen zur Erlangung der Kurwürde und leistete Georg I. bei der Erhebung auf den Thron Englands unschätzbare Dienste.

In die kulturelle, politische und wirtschaftliche Entwicklung Dänemarks und Schleswig-Holsteins aber greifen in großartig schöpferischer Weise ein zwei der bedeutendsten Angehörigen des Bernstorffschen Geschlechtes aus der Wotersenschen Linie, Johann Hartwig Ernst und dessen Neffe Andreas Petrus. Nicht tote Daten und Notizen sollen hier zu einer Schilderung ihres Wirkens aneinandergereiht werden — vielmehr gilt es zu betonen, daß diese beiden großen Männer, welche lange Jahre hindurch die Politik Dänemarks leiteten, sich durch ihr humanes Wirken, ihre Begeisterung für Kunst und Literatur und durch ihre Förderung des Handels und der Industrie, vor allem aber durch ihr hochherziges Eintreten für die unteren Klassen selbst ein Denkmal „dauerhafter als Erz" gesetzt haben. Johann Hartwig Ernst war es, der eine Reform des Armenwesens in Dänemark anbahnte, der den Grundstein zu dem allgemeinen Hospital in Kopenhagen legte, und der bei aller seiner mühsamen Arbeit auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete einen freien und offenen Blick für die Welt des Schönen behielt. Er wie sein Neffe Andreas Petrus*)

*) Die erste Gemahlin von Andreas Petrus war Henriette, Gräfin v. Stolberg-Stolberg, Schwester der beiden Grafen Stolberg, die mit Goethe befreundet gewesen, seine zweite Gemahlin, deren Schwester Auguste Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg (1753—1835), bekannt durch ihren Briefwechsel mit Goethe. Ein schönes Porträt von ihr hängt in Stintenburg.

sind mit einer kleinen Schar von Getreuen die Bahnbrecher für die Befreiung der ackerbautreibenden Bevölkerung von schweren aus dem Mittelalter stammenden Lasten gewesen. Andreas Petrus führte dann weiter, was er einst mit seinem Oheim, dessen Sinn er mit warmer Begeisterung auf die Reform der sozialen Verhältnisse gelenkt, tatkräftig begonnen. Man muß dabei in erster Linie des Gesetzes vom 20. Juni 1788 gedenken, durch welches die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig-Holstein vorbereitet wurde. Andreas Petrus selbst sollte allerdings den Abschluß des großen Werkes nicht mehr erleben. Auf die innere Reformpolitik dieser Männer können und müssen auch wir Deutsche stolz sein — denn sie waren nicht Dänen sondern, wie nicht genug betont werden kann, dem deutschen Volke entsprossen und geistig angehörig. Dänemark selbst erscheint damals — worauf später noch zurückgekommen werden soll — nicht in dem Sinne wie heute national von uns getrennt. Das beweist schon die bekannte Tatsache, daß Johann Hartwig Ernst den auch in dänischen Landen hochverehrten Dichter Klopstock zu sich berief und für ihn ein Jahresgehalt durchsetzen konnte. Beide Bernstorffs sind Vertreter jener echten Aristokratie, die ihr schönstes Vorrecht darin sieht, ihr ganzes Leben dem Dienste der Volksgemeinschaft zu weihen. Beide gelten als hervorragende Charaktere, die, weil sie die eigene Meinung hochhielten, auch die der anderen achteten und deshalb die Freiheit des geistigen Lebens nicht gestört wissen wollten.

Albrecht v. Bernstorffs Großvater war der eben erwähnte Graf Andreas Petrus, der Begründer der Dreylützow-Stintenburger Linie, welcher infolge des Einflusses Struensees jahrelang fern von Dänemark leben mußte, dann aber von Friedrich VI. wieder zurückgerufen und zum Leiter der Regierung bestellt wurde. Der fünfte Sohn dieses hochbegabten Mannes ist Graf Friedrich, der Vater Albrechts v. Bernstorff.*) Er verheiratete sich im Jahre

*) Geb. 1773, im Juli, zu Bernstorff bei Kopenhagen, 1790 in dänischen Diensten. Wohnte drei Jahre später als Offizier im Gefolge des Prinzen Friedrich von Hessen der Belagerung von Mainz bei. Im darauf folgenden Herbst ging er mit dem Prinzen nach den Niederlanden, wo er als Volontäroffizier in dem daselbst gegen die Franzosen fechtenden kurfürstlich-hessischen Armeekorps angestellt wurde.

1803 mit Ferdinandine Freiin v. Hammerstein aus dem Hause Equord im Hildesheimischen, die in den Denkwürdigkeiten der Gräfin Elise v. Bernstorff,*) geb. Gräfin v. Dernath, als ein Schatz edelster weiblicher Tugenden gepriesen wird. „An Nandinens ideal-lieblicher Erscheinung," schreibt Gräfin Elise, „hatten alt und jung gleiche Freude, ich aber erkor sie mir zum Vorbild und zur Freundin. Sie war so unaussprechlich liebenswürdig für mich, daß mich ihr Umgang hoch beglückte!" Das junge Ehepaar nahm Wohnung in dem dem Grafen Christian Günther gehörigen Schlosse Dreylützow im Großherzogtum Mecklenburg, das Graf Friedrich als Administrator verwaltete. Er blieb hier, mit verschiedenen durch die Kriegszeiten verursachten Unterbrechungen, bis zu der Zeit, wo das Herzogtum Lauenburg (in welchem der Graf als Eigentümer des Lehngutes Stintenburg ansässig war) dem Könige von Dänemark abgetreten wurde. 1804 beschenkte Ferdinandine ihren Gemahl mit einem Knaben, dem „kleinen Hermann", von dem Gräfin Elise schreibt, daß sie „nicht wenig entzückt über das schöne Kind" gewesen sei. Das traurige Jahr 1806 sollte, wie über ganz Norddeutschland, so auch über das Heim der glücklichen Familie Not und Elend bringen. „Endlich kam die Kriegsunruhe," fährt Gräfin Elise in ihren Aufzeichnungen fort,**) „auch uns Holsteinern näher: die durch die Verfolgung Blüchers höchst aufgereizten Franzosen dringen mit Ungestüm in das Dreylützower Haus ein, entreißen dem einstweiligen Hausherrn, unserm lieben Fritz, die Weinkellerschlüssel; mehrere von ihnen stürmen die Treppe hinauf. Nandine hört das Waffengeklirr nahe an ihrer Tür, sie läßt ihr Bureau mit allen ihren Pretiosen, welche die Franzosen auch rauben, offen stehen, ergreift die Kinder, eilt mit ihnen auf den Boden, und als sie auch da noch die Tritte der sie Verfolgenden vernimmt, versteckt sie sich unter einer Luke. In ihrer blinden Wut durchsuchen die Franzosen den Boden, jedoch

*) Die Mutter der Gräfin Elise, Charlotte Gräfin v. Dernath, war das vierte Kind des Grafen Andreas v. Bernstorff. Elise heiratete später ihren Oheim, den aus der preußischen Geschichte als Staatsminister Friedrich Wilhelms III. bekannten Grafen Christian Günther v. Bernstorff.

**) Gräfin Elise v. Bernstorff, geborene Gräfin v. Dernath. Ein Bild aus der Zeit von 1789 bis 1835. Aus ihren Aufzeichnungen. 2 Bde. 4. Aufl. Berlin 1899, E. S. Mittler & Sohn, Bd. I. S. 65.

vergebens; die unglückliche Mutter wagte kaum zu atmen, hätte eins der kleinen Kinder nur den geringsten Laut von sich gegeben, so wären sie alle verloren gewesen."

„Als endlich im Hause wieder Stille eingetreten ist, schleicht Schwager Fritz sich hinauf und wagt es, mit seiner Frau und den Kindern die Flucht durch eine Hintertür zu versuchen. Sie entkommen glücklich, von der schon einbrechenden Dunkelheit beschirmt, und finden in dem nächsten Walde unter freiem Himmel die einzige Zufluchtstätte, wo sie mit einiger Sicherheit weilen konnten. Hier bringen sie ohne Schutz, ohne Bedeckung die kalte, nasse Oktobernacht zu und sehen beim anbrechenden Morgen, zum Glück ohne von ihnen bemerkt zu werden, feindliche Marodeurs. Ein treuer Diener, Karl Riemann, verschaffte ihnen einen Leiterwagen, der sie nach Badow, dem befreundeten Döringschen Gute bringt; von da stehlen sie sich weiter durch nach Holstein und setzen ihren Weg nach Kopenhagen fort. Doch auch dort harrten ihrer bange Zeiten, indes blieb diese Epoche eine solche der Prüfung für unsere zarte Nandine, der man gar keine Kraft wider die Stürme des Lebens zugetraut hatte!" In Kopenhagen fanden sie Zuflucht bei Graf Joachim v. Bernstorff, dem vierten Sohne des Grafen Andreas-Peter v. Bernstorff, der mit Sophie v. Blücher vermählt war. Als jedoch nach dem Frieden von Tilsit Dänemark von England beschuldigt wurde, im Geheimen ein Bündnis mit Frankreich eingegangen zu sein — bekanntlich bemächtigten sich damals englische Kriegsschiffe der dänischen Flotte — mußten Graf Friedrich und seine Gattin Kopenhagen, das sich in einer schrecklichen Lage befand, verlassen. Im August 1807 langten sie glücklich mit ihren und Joachims Kindern in Emckendorf an. Die Heimat fanden sie in traurigem Zustande wieder. Dreylützow hatte unter den Kriegsdrangsalen in schlimmster Weise gelitten; fast alles war von den Franzosen weggeschleppt worden, und so zogen auch im Hause des Grafen Friedrich und seiner Gattin auf längere Zeit schwere Sorgen ein. Die alte Behaglichkeit wollte nur langsam wiederkehren. Auch galt Dreylützow, wie Gräfin Elise schreibt, als ein ungesunder Ort, wo die Kinder kränkelten.

Die ersten Jugendjahre des Grafen Albrecht v. Bernstorff, der am 22. März 1809 hier geboren war, verliefen aus den genannten

Gründen unter äußerlich wenig günstigen Verhältnissen. Erst in Stintenburg — auf der lieblichen Insel im Schallsee — wo seine Eltern später ihren Wohnsitz aufschlugen, beginnen neue, bessere Tage für die Familie. Zur Zeit als Graf Friedrichs Bruder, Christian Günther, preußischer Staatsminister wurde, erfolgte die Übersiedlung dahin. Schon im Mittelalter stand dort eine Burg. Johann Hartwig Ernst, Graf v. Bernstorff, hatte dann ein neues Schloß mit vier Flügeln — einen Hof in der Mitte — dort bauen und einrichten lassen; marmorne Kamine und seidene Vorhänge sollen darin vorhanden gewesen sein. Allein der spätere Administrator hielt es in seinem Interesse, alles verfallen zu lassen, so daß Graf Friedrich, als es darauf ankam es zu beziehen, eine Menge von Unannehmlichkeiten hatte. Er entschloß sich, das alte Schloß (also den Bau Johann Hartwig Ernsts) niederzureißen und auf dem Fundamente des mittleren Gebäudes ein modernes, villaähnliches Haus zu erbauen.*) Über das letztere findet sich eine hübsche Schilderung in den Denkwürdigkeiten der Gräfin Elise v. Bernstorff. „Diese charmanten Leute (Fritz und Nandine) verließen den langbewohnten Ort Dreylützow, wo sie zwar nur Gäste gewesen, mir aber immer wie die liebenswürdigsten Wirte erschienen waren. Sie bezogen ihr schönes Eiland im Schallsee (Stintenburg), welches schon von Klopstock besungen, auch meine prosaische Feder begeistern könnte, wenn ich mich auf eine Beschreibung desselben einlassen wollte. Den begonnenen und halbvollendeten Hausbau hatte ich in früheren Jahren oft gesehen; doch in diesem Herbst hatte die Koketterie der Erbauer mir gänzlich jeden Besuch dort verwehrt, damit mir das neue Haus mit seiner geschmackvollen Einrichtung auch recht wohnlich entgegentreten möchte, wenn ich die lieben Besitzer dort schon eingerichtet fände. Dies gelang ihnen vollkommen, und ich erinnere mich meines ersten Besuches in Stintenburg am 5. Oktober d. J. als eines wahren Festtages. Dieser günstige Eindruck ist nie gestört, sondern nur

*) Kurz vor Beginn des Neubaues hatte sich Graf Friedrich mit einer Deputation der Lauenburgischen Ritterschaft nach Kopenhagen begeben, um dem Könige von Dänemark, an den Lauenburg damals abgetreten worden, zu huldigen. Bei dieser Gelegenheit war er zum Kammerherrn und Kommandeur des Danebrog-Ordens ernannt.

erhöht worden mit jeder Rückkehr dorthin, wo mir immer so innig wohl war."

„Auch für die Kinder wurden die Wallfahrten nach Stintenburg jedesmal zu Festen, und wir bedienten uns ihrer als Belohnungen, die ihren Fleiß und Eifer zu allem Guten mehr als alles andere anfeuerten." Noch oft später gedenkt Gräfin Elise anläßlich einer Reise im Jahre 1821 des schönen Aufenthaltes in Stintenburg. „Von Dreylützow aus", schreibt sie, „ging's rasch weiter nach Stintenburg. Wie unendlich wohl uns Großen und Kleinen dort ward, wie freundlich der Empfang, wie freundlich das Leben da war, das kann ich nicht schildern. Mit niemand in der Welt schwatzt es sich so gut, wie mit diesen lieben Leuten, und mit niemand lebt es sich so anmutig. Stintenburg hatte in den zweieinhalb Jahren, seitdem ich es zuletzt gesehen hatte, sehr gewonnen; aber ob damals schon die untere Etage fertig und der hübsche Salon bewohnt war, dessen erinnere ich mich nicht. Das Wetter war schön und ward, o wie sehr, von uns benutzt. Man frühstückte schon auf Nandinens kleiner Insel, machte dann eine Wasserfahrt und nachmittags die köstliche sogenannte »wilde Promenade«, für die meine Kräfte zureichten, welche aber Nandine halb in einer Eselequipage zurücklegte. Nach einem oder zwei Tagen brachen wir auf, um wieder eine Station in Ratzeburg zu machen."

Gräfin Elise schildert uns sehr eingehend das Wesen der Gräfin Nandine, der Mutter Bernstorffs, dagegen findet sich in ihren Denkwürdigkeiten nur eine Stelle über den Charakter des Vaters des Grafen Albrecht. „Wir gingen", heißt es dort bei der Schilderung eines Besuches des letzteren in Berlin, „zusammen ins Theater, was für Fritz, der auf dem Lande dergleichen nicht genießen konnte, ein seltenes Vergnügen war. Dort lachten wir zusammen von ganzem Herzen über Gerns (Sohn) meisterhaftes Spiel in der damals sehr beliebten Posse der »Bär und der Bassa«; dagegen flossen unsere Tränen in dem allzu rührenden aus dem Französischen übersetzten Drama: »Yelva, L'orpheline de Russie«, worin die blinde Gabriele die Hauptrolle spielt. Mehr doch als alle solche Unterhaltungen außer dem Hause genossen wir das trauliche Beisammensein mit dem biederen, an allem teilnehmenden,

so wahrhaft kindlich heiteren und uns in so inniger Geschwisterliebe verbundenen Schwager Fritz".

Es war echtes deutsches gemütstiefes Leben, das in der Familie herrschte — trotz der Landeszugehörigkeit zu Dänemark betrachteten sich ja die Verwandten, auch die in Dänemark selbst lebenden, als Deutsche. Es mag dies an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, weil später gegen den Grafen Albrecht v. Bernstorff, mit dessen Schicksalen sich dieses Buch beschäftigt, von so manchem Altpreußen der Vorwurf gerichtet wurde, daß er ein „Ausländer" sei.*) Bekanntlich befand sich während des ganzen 18. Jahrhunderts bis in den Anfang des 19. hinein Dänemark selbst gänzlich unter deutschem Einfluß. Selbst dänische Schriftsteller, die uns noch zeitlich nahe stehen, wie Baggesen, Öhlenschläger, Hauch und Andersen, haben ihren Stolz darein gesetzt, deutsch zu schreiben und zur deutschen Literatur gerechnet zu werden. Die Erziehung des kleinen Grafen Albrecht wurde eine rein deutsche. Schon frühzeitig begeisterte sich der Knabe für die deutsche Reichsherrlichkeit früherer Tage und für die Kaiser des Mittelalters. Daß freilich im Elternhause den Kindern nicht von einem großen deutschen Gemeinwesen im heutigen Sinne erzählt werden konnte, ist ja begreiflich. Denn selbst die Edelsten und Besten in Deutschland schwärmten von einem mächtigen Reiche, in dem Österreich und Preußen einträchtig nebeneinander leben sollten, etwa in dem Sinne, wie später Friedrich Wilhelm IV. in romantischem Geiste sich sein „Teutschland" ausmalte. Die Notwendigkeit, Österreich auszuschließen, kam nur wenigen erleuchteten Geistern zum Bewußtsein, und auch diese wußten, daß der Weg dazu durch Umwälzungen gefährlichster Art führen mußte. Monarchisten und Konservative wurden von solchen Ideen umsomehr abgeschreckt, als die Durchführung jener Pläne sie an die Seite der umstürzlerischen Elemente in Europa zu drängen drohte. Und diese hatte man in allen staatserhaltenden Kreisen Deutschlands in den Tagen der französischen Revolution und in ihrer Folgezeit gründlich hassen gelernt. Merkwürdig ist, wie in dieser, in bezug auf ihre Ideen

*) Und doch war Lauenburg erst durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses an Dänemark überwiesen worden.

über die Neugestaltung des Vaterlandes, recht unklaren geistigen Welt dem jungen Bernstorff doch so früh die prophetische Ahnung aufdämmern konnte, daß Preußen zur Hegemonie in Deutschland bestimmt sei. Es wirkten dazu in erster Linie die ihm überlieferten Erzählungen von den Ruhmestaten der preußischen Armee in den Kämpfen gegen Napoleon I. mit. Wenn der Knabe an die Tage der deutschen Erhebung und deren große Männer dachte und damit die engen kleinstaatlichen Verhältnisse, in welchen er aufwuchs, verglich, dann übermannte ihn wohl das Gefühl, es müsse endlich einmal ein Weg aus diesem Jammer heraus gefunden werden. Der Mittel dazu war er sich natürlich damals noch nicht bewußt, nur das Eine stand klar vor seiner Seele, daß dem preußischen Staate das Retteramt beschieden sei. Preußen allein konnte die Wiederkehr solcher rohen Handlungen verhüten, wie sie die Franzosen in seiner Heimat verübt hatten. Die Mutter mochte mit ihrer oft wiederholten Schilderung von Szenen aus den Befreiungskriegen auf seine patriotische Richtung bestimmend gewirkt haben.

Die Erziehung beider Eltern bildete einen großen Gegensatz. Der Vater war streng, wenig mitteilsam und ziemlich zurückhaltend gegen seine Söhne, die Mutter weich und von dem lebhaften Wunsche erfüllt, die schroffen Seiten des Vaters zu mildern. Ihre ganze Zuneigung galt dem älteren Sohne, doch wußte sie auch dem jüngeren Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Bei der Schilderung ihrer Kinder, die sie einer Freundin machte, schrieb sie 1818 über den zu jener Zeit neunjährigen Knaben: „Albrecht lernt am besten von allen!" — und zwei Jahre später: „Albrecht wird gewiß einmal viel lernen; er ist sehr weit für sein Alter." Auch in religiöser Richtung wirkte mehr die Mutter auf Albrecht als der Vater, der mehr Rationalist war. Ihrem tiefgreifenden Einfluß verdankt der Sohn seine ganze christliche Richtung, getreu der Überlieferung seiner fest auf dem Boden des Evangeliums stehenden Familie. Gerade damals fand innerhalb des deutschen Protestantismus, namentlich in der lutherischen Kirche, eine Abwendung von dem bisher vorherrschenden Rationalismus zu einer gemütstieferen und innigeren Auffassung der christlichen Lehre statt. Gräfin Elise schildert ebenfalls in ihren Aufzeichnungen, wie sich in jener Zeit diese innerliche Einkehr bei so manchem Mitgliede der oberen

Stände und des Volkes vollzog.*) Mochten auch Übertreibungen nach der andern Seite hin, wie die Gräfin andeutet, bei der neuen religiösen Wendung des kirchlichen Lebens mit unterlaufen, so äußerte sich doch die Vertiefung des christlichen Bewußtseins bei sehr vielen Zeitgenossen in ergreifender Weise. Diese Übertreibungen der neuen Richtung berührten jedenfalls den Familienkreis des Grafen Friedrich nicht. Der schlichte innige Gottesglaube, der hier herrschte, ist den Kindern für das ganze Leben damals zum Heile geworden. Jenes tiefreligiöse Gefühl, welches frei ist von jedem Fanatismus und jeder Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, war gleichsam der Cherub, der den Mann, dessen Geschichte hier erzählt werden soll, durch das Leben leitete. Niemals hat er wie so viele in religiöser, Hinsicht sein Herz „auf der Zunge getragen", aber auch niemals ein offenes Bekenntnis gescheut, wo es galt, für seinen Glauben mannhaft einzutreten und für diesen Zeugnis abzulegen.

Dies ist die Atmosphäre, in der Graf Bernstorff seine erste Jugend verbrachte und in der er die für sein geistiges Dasein entscheidenden Eindrücke erhielt. Zur Schilderung seiner inneren Entwicklung, von den Tagen der Kindheit an bis in die Mannesjahre, liefern die Aufzeichnungen seiner späteren Gemahlin, Gräfin Anna, geborenen Freiin v. Koenneritz, reiches Material.**) Namentlich entwirft sie ein schlichtes und anmutiges Bild von den Jugenderlebnissen des Grafen:

„Albrecht", so heißt es in ihren Denkwürdigkeiten, „galt stets als ein kluges, aufgewecktes, strebsames Kind. Mit großem Eifer arbeitete er an seiner Bildung und gab sich namentlich mit Begeisterung der Geschichte hin. Schon in frühen Jahren lebte in ihm der Wunsch nach einem einigen großen Deutschland, — ein Ziel, das freilich damals nur wie ein fernes Traumbild seinem jugendlichen Gemüte vorschwebte. Bis zur Prima wurde er im elterlichen Hause von einem ausgezeichneten Hofmeister unterrichtet, welcher nachher die Pastorstelle auf dem St. Georgsberg in Ratze-

*) A. a. O., Bd. I, S. 45.

**) Die Aufzeichnungen über die Jugendjahre sind in deutscher Sprache verfaßt.

burg erhielt.*) Die Prima absolvierte Albrecht auf der Schule in Ratzeburg. Jeden Sonnabend ritt er, oft durch tiefen Schnee nach dem drei Meilen entfernten Stintenburg zu den Seinigen. — — Die Erziehung in dem schönen einsamen und abgeschlossenen Stintenburg merkte man ihm wohl an. Sein tiefes, unter dem Einflusse der Mutter gebildetes Gemüt, sein edles Herz ließen leicht erkennen, daß er dem weltlichen Treiben in der Jugend ferngeblieben. Allerdings konnte man sagen, daß es ihm anfangs vielleicht an Menschenkenntnis fehlte, weil er leicht bei Jedem ebensoviel Edelmut, Nachsicht, Wohlwollen und Dankbarkeit vermutete, als er in seinem eigenen Charakter besaß."

Nachdem die Pforten der Schule sich hinter ihm geschlossen, sandte ihn der Vater zum Studium des Rechtes nach der Universität Göttingen, die von den Söhnen des norddeutschen Adels mit Vorliebe aufgesucht wurde. Hier hörte er fleißig Collegia bei den berühmtesten Rechtsgelehrten — wobei er die staatswissenschaftlichen und nationalökonomischen Vorlesungen bevorzugte — nahm nebenher noch viele Privatstunden und übte sich auch im Fechten und Voltigieren bei dem berühmten Fechtlehrer Eylerts, der ihn „seinen besten Schüler" nannte. In Gesellschaft junger Freunde, darunter drei Grafen Westphalen und ein Graf Oberg — von dem Bernstorff sagte, daß er sich „keinen liebenswürdigeren Mann denken könne" — wurden viele Ausflüge in die Umgegend gemacht, wobei Bernstorff namentlich die „herrlichen alten Burgen" Freude machten, auf deren Ruinen man allenthalben stieß. Daß er vorzugsweise mit adligen Kommilitonen umging, scheint bei einem Oheim Bernstorffs, dem Grafen Cajus Reventlow**), die Befürchtung erweckt zu haben, sein Neffe könne sich dadurch dem bürgerlichen Leben ganz entfremden. Er schrieb in diesem Sinne an die Mutter Bernstorffs, die ihren Sohn darüber zur Rede stellte. Bernstorffs Antwort ist für sein Wesen charakteristisch genug, um zum Teil hier wiedergegeben zu werden.***) „Aber sage mir doch, meine

*) Dessen Sohne gab Graf Albrecht v. Bernstorff später in dankbarer Erinnerung die Pfarre von Lassahn bei Stintenburg.

**) Graf Reventlow auf Altenhof, der Luise, die Schwester des Grafen Friedrich Bernstorff, geheiratet hatte.

***) Brief an die Mutter. Göttingen, 14. März 1829.

teuerste Mama", schreibt er, „was ist denn eigentlich mein »unseliger Ahnenstolz«? Soviel ich weiß, nichts anderes, als ein übertriebenes, ja vielleicht, ich gestehe es gerne ein, an Narrheit grenzendes Interesse an allem, was Altertum, Genealogie und Rittertum betrifft, welches mich oft dazu verleitet, mehr davon zu sprechen, als ich sollte, wie es ja einem jeden so geht, daß er gern von dem spricht, was ihn amüsiert. Wann aber hat irgend jemand gesehen, daß ich mich stolz gegen einen Niedrigeren betragen habe, oder ihn nur habe merken lassen, daß ich es sei? Denn gegen Leute, die mir gleich, oder höher als ich stehen, könnte es wohl nie anders, als für Spaß ausgelegt werden. Aus welchem Grunde dürfte denn also mir jemand den Stolz übelnehmen? — — Die Geburt an und für sich gibt in meinen Augen gewiß dem Menschen keinen Wert, und ich werde daher durchaus nicht einen Adligen um dieser Eigenschaft willen höher stellen, als einen andern von gleichem, inneren Werte, obwohl es möglich sein kann, daß ich mich mehr zu ihm hingezogen fühle, weil es fast immer jedem Menschen angeboren ist, sich gern zu seinesgleichen zu halten. Ich für meine Person freue mich allerdings meiner edlen Geburt, und da mich dies für manches andere irdische Glück, worauf ich verzichten muß, entschädigt, so finde ich es kein Unglück für mich, und ich versichere Dir, daß mich dieses Gefühl noch nie zu etwas Schlechtem bewogen hat!"

Der Kirchenbesuch am Sonntag zog Bernstorff in Göttingen manche Spötteleien zu, die vielleicht mit den Anstoß zu manchen melancholischen Stimmungen bei ihm gegeben haben mögen. Doch verschwanden diese letzteren bald wieder in der heiteren Umgebung der alten Musenstadt. Als die Stunde des Scheidens von Göttingen heranrückte, empfand er erst so recht, wie sehr er sich daselbst unter seinen studentischen Freunden glücklich gefühlt. Namentlich von dem jungen Herrn v. Werther, dem Sohn des bekannten preußischen Staatsministers, mit dem er dort zusammen studiert hatte, trennte er sich sehr ungern. Da die Persönlichkeit Werthers in Bernstorffs Leben noch öfters eine Rolle spielen sollte, so mögen die Worte Albrechts aus einem seiner Briefe in jenen Tagen über den Freund hier mitgeteilt werden: „Mit Werther, den ich sehr gern leiden mag, werde ich wohl noch lange zusammenbleiben, da er ebenfalls

zu Ostern nach Berlin geht und dieselbe Karriere als ich machen will. Er hat auch zugleich mit mir angefangen zu studieren. Nur ist er mir dadurch weit voraus, daß er immer in den ersten Hauptstädten Europas gelebt hat, französisch wie ein Franzose spricht und überhaupt schon ein gemachter Diplomat ist, worüber wir uns oft sehr amüsieren müssen!"

Noch ehe die Göttinger Studienzeit abgelaufen war, beschäftigte begreiflicherweise Bernstorffs Sinnen und Denken oft in sehr ernster Weise der Gedanke an seine Zukunft. Brieflich sprach er dem Vater den Wunsch aus, in preußische Dienste zu treten — sei doch jenes Reich das einzige, dessen Dienst für ihn eine große Anziehungskraft besitze. An Preußen habe er von den Tagen der Kindheit an gehangen, und nur in diesem Staate habe die diplomatische Laufbahn, zu der er allein Neigung besitze, für ihn wirklichen Wert. Allerdings wolle er dieselbe erst nach vollendetem juristischem Studium beginnen. — Solchen Gründen konnte der Vater seine Zustimmung nicht versagen. Im Herbste des Jahres 1829 begab sich Graf Albrecht als Student nach Berlin, wo er von seinem Onkel, Grafen Christian Günther v. Bernstorff, dem Staatsminister Friedrich Wilhelms III., mit offenen Armen empfangen wurde.*) Nichts rührender, als die innige Liebe des gereiften Mannes, der selbst keinen Sohn besaß, zu seinem jugendlichen Neffen. In seinem Hause bot er dem letzteren eine zweite Heimat dar. Er führte Bernstorff in die große Gesellschaft ein, wo dieser seine Welt- und Menschenkenntnis erweitern konnte, empfahl ihn der Huld des Monarchen und sorgte auch für sein seelisches Leben durch zahlreiche Anregungen auf den verschiedensten geistigen Gebieten. Seine Gattin, die bereits erwähnte Gräfin Elise, stand ihm dabei mit edlem weiblichem Feingefühl zur Seite. Bernstorffs Briefe schildern das Glück, das ihn im Hause seines

---

*) Graf Christian Günther v. Bernstorff, geb. 3. April 1769 in Kopenhagen als Sohn des dänischen Ministers Grafen Andreas Petrus v. Bernstorff, trat 1787 in den diplomatischen Dienst Dänemarks. 1800—1810 dänischer Minister des Auswärtigen, von 1811—1815 dänischer Gesandter in Wien, von 1817—1818 Gesandter in Berlin, im Mai 1818 auf Rat Blüchers und Hardenbergs preußischer Minister des Auswärtigen. Verließ 1832 sein Amt, starb 28. März 1835.

Onkels erfüllte, der Mutter oft in so hellen Farben, daß diese fast ein wenig eifersüchtig auf die Verwandten wurde. Doch sie wußte ja, daß ihrem Sohne keine bessere Einführung in Welt und Leben als hier zu teil werden konnte. —

Bernstorffs Schreiben aus Berlin, welche mit jugendlicher Wärme das gesellige Leben der oberen Kreise wiedergeben, können hier füglich übergangen werden. Erwähnt mag nur werden, daß er bei einer Festlichkeit mit der schönen Elise Radziwill, der Jugendgeliebten des Prinzen von Preußen und späteren Kaisers Wilhelm I., tanzte. Das Radziwillsche Haus weiß er überhaupt rühmend hervorzuheben, als eine Stätte edler Geselligkeit und geistigen Lebens. In Berlin sah er auch eine Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die damals in aller Munde waren, so den aus dem russisch-türkischen Krieg bekannten russischen Heerführer Diebitsch, den er als einen kleinen häßlichen, untersetzten Mann schildert, der aber, wie er schreibt, im Gespräch viel Geist und Temperament entwickelt habe. Einmal traf er in einer Gesellschaft den alten Staatsminister Haugwitz, welcher ihm wie eine Erscheinung aus einer versunkenen und verschollenen Welt vorkam.

Die Julirevolution erweckte auch in ihm, wie bei so vielen jungen deutschen Adligen jener Tage, ein lebhaftes Gefühl für die Sache des vertriebenen französischen Königs. Mit dem Feuer der Jugend hoffte er auf einen Krieg zur Wiedereinsetzung der legitimen Dynastie und wünschte, wie er der Mutter schreibt, „sein Streitroß besteigen" zu können, um an dem Kampfe teilzunehmen. Die erschreckte Mahnung der Mutter, daß man dabei das Leben oder wenigstens Arme und Beine riskieren könne, wies er liebevoll, aber mit recht soldatischen Gründen zurück. Als sich dann herausstellte, daß an eine Intervention nicht zu denken war, empfand er ein Gefühl großer Enttäuschung.

Graf Christian Günther waltete auch nach dem Scheiden seines Neffen von Berlin als treuer Schützer über diesem. „Meinem Sohne", so schrieb der edle Mann an Bernstorffs Mutter, „könnte ich kaum eine lebhaftere Zuneigung widmen!" Er sorgte, daß Bernstorff nach glücklich bestandener zweiter juristischer Prüfung als „k. preußischer Auskultator" nach Merseburg kam. Leider stand dem letzteren dort in der alten Stadt, die er als „ein fürchter-

liches Nest" schildert, „grade wie die kleinen Bergstädte am Harz, schief und krumm mit schrecklichem Pflaster und garstigen Häusern", eine trübe Zeit bevor. Forderte doch dort die Cholera als unheimlicher Gast ihre schrecklichen Opfer. Fortzuziehen weigerte sich Bernstorff aber auf das entschiedenste. „Ein solcher Schritt", schrieb er an den Grafen Christian, „würde sich weder mit meinem Dienste noch mit meiner Eigenschaft als Mann vertragen."

Nach Ablauf seiner Dienstzeit wurde er dann — wahrscheinlich auf Anregung des Onkels — zum preußischen Attaché mit Diäten nach Hamburg ernannt. Es galt jetzt für ihn, sich auf das zweite diplomatische Examen vorzubereiten, das er nach einigen Monaten glücklich bestand. Mit jubelnden Worten übermittelte Graf Christian Günther den Eltern die frohe Kunde und schwelgte in dem Gedanken, daß „der junge Kammerherr wie ein Sieger ins elterliche Haus zurückkehre."

Noch ehe Bernstorff die letzte Prüfung hinter sich hatte, war in bezug auf seine Vermögensverhältnisse eine glückliche Wendung für ihn eingetreten, eine Wendung, die wiederum mit einem Entschlusse seines väterlichen Freundes Christian Günther zusammenhing. Der letztere befand sich im Besitze des Gutes Dreylützow in Mecklenburg, dessen Majoratsverhältnisse nicht bestätigt worden waren. „Obgleich er keinen Sohn und drei Töchter hinterließ,*) hatte Onkel Christian stets den Wunsch gehegt, das Gut der Bernstorffschen Familie zu erhalten. Am liebsten würde er es gleich nach Bestätigung des Majorats seinem Neffen Albrecht übergeben haben, wogegen sich jedoch verschiedene Einflüsse geltend machten. Um keine Ungerechtigkeit durch irgendwelche Bevorzugung zu begehen, bestimmte er, daß seine Brüder um das Besitztum losen sollten. Dies geschah nach seinem Tode, und das Los entschied für Albrechts Vater, den Grafen Friedrich, der darauf lakonisch scherzhaft an seine Familie schrieb: „Albrecht kann heiraten!" Denn es stand bis dahin fest, daß dieser nicht in der Lage sein würde, standesgemäß eine Frau zu ernähren." Im Jahre 1835 sollte Graf Albrecht das große Unglück erleben, seinen teuren väterlichen Freund zu verlieren. Starb Graf Christian Günther doch nach schweren Leiden in

*) Aufzeichnungen der Gräfin Anna v. Bernstorff.

den Armen seiner heißgeliebten Gattin Elise. Es war der erste große bittere Verlust im Leben für Graf Albrecht. Aber im Geiste lebte er mit dem Verstorbenen weiter, und immer wieder stieg das Andenken des herrlichen Mannes bei jedem Erfolge seiner späteren Laufbahn vor ihm auf. Oft und gern erzählte er kleine rührende Züge vom Onkel, so z.B. „wie er (Albrecht) gleich nach bestandenem diplomatischen Examen zu jenem hingeeilt sei, um ihm zuerst die frohe Kunde zu bringen. Da habe ihn der an Gicht daniederliegende Kranke unter heißen Tränen umarmt und ihm eine (noch jetzt im Besitz der Familie befindliche) goldene Uhr geschenkt."

Bereits vor dem Ableben des Grafen Christian hatte Graf Albrecht eine Ernennung als Legationssekretär nach Holland erhalten. Einem schon früher an ihn ergangenen Rufe, nach Kopenhagen zu gehen, wozu ihn der preußische Gesandte in Kopenhagen, Graf Radczinsky, zu bestimmen gesucht, war von ihm auf Rat des Onkels nicht Folge geleistet worden. „Du bist noch viel zu sehr Däne", sagte der letztere zu ihm, „um am dänischen Hofe als der Vertreter einer fremden, leicht mit dem dänischen Interesse in Widerstreit stehenden Macht auftreten zu können."

In den Briefen aus dem Haag, in welchen er auch die rührende Liebe zu „Onkel Christian und Tante Elise" oft in ergreifender Weise ausspricht, erzählt Bernstorff mit großem Talent von dem geselligen Leben der Holländer, und entwickelt bei der Schilderung ihrer Schwerfälligkeit und Steifheit sowie ihrer originellen Sitten meist einen sehr glücklichen Humor. Er selbst ward in der Haager Gesellschaft, die gegen Fremde sonst sehr zurückhaltend war, mit offenen Armen aufgenommen. Im Hause des preußischen Gesandten Grafen Maltzan und dessen lebenslustiger Gemahlin sowie dessen anmutigen Töchtern verlebte er viele angenehme Stunden.*) In dem darauf folgenden Jahre sehen wir Bernstorff bereits als Legationssekretär in München. „Albrecht", schreibt Gräfin Anna v. Bernstorff in ihren Aufzeichnungen, „der einst in Merseburg glücklich der Cholera entgangen, erlag in der bayerischen Hauptstadt derselben Krankheit. — Ohne daß es bei ihm zu einem wirklichen

*) Dort verkehrte auch die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, die seit ihrer Verheiratung den Namen Gräfin Rossi führte.

akuten Anfall kam, befand er sich doch so elend, daß er wochenlang das Zimmer hüten mußte und daß seine sonst so starke Natur langer Zeit bedurfte, um die Folgen des Leidens zu überwinden. Die Vollkraft seiner Gesundheit hat er seitdem nie wieder ganz erlangt. Wenn auch seine äußere Erscheinung nichts von ihrer jugendlichen Elastizität verloren hatte, so mußte er doch in seiner Lebensweise eine gewisse Rücksicht und Schonung beobachten. In München erwarb er sich die Gunst und das Wohlwollen seines Chefs, des Grafen Dönhoff, sowie die mehrerer der angesehensten Persönlichkeiten der Münchener Gesellschaft. Besonders befreundet war er dort mit den Familien der Grafen Giech und Kielmannsegge. Die Damen waren Schwestern und Töchter des berühmten Freiherrn v. Stein. Mit dem Grafen und der Gräfin Giech führte das Leben ihn später öfters wieder zusammen. Der Graf war blind und trug sein Leiden mit großer Geduld und Ergebung, er reiste trotz desselben viel und empfing auch in München viele Leute in seinem Hause. Seine Gemahlin galt als eine sehr geistreiche und bedeutende Dame. Beide Frauen nahmen sich des jungen Diplomaten fürsorgend und teilnehmend an."

„Der Aufenthalt in München sollte freilich nicht lange dauern, denn schon im Januar 1837 wurde Bernstorff nach Petersburg geschickt, wo er noch im Herbst seine Beförderung zum Legationsrat erhielt. Sehr fesselnd erzählte er später von seinem Aufenthalte in der russischen Hauptstadt. Es war damals noch die Zeit des höchsten Glanzes und des vollen Nimbus des Kaisers Nikolaus. Im Kreise seiner schönen aufblühenden Kinder und an der Seite der liebenswürdigen Kaiserin Charlotte, die stets ein warmes Herz für ihre deutschen Landsleute behielt, umgeben von einem Luxus und einem Reichtum, der in Deutschland ungewohnt war, erschien der Kaiser als eine mächtige, seine Umgebung überragende Persönlichkeit — selbst schön und ehrfurchtgebietend. Er zeichnete den jungen neuangekommenen Preußen Bernstorff vor seinem Hofe aus und bewirkte dadurch, daß dieser auch in der russischen Gesellschaft leichter Eingang erhielt und von ihr sogar mit größter Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Bei Hofe bat man Bernstorff viel zu ganz kleinen Familienabenden, wo es sehr unbefangen und heiter zuging. Er erzählte gern, wie bei irgend einem Gesellschaftsspiel der

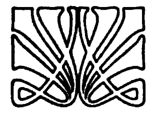
Kaiser auf seinem Schoße gesessen habe. Auch die Kaiserin bezeigte ihm das größte Wohlwollen. Die Nachricht seiner Ernennung nach Paris im Januar 1838 wurde deshalb von den Majestäten mit Unzufriedenheit aufgenommen, ja sie versuchten sie rückgängig zu machen. Das letztere lag nun aber gar nicht in Bernstorffs Wünschen, und so dankbar er auch für alle in Petersburg genossene Freundlichkeit war, so freute er sich doch sehr auf das Avancement und die neue Stellung in Paris. Teils zu Schlitten, teils zu Wagen reiste er ohne Unterbrechung, acht Tage lang, nach Berlin. Die Kaiserin, welche im Frühjahr nach Berlin kommen sollte, sagte ihm beim Abschied in Petersburg, sie würde den König, ihren Vater, bitten, daß er während ihres Aufenthaltes daselbst den Kammerherrndienst bei ihr erhalte. So lag die Zukunft lachend vor ihm, als er nach kurzem Aufenthalte in Berlin nach Stintenburg reiste. Bei seiner Ankunft in Perleberg erblickte er eine Staffette, und seine Ahnung, daß deren Botschaft ihm gelte und nichts Gutes verheiße, bestätigte sich nur zu bald. Sie brachte ihm die Nachricht vom Tode seines Vaters, der auf einem Spaziergange vom Schlage getroffen war. Bernstorff fand sein elterliches Haus in der größten Bestürzung und seine arme Mutter tiefgebeugt sowie unfähig, irgend eine Anordnung zu treffen. Zu dem Schmerze, der ihn selbst ergriffen, sollten noch materielle Sorgen kommen; traf er doch alle Vermögensverhältnisse zerrüttet."*)

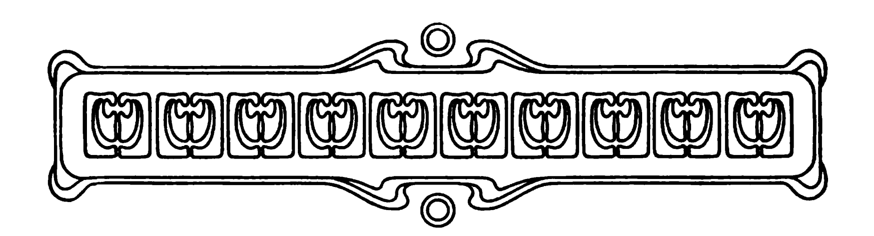
Es kam nun eine schwere Zeit für Bernstorff, da Ordnung in das Chaos daheim gebracht und alle ausstehenden Posten bezahlt werden mußten. Er und sein ältester Bruder, der sich der Landwirtschaft gewidmet, unterzogen sich dieser Aufgabe mit Energie und zwar unter großen Opfern; wollten doch beide aus Feingefühl die ganze nackte Wahrheit der Lage vor der Mutter nicht auf-

*) Die Verhältnisse waren nicht etwa zerrüttet infolge schlechter Wirtschaft des Vaters. Vielmehr hatte sich die Landwirtschaft jener Gegenden von den Schrecknissen der Franzosenzeit noch immer nicht erholt. In Drehlützow hatten die Franzosen bekanntlich furchtbar gehaust und alles Vieh weggetrieben. Seit jener Zeit brachte das Besitztum immer nur noch sehr wenig ein. Der Vater suchte gegen die schlechten Verhältnisse mannhaft anzukämpfen und verschwieg sie aus Zartgefühl gegen die Seinen.

decken.*) Da Dreylützow dringend die beständige Anwesenheit des Besitzers verlangte und Bernstorff wenig Sinn und auch infolge seiner Laufbahn keine Zeit für die Landwirtschaft hatte, so tauschten die Brüder die Besitzungen. Jener nahm Dreylützow und Bernstorff Stintenburg. „Er liebte diesen Besitz", fährt die Erzählung der Gräfin fort, „unendlich. Die eigentümliche reizende Lage desselben — es schwebte ein Hauch von Poesie darüber — zog ihn ungemein an, während diejenige von Dreylützow, das keine Naturschönheit besaß, ihn weniger angenehm berührte. Die Ordnung seiner häuslichen Verhältnisse veranlaßte Bernstorff, um eine Verlängerung seines Urlaubes zu bitten, und nötigte ihn auch, den ihm zuerkannten Kammerherrndienst bei der Kaiserin von Rußland abzulehnen. Er meinte später, daß er nicht ganz sicher sei, ob die Kaiserin jene Ablehnung ihm nicht nachgetragen habe. Gewiß ist es, daß er sich nie mehr einer besonderen Gunst oder einer freundlichen Erinnerung von dorther zu erfreuen hatte. Allerdings verknüpften ihn später nicht mehr viele persönliche Beziehungen mit Rußland; nur dienstliche Beziehungen zu dieser Macht kamen für ihn in Betracht. Oft hat er später bald für einen Russenfreund, bald für einen Russenfeind gegolten, ohne daß eine von beiden Ansichten gerechtfertigt gewesen wäre. Man kann überhaupt von Bernstorff sagen, daß er nur von einem Gedanken beseelt war, dem der Größe und der Macht Preußens, und daß er diesem Ziele in unbedingter treuester Pflichterfüllung nachstrebte. Niemals ließ er sich von seinen persönlichen Gefühlen leiten, wenn es sich um das Wohl des Staates oder um Dinge der großen Politik handelte."

*) Von dem, was ihre beiden Söhne damals für sie getan, hat sie nie etwas erfahren.





II. Kapitel.

Lehrjahre. — Neapel, Paris, München. 1838—1848.

Legationsrat in Paris. — Louis Philipp und sein Hof. — Die Familie Koenneritz. — Heirat. — Berlin. — München. — Trübe Schicksale der Bernstorffschen Familie. — Bernstorff Vertreter Küsters in Neapel. — Schwere Erkrankung der Gräfin; Sorrent; Abberufung; Tod Friedrich Wilhelms III. — Die europäische Lage; Heimkehr. — Bernstorff als Geschäftsträger in Paris; Tod des Herzogs von Orleans. — Vortragender Rat in Berlin. — Dem gräflichen Paar ein Sohn geboren. — Bülows schwere Erkrankung. — Bernstorff Gesandter in München; sein Debut bei König Ludwig; Lola Montez. — Sturz des Ministeriums Abel. — Das Kabinett Maurer. — Gesellschaftliches Leben in München; der Diebstahl in der Gesandtschaft. — Das Geschenk und der Brief Friedrich Wilhelms IV. — Aufruhr in München; Flucht der Lola Montez. — Ernennung Bernstorffs zum Gesandten in Wien.

Im Sommer des Jahres 1838 ward Bernstorff zu der preußischen Gesandtschaft in Paris versetzt, wo der junge Diplomat aus altem vornehmem Hause am Hofe des Bürgerkönigs und in den obersten Kreisen der Gesellschaft die beste Aufnahme fand. Mit nicht ganz vorurteilsfreien Ansichten und Auffassungen hatte er die Reise nach der französischen Hauptstadt angetreten. Wie wir wissen, war er ja seit den Tagen der Kindheit an stets antifranzösisch gewesen. Merkwürdig ist es nun, daß er gerade in Paris, was er selbst früher für unmöglich gehalten, durch seine Heirat sein dauerndes Lebensglück begründen sollte. Lernte er doch hier die mit Gaben des Geistes und Herzens so reich bedachte Tochter des sächsischen Gesandten v. Koenneritz kennen. Der ganze Herzensroman — die Geschichte seiner Liebe und Heirat — ist in den Briefen an seine Mutter so anschaulich und mit solchem Feingefühl, solcher Herzlichkeit und solcher Liebenswürdigkeit beschrieben, daß es hier kaum weiterer Zutaten und Erläuterungen bedarf.

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 27. Juli 1838.

.... „Ich fühle mich in der großen Stadt etwas verlassen. Bekannte habe ich fast keine hier, und die wenigen, die ich habe, sehe ich beinahe nicht, da hier jeder seinen Weg geht. Ich reite spazieren, fahre und gehe fast täglich in der Stadt herum, um dies und jenes zu sehen. Dabei komme ich in der Regel mit leeren Taschen zurück, da die Läden gar zu verführerisch sind und einem immer wieder etwas fehlt. Im Theater habe ich zweimal die »Hugenotten« gesehen, die wundervoll sind und viel Ähnlichkeit mit ihrem älteren Bruder »Robert der Teufel« haben..... Ab und zu bin ich auch in Gesellschaft, hier oder auf dem Lande. Die Gräfin Apponyi*) ist von einer ganz außerordentlichen Güte gegen mich. Sie protegiert mich förmlich, hat mir angeboten, mich vorzustellen, wenn ich irgend wünschte usw. Du weißt, liebste Mama, daß sie eine große Rolle in der eleganten Welt spielt. Sie ist eine sehr liebenswürdige, gute Frau. Ein Haus, das mir sehr gefallen hat, ist das des sächsischen Gesandten Koenneritz.**) Eine rechte erquickliche deutsche Häuslichkeit. Er ein Mann von sehr anständigem Äußern und angenehmem Wesen, und sie eine sehr artige, gebildete häusliche Frau. Die älteste Tochter, ein ganz junges Mädchen, ist ausgezeichnet hübsch und hat den hübschen deutschen mädchenhaften Ausdruck. Sie wohnen auch auf dem Lande ziemlich weit. Meine Jugendfreundin, Frau v. Meyendorff, habe ich hier ebenfalls wiedergefunden. Vor etwa acht Tagen bin ich in Neuilly dem König und der Königin der Franzosen

*) Die Gemahlin des österreichischen Botschafters in Paris, von Bernstorff wegen ihres liebenswürdigen Wesens sehr geschätzt.

**) Hans Heinrich Frhr. v. Koenneritz auf Lossa und Erdmannsdorff, Wirkl. Geheimer Rat, langjähriger Gesandter in Paris, später Oberhofmeister und Oberkammerherr, geb. 7. Februar 1788, † 21. Mai 1863. Seine Gemahlin: Louise, Freifrau v. Koenneritz, geb. Freiin v. Werthern, geb. 9. September 1798, † 10. Oktober 1891; deren Kinder: 1. Anna, Gräfin Bernstorff, 2. Rosa, geb. 1. Januar 1823, vermählt 24. Dezember 1848 mit Herrn v. Heygendorff, verw. Generalin, lebt in Dresden, 3. Richard, Graf v. Koenneritz, geb. 29. Juli 1828, Gesandter a. D., Präsident der I. Sächs. Kammer, lebt auf Lossa und in Wurzen, 4. Léonce, geb. 4. März 1835, † 20. Januar 1890, Königlich Sächsischer Finanzminister.

vorgestellt. Sonst war niemand da, so daß ich die jungen Herrschaften noch nicht gesehen habe. Der König fragte mich, wie nahe ich mit Onkel Christian verwandt sei und wie mit meinem Großvater, den er einst in Kopenhagen gesehen hat. Er war sehr artig, wie auch die beiden Damen. Vornehm sieht er nicht aus, aber klug. Die Königin hat einen sehr freundlichen Ausdruck und ein häßliches, aber gutes, edles Gesicht, wie ich mir den Kaiser Franz denke, mit dem sie auch nahe verwandt war. Man fährt dort hin und macht Visite im Frack. Der König war in Frack und Schuhen, ganz elegant. Übrigens trägt er eine Perücke, die ihn nicht schöner macht!" ....

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 16. September 1838.

.... „Meine Mittel sind so gering, daß es noch ganz von meiner Karriere abhängt, ob ich einmal werde heiraten können. Dies ist eine Aussicht, die ich nicht aufgeben mag und kann und die mir immer notwendiger, nicht nur zu einer äußerlich glücklichen, sondern auch zu einer in höherer Hinsicht befriedigenden Zukunft erscheint. Auch hier werde ich mich noch eine Zeitlang so herumtreiben, aber schon wird jener Gedanke immer reger in mir, und wenn meine Lage danach wäre, ich weiß nicht, ob ich nicht schon ernster daran dächte..... Vor einigen Tagen, wo einmal ein schöner, warmer Septembertag war, ritt ich hinaus zu den Koenneritzens nach Château de Vaucresson, — gut eineinhalb Meile von hier. Ich liebe solche Ritte sehr, besonders zu so angenehmen Leuten. Man reitet erst durch das ganze Bois de Boulogne, dann durch St. Cloud und den dazu gehörigen Park, der steil und hoch an dem Ufer der Seine liegt und von dem aus man eine sehr schöne Aussicht auf Paris und seine Umgebungen hat und dann weiter meist zwischen Weinbergen oder vielmehr Weinfeldern, so daß der ganze Weg hübsch und freundlich ist. Meine Pferde, besonders meine schöne „Britannia", die überhaupt viel Beifall findet, werden auch dort nach Gebühr gewürdigt, was meiner ritterlichen Eitelkeit immer etwas schmeichelt. Da ich Dir die Koenneritzens öfters nenne und sie auch hier, weil sie nun bald hereinziehen, wohl am meisten sehen werde, so hörst Du vielleicht gern etwas Näheres von

ihnen. Er ist ein großer, schöner, sehr vornehm aussehender Mann, noch in guten Jahren, ich denke fünfzig, aber mit ziemlich stark gebleichtem Haar. Er steht allgemein sehr in Achtung, als ein rechter deutscher Ehren- und Biedermann. Sie ist eine geborene Freiin v. Werthern, aus einer der vornehmsten und ehemals mächtigsten Familien unseres Herzogtums Sachsen. Hübsch kann man sie wenigstens jetzt nicht mehr nennen, sie hat aber ein angenehmes, weibliches, deutsches Gesicht. Sie ist eine vortreffliche Hausfrau und Mutter und zärtliche Gattin. Hier in Paris, wo man buchstäblich gar nicht weiß was Ehe ist, tut es wohl, ein solches Verhältnis zu sehen. Übrigens ist, beiläufig gesagt, die Apponyische Ehe auch eine vortreffliche. Ich erinnere mich, daß mein verstorbener Freund Oberg in seinen Briefen aus Paris ebenfalls sehr vorteilhaft über Frau v. Koenneritz schreibt. Koenneritzens haben vier Kinder, die beiden ältesten sind Töchter, die beiden anderen Knaben, von denen der jüngste erst einige Jahre alt und sehr niedlich ist. Von den Töchtern ist die jüngste (Rosa) kaum erwachsen, die älteste (Anna) auch ganz jung, ich weiß wirklich nicht wie alt. Letztere ist sehr hübsch, von mittlerer Größe, hat dunkelblondes Haar, feine regelmäßige Züge und einen Teint von Milch und Rosen, — sie ist überhaupt blühend und frisch und hübsch gewachsen. Die jüngere hat weniger hübsche Züge und sieht blaß und kränklich aus, ist aber auch ein hübsches Mädchen, noch sehr still und etwas ernst. Es sind beide sehr artige und wohlerzogene Wesen, haben allerhand Talente und sind recht sehr gebildet. Eine Erziehung von guten, deutschen Eltern mit allen den Mitteln, die Paris bietet, muß gut sein. Apponyis und Koenneritzens sind sehr liiert miteinander und verkehren viel zusammen. Die junge Gräfin Apponyi, auch kaum erwachsen, ist ebenfalls außerordentlich wohlerzogen."

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 19. November 1838.

.... „Meine Herzensmama, es gehen mir jetzt manchmal allerhand Gedanken im Kopf herum, und wenn ich des Abends aus freundschaftlich-landsmännischer Gesellschaft zurückkehre, so schwebt mir ein hübsches Bild unwillkürlich des Nachts gar oft

vor den Augen. So geschah es mir, deucht mich, mit Mädchen noch nicht im Leben. Ist dies ein entscheidendes Zeichen? Das weiß ich nicht. Ich glaube, der Mensch wählt nicht in dieser großen Frage. Gott wählt für ihn. Und so wähle ich auch nicht und werde nicht wählen. Wenn es ist, so kann es nicht anders sein. Mit Kopf und Verstand reichen wir doch nie weit genug, um zu wissen, was uns frommt. Die Herzen müssen sich von selbst finden. Darum kann uns nur Gott leiten, und ich bitte Ihn oft, daß Er mich nicht irre gehen lasse. Darum widerstrebe ich nicht den Gefühlen, die Er mir ins Herz gelegt und die nicht unrein sind noch sein können. Wie weit sie mich führen werden, das überlasse ich auch nur Ihm. Mein Verstand, meine ruhige Überlegung sagen mir nichts, um mich abzuschrecken!"

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 23. Dezember 1838.

.... „Ich komme eben aus unserer Kirche, und da es regnet und ich daher nicht meinen gewohnten Ritt machen kann, so schreibe ich — wenngleich ich noch auf Gelegenheit warte — Dir schon heute, meine teure, geliebte Mama! Es ist mir ein Bedürfnis, weil mir das Herz so voll ist — o! so voll, wie nie in meinem Leben! Ich war schon in der Kirche, als Frau v. Koenneritz mit ihren Töchtern eintrat. Da der Prediger gerade vor dem Altar war, blieb sie in der Tür stehen — gerade mir gegenüber. Wie ich sie da stehen sah, betend mit gesenktem Blick — ich kann Dir nicht sagen, wie mir zu Mute war. Wie eine Madonna stand sie da! Ich war heute recht eigens hingegangen, um Gott an heiliger Stätte aus dem tiefsten Grunde meiner Seele zu danken — denn, meine Mama, Dir muß ich es schon heute sagen, es ist so gut wie entschieden! Ich habe die Einwilligung der Eltern, und über die des Mädchens lassen sie mich nicht im Zweifel, falls ich es sonst noch sein könnte." ....

Bernstorff hatte seinen Entschluß, wie er am Ende des Briefes schreibt, seit langem gefaßt. In seinen damaligen „beschränkten und ungewissen Verhältnissen" war es ihm jedoch unendlich schwer erschienen, „um ein solches Kleinod" zu werben. Endlich aber

mußte das Schweigen gebrochen werden, da „die Welt“ sich hineinmischte, die Eltern mit Fragen bestürmte und ihn, Bernstorff selbst, „darauf anredete“. Es zeigt so recht Bernstorffs schlichte, männliche Ehrenhaftigkeit, wenn er, wie er sagt, „in dieser Herzensangelegenheit den allerlegitimsten Weg“ gehen wollte. Durch die Gräfin Giech, seine Freundin, wurde zunächst die Mutter vorbereitet. Sie und der Vater stimmten freudig ein, zumal sie erklärten, daß „Vermögensbedenken für sie nicht existierten“. Die Mutter freute sich sogar darüber, daß ihre „häuslich erzogene Kleine“ bescheiden anfangen müsse. In dem vorher erwähnten Briefe vom 23. Dezember hatte Bernstorff noch geschrieben: „Die Mutter sagte mir: »Aber finden Sie sie nicht zu jung? Sie müssen sie sich noch erziehen!« Erziehen wird nun zwar nicht nötig sein, aber es ist auch eine eigene Freude, ein eigenes Glück, ein so jugendliches Wesen — noch fast ganz ohne äußere Eindrücke, noch so biegsam, lenksam, so bildsam — zu erhalten, und daß es das rechte Gefühl ist, das je ihr jungfräuliches Herz berührt, das ist doch auch schön!“ ....

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 29. Dezember 1838.

„Es ist schneller gegangen, als ich dachte und als ich Dir es in meinem letzten Briefe schrieb. Heute habe ich meine Braut umarmt, meine süße, liebe Braut, die meine Liebe ganz erwidert. Ich konnte es nicht länger aufschieben. Die Mutter hatte nicht vermeiden können, ihr zu sagen, daß ich ernsthaft an sie dächte und nächstens mit ihr selbst sprechen würde. Da war es zu schwer für das Mädchen und für mich auch, uns auf diese Weise noch täglich unter Menschen zu sehen. Sie hatte die Mutter gefragt, das gute Kind, was sie mir denn antworten sollte, und als diese ihr erwiderte: »Ganz was Dein Herz Dir sagt!« hatte sie freudig ausgerufen: »So darf ich?« Nachher hatte die Mutter sie gefragt: »Nun, was wirst Du denn antworten?« worauf sie erwiderte: »O, das will ich ihm lieber selbst sagen.« Das hat sie mir denn heute, als ich um vier Uhr verabredetermaßen hinkam und man uns allein ließ, so freudig und innig wie möglich gesagt. Das war eine Wonne. Zum ersten Mal »mein« sagen zu können. Sie

ist so innig, so zärtlich. Wir haben das »Sie« auch gleich verbannt — das ist nicht möglich, — wenngleich man hier gräßlich steif und gemessen sein muß und sich unter Menschen nicht einmal die Hand geben darf!"

In einem späteren Briefe vom 25. März 1839 spricht Bernstorff von der echten, schlichten Frömmigkeit der Familie Koenneritz und fährt dann fort:

„Es ist mir überhaupt eine unbeschreibliche Beruhigung, ein religiös erzogenes junges Mädchen bekommen zu haben. Ein anderes hätte ich um keinen Preis der Welt haben mögen, und ohne die Gewißheit zu haben, hätte ich mich nie entschließen können, zu heiraten. Nicht daß ich selbst so wäre, wie ich es sein sollte und wie ich es meiner Erziehung nach sein könnte, aber den Wert, die Notwendigkeit davon habe ich nie, auch in den jugendlichsten, leichtsinnigsten Zeiten meines Lebens nicht verkannt. Das verdanke ich allein den ernsten Grundsätzen, die Deine mütterliche Lehre und Sorgfalt in frühester Kindheit in unseren jugendlichen Herzen geweckt hat. Durch Dich weiß ich, was eine christliche Mutter, ein christliches Eheweib wert ist.

„Von der Liebe und Innigkeit meiner Anna machst Du Dir keinen Begriff. Ich habe eine so zärtliche und strahlende Braut noch nicht in meinem Leben gesehen, und zwar ist sie gar nicht leidenschaftlicher Natur, sondern es ist weibliche Weichheit und Innigkeit des Herzens; es ist reine Wärme und Liebe!"

Bernstorff an seine Mutter.

Paris, den 29. April 1839.

„Heute sind es vier Monate, seitdem ich meine Anna zum ersten Mal in die Arme schloß; das waren herrliche vier Monate, die mich von Tag zu Tag mehr beglückt haben und mir täglich mehr die Überzeugung von der unaussprechlichen Gnade gegeben haben, die mir in einem Wesen zu teil geworden ist, welches solcher Liebe für mich fähig ist und so dazu gemacht ist, mein Herz ganz und ungeteilt für immer zu besitzen. Ich hatte in dem letzten Jahre wirklich kaum mehr geglaubt, daß man in meinem Alter, nach so vieler und mannigfaltiger Berührung mit der Welt,

noch so jugendlicher, so wonnevoller Liebe fähig sei; ich meinte, dazu müsse man achtzehn bis zwanzig Jahre alt sein. Ich dachte, es würde sich jetzt doch wohl schon ein bißchen Vernunft, ein bißchen ruhige Berechnung mit in das Gefühl, in die Wahl mischen, das Feuer würde weniger heiß, ich mag nicht sagen, leidenschaftlich sein, weil Leidenschaft nie taugt. Aber ich habe mich gottlob geirrt. — Ich bin nicht älter als achtzehn bis zwanzig Jahre in meinem Gefühl. Ein solches Gefühl habe ich nie gehabt und konnte es nie haben, und ich fühle die ganze Wonne desselben gewiß noch eben so warm, eben so ungeschwächt, als ich es je in meinen jugendlichen Jahren hätte tun können."

Im Juli sollte die Hochzeit im Königreich Sachsen zu Erdmannsdorf, im Heim von Bernstorffs Schwiegereltern, stattfinden. Schon längere Zeit vorher verließ die Familie Koenneritz Paris. Der Abschied, den Bräutigam und Braut voneinander nahmen, war ein sehr schwerer, obwohl die Trennung nur wenige Monate dauern sollte. Bald rückte der Tag der Vermählung heran. Aus der Zeit vor und nach derselben sind einige gemütvolle Briefe Bernstorffs an seine Mutter erhalten:

Bernstorff an seine Mutter.

Erdmannsdorf, den 25. Juni 1839.

„Annas Hochzeitsanzug habe ich schon einmal beschrieben; ich habe mich auch von Kopf bis zu Fuß dazu neu eingekleidet und werde ganz einfach im blauen Frack in weißer Weste und Halstuch sein und nicht in Uniform. Das stellt am besten meine einfache bescheidene Lage in der Welt vor: ohne Orden, fast ohne Vermögen ... nichts als ein Name, so rein, wie das Weiß meiner Weste und ein gesunder, kräftiger Arm, um meine zarte Braut zu halten und zu schützen! Glücklicherweise ist meine Anna so einfach und anspruchslos, was die äußern Schätze und Ehren der Welt betrifft, daß das Glück ihrer Liebe ihr nichts zu wünschen übrig läßt; aber so mußte es sein, damit ich es wagen konnte, meine Hand — so kahl und leer wie sie ist — anzubieten."

Bernstorff an seine Mutter.

Erdmannsdorf, den 11. Juli 1839.

„Wie wirst Du uns denn in Stintenburg bei Tisch setzen, meine Herzensmama? Wir haben uns versprochen, zu Hause für gewöhnlich nur nebeneinander zu sitzen, also bitte, trenne uns nicht ... wir werden in der Welt schon oft genug nicht nebeneinander sitzen können! Wir werden von hier wahrscheinlich am 25. nach Töplitz abfahren und nicht wieder hierher kommen, sondern durch die sächsische Schweiz nach Dresden reisen und in Lossa von den Eltern Abschied nehmen; dann geht es nach Düben. Unsere Trauung wird hier um 2 Uhr in der Kirche sein, die wahrscheinlich zum Sticken voll sein wird, da die ganze Umgegend so viel Interesse daran nimmt. Um 6 Uhr morgens wird geläutet und vom Turm geblasen. Es werden wahrscheinlich viele Deputationen, Gratulationen usw. stattfinden, und überhaupt wird viel Leben sein. Leute und Volk tanzen auf der Wiese und nachher im Nebenhaus und in der Schenke. Das Volk ist sehr gut, freundlich und teilnehmend.*)“

Bernstorff an seine Mutter.

Dresden, den 9. August 1839.

„Es sind nun morgen vierzehn Tage (27. Juli), daß wir Erdmannsdorf verließen, von der Gemeinde zu Pferde ein paar Stunden weit begleitet. Nach Mitternacht trafen wir erst in Töplitz ein, fanden gegen Erwarten kein bestelltes Quartier, sondern mußten im furchtbarsten Platzregen von Haus zu Haus fahren, um eins zu suchen, und erhielten endlich mit Mühe eine Stube, während die Kammerjungfer auf der Treppe, freilich im Wagen, übernachten mußte. Ein ganz artiger Anfang des ehelichen Lebens, der uns übrigens in unserer guten Stimmung nur Spaß machte! Den anderen Morgen bekamen wir besseres Quartier. Gleich morgens auf der Promenade begegneten wir dem König**), der uns freundlich anredete und Glück wünschte, darauf der Prinzessin Friedrich der Niederlande, die ein gleiches tat. Abends war Ball, wo die hohen Herrschaften wieder zugegen waren, und meine Anna großen Beifall

*) Die Trauung fand am 21. Juli um 2 Uhr statt.

**) Friedrich Wilhelm III.

erntete. Dies erste Auftreten miteinander in der Welt machte uns großes Vergnügen, und wenn wir stets so freundlich behandelt werden und immer so guten Eindruck machen, wie man es uns dort gesagt hat, so können wir zufrieden sein. Den ersten Walzer tanzten wir zusammen, was sehr gefallen haben soll. In der Welt kann ich mich an die Rolle des Ehemannes noch nicht gewöhnen und bliebe lieber mein ganzes Leben Bräutigam, soviel lieber mir jene Rolle auch sonst ist.

„Den zweiten Tag war wieder Promenade und abends Tee bei Clary.*) Beide Tage machten wir nachmittags hübsche Fahrten, nach Marienschein, nach Dux usw. Am dritten Tage reisten wir früh ab ... denke Dir wohin! ... nach Prag, wo wir zwei Tage zu unserer großen Befriedigung blieben. Auf der Rückreise nach Töplitz bestiegen wir den Milischauer, den höchsten Berg in Böhmen, mit herrlicher Aussicht. In Töplitz blieben wir nur die Nacht und haben dann drei Tage in der sächsischen Schweiz zugebracht, die viel großartiger ist, als ich es mir gedacht hatte. Wie göttlich überhaupt diese ganze Reise mit meiner süßen lieblichen Frau so ganz allein und ungestört, das brauche ich Dir nicht zu sagen, meine Mama! Eine hübschere Reise und in fröhlicherer Stimmung ist nicht möglich; ich hätte sie gerne noch um Monate verlängert, denn ich fühle jetzt gleich wieder, wie viel weniger man sich unter Menschen genießt. Hier langten wir den 5. an und fanden Annas Eltern und Geschwister. Vorgestern wurden wir bei Hofe vorgestellt, und zwar einer unerhörten Menge von Majestäten und Königlichen Hoheiten, nachdem wir erst ein von der Prinzessin Amalie**) geschriebenes neues Lustspiel von ihr selbst sowie vom Prinzen Johann***) und andern Liebhabern hatten spielen sehen. Es waren dort, nämlich in Pillnitz, außer den sächsischen Majestäten

*) Fürst Edmund Moritz v. Clary, damaliges Haupt der österreichischen Adelsfamilie der Clarys und erbliches Mitglied des Herrenhauses, Besitzer der Fideikommißherrschaft Teplitz.

**) Amalie, Herzogin von Sachsen, älteste Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, Schwester der Könige Friedrich August II. und Johann von Sachsen, dramatische Schriftstellerin (1794 bis 1870).

***) Der spätere König von Sachsen (regierte 1854 bis 1873), Bruder und Nachfolger König Friedrich Augusts II., geb. 12. Dezember 1801.

und Prinzlichkeiten unser Kronprinz und Kronprinzessin, die Kaiserin-Mutter von Österreich, die verwitwete Königin von Bayern, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Erbherzog von Koburg usw. Morgen fahren wir auf den Königstein, nachdem Annas Schwester und Mutter nach Karlsbad abgereist sein werden. Übermorgen reisen wir dann mit der Eisenbahn nach Lossa, dem Gute des Ministers Koenneritz, wo wir eine Nacht bleiben, von da nach Düben und etwa den 16. nach Berlin."

Mit dieser. Schilderung des bunten Lebens und Treibens in Pillnitz klingt die fröhliche Hochzeitsreise aus. Noch in späteren Jahren dachte Bernstorff oft an jene schöne Zeit zurück und dankte dem Geschick für den reichen Schatz, den es ihm damals in seinem Weibe beschert. Welche schweren Stunden ihm das Leben auch im Laufe seines Daseins bescheiden sollte, er hatte die treue Genossin gefunden, die fortan als tröstender und schirmender Engel an seiner Seite blieb.

Nach der Hochzeit führte Bernstorff seine schöne junge Frau, strahlend vor Glück, in Stintenburg ein. Der Aufenthalt dort sollte jedoch für ihn zu einem sehr traurigen werden, da der Typhus gerade damals beide Söhne seines Bruders in der Zeit von drei Tagen dahinraffte. Aus diesen trüben Verhältnissen wurde Bernstorff durch seine Berufung nach Neapel herausgerissen, wo er den preußischen Gesandten, Herrn v. Küster, welcher kränklich war und sich auf längere Zeit hatte beurlauben lassen, vertreten sollte. Am 18. März trat er die Reise nach dem Süden an. Er und seine Frau begrüßten frohlockend das Wunderland Italien, das mit seinen Reizen ihre Herzen ganz gefangen nahm.*) Die erste Einrichtung und das Einleben in die neuen Verhältnisse in Neapel waren zwar mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, aber schließlich

*) In Rom sah er mit Entzücken das wundervolle Schauspiel der Beleuchtung der Peterskirche. „Es ist nämlich die ganze Kirche mit ihrer herrlichen weltberühmten Kuppel von außen dergestalt erleuchtet, daß das Ganze wie ein Feuergebäude dasteht mit dem feurigen Kreuz auf der in rötlichem Licht erglühenden obersten Kuppel, die wir schon ein paar Stunden weit schimmern und strahlen sahen." (Brief an die Mutter. Neapel, 2. Mai 1840.)

fühlten sie sich dort überaus glücklich und zufrieden.*) Bernstorffs Stellung in jenem Lande soll an dieser Stelle nicht näher geschildert werden, weil sich später bei seinem zweiten Aufenthalt in Neapel Gelegenheit finden wird, auf sein Verhältnis zur deutschen Kolonie daselbst, das ein sehr inniges war, näher zurückzukommen.**) Eine schwere Erkrankung seiner Frau drohte Bernstorffs Lebensglück ein jähes Ende zu machen. Er pflegte sie, gemeinsam mit dem ihm treu ergebenen Arzte Zimmermann, mit größter Hingebung und innigstem Vertrauen auf Gottes Hilfe, bis er sie nach vielen Wochen dem Tode abgerungen hatte. Seine Liebe zu ihr war in jenen Tagen, wie er selbst sagt, noch mehr vertieft worden. In Sorrent in einer entzückenden, zwischen Orangen- und Zitronenbäumen gelegenen Villa genas seine Gattin dann ganz.

Endlich nahte die Abberufung von Neapel, die man in einer für Bernstorff peinlichen Weise wieder hinausgeschoben. In der Heimat war seit dem Tode des von ihm tiefbetrauerten Königs Friedrich Wilhelm III. vieles anders geworden. „Aus der Ferne hatte er mit Spannung die neue Entwicklung der Dinge in Preußen verfolgt, besonders im Hinblick auf die vaterländischen Interessen. Die Huldigung in Berlin, die Veränderungen in den ständischen Angelegenheiten, die glänzenden von Begeisterung getragenen Reden König Friedrich Wilhelms IV. — alles das zog seine volle Aufmerksamkeit auf sich. Die Lage Europas zeigte, nachdem die Orientfrage eine Zeitlang die Welt erregt, jetzt ein friedlicheres Aussehen, was namentlich mit der in Paris herrschenden ungewöhnlichen Ruhe zusammenhing. Hatte doch dort das neue Ministerium sich das Verdienst erworben, nach der von Verordnungen förmlich übersprudelnden Verwaltung des Herrn Thiers einen geregelten Zustand der Dinge wieder herbeizuführen und ein schickliches Verhältnis zu den fremden Kabinetten wieder herzustellen. In London wiederum

*) In Neapel verkehrten sie besonders intim mit Lebzeltern, dem österreichischen Vertreter und dessen Gattin.

**) In politischer Hinsicht erlebte Bernstorff in Neapel einen Konflikt zwischen der englischen und der neapolitanischen Regierung über das Monopol der den Schwefelhandel betreibenden Kompagnie, ein Monopol, dessen Beseitigung England forderte. Der Streit ward jedoch bald beigelegt.

war man im Begriff, durch ein Schlußprotokoll, an dem Frankreich teilnahm, die letzte Hand an eine Verständigung zwischen den Großmächten in der orientalischen Verwicklung zu legen.*)"

In Berlin erwartete den Grafen, obwohl er bei seiner Ankunft vom Könige sehr gnädig empfangen wurde, manches Unangenehme. Der junge Herr v. Werther, der im Dienstalter hinter Bernstorff stand und diesen im Haag, in München und in Paris ersetzt hatte, erhielt jetzt den Posten eines Gesandten für die Schweiz. „Bernstorff empfand diesen Vorgang auf das schmerzlichste, beinahe wie einen Verrat an der Freundschaft, hatte man doch bisher die Regeln der Anciennität streng eingehalten. Die Ernennung Werthers war die erste Abweichung von denselben.**)"

Auch die Aussicht, Bunsen, der wie die Gräfin schreibt, „zum Erstaunen vieler, zur Unzufriedenheit mancher", zum Gesandten Preußens in London ernannt worden war, auf eine kurze Zeit an der Themse zu vertreten, scheiterte.***) Endlich, nach drei Monaten bangen Harrens, erhielt Bernstorff den Posten eines preußischen Geschäftsträgers in Paris, eine Stellung, die an Bedeutung jene in Neapel weit überragte und den Grund zu seiner weiteren politischen Laufbahn legte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft durcheilte die Straßen der Seinestadt die Nachricht von dem Tode des jungen Herzogs von Orléans, des Thronerben, der die ganze Freude der königlichen Familie gewesen. Er stand im Begriffe, zu seiner Gemahlin nach Plombières zu reisen — sein Pferd scheute — er sprang unglücklicherweise aus dem Wagen und verlor sein Leben. „Dieser für die Dynastie unberechenbare Verlust verursachte in Paris die größte Bestürzung. Wenn auch Bernstorff keine Sympathie für das Prinzip

*) Aufzeichnungen der Gräfin Anna v. Bernstorff.

**) „Minister Werther", berichtet die Gräfin in ihren Aufzeichnungen, „war von seiner Stellung zurückgetreten und hatte zur Bedingung seines Abgangs dreierlei verlangt: den Schwarzen Adler-Orden, sein volles Gehalt und einen Posten für seinen Sohn — die böse Welt setzte hinzu: auch einen Mann für seine Tochter. Die drei ersten Wünsche wurden, trotz anfänglichen Widerstrebens des Königs, erfüllt."

***) Bekanntlich hatte der König, der damals zum Besuche des englischen Königs nach London ging, Bunsen bei seiner Rückkehr auf kurze Zeit mit nach Berlin nehmen wollen. (Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen, der vielgenannte Gelehrte und Staatsmann; 1791 bis 1860.)

der Regierung Louis Philipps empfand, so erfüllte ihn doch großes Mitgefühl mit der königlichen Familie, die als solche ein musterhaftes Beispiel eines Familienlebens gab, namentlich mit der edlen Königin Marie Amélie, der er sowie ihren Kindern die größte Anerkennung zollte.*)

Auf Wunsch Heinrich v. Bülows,**) der nach der Erkrankung v. Maltzans am 2. April 1842 zum Minister des Auswärtigen ernannt worden war, übernahm Bernstorff jetzt die Stellung eines Vortragenden Rates im Ministerium.***) Mit Fleiß und Eifer versah er das neue Amt, obwohl seine Tätigkeit dabei eine sehr gebundene war. „Es ist genug gesagt", meldet die Gräfin Anna v. Bernstorff in ihren Aufzeichnungen, „wenn man hier die Tatsache feststellt, daß der Minister, Herr v. Bülow, keine Arbeit in die Welt gehen ließ, ohne daß Bernstorff sein B. darunter gesetzt hatte. So mühevoll sich auch seine Tätigkeit gestaltete, so fesselte sie Bernstorff, nachdem er sich eingewöhnt und eingerichtet, in hohem Maße. Noch in späterer Zeit hat er diese drei Jahre im Ministerium in Berlin als in politischer Hinsicht äußerst bildend und lehrreich geschildert und mit Freuden an sie zurückgedacht."

„Unerklärlich bleibt es, weshalb Bernstorff so viel Feinde hatte, wie er selbst in einem seiner Briefe erwähnt. Es lag einzig und allein daran, daß er von Geburt kein Preuße war und durch sein brillantes Debüt wohl Neid erregt hatte.†) Sein Onkel Christian lag nun im Grabe und seine Verwandten, von denen

*) Aufzeichnungen der Gräfin Anna v. Bernstorff. Der Königin Marie Amélie, zweiten Tochter König Ferdinands I. von Neapel, bewahrte die Gräfin ihr ganzes Leben lang die größte Liebe und Verehrung.

**) Freiherr Heinrich v. Bülow (1792 bis 1846), Gatte der jüngsten Tochter Wilhelms v. Humboldt, Gabriele, von 1827 bis 1841 Gesandter in London, wo er eine einflußreiche Tätigkeit entwickelte, 1841 Gesandter am Bundestag in Frankfurt a. M. (Vgl. Gabriele v. Bülow. 12. Aufl. Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn.

***) Bernstorff hatte gehofft, den Posten in Konstantinopel zu erhalten, den ihm der Minister v. Maltzan in Aussicht gestellt. Im letzten Augenblick aber erhielt Le Coq die Stellung, mit dem Bülow in vieler Hinsicht nicht mehr übereinstimmte und den er deshalb auf diese Weise entfernen wollte.

†) So schreibt er später einmal: „Will die »Kreuzzeitung« etwas gegen mich vorbringen, so nennt sie mich immer den »Schleswig-Holsteiner«."

früher so viele in Berlin gelebt, hatten die Stadt verlassen. Wenn er sich deshalb einmal aus der Hauptstadt entfernte, trat niemand im Beamtentum für ihn ein und seine Neider hatten freies Spiel. Namentlich in der Koterie Herrn v. Werthers suchte man die Verdienste Bernstorffs zu verkleinern, weil man die Bevorzugung des jungen Werther rechtfertigen wollte. Aus andern Gründen als aus den hier angegebenen können die Feindseligkeiten gegen ihn nicht erklärt werden, da er äußerst wohlwollend, immer geneigt zu helfen und sehr eigen im Dienste war — ja geradezu peinlich in der Erfüllung seiner Pflicht. In seiner äußeren Erscheinung lag vielleicht etwas Kaltes und Strenges, was sich aber gänzlich verlor, wenn man ihn näher kennen lernte. Ungeachtet seiner Pflichttreue und des Vertrauens, welches Herr v. Bülow ihm entgegenbrachte, 'dauerten die Intrigen gegen ihn fort. Trotzdem behauptete er siegreich seine Stellung. Am 26. Juni 1843 wurde er zum Geheimen Legationsrat befördert, in welcher Position er während jener drei Jahre verharrte. Niemals bot er seinen Gegnern eine wirkliche Handhabe zum Angriff, so daß sie später, als es sich um seine Versetzung handelte, zu schändlichen Lügen greifen mußten."

In der Absicht recht zurückgezogen und eingeschränkt zu leben, hatte Bernstorff eine kleine Wohnung am Leipziger Platz gemietet.*) Nur ab und zu sah er einige nahe Freunde bei sich. Die Gesellschaft in Berlin war damals sehr angenehm — klein aber zusammenhaltend und Streitigkeiten abhold. Die Gesandten — zum großen Teil seit vielen Jahren dort akkreditiert — lebten mit den Berliner höheren Kreisen, in welche mehrere von ihnen hineingeheiratet hatten, in freundlichstem Einvernehmen. Eine große Zierde der Gesellschaft bildete Henriette Sontag, die Gräfin Rossi, deren Mann sardinischer Gesandter war. Beide vereinigten einen kleinen, hochgebildeten Kreis bei sich, welchen die Gräfin mit ihrem vollendeten Gesang bezauberte. Zuweilen kam Bernstorff mit seiner Gattin auch zu den Hoffesten, die damals sehr glänzend gefeiert wurden. So nahm er beispielsweise an einem Kostümfest teil, das eine Hoflustbarkeit in Ferrara darstellte, als König Oberto und seine Gattin in einem selbstverfertigten reizenden Kostüm als Fee

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

Logistella. Man gab damals so viele Festlichkeiten dieser Art im königlichen Schlosse, daß einige Geistliche, wie die Prediger Goßner und Arndt, dagegen wetterten und diese Bälle von den Kanzeln ihrer Kirchen als „teuflische Mummereien“ bezeichneten. Leider konnte Bernstorff der Berliner Geselligkeit nicht recht froh werden, weil die Gräfin sich sehr oft leidend befand. Mit Kindern war Bernstorff bisher nicht beschenkt worden. Sein Bruder besaß — nach dem Tode seiner beiden Söhne — nur Töchter, so daß der Familie männliche Nachkommen fehlten. Endlich gingen Bernstorffs innerste Herzenswünsche in Erfüllung. Am 20. Mai 1844 wurde ihm ein Sohn geboren, über den er eine unbeschreibliche Freude empfand. „Wir wollen ihn, schreibt er am 21. Mai an die Mutter, Andreas Petrus nennen — möge Gottes Segen auf ihm ruhen, und er im Geiste seiner Väter zu einem echten Bernstorff und was mehr ist: zu einem wahren Christen aufwachsen!“ *)

Im Mai desselben Jahres wurde Bernstorff vom Minister v. Bülow zum Gesandten in München vorgeschlagen, worauf die königliche Ernennung sofort erfolgte. Bülow aber, der in jener Zeit sich in einer unerklärlichen Gemütsstimmung voll Gereiztheit und Launenhaftigkeit befand, befahl ihm, ohne irgend einen triftigen Grund anzugeben, die Abreise zu verschieben. Vielleicht würde Bernstorff das neue Amt noch recht lange nicht haben antreten können, wenn nicht bei Bülow, welcher zu seiner Erholung nach Kissingen gegangen war, die in ihm schon seit langem latent vorhandene Geisteskrankheit zum Ausbruch gekommen wäre.

Bald nach dem Tode Bülows, der längere Zeit nach dessen Rücktritt vom Amte, 1846, erfolgte, richtete die Prinzessin von Preußen einen schönen und bemerkenswerten Brief an die Gemahlin Bernstorffs.**) Die nahe Bekanntschaft der Gräfin mit der Prinzessin war während einer Badekur in Homburg im Jahre 1845

*) Bernstorff an seine Mutter, Berlin, den 29. September 1844: „Wenn Du ihn (den Kleinen) doch einen Augenblick sehen könntest, wenn er in seinem weißen Mäntelchen und weißen Hütchen vor unserem Hause spaziert und seine wunderhübschen blauen Augen uns aus seinem rosigen Gesichtchen entgegenleuchten!“ Der Knabe erhielt übrigens auf Wunsch der Gräfin noch den Namen Albrecht, wie dies auch später bei allen Söhnen der Fall war.

**) Siehe Anhang am Schlusse des Werkes.

entstanden, wo letztere sich der Gattin Bernstorffs in sehr gütiger Weise angenommen und sie ihres frischen und geistvollen Wesens wegen sehr lieb gewonnen hatte. Auch später blieben die Prinzessin und der Prinz von Preußen stets in näherem Verkehr mit dem gräflichen Ehepaar. „Sie kennen mich hinreichend," heißt es in freier Übersetzung in dem Schreiben vom 28. April 1846, „um zu wissen, daß ich eine wahre Natur bin; Sie werden mir daher glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß Ihr vorletzter Brief einer der tiefempfundensten, bestgeschriebensten und interessantesten war, die ich seit langem erhalten." Die Prinzessin kommt dann auf die Frische der Empfindungen und die Gerechtigkeit und Objektiviät des Urteils der Gräfin in den schriftlichen Mitteilungen dieser zu sprechen und schreibt: „Das sind, glauben Sie mir, große Vorzüge bei einer Frau, die, wie Sie, dazu berufen ist, häusliches Glück zu spenden und eine Rolle in der großen Welt zu spielen! Weder Geist ohne Herz, noch Herz ohne Geist vermag diesen Anforderungen gerecht zu werden, erst die Vereinigung beider gewährt den Liebreiz, der allen Ansprüchen der Lebensstellung gewachsen ist!"

Nach der Ernennung v. Canitz'*) zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten konnte Bernstorff endlich mit seiner Frau und seinem 15 Monate alten Söhnchen zu Beginn 1845 nach München abreisen. Seine Feinde hatten noch kurz vorher versucht, ihn wegen seiner angeblich extrem evangelischen Richtung als ungeeignet für den Münchener Posten zu bezeichnen. So sollte er nach der Äußerung des neapolitanischen Gesandten, Baron Antonini, einmal über den heiligen Rock von Trier gesagt haben: „ce lambeau de guenilles!" Infolge dieser Umtriebe ging ihm der Ruf eines Katholikenhassers voran. „Dieser Ruf ward auch später die Veranlassung zu einer gereizten Rede, welche der König von Bayern bei der Antrittsaudienz an ihn richtete. Bernstorffs Feinde ahnten nicht, daß sich ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten sein Debüt in München schließlich doch zu einem glänzenden gestalten würde. Der König ließ bei jenem Empfange, während der Unterhaltung, scheinbar unabsichtlich, das ihm von dem neuen Gesandten überreichte Beglaubigungsschreiben fallen und wiederholte

*) Vgl. Anm. S. 80.

dies dreimal; das erste Mal hob Bernstorff das Schreiben auf, nachher ließ er es liegen, so daß der König sich selbst danach bücken mußte. Gerade dadurch aber hatte er dem Monarchen imponiert, und seit dieser Zeit blieb seine Stellung in München eine höchst befriedigende."*)

Dies war um so bemerkenswerter, als sein Vorgänger, Graf Dönhoff, ein grundfester und unbefangen denkender Mann, unter den Angriffen der Ultramontanen schwer zu leiden gehabt hatte. Dönhoff wurde von jener Partei als ein Beschützer des evangelischen Glaubens in Bayern dargestellt sowie der Parteilichkeit beschuldigt und das von denselben Leuten, die in dem Kreise der preußischen Regierung im Verein mit dem Erzbischof von Köln letzteren ganz offen zum Widerstande aufstachelten. „Weil König Ludwig", schreibt Heinrich v. Treitschke, „selbst die Rolle des katholischen Kurfürsten Max spielen wollte, witterte er jetzt überall politische Umtriebe des Protestantismus". Als Graf Dönhoff nachher an den Bundestag versetzt und sein Nachfolger Graf Bernstorff bei dem bayerischen Monarchen eingeführt wurde, da beklagte sich Ludwig bitter über die parteiische Haltung des bisherigen Gesandten.**) Bernstorff erwiderte mündlich und schriftlich, er würde sich niemals in das Treiben der bayerischen Parteien mischen, aber auch nicht seine Glaubensgenossen von sich stoßen, nicht die politischen und religiösen Sympathien seiner Regierung verleugnen und nicht darauf verzichten, leidenschaftliche Angriffe gegen evangelische Richtungen zurückzuweisen.***)

„König Friedrich Wilhelm", erzählt Treitschke weiter, „bemerkte zu dem Bericht: „er hat wie ein Ehrenmann und rechter preußischer Gesandter gesprochen". In Berlin war der Eindruck ein großer. „Hätten Sie doch Zeuge des allgemeinen Jubels sein können, den dieser Bericht erregte," schrieb der Geh. Hofrat Weymann an Bernstorff†) damals aus dem Ministerium — „so etwas ist noch nie dagewesen und ich freue mich aufrichtig, daß ein solcher Moment sich einem Manne dargeboten hat, der Kopf und Herz auf dem

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

**) Dönhoffs Berichte vom 20. Januar und 2. Februar 1842.

***) Bernstorffs Bericht an den König. 31. Oktober 1845.

†) Geh. Hofrat Weymann an Bernstorff. Privatschreiben. Berlin, 13. März 1845.

rechten Fleck hatte, um ihn zu erfassen". Und Schleinitz sagte in seinem an Bernstorff gerichteten Glückwunschbriefe:*) „wenn die junge diplomatische Schule fortfährt sich so gut zu bewähren, so bricht für unsere Diplomatie ein neues Morgenrot an, das jeder Freund Preußens und Deutschlands mit hoher Freude begrüßen muß!" Bernstorff hielt auch an dieser besonnenen, aber ihrer Ziele sich bewußten Politik dem bayerischen Könige gegenüber mit solchem Erfolge fest, daß ihm Friedrich Wilhelm IV., als Bernstorff im Frühjahr 1846 zum erstenmal wieder nach Berlin zurückkehrte, sagte: „daß Ich mit Ihnen zufrieden bin, ist begreiflich, daß mein Schwager es aber auch ist, das haben Sie klug angefangen!"

Die Zeit, welche Bernstorff in München verlebte, namentlich vom Jahre 1846 ab, war eine sehr bewegte. Das Ministerium Abel, welches gewissermaßen im Namen des ganzen bayerischen Ultramontanismus die Herrschaft über Bayern ausübte, galt damals der gesamten gebildeten Welt als eines der größten Ärgernisse der Zeit. Endlich führte die skandalöse Episode mit der schönen Tänzerin Lola Montez, die den König bekanntlich ganz beherrschte und die im Laufe der Zeit in einen immer größeren Gegensatz zu dem Ultramontanismus geraten war, den Sturz des Kabinetts herbei. „Herr v. Abel," schreibt Treitschke, „benutzte die Gelegenheit, um mit Anstand und in der Positur eines Kämpfers für Moral und Sitte seinen langgefährdeten Posten verlassen zu können." Bernstorff sah die Demission des Ministeriums an und für sich als ein großes Glück für Bayern an und schrieb sofort nach Berlin, wie es sich hier nicht um eine Episode handle, sondern ein vollständiger Systemwechsel bevorstehe. Allerdings hielt er es für ein tiefbedauerliches Zubehör dieses sensationellen Ereignisses, daß das Königtum dabei eine schwere Wunde erhalten hatte, denn die „moralische Niederlage", gestand er, sei bei diesem. Und welche höchst bedenklichen Erscheinungen waren während der „Revolution" zutage getreten! Die Hauptschreier in der Menge schienen, wie Bernstorff selbst bemerkt zu haben glaubte, bezahlte Söldlinge einzelner Minister zu sein. Einer der letzteren hatte schon tagelang

*) Graf v. Schleinitz (damals Vortragender Rat in der politischen Abteilung des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten), an Bernstorff. Berlin, 12. November 1845 (Privatschreiben). (Vgl. auch S. 97 Anm.)

vorher den Ausbruch der Unruhen mit Sicherheit vorhergesagt. So wurde von seiten des Vertreters einer deutschen Regierung selbst, wie Bernstorff mit Schmerz wahrnahm, den Revolutionären in Deutschland vorgearbeitet. Man mußte sich eben von einem höheren Standpunkte aus damit trösten, daß der grimmigste Feind des Protestantismus, der Kultur und der Bildung und der größte Widersacher Preußens in Süddeutschland auf längere Zeit hinaus aufs Haupt geschlagen war.

Bekanntlich wendete König Ludwig nunmehr seine Gunst den Liberalen zu; v. Maurer, der neue Ministerpräsident, der den Ultramontanen als Protestant doppelt verhaßt war, begab sich sogleich zu Bernstorff, um diesem im Auftrage des Königs mitzuteilen, daß „die Herrschaft der Jesuiten in Bayern zu Ende sei.“*) Zugleich bat er den letzteren, eine günstige Beurteilung des Ereignisses den preußischen leitenden Kreisen zukommen zu lassen. Bernstorff entgegnete sofort: sein Urteil stehe über das Ereignis noch nicht ganz fest, weil ihm noch nicht alle Einzelheiten bekannt seien. Jedenfalls aber habe er den letzten Schritt des Ministeriums Abel, das dem Könige seinen Willen hätte aufzwingen wollen, nicht billigen können. Er (Bernstorff), wie noch andere seiner diplomatischen Kollegen — so erklärte er mit Festigkeit — ständen auf dem Standpunkt, daß, wenn im Laufe der Ereignisse etwa der König selbst bedroht werden sollte, sie den letzteren verteidigen und diese ihre Auffassung bei ihren Regierungen zur Geltung bringen würden. So hielt also derselbe Vertreter Preußens, der bei seiner Ankunft in München so argwöhnisch vom Hofe betrachtet worden war, jetzt als Champion des Monarchen seinen Schild über das bayerische Königtum.

Während man in Wien grollte, herrschte an den kleinen Höfen und im Auslande große Freude über den Systemwechsel. Wenn damals von einzelnen Seiten Bernstorff vorgeworfen wurde, daß er angeblich die Gunst der Stunde nicht benutzt habe, um die diplomatische Herrschaft Preußens in Bayern aufzurichten, so ist dieser Vorwurf ganz unbegründet. Auf eine kühne, weitaussehende Aktion hätte sich der preußische Gesandte schon deshalb nicht ein-

*) Bernstorffs Bericht an den König. München, den 16. Februar 1847.

lassen können, weil er wußte, daß es seines Königs Art nicht war, „moralische Bedenken über politischen Zwecken zu vergessen". Friedrich Wilhelm IV. verabscheute übrigens die in Bayern zur Herrschaft gekommene liberale Richtung fast ebenso wie die ultramontane.

Das Leben in gesellschaftlicher Hinsicht gestaltete sich für Bernstorff und seine Gemahlin in München recht angenehm. Sie zeigten sich auf den Festlichkeiten und Bällen der höheren Beamten und der Aristokratie, wo sie überall in der freundlichsten Weise empfangen wurden. „Die schönsten Bälle", berichtet Bernstorff im Februar 1845 seiner Mutter, „sind jedenfalls bei der Herzogin von Leuchtenberg, wo wir gestern waren. Heute ist Ball beim Minister des Äußern, dann diese Woche noch ein Künstlerball, wo die Künstler sich kostümieren und endlich ein Studentenball, wozu, wie ich höre, Hof und diplomatisches Korps eingeladen werden. Zuletzt haben wir noch einen kostümierten Ball beim Herzog Max. Wir sind im Domino . . . Es gibt auch sogenannte Akademien, ein Odeon, wo wir im Domino mit dem Hut auf dem Kopf mit der Königin Boston spielen und allerhand dergleichen sonderbare Einrichtungen. Übrigens ist der Winter interessant durch die Stände. Wir bringen oft den Abend bei Giechs zu, wo man Leute aller Farben findet . . . Beust*) geht ungern, doch ist mir Hohenthal, der ihn ersetzt, auch recht angenehm. Wir sehen ziemlich viel Geistliche, Künstler und Gelehrte!"

Das Klima bekam Bernstorff nicht so schlecht wie er befürchtete, hatte er doch anfangs Bedenken gehabt nach München zu gehen, weil er, wie er damals schrieb, in Berlin so empfindlich gegen Erkältungen geworden war. Die Gesundheit seiner Gattin aber litt beständig. Schon vor seinem Abgang nach München war sie von einem heftigen Fieber befallen worden. In einem seiner Briefe an die Mutter meldet Bernstorff damals, sie habe so grauenvolle Anfälle von Schmerzen gehabt, daß sie gefürchet, einen zweiten solchen Anfall nicht zu überleben und von ihrem Gatten Abschied genommen. Auch im Frühjahr 1846 trat das Leiden der Gräfin wieder so heftig auf, daß

*) Graf v. Beust, der später viel genannte sächsische Ministerpräsident und Hauptgegner Preußens, war damals sächsischer Gesandter in München.

sie sich auf Anraten der Ärzte sofort nach Franzensbad begeben mußte. In Besorgnis um ihren Zustand reiste ihr der Gatte einige Tage später nach. Während der Abwesenheit der beiden ward in Bernstorffs Heim in München eingebrochen, wobei ein großer Teil der Diamanten seiner Frau, bares Geld, Ringe, alle Orden, sowie sämtliche Habseligkeiten an Kleidern usw. abhanden kamen. Die Diebe waren Bernstorffs eigene Bediente. Sie entflohen zunächst nach der Schweiz, in der Absicht, sich von da auf Umwegen nach Amerika begeben. Der Kammerdiener gab sich unterwegs für einen Grafen Seefeld aus und benahm sich, mit Bernstorffs Orden geschmückt, als vornehmer Herr. Die Diamanten und den Kammerherrnschlüssel hatten die Übeltäter für 1500 Gulden verkauft. Sie wurden unterwegs festgenommen, doch gelang es nur einen Teil des Verlorenen wieder herbeizuschaffen.

In der Schilderung der Gräfin über ihre Fahrt und jenen Vorfall zeigt sich so recht das eigentümlich sensitive Seelenleben dieser Frau. Sie litt damals förmlich unter der Vorahnung eines kommenden Unglücks. Zuerst erzählt sie, wie entsetzlich schwer ihr die Trennung von ihrem Gatten geworden sei, wie sie gleich bei der Ankunft in Franzensbad habe umkehren wollen. Als dann zu ihrer Freude ihr Gatte plötzlich nachkam, schwand ihre Erregung, und die Kunde von dem Diebstahl nahm sie mit größter Ruhe auf. „Als ich die mir mit höchster Schonung mitgeteilte Nachricht davon erfuhr, fühlte ich nur eine unendliche Erleichterung und Freude und bedauerte einzig und allein, daß durch die Liebe und Güte der Königin, meines Mannes und meiner Freunde mir dies so lange verheimlicht worden war, denn da Mann und Kind sich wohl befanden, war mir alles andere gleichgültig".

„Ich muß noch einiges über meinen Aufenthalt in Franzensbad sagen und dabei in dankbarer Erinnerung der vortrefflichen Königin von Bayern*) gedenken, die sich auf die liebevollste, mütterlichste, rührendste Weise meiner annahm. Ich aß täglich bei ihr, wurde täglich zum Spazierengehen abgeholt und war der Gegenstand ihrer ganz besonderen Liebe und Pflege. Regnete es früh,

*) Therese, geb. Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, † 1854.

so schickte sie mir den Wagen, bot ihn mir auch an, um z. B. meinen lieben Mann, der mich aufzusuchen gekommen war, zurückzubegleiten. Als ich ihr sagte, mein Mann habe nicht gewünscht, daß ich ihn begleite, damit ich nicht allein zurückfahren müsse, sagte sie: „Aber meine liebe Gräfin, wie konnten Sie glauben, daß ich Sie allein würde haben fahren lassen, ich wollte nachfahren, um Sie dann in Empfang zu nehmen".

König Friedrich Wilhelm IV. ersetzte übrigens dem Grafen in überaus liebenswürdiger Weise einen Teil des Verlorenen, indem er der Gräfin eine herrliche Brosche mit einem schönen in Diamanten gefaßten Smaragd von hohem Werte übersandte und zur Wiederherstellung des gräflichen Haushaltes eine ansehnliche Summe spendete. Im September war der König auf seiner Reise nach dem Süden in der Gesandtschaft zu München abgestiegen und hatte mit dem gräflichen Paar — das in eifrigster Weise bemüht gewesen, dem Monarchen den Aufenthalt in der bayerischen Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen — manche freundliche Stunde verbracht. Jetzt suchte er sein Geschenk für die Gräfin mit dem Dank für jene Tage in feiner Form zu verbinden. Das humoristisch-schalkhafte Begleitschreiben des Königs zu dieser Gabe ist nur zu verstehen, wenn man sich folgendes vergegenwärtigt. „In den bayerischen Hofkreisen", schreibt die Gräfin, „war eine Zeit lang davon die Rede gewesen, ob der König von Bayern von der Güte und Nachsicht der preußischen Königin das Zugeständnis würde erreichen können, die zur Gräfin v. Landsfeld erhobene Lola Montez während deren Anwesenheit in München an den Hof bringen zu können und zwar dabei noch geschmückt mit dem Theresien-Orden. Bernstorff erregte sich sehr über diese Idee, die ihm als eine Herabwürdigung des preußischen Königtums erschien. Friedrich Wilhelm IV. selbst gegenüber drückte er — bei dessen Besuch in der bayerischen Hauptstadt — seinen Unwillen darüber aus." Auf diese Empfindungen seines Gesandten spielte der König in seinem nachfolgend abgedruckten Handschreiben mit köstlicher Laune an. Die erste Seite desselben war nämlich so abgefaßt, daß sich der Inhalt nur auf Lola Montez beziehen konnte.

König Friedrich Wilhelm IV. an den Grafen Bernstorff.

Sanssouci, den 26. Oktober 1847. (Handschreiben.)

„Ich beauftrage Sie, lieber Graf mit einem Auftrage, zu dessen Ausführung eine gewisse Delikatesse gehört, welche ich in Ihnen erkannt habe. Der Auftrag schweift über die Grenzen des eigentlichen und anerkannten diplomatischen Charakters hinaus. Er gehört entschieden nicht zu den Aufträgen, deren Erfüllung zu den direkten Verpflichtungen gehört, welche Sie, lieber Graf, durch Ihren Diensteid auf sich genommen haben, und weisen Sie denselben zurück, so werde Ich das nicht als Pflichtverletzung rügen, dennoch aber Ihre allzu große Zartheit der Grundsätze außerordentlich bedauern und Sie in meinem Herzen bitter tadeln. — Zur Sache! — Es handelt sich um die Überreichung eines sogenannten Kleinods an eine Dame. Dies Kleinod ist von geringem Werthe. Die Gunst der Dame aber ist für Mich, aus Ihnen wohl erklärlichen Ursachen von sehr hohem Werthe. Es kommt nun Alles darauf an, daß die Art der Überreichung durch ihre Schmeichelhaftigkeit den Wert erhöhen, den Unwerth vergessen machen soll. Meine Bekanntschaft mit der Dame und meine Hochachtung für dieselbe muß mit Geschick herausgestrichen und geltend gemacht werden, sowie die Hoffnung auf die Erinnerung an mich von Seiten der Dame. Sie errathen gewiß sogleich, daß ich von Donna Maria de Dolores de los Montes, Gräfin von Landsfeld zu Ihnen reden will. Und dabei wird Ihnen nicht ganz gut zu*) Muthe. Das fühl' ich mit Ihnen, lieber Graf. Doch fassen Sie Muth! Erholen Sie sich, denn Sie irren sich. Meine Kommission bemüht Sie nicht über die Brienner Straße hinüber zu gehen. Sie können, ja, Sie müssen sie im Hause abmachen, denn sie gilt der Frau Gräfin von Bernstorff, Ihrer Gemahlin. Ich bitte Ihre Frau dringend, die kleine Gabe nachsichtsvoll als ein Andenken der Dankbarkeit an die Stunden anzunehmen, die ich so angenehm unter Ihrem gastlichen Dache im vorigen Monate zugebracht habe. Ich weiß sehr

*) Hier beginnt die zweite Seite des Briefes. Beim Umdrehen des Blattes sollte der Graf von seinem Schreck befreit werden — das war der Scherz des Königs.

wohl, daß ich Ihnen beiden viel Plage und Ungelegenheit verursacht habe und die haben Sie beide mit der aimablesten Contenance getragen. Dabei find' Ich, daß Ich weder Ihnen noch der Gräfin so gedankt habe, wie Sie es verdient haben. Betrachten Sie darum Meine Gabe als den guten Willen, den unvollkommen ausgesprochenen Dank zu ergänzen. Eine freundliche Aufnahme derselben von Seiten der Gräfin wird Mir ordentlich tröstlich sein. Nicht wahr, lieber Graf, Sie werden meine Commission freiwillig unter die beschworenen Pflichterfüllungen aufnehmen, um Meinetwillen? Ich küsse der Gräfin die Hand und grüße Sie und danke Ihnen noch einmal herzlich. Friedrich Wilhelm."

Bernstorffs Freude namentlich über die Form der Gabe war eine große, wie er seiner Mutter glückstrahlend mitteilte. Nachdem die Gesundheit seiner Frau nun wieder hinreichend gekräftigt, schienen Freude und Glück aufs neue in dem gräflichen Hause einziehen zu wollen. Sie verkehrten wieder viel in der Gesellschaft, wobei Bernstorff mancherlei interessante Bekanntschaften machte. „Übermorgen", schreibt er an die Mutter zu Beginn November 1847,*) „wo wir ein großes ständisches Diner geben, wird die Brosche eingeweiht werden. — — Vor mehreren Wochen hatten wir schon ein großes Diner für unsere alten Freunde aus Neapel, die Lebzelterns, deren Durchreise uns große Freude gemacht hat. Ich war gerade vorher von einer dreitägigen Jagd in der Nähe des Gebirges zurückgekehrt, wo eine Familie Krailsheim in einem alten Schlosse aus dem Mittelalter wohnt, von dem nur leider die Türme abgebrochen sind, was aber sonst ganz so geblieben ist mit all seinem Mangel an Komfort und seiner Einfachheit, selbst in den Sitten. Bei Tische aßen immer ein paar katholische Geistliche mit, welche auch mit auf die Jagd gingen und von denen der eine ein guter Schütze war. Nach Tische saß man mit den Damen in des Hausherrn Stube und dampfte, daß man den Rauch hätte mit Messern durchschneiden können. Dabei mußte jeder, er mochte wollen oder nicht, seinen Humpen Bier vor sich stehen haben. Von Kaffee oder Tee war nicht die Rede, von Wein bei Tisch auch nur zuletzt als besonderer Luxusgegen-

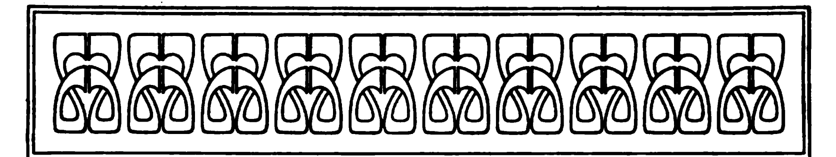
*) Bernstorff an seine Mutter. München, 1. November 1847.

stand. Dann wurden Gespenstergeschichten erzählt, deren es hier viele gibt, da es in jeder Stube spukt. Bei mir sollte des Nachts ein gespenstischer Kapuziner umgehen, ich habe ihn aber nicht gesehen, da ich wohl nach der Jagd zu gut schlief. Der Frack gehört auch dort zu den Luxusgegenständen, an die man gar nicht gewöhnt ist. Der Freiherr v. Krailsheim ist von sehr guter, alter fränkischer Familie (Protestant), ebenso seine Mutter, eine Gräfin Lamberg die auch dort war, und seine Frau, die Tochter des Grafen Luxburg in Paris. Diese war daselbst, wo ihr Vater Gesandter war, erzogen und ist erst seit weniger als einem Jahr mit dem Freiherrn verheiratet. Es muß ihr hier sonderbar vorkommen. Mir fiel besonders oft der Kontrast mit dem mecklenburgischen Leben und den dortigen Jagddiners ein." Die ganze Schilderung mutet gleich einer Eckehardidylle an inmitten des damaligen erregten politischen Treibens.

Die Katastrophe, die durch die Berufung des Ministeriums Maurer nur hinausgeschoben war, brach zu Beginn des Jahres 1848 über die ganze Lola Montez-Wirtschaft herein. Diesmal erhob sich ganz Bayern gegen die Verhaßte. Vor dem Grimm des Volkes konnte sie auch das sogenannte „Lola-Ministerium", das seit dem am 1. Dezember erfolgten Rücktritt Maurers die Zügel der Regierung ergriffen hatte, nicht schützen. Sie entzog sich der Rache des rasenden Volkes durch die Flucht. König Ludwig aber — nachdem er eine Zeitlang im stillen auf die Rückkehr der Geliebten gehofft —, legte zum Unglück seines Landes bald darauf die Krone nieder. Die Nachrichten von der Revolution in Paris und von dem Ausbruche neuer Unruhen in Bayern hatten dazu beigetragen, seinen Entschluß zu beschleunigen.

Für Bernstorff waren die Tage in der schönen Isarstadt nun gezählt. Hatte schon bisher die Bewegung der Zeit stark in sein Leben eingegriffen, so sollte er doch erst jetzt ihre höchsten Aufregungen und Schrecken an einem der Brennpunkte des europäischen Lebens kennen lernen. München war noch immer eine Stätte der Lehrzeit für ihn gewesen, in Wien erst erreichte er — um bei demselben Bilde zu bleiben — den diplomatischen Meistergrad.





III. Kapitel.

Das Jahr 1848.

Preußen und Deutschland vor der Revolution. — Die Bewegung im deutschen Süden. — Berliner Schreckenstage. — Das Märzministerium; die Versammlung in der Paulskirche. — Bernstorffs Reise nach Wien; die Flucht Kaiser Ferdinands. — Die Greuel der Wiener Revolution. — Abreise nach Linz; Geburt eines Töchterchens. — Revolution in Ungarn und Aufstand in Prag; die Siege Radetzkys in Italien. — Erzherzog Johann Reichsverweser. — Pläne Bernstorffs für eine Reichsreform. — Bernstorffs Stellung zur Versammlung in der Paulskirche und zur dänischen Frage. — Rückkehr des kaiserlichen Hofes nach Wien. — Die Revolution in Ungarn. — Der Waffenstillstand von Malmö. — Friedrich Wilhelm IV. und seine Minister. — Fürst Felix Schwarzenberg. — Vorschläge Friedrich Wilhelms IV. zur Reichsreform. — Die ersten Kämpfe mit Schwarzenberg. — Bernstorffs persönliche Schicksale.

In der Aufeinanderfolge von Flut und Ebbe, in der sich das Leben der Völker und Staaten in der Regel bewegt, hatte für Preußen mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. wieder einmal die letztere eingesetzt. Von Jahr zu Jahr ist seit jenem Ereignisse ein Schwinden des Ansehens Preußens deutlicher bemerkbar, bis dann, nachdem der größte Tiefstand erreicht, gegen Ende der fünfziger Jahre die aufsteigende Bewegung von neuem beginnt. Es war unendlich hart für Bernstorff bei seinen stolzen Vorstellungen von der Macht und Größe des preußischen Gemeinwesens, daß ihn das Geschick nötigte, einen bedeutenden Teil seiner politischen Arbeit innerhalb jener traurigen Periode zu vollbringen. Trotzdem harrte er unerschrocken aus, wie ein tapferer Soldat auf seinem Posten und machte dem preußischen Namen, obwohl sein Preußentum in gewissen Berliner Kreisen nicht für voll angesehen wurde, mehr Ehre als so mancher seiner den altpreußischen Landen entstammenden Kollegen. Mit schonungsloser Schärfe hat ja Heinrich v. Treitschke einzelne Vertreter der damaligen preußischen Diplomatie gegeißelt, die sich mit den fremden Reichen, bei denen sie akkreditiert waren, geradezu identifizierten, statt stolz das Banner ihres Staates zu entfalten.

Die französische Februarrevolution mit ihren schnellen Erfolgen brachte auch die revolutionäre Bewegung Deutschlands jetzt in Fluß. Sie brach überall mit so rasender Eile herein, daß die regierenden Klassen dem Aufstande nahezu fassungslos gegenüberstanden. Bald war ganz Süddeutschland in Aufruhr, und jene alten Tage schienen in manchen Gegenden wiedergekehrt zu sein, in welchen der Bauer einst ein grausiges Gericht über den Adel gehalten und auf dessen Schlösser „den roten Hahn" gesetzt hatte. Ein Brief Bernstorffs aus dieser Zeit zeigt deutlich die Stimmung, die ihn den furchtbaren Ereignissen gegenüber erfüllte:

Bernstorff an seine Mutter.

München, den 20. März 1848.

— — — „Die Zeiten sind furchtbar. . . . In Süddeutschland ist eine Art von Bauernkrieg, und schwarzgefärbte Räuberbanden ziehen von Schloß zu Schloß. Gott behüte uns im Norden vor solchen Zuständen, jedenfalls erheischt der Augenblick die größte Vorsicht, und wird es mir entsetzlich schwer, jetzt nicht selbst in der Heimat zu sein. Man muß jeden Streit vermeiden und die Hand zu jeder billigen Forderung bieten. Die Verfassungen von Lauenburg und Mecklenburg werden schwerlich diese Krise überstehen, und ich würde der erste sein, der zu einer vernünftigen Abänderung raten würde, damit sie nicht gewaltsam erzwungen werde, aber ich fürchte namentlich die starre Einseitigkeit des Mecklenburgischen Adels. So furchtbar diese Krise ist, so glaube und hoffe ich doch, daß sie zur Besserung der allgemeinen deutschen Zustände führen wird. In der Hand unseres Königs liegt hauptsächlich das Geschick unseres großen Vaterlandes. Gott erleuchte sein Herz! Wir haben alle eine ungeheure Verantwortlichkeit in diesen Zeiten und ich stehe auf einem schweren Posten. Wir haben hier entsetzliche Augenblicke durchgemacht — Augenblicke, wo wir Mord, Brand, Plünderung, Krieg befürchten mußten. Dies dauert noch alles mehr oder weniger fort. Es gehört die vollste Zuversicht zu Gottes Gnade dazu, um nicht unter der Last der Sorgen zu erliegen, doch wir wollen alle Sorgen auf Ihn werfen und nicht verzagen. Es ist mehr wie je nötig, den Kopf nicht zu verlieren."

Dieser Brief zeigt deutlich, daß Bernstorff zahlreichen Reformideen in der inneren und der äußeren Politik durchaus freundlich gegenüberstand, geschweige denn mit seinen Gedanken dem Lager jener Unversöhnlichen angehörte, wo man jeden Gedanken an eine Verständigung mit den Anschauungen der neuen Zeit verwarf und dadurch eine große Anzahl tüchtiger nationaler Elemente des Liberalismus in die Arme der Radikalen trieb. Auch jetzt hoffte er inmitten aller Wirren auf eine Rettung Deutschlands durch Preußen.

Selbst bei der Kunde von den Anfängen der Erhebung in Wien kam seine Zuversicht nicht ins Wanken — stand doch Preußen, wie er meinte, noch wie ein »rocher de bronze« da. Um so furchtbarer erschütterte ihn nun die Meldung, die von den revolutionären Ereignissen in Berlin zu ihm drang. Er sah nirgends Festigkeit und Stetigkeit in den leitenden Kreisen. Auch das neue Märzministerium enttäuschte ihn bitter. Namentlich seinem neuen Chef, Heinrich v. Arnim, der damals Minister des Auswärtigen in Preußen geworden war, traute er nicht die Fähigkeit zu, das Schiff des Staates zwischen den Klippen der großen Politik hindurchzusteuern.

Bernstorff an seine Mutter.

München, den 4. April 1848.

.... „Du begreifst nicht, daß ich am 20. März die Berliner Ereignisse noch nicht kannte. Wie wäre dies möglich, da sie erst am 18. anfingen und die Post hierher drei Tage gebraucht. An meinem Geburtstage erfuhr ich die schrecklichsten Nachrichten und bin niemals in solcher grauenvollen Angst und Sorge gewesen, als jenen Tag. Was mein deutsches und preußisches Herz gelitten hat und noch täglich leidet, darüber schweige ich. Hätte Gott dem König das Herz gegeben, das durchzuführen, was er begonnen, in dem Augenblick selbst, gezwungen begonnen, so würde es besser stehen, denn der Sieg der Truppen war nicht zweifelhaft, aber noch viel besser wäre es gewesen, man hätte den unseligen Kampf von lange her vermieden; und hätte man den Rat aller Vernünftigen befolgt, so wäre er vielleicht zu vermeiden gewesen, doch auch nicht gewiß, weil die revolutionäre

Partei ihn zu jedem Preis wollte und ihn auch wirklich, nachdem schon alles bewilligt, auf die schändlichste Weise bei den Haaren herbeigezogen hat. Gott hat es nicht anders gewollt, und so müssen wir glauben und hoffen, daß es zum Besseren führen wird, aber ein furchtbares Gericht geht über Fürsten und Völker. Ihr fragt, was ich machen werde. Ich werde im Dienst bleiben, so lange man mich nicht fortschickt und ich es mit Ehren tun kann. Ich habe mich längst auf das entschiedenste in dem Sinne der neuen Richtung ausgesprochen, weil ich sie von der Zeit geboten halte und wenn meine Ansichten Gehör gefunden hätten, so ständen wir diesen Augenblick anders da, insbesondere habe ich eine Wiedergeburt Deutschlands im Sinne einer größeren Einheit und größeren Stärke nach außen, ich könnte sagen von Kind auf, fast leidenschaftlich gewünscht, und kein Standesopfer würde mir, wenn dies wirklich erreicht zu werden vermöchte, zu groß sein. Daran mitzuarbeiten, könnte daher nur mein sehnlichster Wunsch und meine aufrichtigste Freude sein. Die Leute, die uns ins Unglück gestürzt haben, haben ihr Teil erhalten. Ihre Politik habe ich stets getadelt!"

Auch aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, daß Bernstorff von seinem Münchener Posten aus den leitenden Kreisen in Berlin seit langem unablässig ins Gewissen geredet und sie ermahnt hatte, der Revolution durch nationale Reformen zuvorzukommen und es dabei zunächst mit einer populären Aktion auf dem Gebiete der auswärtigen Politik zu versuchen. Doch wie hätte man sich in Berlin zu einem solchen Schritte aufraffen sollen, nachdem man dort sogar ruhig zugesehen, wie mitten im Frieden ein Stück preußisches Land — Neuenburg — von der Schweizer republikanischen Partei besetzt worden war. Schien doch in jenen Tagen, wo sich sogar das schwache Dänemark, im Vertrauen auf den Beistand anderer Großmächte, jeden Übergriff gegen Deutschland erlaubte, niemand Preußen mehr zu fürchten.

Jener Brief Bernstorffs erklärt zugleich, wie dieser gerade damals, wo man sich in den preußischen Regierungskreisen mit Reformgedanken trug, dem Ministerium als der rechte Mann erscheinen mußte, um einen so wichtigen Posten, wie den eines

preußischen Gesandten in Wien, zu übernehmen. Über die hierauf bezüglichen Beratungen im Schoße des Ministeriums liegen in Bernstorffs Nachlaß weder Aufzeichnungen noch Akten vor. Wir wissen also nicht, wessen Rat seine Sendung nach der Donau in erster Linie zu verdanken ist. Genug — eines Tages erhielt er die Weisung, sobald als möglich nach Wien abzureisen und dort jenes Amt zu übernehmen.

Bernstorff an seine Mutter.

München, den 30. April 1848.

„Ich bin nach Wien versetzt, und damit Anna überhaupt noch die Reise machen könne, müssen wir innerhalb 14 Tagen fort. Wir haben nur zwei kleine Tagereisen nach Passau, und von da zwei halbe Tage zu Dampfboot nach Wien. Das Schlimmste ist wohl die Ankunft und die erste Zeit dort. Indessen müssen wir uns willig und dankbar fügen und das übrige Gott anheimstellen. In einer Zeit wie die jetzige, wo ich nicht wußte, ob nicht meine ganze Karriere ein Ende haben würde, ist es erfreulich, durch die Ernennung zu dem vielleicht wichtigsten Posten überrascht zu werden. Es ist ein schweres Amt, aber ich nehme es mit Gott und guten Mutes an. Nach Briefen, die ich erhalte, scheinen manche zu finden, daß ich nicht fort dienen kann. Ich bin entschieden der entgegengesetzten Meinung, wie für mich, so auch für andere. In einer Zeit wie die jetzige ist es doppelt notwendig, daß die Gutgesinnten sich nicht zurückziehen und den andern das Regiment überlassen, ich finde es im Gegenteil Pflicht, daß jeder, der die Kraft dazu hat, sich der Monarchie, dem Vaterland, der guten Sache widme, um zu retten, was noch erhalten werden kann; der schlechten Sache kann und will ich nie dienen. Ich habe in guten Zeiten meine Meinungen und Ansichten nie verbergen können und werde es in bösen Zeiten nie tun. Diese Entschiedenheit und Selbständigkeit, die ich mit Gottes Hilfe immer bewahren werde, hat mir die Achtung und das Vertrauen der Regierung gewonnen, und deshalb wählt sie mich gerade zu diesem Posten. Was uns jetzt sehr beschäftigt, ist die Auflösung unserer Einrichtung und unsere Übersiedelung. Mit unseren Sachen wissen

wir noch gar nicht, was wir machen werden, denn jetzt in diesen Zeiten kauft niemand das Geringste!"

Während Bernstorff mit seiner Gemahlin Wien zueilte, ahnte er nicht, daß die Dinge dort bereits einem Chaos entgegentrieben. Das Ministerium Pillersdorff hatte sich den revolutionären Elementen gegenüber als zu schwach erwiesen, sowohl in der Hauptstadt selbst als im Reiche. Bereits war Lombardo-Venetien abgefallen, Ungarn in Gärung, das Slaventum überall in rebellischer Stimmung. Die Anhänger des Alten, in deren Lager die Erzherzogin Sophie*) den größten Einfluß ausübte, sahen schließlich in einer Flucht des schwachsinnigen Kaisers Ferdinand**) das einzige Mittel, um dem Terrorismus der Wiener Revolutionäre zu entgehen. Man wollte die Hauptstadt zunächst sich selbst überlassen und setzte das ganze Vertrauen auf das Heer Radetzkys in Italien. Endlich am 17. Mai vollzog sich die Flucht des Kaisers unter dem Vorwande einer Spazierfahrt. Man brachte ihn nach Innsbruck. Gerade in die diesem Ereignis folgenden Tage fällt die Ankunft Bernstorffs in Wien.

Über Bernstorffs erste Erlebnisse in Wien geben seine eigenhändigen nachfolgenden Aufzeichnungen die beste Auskunft.

Meine dreijährige Mission in Wien vom Mai 1848 bis Mai 1851.

Angefangen im Bade Homburg vor der Höhe im Juni 1851.***)

„Wie für jetzt, im Rückblick auf diesen inhaltsschweren Zeitraum meines politischen Lebens, meine einzige Genugtuung in dem eigenen Gefühle treuer und gewissenhafter Pflichterfüllung und in der Anerkennung gleichgesinnter Zeitgenossen liegt, so lege ich nur vor

*) Vgl. S. 61 Anm.

**) Ferdinand I., geb. in Wien 1793, Kaiser von Österreich, vermählt mit Maria Anna, der dritten Tochter des Königs Victor Emanuel I. von Sardinien, regierte vom 2. März 1835 bis 2. Dezember 1848.

***) Bernstorff hatte ursprünglich seine sämtlichen Erlebnisse während der Zeit seiner Mission in Wien niederschreiben wollen. Er ließ es aber schließlich bei nachfolgendem Fragment bewenden.

allem Wert auf das Urteil derjenigen, denen ich meinen Namen rein und unbefleckt zu hinterlassen wünsche und hoffe.

„In München, wo ich seit 1845 preußischer Gesandter war, erhielt ich am 6. Mai 1848 meine Ernennung in gleicher Eigenschaft bei dem kaiserlich österreichischen Hofe mit dem Befehl, mich so schnell als möglich auf meinen neuen Posten zu begeben. Nachdem wir in möglichster Eile, und soweit es unter den damaligen Verhältnissen überhaupt möglich war, unser Haus aufgelöst hatten, verließen wir München am 16. Mai, um die Reise nach Wien anzutreten. Wir hatten damals einen Sohn von vier Jahren, und meine Frau erwartete in den nächsten Wochen wieder ihre Niederkunft. Die Münchener Ärzte hatten gar nicht zugeben wollen, daß sie die Reise nach Wien noch machte. Sie wollte sich nicht von mir trennen, und ich sie ebenso ungern in München ohne mich zurücklassen, weil es nicht wahrscheinlich war, daß ich zur rechten Zeit zu ihr würde zurückkommen können. Da außerdem die Zeitumstände derart waren, daß sich nicht berechnen ließ, ob nicht Krieg oder Revolution sich über München, wie über die andern Teile von Deutschland und Europa verbreiten und uns vielleicht lange in der peinlichsten Trennung voneinander halten, sowie meine Frau in die größten Gefahren bringen könnten, so beschlossen wir, in völliger Übereinstimmung miteinander, den Widerspruch der Ärzte nicht zu berücksichtigen, sondern die Reise in Gottes Namen miteinander anzutreten, sie aber auf die vorsichtigste und bequemste Art für meine Frau zu machen und den Professor Dr. Hoffmann bis Wien mitzunehmen. Wir fuhren daher in unserem eigenen Wagen, meine Frau in einer äußerst bequemen Kalesche mit eigenen Pferden, in zwei kleinen Tagereisen bis Straubing, wo wir am folgenden Morgen das von Regensburg kommende Dampfboot bestiegen und die Donau bis Linz hinabfuhren.

„Das erste, was wir hörten, als wir abends am 18. Mai den österreichischen Boden betraten, war die höchst beunruhigende Nachricht, daß an demselben Tage der Kaiser, welcher am 17. Wien flüchtend verlassen, durch Klein-München eine halbe Stunde von Linz gefahren und seine Flucht nach Innsbruck fortgesetzt habe. Die Besorgnis vor feindlicher Verfolgung war so groß, daß der

Militärkommandant von Ober-Österreich Feldmarschall-Leutnant Graf Ladislaus Wrbna seinen Truppen Befehl gegeben hatte, die Brücke über die Enns, welche der Kaiser passiert hatte, zu besetzen und hartnäckig zu verteidigen, falls sie sie aber gegen etwaige Übermacht nicht halten könnten, abzubrechen. So wurden wir in Österreich empfangen. Die Vorbedeutung für unsern Aufenthalt in diesem Lande war nicht einladend. Anstatt an dem Ziele unserer beschwerlichen Reise anzulangen, wie wir es für den nächsten Tag hofften, anstatt die ersehnte Ruhe zu finden, deren meine Frau so dringend bedurfte, ließ die Flucht des Kaisers von Wien uns sogleich einen untrüglichen Blick in den Zustand des Landes, in welchem wir unsern Wohnsitz aufschlagen sollten und in die Aussichten tun, welche sich uns sowohl in betreff unserer eigenen Ruhe und Annehmlichkeit, als in betreff der politischen Ereignisse eröffneten, deren Zeugen wir sein sollten. Dies lag so klar vor unseren Augen, daß wir die ganze Nacht, welche wir im Gasthof »Zum Erzherzog Carl« in Linz zubrachten, kaum ein Auge schließen konnten, sondern in großer Aufregung überlegten, ob wir unsere Reise fortsetzen, oder wohin wir unsere Schritte wenden sollten. War der Kaiser von Österreich genötigt, seine Staaten ganz zu verlassen, so fiel meine Mission überhaupt weg. Nahm er seinen Aufenthalt bleibend oder auf längere Zeit in Innsbruck, so mußte das diplomatische Korps ihm eben dahin folgen, und in Wien konnte ich meine Funktionen weder beginnen, ohne dem Kaiser meine Beglaubigungsschreiben überreicht zu haben, noch konnte ich sie überhaupt dort ausüben, wenn der bleibende Sitz des Kaisers (und folgerecht auch der seiner Regierung) anderswo aufgeschlagen ward. War dies aber nicht der Fall, war die Abwesenheit des Kaisers nur vorübergehend und wollte er das diplomatische Korps sich nicht folgen lassen, so blieb Wien der Ort meiner Bestimmung, und ich mußte dort abwarten, wann und ob dort oder anderswo der Kaiser meine Kreditive aus meinen Händen empfangen wollte. Ohne nähere Nachrichten, ohne vorherige Anfrage von meiner Seite oder Auffordern von seiten des österreichischen Hofes konnte ich jedenfalls dem Kaiser nicht nachreisen.

„Außerdem erschienen die Nachrichten über den Grund und den Zweck der Abreise oder Flucht des Kaisers von Wien so un-

bestimmt und unzuverlässig, daß sich gar keine Schlüsse darauf bauen ließen. Endlich war der Zustand meiner Frau derart, daß eine Reise nach Innsbruck schon zur Unmöglichkeit geworden war und wir daher fast keine Wahl mehr hatten, als entweder nach Wien hinabzufahren oder in Linz zu bleiben und das Weitere abzuwarten, oder endlich die Donau wieder hinaufzufahren und die österreichischen Staaten wieder zu verlassen und in Bayern einen passenden Ort für die Niederkunft meiner Frau zu suchen. Letzteres konnte ich nicht ohne vorherige Anfrage in Berlin und Erlaubnis meiner Regierung. In Linz ins unbestimmte hinaus im Wirtshause zu bleiben, war bei dem Zustande meiner Frau nicht möglich. Wir entschlossen uns daher am andern Morgen weiter zu fahren und trafen am 19. Mai nachmittags in Nußdorf bei Wien ein. Unterwegs erhielt man fast auf jedem Haltepunkt neue beunruhigende Nachrichten über den Zustand der Dinge in Wien, und bei dem Kloster Mölk, ungefähr auf dem halben Wege, kam die Frau meines Onkels, des in Lemberg kommandierenden Generals Freiherrn William v. Hammerstein, welche erfahren hatte, daß wir an diesem Tage in Wien erwartet wurden, und sich auf ihrem nahe bei Mölk liegenden Gute Albrechtsberg aufhielt, auf das Dampfboot, um mich zu beschwören, meine Frau und unser Söhnchen bei ihr zu lassen, da Wien sich in vollem Revolutionszustande befinden solle, nachdem ein furchtbares Blutbad daselbst stattgefunden habe und der Kaiser geflohen sei. Ich konnte dieses freundliche Anerbieten unter den gegebenen Umständen nicht annehmen, weil es mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden und auch zugleich zu ängstlich für mich war, meine Frau getrennt von mir und auf dem Lande, ohne hinlängliche ärztliche Hilfe ihren Wochen entgegengehen zu sehen. Wir dankten aber verbindlichst unserer Tante, deren Bekanntschaft wir erst bei dieser Gelegenheit machten, für ihre Freundlichkeit und setzten unsere Fahrt fort, um uns jedenfalls erst zu überzeugen, wie der Zustand in Wien sei.

„Auf dem Dampfboot machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der bald darauf eine Art von trauriger Berühmtheit erlangt hat, nämlich des nachmaligen ungarischen Kriegsministers Meszharos. Er war bis dahin Oberst eines Husaren-Regiments in Italien gewesen und ging mit sichtlichem Widerwillen und schwerem Herzen

seinem neuen Beruf entgegen, dessen Annahme er anfangs abgelehnt hatte, welchen zu übernehmen ihm aber durch verschiedene Handbilletts des Kaisers, seines Herrn, ausdrücklich befohlen worden war. Er rühmte mir den Geist der damals unter den Befehlen des Feldmarschalls Grafen Radetzky stehenden italienischen Armee, welche er sehr ungern verließ und sagte mir namentlich, es sei merkwürdig und erfreulich, wie in derselben alle verschiedenen Nationalitäten sich verlören, und die ganze Armee nur von dem Geiste des engen Zusammenhaltens und von dem Bewußtsein beseelt sei, daß sie ein unzertrennliches österreichisches Heer bilde. Derselbe Mann ward später durch den Lauf der Ereignisse und wohl, wie viele seiner ursprünglich treuen, anhänglichen und loyalen Landsleute, größtenteils durch die eigene Politik des kaiserlichen Hofes und der österreichischen Regierung gegen sein Land, dahin getrieben, daß er zu den eifrigsten Anhängern der ungarischen Revolution gehörte, den ganzen Krieg gegen Österreich in seiner amtlichen Stellung mitleitete, mit Kossuth und Konsorten für die Absetzungserklärung des Hauses Österreich stimmte und nach der Vernichtung des ungarischen Heeres und Besiegung der Insurgenten durch die Russen und Österreicher mit den am schwersten Kompromittierten eine Zuflucht in der Türkei suchen mußte, wo er seitdem in Gefangenschaft gewesen ist. In jüngster Zeit hat er sich, wie ich gehört zu haben glaube, dem österreichischen Kriegsgerichte gestellt, um sich »zu purificieren«, wie der dortige Kunstausdruck lautet. Ob er abgeurteilt worden ist und welches Urteil ihn getroffen hat, ist mir unbekannt geblieben.

„Bei unserer Ankunft in Nußdorf wurden wir von dem bei der preußischen Gesandtschaft angestellten Hofrat Weymann empfangen, welcher uns vollkommen beruhigende Nachrichten über den Zustand in Wien gab und sagte, daß die Abreise des Kaisers einen heilsamen Eindruck auf die Einwohner der Hauptstadt gemacht habe, indem sie ihnen die Augen über die Folgen ihres bisherigen Benehmens geöffnet und gezeigt habe, wohin eine längere Andauer des revolutionären Zustandes sie führen würde. Die Stimmung sei augenblicklich die der Reue, und wenn man dies zu benutzen wisse, so werde man leicht wieder einen besseren Zustand herbeiführen können. Wir fuhren daher getrost in die Stadt, wo im

Gasthof »Zum Erzherzog Karl« in der Kärnthnerstraße Quartier für uns bestellt war. Wie ungeschickt man jene Stimmung der Stadt benutzte, wird sich gleich zeigen. In bezug auf die Abreise oder Flucht des Kaisers, denn es war wirklich eine solche, ist zu bemerken, daß sie infolge einer Sturmpetition stattgefunden hatte, welche das Heiligtum der kaiserlichen Wohnung auf die unwürdigste Weise verletzt und der Umgebung des widerstandsunfähigen Monarchen die Überzeugung beigebracht hatte, daß seine Person in der Burg seiner Väter nicht mehr sicher sei und daß man ihn notwendigerweise entfernen müsse, damit nicht neue Demütigungen und Erpressungen oder gar neue Frevel auf die bisherigen, bereits alles Maß überschreitenden gehäuft würden. Es war die Kaiserin Maria Anna selbst, welche den Plan zur Flucht ausgedacht und so geheim zur Ausführung gebracht hatte, daß auch niemand von ihrer nächsten Umgebung die geringste Ahnung davon hatte. Am 17. nachmittags hatten die kaiserlichen Majestäten sich mit der ganzen kaiserlichen Familie wie gewöhnlich zur Spazierfahrt in ihre Equipage gesetzt und waren so bis zur ersten oder zweiten Station auf der Straße nach Linz gefahren. Dort hatten sie Postpferde genommen und waren auf diese Weise ohne Aufenthalt bis Innsbruck weiter gereist. Man hatte so wenig gewagt, irgend etwas mitzunehmen, was die Absicht einer Reise verraten könnte, daß selbst keine Mäntel in die Wagen gelegt worden waren und der Kaiser und die Mitglieder seiner Familie in der Nacht bitter von der Kälte litten.

„Wien wurde damals beherrscht von der Akademischen Legion, welche eigentlich aus den Studenten der Universität bestehen sollte, aber unendlich viel mehr Mitglieder als diese zählte und größtenteils aus verdorbenen Literaten, Doktoren, Barbieren, selbst Handwerkern usw. zusammengesetzt war. Sie schrieb dem erbärmlichen Pillersdorffschen Ministerium Gesetze vor und leitete die Bürgerschaft und Nationalgarde, welche in unbegreiflicher Stupidität sich zu demjenigen brauchen ließ, was unausbleiblich zum Ruin ihrer Stadt führen mußte. Wie schon gesagt, hatte die Flucht des Kaisers sie augenblicklich stutzig gemacht und auch wohl die Legion ein wenig erschreckt. Das Ministerium glaubte dies benutzen zu können, um die Aula zu schließen, die Legion aufzulösen und sich

der unbequemen Vormundschaft zu entledigen, hatte aber nicht den Mut, dies mit Energie durchzusetzen und daher die dazu nötigen Mittel anzuwenden. Es ward daher am 26. Mai nur ein schwacher Versuch dazu gemacht, der aber mißglückte und aufgegeben ward, sobald man auf Widerstand stieß.

„Als an diesem Morgen der Kellner uns das Frühstück brachte und meine Frau ihn fragte: »Es ist wohl recht heiß heute?« antwortete er: »Ja, es wird wohl ein recht heißer Tag werden!« Auf weitere Nachfrage, wie dies gemeint sei, erfuhren wir, daß in der Frühe eine Abteilung Truppen nach der Universität geschickt war, um die Aula zu schließen, daß aber die Akademische Legion sich dieser Absicht widersetzt hatte und infolgedessen die ganze Stadt in Alarm war, indem man einen feindlichen Zusammenstoß zwischen dem Militär und dem Volke fürchtete. Als ich mich sofort hinunter in die Straße begab, sah ich auch bereits Kanonen auf dem ein paar hundert Schritt entfernten Kärnthnertor aufgepflanzt, mit der Mündung gegen die Straße gerichtet und mit brennender Lunte. Im Laufe des Vormittags drang das Volk aus den Vorstädten und der Nachbarschaft mit Gewalt durchs Ratsturmtor in die innere anfangs geschlossene Stadt und durchzog dieselbe in scheußlichen Aufzügen mit Geschrei und Lärm. Kaum vergingen ein paar Stunden, so waren die Straßen dermaßen mit haushohen Barrikaden angefüllt, daß alle Kommunikation gehemmt war und nur Fußgänger durch Überklettern derselben fortkommen konnten. In den beiden Ein- und Ausgängen unseres Gasthofes nach der Kärnthnerstraße und der Himmelpfortgasse wurden ebenfalls Barrikaden errichtet, so daß wir darin vollkommen eingeschlossen waren. Übrigens verging der Tag ohne Kampf, da die Regierung nicht gewagt hatte, denselben aufzunehmen. Die darauffolgende Nacht war die grauenvollste, die ich erlebt habe. Um Mitternacht wurden wir durch einen Lärm aufgeweckt, wie ich ihn nie gehört habe, und meine Frau erschrak dermaßen, daß ich ein Unglück fürchtete und um so besorgter war, als von keiner ärztlichen Hilfe die Rede sein konnte. Alle Glocken der taghell erleuchteten Stadt läuteten Sturm, ein furchtbares Geschrei und Gebrüll tobte in allen Straßen und unter unserm Fenster in der kleinen Himmelpfortgasse wurde die Barrikade, welche den Aus-

gang nach der Kärnthnerstraße schloß, so hoch aufgebaut, daß die scheußlichen und zum Teil phantastischen Gestalten, die darauf Posto faßten, in den ersten Stock des Gasthofes hineinsehen konnten. Wir wohnten zum Glück im zweiten. Als ich mich schnell angekleidet hatte und hinunterlief, um den Grund dieses plötzlichen Tumults von den Leuten des Gasthofes zu erfahren, sah ich in den unteren Räumen desselben die Proletarier und Barrikadenhelden gelagert, welche die Umstände benutzten, um frei zu essen und zu trinken. Auf meine an den Wirt gerichtete Frage erwiderte derselbe mir: »Windischgrätz ist mit vier Regimentern vor den Toren und wird gleich die Stadt angreifen. Seien Sie aber ganz ruhig, man siedet schon Wasser und Öl in der Küche, das wird man Ihnen hinauftragen, um es auf die Soldaten zu gießen. Auch müssen alle Fenster geöffnet und Pflastersteine auf die Fensterbänke gelegt werden zum Hinabwerfen auf die Soldaten!«

„Man denke sich die schauderhafte Lage, in der wir uns befanden! Sozusagen eingemauert in einer aufrührerischen Stadt, welche sogleich beschossen oder mit Sturm genommen werden sollte und in einem Gasthofe, dessen eigener Besitzer wahnsinnig genug war, ihn mit dem aufrührerischen Pöbel vermittels Pflastersteinen und siedenden Öls und Wassers gegen das Militär verteidigen zu wollen. Dazu meine Frau, schwach und erschöpft von Schreck und Ermüdung, unser vierjähriges, damals noch recht zartes, einziges Kind, und dabei keine Möglichkeit, zu entkommen, oder die geringste Aussicht irgend einer Hilfe gegen die schrecklichen Gefahren, die uns bedrohten! Was indessen die vermeintliche Gefahr eines Sturmes auf die Stadt betraf, so reichte ein Augenblick der Überlegung für mich hin, um mich zu überzeugen, daß dieselbe in Wirklichkeit nicht vorhanden sein konnte und nur ein Schreckbild war, welches die Furcht der Barrikadenhelden sich selbst ausgemalt hatte. Wie sollte Fürst Windischgrätz schon um Mitternacht mit Truppen aus Prag eingetroffen sein? Wie ließ sich überdies annehmen, daß er mit vier Regimentern einen Straßenkampf in der engen, mit Barrikaden gespickten Stadt beginnen würde? Wenn daher auch der erste Eindruck der Worte des Gastwirts ein schaudererregender für mich sein mußte, so sagte ich mir doch sofort, daß eine solche Gefahr für den Augenblick nicht vorhanden

sein konnte und eilte wieder hinauf, um meine Frau zu beruhigen. Wie ich in allen schweren Momenten unseres schon so vielfach bewegten Lebens mich ihres Mutes und ihrer Charakterstärke zu erfreuen gehabt habe, so war es mit Gottes Hilfe auch diesmal der Fall, und sie behielt nicht nur ihre volle Ruhe und Fassung, sondern fast unbegreiflicherweise ging auch der furchtbare Schreck des Erwachens ohne augenblickliche Folgen für ihren körperlichen Zustand vorüber. Das Aufreißen der Fenster bei uns mitten in der Nacht hatte ich mir sofort verbeten, und da wir nach dem öfters genannten kleinen Gäßchen hinaus wohnten, so bestand man auch nicht darauf. Übrigens legte sich bald die Kampfeswut des tapferen Volkes, die Barrikaden wurden größtenteils von ihren Helden verlassen und erst wieder triumphierend bestiegen, als man sich nach einigen Stunden überzeugte, daß die Gefahr nur ein Gespenst war und daß sich kein Soldat vor den Toren befand. Dies weiß ich von zuverlässigen Augenzeugen, welche die Straßen während des Alarms durchwandert hatten. Ich bin daher auch überzeugt, daß, wenn wirklich in jener Nacht ein ernstlicher Angriff vom Militär auf die Stadt gemacht worden wäre, sie ebenso wenig ernstlich und hartnäckig verteidigt worden wäre, als dies später am 1. November desselben Jahres der Fall war, wo doch die Verteidiger ganz anders eingeübt und organisiert waren.

„Nachdem wir einige Stunden gewacht hatten, und Lärm und Sturmläuten ein Ende nahmen, legten wir uns wieder zur Ruhe und wurden im Laufe der Nacht nicht weiter gestört."

Hier bricht das Fragment ab. Der nächste Brief datiert bereits aus Linz.

Bernstorff an seine Mutter.

Linz, den 6. Juni 1848.

„Hierher haben wir uns flüchten müssen, meine teuerste Mama, da die Zustände in Wien derart waren, daß es unmöglich wurde, dort zu bleiben. . . . . So sind wir denn am 30. Mai per Dampfboot wieder hergereist, die Nacht durch, die auch gräßlich durch Hitze und Lärm war. Wir wollten bis Ischl, kamen aber nicht weiter, weil Anna zu angegriffen war, nun sind wir hier in einem

reizend gelegenen Landhaus, das „Bergschlößchen“ genannt. Es ist eine Viertelstunde von der Stadt. Es ist peinlich für mich, daß ich eigentlich nach Innsbruck müßte, wohin das diplomatische Korps eingeladen ist und wo ich meine Kreditive übergeben müßte. Man hat mir jedoch von Berlin aus in Betracht der besonderen Umstände erlaubt, hier zu bleiben, bis ich Anna verlassen kann und solange bleibt Arnim dort, ich darf aber doch nicht Mißbrauch davon machen. . . . .

Unsere pekuniären Verhältnisse sind namenlos ungünstig durch diese Ereignisse, ich habe noch mein Haus und Einrichtung in München bis Michaelis, ohne etwas verkaufen zu können. In Wien habe ich bereits mehrere Leute engagiert, hier haben wir ein Haus für den ganzen Sommer teuer mieten müssen, dann heißt es nach Innsbruck, uns dort wieder einzuquartieren.

. . . . Ob wir je wieder nach Wien zurückkehren und wann, läßt sich gar nicht berechnen. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Hof nächsten Winter in Prag residierte. . . . . Man weiß nicht, ob der Süden oder Norden jetzt trauriger aussieht. Der Landtag in Berlin und die eine Kammer in Mecklenburg sind sehr bedenklich. Hätte man sich nur nicht überall so schrecklich viel selbst vorzuwerfen.“

Mitten in allen Wirren fand Bernstorff in seinem Familienleben immer wieder den rechten Trost. Das geht aus allen seinen Briefen in jenen Tagen deutlich hervor, von denen zwei hier angeführt werden sollen:

Bernstorff an seine Mutter.

Linz, den 14. Juni 1848.

„Meine Herzensmama — wir sind mit einem gesunden, wohlgebauten Töchterchen erfreut worden. Das kleine Wesen wird Maria Therese heißen, nach Maria Esterhazy und der Königin Therese von Bayern, Annas besonderer Gönnerin, die ihr es bereits gesagt hatte, daß wir das Kind Therese nennen. — Glücklicherweise ist ein evangelischer Vikar und ein Bethaus hier. Wenn das Töchterchen in allen Stücken wie seine Mutter wird, so wird es mir ebenso viel Freude machen, wie irgend ein Sohn es nur tun könnte!“

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 28. Juni 1848.

.... „Andreaschen, der gar zu niedlich mit dem neuen Schwesterchen ist, sagte gestern: ein kleiner Bruder wäre ihm noch lieber gewesen, der hätte auch seine alten Kleider tragen können. Das ist allerdings in jetziger Zeit ein sehr praktischer Gedanke, der nicht so ganz unrecht ist. Wir können leicht bald in der Lage sein, daß das uns keineswegs gleichgültig ist. In Sachsen ist bereits die Grundsteuer verdreifacht usw. .... Ach, die guten Zeiten, man hat sie nicht genug geschätzt und genossen! Unser Jüngelchen machte uns heute ganz weich. Schon in Wien, wo er die scheußlichen elf Tage im Zimmer nach der engen Gasse hin zubrachte, wo er weder Himmel noch Straße sehen konnte, fand Anna ihn eines Abends weinend im Bett, und als sie ihn nach dem Grunde fragte, sagte er, er wollte nach München zurück. Heute saß er bei uns in der Wohnstube und sprach wieder von seinem lieben München, und als Anna ihm sagte, sie wisse doch eigentlich nicht, warum er in München lieber sei als hier, wo er den hübschen Garten habe, fing er bitterlich an zu weinen und sagte: aber die liebe blau und gelbe Stube wollte er so gern wieder haben. Es ist dasselbe weiche Herz, das ihn schon weinen machte, als wir ein Viertelstündchen von Stintenburg entfernt waren und er umkehren wollte!"

In Wien machte sich jetzt der Wunsch nach Rückkehr des Kaisers immer lauter geltend. Die Umgebung des Monarchen, namentlich die Erzherzogin Sophie,*) war diesem Plane lange feindlich gesinnt gewesen, gab aber jetzt der flehenden Bitte des Ministeriums Pillersdorff nach, daß man einen Stellvertreter der Person des Kaisers nach Wien senden möge, um den Reichstag zu eröffnen. Am 15. Juni erschien deshalb das kaiserliche Patent, in welchem der Erzherzog Johann zum Stellvertreter des Monarchen

*) Sophie, Erzherzogin von Österreich (1805 bis 1872), Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern und Zwillingsschwester der Königin Maria von Sachsen, vermählte sich 1824 mit dem Erzherzog Franz Karl Joseph von Österreich. Nach der Thronentsagung Kaiser Ferdinands II. wurde der älteste ihrer vier Söhne, Franz Joseph, Kaiser von Österreich. (S. auch S. 51.)

ernannt und mit der Leitung der Regierungsgeschäfte betraut wurde.*) Wenige Tage darauf nahm der Erzherzog auch die ihm zugefallene Stellung eines Reichsverwesers an, zu der ihn die Versammlung der Paulskirche ausersehen. Bezeichnend ist, wie Bernstorff in diesem Manne sofort einen Gegner Preußens und ein Werkzeug aller Feinde dieses Staates erkannte. In seinen Berichten warnte er den neuen Minister des Auswärtigen, Auerswald,**) eindringlich vor den Plänen dieses Mannes, den die Patrioten der Paulskirche, welche mit seiner Wahl einen „kühnen Griff“ zu tun glaubten, gar nicht kannten.

In seiner Depesche vom 16. August entwarf er Auerswald in drastischer Weise ein Bild jener Persönlichkeit. Der Erzherzog, so hieß es dort, sei in Preußen und Deutschland nicht so bekannt, wie in seinem eigenen Vaterlande. Man wisse in Österreich, daß er schon im Jahre 1812 mit dem Plane umgegangen, ein „Königreich Rhätien“ für sich zu errichten, und daß er später den Kaiser Franz, zu dessen Kenntnis dieser Plan gekommen, fußfällig um Gnade gebeten. Später habe der Erzherzog mit geheimen Gesellschaften in Verbindung gestanden und durch zur Schau getragenen Liberalismus und gut gespielte Schwärmerei für die deutsche Einheit das erreicht, was jetzt in die Erscheinung trete.

Bernstorff an Auerswald.

Wien, den 16. August 1848.

.... „An dem persönlichen Ehrgeiz dieses Prinzen (des Erzherzogs Johann) sowie an dem Mangel an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in seinem Charakter zweifelt niemand, der ihn näher kennt, und die achtungswertesten und wohlunterrichtetsten Männer — und zwar Österreicher — haben mir versichert, daß er durch und durch falsch, von allen Erzherzögen zwar der fähigste aber zugleich auch der

*) Johann, Erzherzog von Österreich, geb. zu Florenz 1782, gest. in Graz 1859, Sohn des vormaligen Kaisers Leopold II. und der Marie Ludovica, Tochter König Karls III. von Spanien.

**) Rud. v. Auerswald (1795 bis 1858), preußischer Staatsminister, trat im Juni 1848 nach Camphausens Abgang an die Spitze des neuen Ministeriums, in dem er auch die auswärtigen Angelegenheiten leitete.

falscheste sei. Wer ihn, wie ich, einige Male beobachtet und namentlich sein Benehmen bei Gelegenheit seiner Wahl zum Reichsverweser verfolgt hat, kann diese Überzeugung nur teilen. Er spricht stets die Sprache desjenigen, zu dem er redet. Wie er an die Bundesversammlung sich wendend, sein Mandat als durch die Zustimmung der Regierungen empfangen bezeichnet, so stellt er in seiner Proklamation „an die Österreicher“ und „an das deutsche Volk“ das unbedingte Prinzip der Volkswahl als alleinige Quelle seiner Macht hin. Kaum hat er hier zu Studenten und Sicherheitsausschuß die Sprache der Revolution und der Volkssouveränität geredet, so sagt er wieder anderen meiner Kollegen, die ganze Sache — nämlich seine Reichsverweserschaft — sei ja „illegal!“ eine Äußerung, welche er mir am Tage vor seiner letzten Abreise gemacht hat, und auf die ich nur mit Achselzucken zu antworten vermochte. Einige Personen, welche die Unentschlossenheit des Erzherzogs Johann als einen der hervorragendsten Züge seines Charakters kannten, zweifelten im Augenblick seiner Wahl, ob er den Mut haben werde, die selbst gepflanzte Frucht jetzt, wo sie gereift, zu pflücken. Doch verschwanden diese Zweifel gar bald durch die, man kann sagen, übereilte Hast, mit der er danach griff .... Es sei hier noch angeführt, daß er es war, welcher besonders die Aufregung hervorgerufen und gemehrt hat, welche der Aufruf Sr. Maj. des Königs vom 21. März hier zur Folge hatte, daß er vom Kaiser das Aufziehen der deutschen Fahnen, angeblich um Preußens Pläne zu vereiteln, erlangt, und daß er am lebhaftesten Preußen als nach der deutschen Kaiserkrone trachtend darstellt. Dies diene zugleich als Beleg der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft für den König, u. a. H.

„Die Absicht des Erzherzogs bei Übernahme der Würde eines deutschen Reichsverwesers war nicht, sein hiesiges Amt als Stellvertreter des Kaisers aufzugeben, sondern ging, wie ich bereits die Ehre gehabt hatte, aus Innsbruck zu berichten, anfangs dahin, die deutsche Nationalversammlung nach Wien, und falls dies nicht glückte, nach Regensburg zu verlegen, um beide Ämter vereinigen zu können. Erst in Frankfurt überzeugte er sich von der Unmöglichkeit und entschied sich daher definitiv für die Reichsverweserschaft. Auch war diejenige Partei, welche hier die Wahl des Erzherzogs mit so taumelndem Jubel begrüßt hatte, keineswegs der Meinung,

daß jene beiden Ämter unvereinbar seien, sondern sie sah, im Gegenteil, im Geiste schon die beiden Kaiserkronen von Deutschland und Österreich auf dem Haupte des Auserlesenen des Volkes vereinigt. Sie hoffte hier wie dort, eine quasi-legitime und resp. revolutionäre Dynastie zu gründen, welche durch ihren politischen Ursprung wie durch die Verbindung, aus der sie entsprossen, die besonderen Sympathien des Volkes haben würde. Der Jubel galt daher vorzüglich der Berufung Österreichs an die Spitze Deutschlands und ihrer Vereinigung unter dem Erzherzog Johann und seiner Descendenz.

„Diese Partei, welche hier zahlreich und diesen Augenblick mächtig ist und hauptsächlich aus der radikalen deutschen Jugend besteht, die übrigens noch viele durchaus republikanische Elemente in sich faßt, will den engen Anschluß der deutschen Provinzen Österreichs an Deutschland, und Abstreifung aller nicht deutschen Länder, namentlich Ungarns mit seinen Nebenländern, Italiens und Galiziens, also eine völlige Auflösung der österreichischen Monarchie zugunsten eines einheitlichen Deutschlands. Wenn man bedenkt, daß die größte der bisher zum Deutschen Bunde gehörigen österreichischen Provinzen, das Königreich Böhmen, zum größten Teil der slavischen Nationalität angehört und nicht in Deutschland aufgehen will, daß Illyrien und namentlich das Küstenland vielmehr italienische als slavische und deutsche Bevölkerung in sich schließt, daß Welsch-Tirol schon jetzt vom Deutschen Bunde abgelöst zu werden verlangt, während das deutsche Tirol jedenfalls seinem legitimen Kaiserhause anhängt, so läßt sich berechnen, wie gering der Teil von Österreich sein würde, welcher wirklich in Deutschland aufgehen möchte, und welche Auflösung, welche Gefahren für das ganze Zentraleuropa der Versuch, seine Idee zur Ausführung zu bringen, mit sich führen würde. Daher auch alle vernünftiger Denkenden, alle, welche es mit der österreichischen Monarchie und der legitimen Dynastie ehrlich meinen, von einem Aufgehen in Deutschland so wenig, als von einem weiteren Abtrennen nichtdeutscher Provinzen hören wollen. Wie dem auch sei, der Erzherzog Johann zog, wie gesagt, vor, seine hiesige ehrenvolle und für die ganze Zukunft seines großen angestammten österreichischen Vaterlandes so unendlich wichtige Stellung aufzugeben, als auf

die Würde eines deutschen Reichsverwesers zu verzichten. Dies dürfte ein weiterer unumstößlicher Beweis sein, welchen Wert er auf diese Würde legte und welche Hoffnungen er daran vorzugsweise knüpfte.

„Der persönliche Ehrgeiz des Erzherzogs Johann hat sich schon längere Zeit auf seinen Sohn erstreckt, dem er seine besondere Liebe zugewandt hat und dem er eine ausgezeichnete Erziehung zu teil werden zu lassen bemüht ist. Es ist bekannt, daß er sich lebhaft darum beworben hat, für ihn den Titel eines Fürsten von Meran vom Kaiser zu erhalten, daß ihm dies aber abgeschlagen worden ist. Schon damals, als jener Knabe zum Grafen von Meran erhoben ward, sahen manche, bei den bekannten Gesinnungen des Vaters, diesen, einem Bestandteile des Reiches entlehnten Namen nicht ohne Bedenken.

„Wenn ich nun alles Vorhergehende zusammenfasse, so vermag ich keinen Schatten von Zweifel mehr darüber zu bewahren, daß der Erzherzog Johann nicht nur für sich selbst, wie ich es bereits lange vor seiner Wahl zum Reichsverweser gefürchtet und darauf schon von München aus hingedeutet habe, nach der deutschen Kaiserkrone strebt, sondern daß sein Plan dahin geht, sie seinem Sohne zu vererben und in ihm eine künftige Reichsdynastie zu gründen, daß er hierin von einer zahlreichen und mächtigen Partei in Deutschland unterstützt wird und daß diese Idee den Lebehochrufen auf »Anna*) und Johann« ihre wahre Bedeutung gibt, darüber bin ich außer allem Zweifel. Je mehr man diese Überzeugung hegt, desto mehr muß man erwarten, daß der Reichsverweser der Zentralgewalt alle diejenigen Attributionen und Grundlagen zu verschaffen suchen wird, welche ihr allein Macht und Dauer zu sichern imstande sind. Hat schon ein »kühner Griff« Preußen provisorisch unter gänzlicher Beseitigung alles bisher geltenden formellen Rechts von dem ihm mindestens gebührenden Anteil an der Leitung der deutschen Angelegenheiten ausgeschlossen,

*) Anna, die Gemahlin des Erzherzogs, war eine Postmeisterstochter (aus Aussee in Tirol), ein Umstand, der die Begeisterung der Massen ganz besonders erregte. Ihr voller Name war Anna Plochl. Nach der Heirat (1827) wurde sie zuerst zur Baronin v. Brandhofen, später zur „Gräfin v. Meran“ erhoben.

so droht jetzt, nach dieser einmal vollbrachten und angenommenen Tatsache mit weit mehr Hoffnung auf Erfolg, die viel größere und nachhaltigere Gefahr, daß jene Ausschließung durch einen zweiten kühnen Griff permanent erklärt werde, und die preußische Monarchie — bisher eine deutsche europäische unabhängige Macht ersten Ranges — mit ihren glorreichen Traditionen, ihrem unvergleichlichen Heerwesen, ihren wohlgeordneten bisher als Muster geltenden Finanzen, ihrer allen deutschen Völkerschaften an Aufklärung, Intelligenz, deutschem Nationalgefühl und Kraft voranleuchtenden Bevölkerung von 16 Millionen für alle Zeiten einer fremden erblichen Gewalt untergeordnet werde, welche nur bestehen und die ihr gestellte Aufgabe erfüllen kann, wenn sie alle staatliche Selbständigkeit der einzelnen Teile des Gesamtreichs aufhebt und namentlich jedes Widerstreben Preußens als des selbständigsten und mächtigsten Partikularstaates gewaltsam bricht. Wird daher die Verwirklichung jener Pläne nicht sofort im Keime erstickt, ergreift Preußen nicht im voraus alle Maßregeln, um sich, wenn man es nicht selbst an die Spitze Deutschlands stellen will, mindestens den seiner Größe, seiner Macht, seiner Geschichte nach ihm gebührenden vollen Anteil an der Zentralregierung des Gesamtvaterlandes auf eine Weise zu sichern, die jeden Versuch, ihn ihm wieder zu entreißen, unmöglich macht, so sind nur zwei Alternativen denkbar. Entweder Preußen geht als ein mediatisierter, aller staatlichen Selbständigkeit, selbst derjenigen, welche sogar seine deutschen Provinzen schon Jahrhunderte vor Auflösung des Heiligen Römischen Reichs besaßen, beraubter Provinzenkomplex unter, oder es widersetzt sich zu spät seinem beabsichtigten Untergange und muß daher seine Selbständigkeit durch gewaltsame Kämpfe, durch unabsehbare Bürgerkriege oder mindestens durch gänzliche Auflösung aller deutschen Einheit und Einigkeit erkaufen."

Als einzige Rettung vor allen diesen Gefahren bezeichnete Bernstorff die Ausschließung Österreichs aus Deutschland. Dies spricht er in einem folgenden Bericht an Auerswald aus:*)

*) Anlaß zu diesem Bericht gab ein Aufsatz des Fürsten von Leiningen: „Entweder, oder!" in der Beilage Nr. 226 der „Allgemeinen Zeitung" vom

„Man muß, wenn Deutschland ein Bundesstaat werden soll, auf Österreich, solange es als selbständige Macht besteht, verzichten und Preußen an die Spitze stellen, welches keine anderen als deutsche Interessen hat, welches vollkommen mit allen seinen Kräften und Interessen in Deutschland aufgehen kann, wenn man ihm den Platz anweist, der ihm in Betracht seiner Macht und dessen, was es bisher für Deutschland getan, von Rechts und Vernunfts wegen gebührt. Bei dem einmal erwachten Streben nach deutscher Einheit wird man notgedrungen hierauf zurückkommen, wenn man sich in Deutschland überzeugt, daß nur auf diese Weise ein einheitlicher Bundesstaat zu erlangen ist, wenn Preußen den unerschütterlichen Willen zeigt, nur zu diesem Preise in Deutschland aufzugehen, wenn es daher bei fortwährender Hingebung und Aufopferung für die deutschen Interessen doch nicht den geringsten Teil seiner eigenen Macht und Selbständigkeit aufgibt, bevor es die Gegenleistung Deutschlands in Händen hat. Hat es sich erst einmal einer fremden Gewalt unterworfen, hat es irgend wichtige Teile seiner Macht und Selbständigkeit aufgeopfert, wie es ihm nach dem Aufsatz des Fürsten Leiningen, namentlich in betreff seines Heeres und seiner Vertretung im Auslande zugemutet werden soll, dann ist es zu spät! Hat eine andere Gewalt erst sicheren Fuß gefaßt und die Macht an sich gerissen, dann wird Deutschland nicht mehr mit Preußen unterhandeln, dann wird dieses mit wahrer Lust und um so hastiger und gewaltsamer zertreten werden, als es bisher das mächtigste Hindernis für eine Umwälzung war.

„Man täusche sich nicht, wenn die gegenwärtigen Leiter der deutschen Angelegenheiten, wenn Männer wie Gagern, Heckscher usw. jetzt sagen, es sei nur provisorisch die Wahl auf den Erzherzog Johann gefallen, weil die Umstände jede andere Wahl für den Augenblick unmöglich gemacht hätten; bei der definitiven Konstituierung werde unfehlbar Preußen an die Spitze kommen, es sei daher in seinem Interesse, sich so wenig widerspenstig als möglich zu zeigen und die Zentralgewalt zu kräftigen, welche ihm doch

13. August. Am Schlusse dieses Berichtes beklagte sich Bernstorff, daß in dem neuen Reichsministerium alle Stellen mit Nichtpreußen besetzt würden. Er wies darauf als auf ein charakteristisches Zeichen für die preußenfeindliche Tendenz des Erzherzogs hin.

einst zufallen müsse. Es wäre ein höchst gefährliches Spiel, wenn Preußen sich in diese Falle locken ließe. Ist die Zentralgewalt erst einmal stark und Preußen schwach, dann wird sie seiner nicht mehr bedürfen und niemand in Deutschland wird für Preußen in die Schranken treten. Wer seit Monaten die schamlosen und schmachvollen Angriffe verfolgt hat, denen Preußen in ganz Süd- und Westdeutschland und im Schoße der Paulskirche selbst ausgesetzt gewesen ist, der wird sich keinen Täuschungen über die Stimmung und die Absichten hingeben, welche in bezug auf Preußen in Deutschland vorwiegen, der wird keinen Augenblick glauben können, daß man es freiwillig, wenn es selbst sich unterwirft, an die Spitze stellen wird. Ist es aber jenen Männern Ernst damit, und haben sie die Macht, es durchzusetzen, nun so erklären sie es frei und offen heraus und unterhandeln mit Preußen nur auf dieser bestimmten unumstößlichen und die conditio sine qua non bildende Grundlage. Dann ist Einigung, dann ist Einheit und ein deutscher Bundesstaat möglich. Andernfalls wird Deutschland ein Staatenbund wie bisher bleiben müssen, wenn auch mit einer etwas verstärkten, jedoch immer nur schwachen Zentralgewalt. Aber auch an dieser Zentralgewalt wird Preußen, wenn es nicht seiner Stellung und seinen wohlerworbenen Rechten freiwillig entsagen will, den vollen, ihm gebührenden Anteil haben müssen, d. h. nicht nur an den vollziehenden Organen derselben, sondern an der Zentralgewalt selbst, sei es durch den seiner Größe entsprechenden Anteil an einem obersten Zentralkollegium, einem Direktorium, wie es anfangs durch das vorgeschlagene Triumvirat beabsichtigt wurde, sei es durch verhältnismäßige Alternierung in der oberen Leitung."*)

*) Auszug aus einem Erlaß des Staatsministers v. Auerswald, d. d. Berlin, den 5. September 1848. . . . . „Die reichhaltigen Depeschensendungen, welche Ew. Hochwohlgeboren unter dem 16., 18. u. 25. v. Monats hierher gerichtet haben, sind seinerzeit richtig eingetroffen; auch bin ich bereits im Besitz Ihrer späteren Berichte bis einschl. der heute eingegangenen Nr. 37. Ich habe nicht gesäumt, die vertraulichen Berichte Nr. 8 u. 9 Sr. Majestät dem Könige vorzulegen und Allerhöchst Dero besondere Aufmerksamkeit auf den wichtigen Inhalt derselben hinzulenken. Se. Majestät haben davon ausführlich und mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen. Die Betrachtungen über die fernere Entwicklung der deutschen Angelegenheiten, insbesondere über

Soviel aus diesem Bericht hervorgeht, war es also nicht etwa Voreingenommenheit gegen die deutschen Einheitsbestrebungen, die Bernstorff zu seiner scharfen Beurteilung der Lage veranlaßte. Er wollte ein großes einheitlich geordnetes und geleitetes Reich, aber ein solches, in dem Preußen, als die rein deutsche Großmacht, die führende Rolle spielen sollte. Die Frankfurter Bestrebungen mit ihrer die wahren politischen Verhältnisse vernachlässigenden „Idealpolitik" erregten sein größtes Bedenken. Ihn, den treuen Preußen, verletzte vor allem der Mangel jeder Rücksicht auf die preußische Monarchie und das preußische Königtum, das doch unmöglich mit den anderen Fürstengewalten in Deutschland auf dieselbe Stufe gestellt werden konnte.

Auch in der schleswig-holsteinischen Frage, die jetzt mehr wie je in den Vordergrund trat, stellte er sich — in Anbetracht der gesamten politischen Lage — auf den Boden der preußischen Auffassung. Es erscheint dies um so bemerkenswerter, als Bernstorff seinerzeit die Erklärung in dem offenen Briefe Königs Christian VIII. vom 8. Juli 1846, daß ebenso wie in Dänemark und Lauenburg auch in ganz Schleswig und in einzelnen Teilen Holsteins die Erbfolge des Königsgesetzes gültig sein solle, auf das entschiedenste verurteilt hatte. Desgleichen war von ihm das Treiben der unter König Friedrich VII. zur Herrschaft gekommenen Eiderdänen in scharfer Weise getadelt und die Einsetzung einer selbständigen Regierung der Schleswig-Holsteiner unter Graf Friedrich Reventlow, Prinz Friedrich von Augustenburg-Noer und anderen mit Freude begrüßt worden. Trotzdem billigte er den von Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstand von Malmö, weil er wußte, daß Preußen in jener Angelegenheit Rußland,

---

die Stellung Preußens zur provisorischen Zentralgewalt, welche Ew. Hochwohlgeboren in jenen vertraulichen Berichten vortragen, haben die volle Beachtung und Würdigung des Königlichen Kabinetts gefunden. Nicht minder die Erörterung, welcher Ew. Hochwohlgeboren die Stellung Österreichs zu den allgemeinen deutschen Angelegenheiten unterworfen haben. Die Königliche Regierung betrachtet diese wichtigen Fragen im wesentlichen aus demselben Standpunkte, welchen Sie bei Erörterung derselben eingenommen haben."

gez. Auerswald.

England und Schweden gegen sich hatte und außerdem schwer unter dem Mangel einer Kriegsflotte litt.

Der österreichische Hof, der nach den Siegen Radetzkys in Italien neuen Mut schöpfte, kehrte im August nach Wien zurück. Bernstorff wurde dadurch von dem Nomadenleben endlich erlöst, das er infolge des beständigen Hin- und Herreisens zwischen Innsbruck und der österreichischen Hauptstadt hatte führen müssen. Diesen Einzug der alten Gewalten nach langer Verbannung schildern in sehr anschaulicher Weise verschiedene Briefe der Gemahlin Bernstorffs an ihre Mutter.

Gräfin Bernstorff an ihre Mutter.

Wien, den 15. August 1848.

„Der Einzug des Kaisers ist sehr feierlich gewesen. Man hat unendlichen Jubel gezeigt. Die Erzherzogin Sophie hat man ganz klug hineingeschmuggelt; sie sollte erst am Sonntag kommen, hieß es, und statt dessen saß sie auf dem Rücksitz in demselben Wagen mit dem Kaiser und der Kaiserin. Im zweiten Wagen folgten die drei jungen Erzherzöge; die jüngeren sollen sehr freundlich gegrüßt haben, während der älteste ernst und seriös aussah, was den vernünftigen Menschen gefallen hat. Der Kaiser hat ein Tedeum in der Stephanskirche singen lassen, wofür — begreife ich noch nicht recht; die Wiener hätten es eher gekonnt, als der arme gequälte Mann. Frankreich und England haben Vermittlung angeboten für die Mailänder Arrangements. Viele sind der Meinung, Österreich solle die Lombardei aufgeben und nur Venedig behalten. Dies scheint mir viel verlangt, nachdem es von österreichischen Waffen gerade ganz erobert ist."

Gräfin Bernstorff an ihre Mutter.

Hietzing, 24. August 1848.

.... „Gestern ist wieder eine Revolution der Arbeiter gewesen. Die Nationalgarde hat sich besser benommen, und ein Kampf hat im Prater stattgefunden. 80 Personen sind blessiert, 6 tot. Infolgedessen ist der Sicherheitsausschuß vom Ministerium mit Zustimmung der Nationalversammlung aufgelöst worden und das Ministerium übernimmt allein die vollziehende Gewalt und die

Leitung der Nationalgarde. Wessenberg*) ist zurück, scheint aber keine Lust zu haben, das auswärtige Departement zu behalten, wofür man Colloredo nennt. Felix Schwarzenberg wäre das beste .... Wessenberg ist wenig entzückt von Frankfurt, und Cavaignac**) hat nach Berlin geschrieben: »Si ces fous à Francfort veulent la guerre ils l'auront!« .... Ich habe heute um 9 Uhr meine Audienzen gehabt. Kaiser und Kaiserin empfingen mich zuerst und stehend. Die Kaiserin ist groß und mager, hat einen sehr freundlichen, wohlwollenden Ausdruck. Sie hatte einen roten mousseline de soie an, einen weißen Crêpehut mit Federn, wunderschöne Perlen um den Hals und den Sternkreuzorden in großen Brillanten. Der Kaiser ist zu merkwürdig; er wiederholt alles, was die Kaiserin sagt, erst deutsch dann französisch und mit der Geschwindigkeit einer Elster. Als wir uns schon „à reculons" entfernten, murmelte er immer noch: »comtesse Bernstorff, charmé d'avoir fait votre connaissance« und gleich darauf auf deutsch: »Gräfin B., sehr erfreut, Sie kennen gelernt zu haben!« Übrigens so schwach er auch geistig sein mag, halte ich ihn nicht für ganz hébété, denn als z. B. die Kaiserin von Frau v. Hochschild die Antwort erhielt, sie habe den Sommer zum Teil in Reichenau zugebracht, sagte er mir: »Das liegt so schön am Fuße des Schneebergs, und leider kenne ich es nicht«. Dies war doch eine ganz zusammenhängende Phrase, die man ihm unmöglich hatte einstudieren können. Er hat einen sehr großen Kopf und merkwürdig kleine Hände und Füße. Die Augen verdreht er manchmal seltsam, wenn er die Kaiserin zur Konversation zu Hilfe ruft. Nachher waren wir bei der Erz-

---

*) Johann Philipp, Freiherr v. Wessenberg, österreichischer Staatsmann, Gegner Metternichs (1773 bis 1858); übernahm im Juni 1848 in dem österreichischen konstitutionellen Ministerium den Vorsitz mit dem Portefeuille des Äußeren usw.

**) Dem General Eugen Louis Cavaignac (1802 bis 1857) war von der französischen Nationalversammlung, als in Paris der Bürgerkrieg ausgebrochen, die Militärdiktatur übertragen worden. Nach der Niederwerfung des Aufstandes wurde er zum Haupt der Exekutivgewalt und zum Kabinettspräsidenten gewählt. Wie viele französische Republikaner, fürchtete er, daß aus der deutschen Revolution zum Schaden Frankreichs die deutsche Einheit hervorgehen könne, und mißtraute deshalb den Bestrebungen der Versammlung in der Paulskirche.

herzogin Sophie, die mein Herz gewann, weil sie gleich nach Euch und besonders nach Papa frug und zwar mit Teilnahme und Wohlwollen; sie ließ uns sitzen, was meinen armen Füßen sehr erwünscht war. Die Erzherzogin sah gedrückt aus, die arme Frau! Sie hat doch nicht den hübschen Ausdruck unserer Königin und sieht passierter aus. Sie war nicht besonders angezogen und zwar trug sie einen blauen Foulard mit Palmen, der sich eher zum Schlafrock geeignet hätte, als zu einem ausgeschnittenen Kleid mit schwarzen Spitzen garniert. Auch in den Haaren hatte sie Spitzen mit Diamanten. Die Erzherzogin sprach viel von dem traurigen Zustande hier zu Lande." ....

Aus dem Gespräch mit der Erzherzogin Sophie an demselben Tage verzeichnet die Gräfin noch folgende Äußerungen der letzteren. „Für uns in Österreich", sagte die Erzherzogin, „ist der Abstand gegen früher ganz besonders groß, wir waren so ruhig, so sicher! Es sind große Fehler begangen worden, ich habe es genug gesagt, allein wir hatten doch große Ruhe und Sicherheit; es ist schrecklich traurig, über lauter schiefe Gedanken zu Grunde zu gehn!" „Ach Ihr König ist so gut, er ist so vortrefflich, ich kenne keinen bessern Menschen, allein sein Herz und seine Gedanken haben ihn unglücklich gemacht! Wie mild zeigte er sich nach dem schrecklichen Tschechschen Versuch;*) dies Attentat hat zuerst meiner Schwester ihre Sicherheit genommen. Das Ausziehen des Militärs aus Berlin hat ihr das Herz gebrochen; sie — so klar und fest in allen diesen Dingen! Ich habe Tirol so ungern verlassen, habe vier Tage geweint, es verlassen zu müssen, allein da so manche treue Diener dem Kaiser rieten, nach Wien zu gehen, habe ich mich darin gefunden und gesagt, ich folge Euch, aber mit Tränen!"

Bernstorff an seine Mutter.

Hietzing, 31. August 1848.

.... „Wir sind hier seit dem siebenten in einem hübschen Landhause etabliert. .... So schlecht auch die Sachen hier noch stehen, so hat doch die glorreiche Wiedereroberung Italiens hoffentlich die österreichische Monarchie als solche gerettet. Man wird

*) Gemeint ist das bekannte Attentat Tschechs auf Friedrich Wilhelm IV.

nicht wahnsinnig genug sein, um etwas abzutreten, nachdem man gesiegt, und alle Vermittlung von London, Paris und Frankfurt ist höflichst verbeten worden. Nach Nachrichten aus Malmö am 28. scheint nun ja gottlob auch unser Waffenstillstand endlich zustande zu kommen, nachdem sich die Frankfurter vergeblich bemüht haben, den Krieg in die Länge zu ziehen. Man ist bei uns doch zum Glück wieder ein wenig zur Besinnung gekommen. Ich strenge alle meine Kräfte an, um dazu beizutragen, daß man sich vollends ermanne — ob es mir Nutzen bringen oder den Hals brechen wird, das stelle ich Gottes Weisheit und Gnade anheim. Ich kann nicht mit den Wölfen heulen und werde die Wahrheit sagen, so lange mein Puls schlägt. Aus Unsinn kann nichts Vernünftiges entstehen und mit hohlen Theorien ohne Macht und Mittel baut man kein Reich auf. .... Meine Schwiegereltern erwarten jetzt die Entscheidung über ihr Schicksal; da die kleinen Länder sich förmlich mediatisieren, wozu ich ihnen übrigens von Herzen Glück wünsche, und ihre Gesandtschaften abschaffen, so wird ohne Zweifel auch nächstens der sächsische Posten in Paris eingehen, nachdem man ihn vorläufig um ein Drittel im Gehalt beschnitten hat!"

Mit der Prinzessin von Preußen blieb die Gräfin auch in dieser Periode im Briefwechsel. Beide spendeten sich gegenseitig Trost in jener Zeit des Leides, wo die ganze Welt aus den Fugen zu gehen schien. Ein Schreiben der Prinzessin vom 10. Oktober spiegelt so recht die qualvolle Unruhe wieder, in der sie und ihr hoher Gemahl ihre Tage damals verbrachten. „Man lebt von einem Tage zum andern," heißt es dort, „in banger Sorge, und das Leben verliert seinen Reiz."*)

Im Oktober wurden Bernstorff und seine Gattin durch Schreckensszenen des Wiener Pöbels von neuem in die größte Aufregung versetzt. Bekanntlich fiel damals der Kriegsminister Theodor Baillet v. Latour der rasenden Menge zum Opfer. Glücklicherweise weilte das gräfliche Ehepaar gerade in Hietzing, so daß ihm der Anblick des Schlimmsten erspart blieb. Dem an der preußischen Gesandtschaft amtierenden Hofrat Weymann gelang es

*) Den Wortlaut des Briefes siehe im Anhang am Schlusse des Werkes.

in die Stadt durch die Linien bis zum Gesandtschaftsgebäude vorzudringen, worauf er Bernstorff von den Greueln Bericht erstattete. Letzterer war von den Vorgängen so erregt, daß er an seine Mutter damals schrieb: „Beten und dreinschlagen! sagte der Erzbischof von Mainz zur Zeit der französischen Revolution — das ist auch meiner Meinung nach das einzige, was man jetzt tun kann. Ich habe eine solche Passion für die Armee, daß ich jeden Soldaten umarmen möchte!"

In Deutschland hatte währenddessen eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und der Versammlung der Paulskirche stattgefunden. Der Waffenstillstand von Malmö, den Preußen, wie schon erwähnt, notgedrungen mit Dänemark abgeschlossen, war von der Versammlung zunächst unter heftiger Erreung sistiert worden. Erst später wurde ein Vermittlungsantrag angenommen, den die äußerste Linke mit der Veranstaltung einer Straßenemeute beantwortete. Die von Schmerling*) herbeigerufenen Truppen warfen den Aufstand nieder. Eine Steigerung der Selbständigkeit Preußens gegenüber der Versammlung der Paulskirche war die Folge dieser Vorgänge. Auch in den inneren preußischen Angelegenheiten fand die Regierung jetzt ihre Willensstärke wieder. Als die preußische Demokratie von den preußischen leitenden Kreisen die Unterstützung der Wiener Aufständischen forderte, entschloß sich Friedrich Wilhelm IV. zu durchgreifenden Maßregeln. Bereits im September hatte er Wrangel, der aus Holstein zurückgekehrt, zum Oberbefehlshaber der Marken ernannt. Jetzt wurde Graf Brandenburg an die Spitze der neuen Regierung gestellt. Eine Ära innerer Kämpfe stand bevor, die man mit der Verlegung des Abgeordnetenhauses einleitete.

Das neue preußische Kabinett sah sich gegenüber der Privatpolitik des Königs vor immer schwerere Aufgaben gestellt. Bekanntlich wollte der Monarch nur eine Reform im Sinne der Vergangenheit. Er wünschte ein Deutschland mit dem Kaiser von Österreich als „Römischem Kaiser" an der Spitze, während er selbst „Erzfeldherr des Reiches" zu werden beabsichtigte. Aber während er sich so in Gegensatz zu der Mehrheit der nationalen Elemente Norddeutschlands stellte, gestattete er seinem Kabinett nicht einmal, die alten Traditionen der preußischen Staatskunst gegenüber

*) S. Anm. S. 82.

Österreich zu wahren. Obwohl man in Wien gegen den „preußischen Nebenbuhler“ alle Künste einer oft mit recht bedenklichen Mitteln arbeitenden Politik zur Anwendung brachte, sollten nach seinem Verlangen die preußischen Minister der österreichischen Diplomatie stets mit vollem Vertrauen entgegenkommen.

Die Kabinettsmitglieder wehrten sich damals in Berlin wie Verzweifelte gegen jede Zumutung, von der altpreußischen Überlieferung Österreich und den Kleinstaaten gegenüber abzuweichen. Schon am 16. September hatte Bülow*), der interimistisch das Portefeuille des Äußern übernommen, in einem Briefe aus Berlin Bernstorff sein Leid darüber geklagt, daß „halb Deutschland à la baisse von Preußen spekuliert“ und sich dabei über die kleinstaatliche Diplomatie also geäußert: „Diese Esel spekulieren auf Preußens Fall und sehen nicht, daß wenn hier die Monarchie unterwühlt und gestürzt würde, alle Souveräne Deutschlands nichts Eiligeres zu tun hätten, als ihre Pässe zu fordern. Sie schneiden eben in ihr eigenes Fleisch. Frankfurt stürzt uns nicht um, wenn wir nur feststehen. Darauf kommt alles an und das gebe Gott!“ Er war auch bereit, den Kampf im Innern zu führen. „Ich will keine Reaktion“, schreibt er in demselben Briefe, „sondern ich will den Kampf auf dem konstitutionellen Terrain und in vollster legitimer Stellung der Regierung aufnehmen und dann aber auch mit aller Energie durchführen!“ Eine sehr bittere Sprache führt auch das Schreiben Bülows an Bernstorff vom 8. Dezember 1848. Damals waren Prinz Karl und Graf Brühl nach Olmütz — wohin sich der österreichische Hof begeben — gesandt worden, um den leitenden österreichischen Kreisen die Ansichten des Königs über die deutsche Frage mitzuteilen. Bülow, der alle diese Sondermissionen mißbilligte, nimmt hier in der Tat kein Blatt vor den Mund. Seine Zeilen lauten:

„Lieber Graf, ich habe nur Zeit Ihnen zwei Worte zu sagen. Der König hat, sehr gegen meinen Wunsch, der Beglückwünschungs-

---

*) Hans Adolf Karl Graf v. Bülow, aus der Linie Potremse; seit Juli 1848 Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium des Auswärtigen, verwaltete im Winter von 1848 auf 1849 interimistisch das genannte Ministerium. 1807 geboren; starb 1869, nachdem er in den fünfziger Jahren Ministerpräsident in Schwerin gewesen war.

mission des Prinzen Karl einen politischen Auftrag beigegeben, indem er den Prinzen und Graf Brühl beauftragt hat, seine Ansichten über die deutschen Angelegenheiten dort zu entwickeln, die zum Teil sehr unausführbar sind. Ich habe mich bestrebt, die Sache durch ein Memoire, was ich Graf Brühl zu seiner Information gegeben habe, auf ein gerechtes Maß zurückzuführen und gesucht, die Sache darauf zu beschränken, daß man vorerst zu erfahren sucht, was Österreich selbst beabsichtigt. Ich sende Ihnen eine Abschrift des Memoirs.

Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie auch nach Olmütz gingen, um die Sache auf vernünftigem Wege zu erhalten, und damit nicht etwa auf bloße mündliche Aufträge des Königs hin ein Stück Kabinettspolitik gemacht werde, welches wir nachher nicht verdauen können."

Nach den Siegen in Italien und Böhmen und der Niederwerfung Wiens rüstete sich der Wiener Hof trotz der bedenklichen Lage Ungarns zur Wiederaufnahme einer zielbewußten auswärtigen Politik, die ihre Spitze gegen Preußen kehrte. Es sollte wieder werden wie in den vormärzlichen Tagen, nur daß jetzt an die Stelle der Geschmeidigkeit des Fürsten Metternich der eiserne Wille des Fürsten Schwarzenberg trat, der auf Wunsch der österreichischen leitenden Kreise die Zügel der Regierung ergriff. Die Abdankung Kaiser Ferdinands und seine Ersetzung durch den jungen tatkräftigen Kaiser Franz Joseph stellte er als Bedingung seiner Übernahme des Amtes. Während er im Innern Österreichs als Vertreter eines festgeschlossenen Zentralismus auftrat, ging in Deutschland sein Streben dahin, alle auf eine Hegemonie Preußens gerichteten Pläne, mochten sie nun von den Frankfurtern oder von der preußischen Regierung herrühren, zu durchkreuzen.

Trotzdem setzte Friedrich Wilhelm IV. noch immer bedeutende Hoffnungen auf eine unmittelbare Verständigung mit Österreich, durch die er den Beschlüssen der Versammlung der Paulskirche zuvorkommen wollte. Zu Beginn Dezember überbrachte der der preußischen Gesandtschaft in Wien zugeteilte Graf Oriola bei seiner Rückkehr von Berlin Bernstorff die Aufforderung des Monarchen, über ein Kollegium von sechs Königen mit Schwarzenberg zu unterhandeln.

Es war freilich vom diplomatischen Standpunkt aus gesehen ein Fehler, die Verhandlungen gleich mit einem solchen Vorschlage zu eröffnen, weil dadurch von vornherein der Gedanke eines engeren Deutschlands unter Preußens Führung ohne jede Gegenleistung Österreichs preisgegeben wurde. Bernstorff schrieb die ihm mitgeteilten Vorschläge, wie uns ein Blatt seines Nachlasses zeigt, in folgender Form nieder:

Das Sechs-Kollegium.

(Durch den Grafen Oriola Bernstorff überbrachter Königlicher Befehl.)

Aufzeichnung Bernstorffs vom 28. Dezember.*)

„Die Souveränität der Frankfurter Versammlung wird durchaus nicht anerkannt.

Die sechs Könige verbinden sich zu einem Bunde und sollen ein Königs-Kollegium bilden. Die übrigen Staaten sollen nicht mediatisiert werden, sondern in ihrem Innern ganz unabhängig bleiben und ein Staatenhaus bilden. Die höhere Leitung der Bundesangelegenheiten soll aber von einem Kollegium ausgehen.

Mit einem solchen fertigen Bündnis unter den sechs gekrönten Häusern**) soll hervorgetreten werden, wenn das Frankfurter Parlament mit seiner Verfassung fertig ist. Übrigens ist es wünschenswert, daß das jetzige Provisorium so lange als möglich dauere.

Ist der Fürst Schwarzenberg hiermit einverstanden, so will der König sogleich einen Spezialbevollmächtigten nach Ölmütz schicken, um mit ihm das Weitere zu verhandeln und demnächst den anderen Königl. Höfen die nötigen Vorschläge zu machen. Die Sache muß völlig geheim gehalten werden, bis sie fertig ist.

---

*) 1848 (Jahreszahl nicht genannt) erste Niederschrift mit Bleistift geschrieben.

**) Österreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg. Bernstorff führte in dem Immediatbericht an den König vom 9. Dezember die eben genannte erste kurze Niederschrift noch genauer aus. Unter anderem schrieb er noch hinein: „Das Königs-Kollegium nimmt eine höhere Stellung ein als die Gesamtheit der übrigen Bundesfürsten. Von Mediatisierung dieser letzteren ist indessen nicht die Rede!“

Die Armeen dieser sechs Könige würden vollkommen die Gewalt in Händen haben. Was Österreich anbelangt, so verlangt man nicht viele Truppen; nur einige."

Aus dem Immediatbericht Bernstorffs an den König.

Wien, 9. Dezember 1848.

Die durch Oriola überbrachten Vorschläge, heißt es hier, hätten dem Fürsten Schwarzenberg nur im höchsten Grade willkommen sein können. Er sei „vollkommen bereit, weitere Vorschläge entgegenzunehmen und mit den vom Könige bestimmten Bevollmächtigten darüber zu unterhandeln." Über Einzelheiten wolle der Fürst sich noch nicht äußern, doch glaube er mit dem bayerischen Hof unbedingt rechnen zu können.

„Er hat mir aber auch sogleich erklärt, daß der Artikel, der von E.K.M. unterm 5. d. Ms. verkündeten Verfassungsurkunde für den preußischen Staat, wonach dieselbe später mit der deutschen Verfassung in Übereinstimmung gebracht werden soll, ihm sehr aufgefallen sei und ihn höchst unangenehm berührt habe, da er sich eine solche Deferenz für eine Versammlung, die nach allen ihm zugehenden Nachrichten ihrer Auflösung entgegengehe, und eine solche Unterordnung Preußens in seinen eigenen staatlichen Einrichtungen unter Deutschland gar nicht anders erklären könne, als dadurch, daß E.K.M. Regierung den Wunsch und die Hoffnung nicht aufgäbe, Preußen an die Spitze Deutschlands gestellt zu sehen. In diesem Sinne auch deutet man hier die sonstigen, über alles Erwarten liberalen Bestimmungen der Verfassungsurkunde, welche der österreichischen Regierung manche unangenehme Verlegenheit bereiten werden, da sie durchaus nicht beabsichtigte, so weit zu gehen, das Beispiel Preußens es ihr aber sehr schwer machen wird, hinter demselben zurückzubleiben."

„Als ich den Fürsten Schwarzenberg auf die neuliche Erscheinung Heinrich v. Gagerns*) in Potsdam und die bekannt-

*) Das bekannte Mitglied der Versammlung in der Paulskirche, auf dessen Vorschlag („der kühne Griff") Erzherzog Johann zum Reichsverweser ernannt worden war.

gewordene ablehnende Antwort E.K.M. auf dessen Anerbietungen hinwies, konnte sich derselbe doch nicht von seiner Ansicht losmachen und bemerkte noch, E.K.M. würden durch das Aufgehen Preußens in Deutschland die schöne Stellung als Souverän einer selbständigen europäischen Großmacht aufgeben und dafür eine sehr schwache und prekäre Kaiserkrone empfangen. Hierauf beschränkte ich mich nur zu erwidern, daß Österreichs Stellung viel glücklicher und einfacher sei als diejenige Preußens, da es sich nötigenfalls ganz von dem übrigen Deutschland trennen und eine in sich hinlänglich starke, abgerundete Großmacht zu bilden vermöge, während Preußen durch seine geographische Lage auf eine enge Verbindung mit dem übrigen Deutschland hingewiesen sei und nicht wohl ohne dasselbe leben könne, da es überall von ihm begrenzt und eingeschlossen sei. Demnach sei ich der Meinung, daß der Einfluß und die Macht Preußens in Deutschland nur dann groß sein könne, wenn es in sich und als selbständiger Staat groß und mächtig sei. Jene Notwendigkeit einer engeren Verbindung mit Deutschland wollte Fürst Schwarzenberg ebenso wenig ausdrücklich anerkennen, wie irgend ein anderer österreichischer Staatsmann dies je tun wird, und ich habe mich wieder lebhaft davon überzeugen können, welche unüberwindliche Abneigung man in Österreich gegen den Gedanken hat, daß Preußen größer und mächtiger werden könnte!"

In der Tat begann gleich nach der Übernahme seiner Stellung Fürst Schwarzenberg einen selbstbewußten Ton gegen Preußen anzuschlagen. Rechnete er doch darauf, daß die Pläne des preußischen Kabinetts und des Königs sich durchkreuzen und so jeden ernsten Widerstand des preußischen Staates unmöglich machen würden. Am 13. Dezember forderte er den Eintritt ganz Österreichs mit allen seinen Provinzen und mit 30 Millionen fremdsprachiger Bevölkerung in den deutschen Bund.

Das preußische Kabinett sah nun die Gefahren, die Preußen von jener Seite her bedrohten, immer deutlicher vor Augen. Jetzt erst unternahm es, Deckung hinter den für ein preußisches Erbkaisertum in Frankfurt arbeitenden Elementen zu suchen und diese gegen Österreich auszuspielen. So lehnte das preußische Promemoria

vom 19. Dezember, welches in Wien überreicht wurde, den Eintritt Gesamt-Österreichs in den deutschen Staatenbund zwar nicht ab, nahm aber für das kleinere Deutschland das Recht in Anspruch, „sich innerhalb des Staatenbundes auf engere Weise zu konsolidieren“. Zu einem tatkräftigen Vorgehen kam es jedoch auch jetzt nicht, da der König weder die schwere Lage der Österreicher in Ungarn ausnützen, noch seinem Kabinett bei den Verhandlungen freie Hand lassen wollte.

„Vielen Dank, lieber Graf“, schrieb Bülow am 20. Dezember 1848 aus Berlin an Bernstorff, „für Ihre Briefe aus Olmütz und Wien vom 11. und 16. d. Ms. Ich habe seitdem viele Auseinandersetzungen mit dem allergnädigsten Herrn gehabt in dieser und in der deutschen Angelegenheit im allgemeinen. Die Expedition, die ich Ihnen heute per Feldjäger sende, ist das mühsame Resultat vielfacher Meinungsdifferenzen und Konzessionen nach beiden Seiten hin. Ich habe trotz der besten Unterstützung von seiten Graf Brandenburgs doch einen schweren Stand .... Denken Sie sich, daß ich nur mit der größten Mühe — trotz aller Unterstützungen von seiten B. (Brandenburgs) und der übrigen Minister — den König davon abzuhalten vermocht habe, sogleich Canitz*) en mission usw. nach Olmütz zu senden, um dort alles, was ihm gefiele, abzumachen. Ich würde mich nötigenfalls entschieden weigern, etwas derartiges zu unterschreiben und halte überhaupt fest daran, daß überall da, wo wir der Sache ganz gewachsene Leute auf dem Posten haben, dergleichen außerordentliche Missionen ganz vom Übel sind. Auch heute noch hat der König davon gesprochen, daß er Canitz ganz privatim und auf seine eigene Hand nach Olmütz senden wolle, um dort zu wirken, doch hoffe ich auch das abzuwenden. Was die Sache betrifft, so halte ich an folgenden Punkten fest:

---

*) Karl Ernst Wilhelm Freiherr v. Canitz u. Dallwitz, preußischer General und Staatsmann (1787 bis 1850). Nach dem Tode Heinrichs v. Bülow Minister der auswärtigen Angelegenheiten (1845). Am 17. März 1848 hatte er mit den übrigen Mitgliedern des Ministeriums Bodelschwingh seine Entlassung genommen. (Siehe S. 36 und 49.)

1. Wir müssen alles versuchen, um mit Österreich einträchtig zu handeln, und vor allem dessen Ausscheiden oder Hinausdrängen aus dem Bunde vermeiden, weil dies für Deutschland und für unsere eigene politische Stellung ein Unheil sein würde.

2. Wir dürfen aber dieser Rücksicht unsere eigenen mit Deutschland zusammen gewachsenen Interessen nicht unbedingt opfern, am wenigsten dürfen wir uns die Stellung und den Einfluß in Deutschland nehmen lassen, der uns gebührt.

3. Kann Österreich über das bisherige Bundesverhältnis nicht hinausgehen, so folgt daraus nicht, daß die übrigen deutschen Staaten ihren materiellen Interessen durch einen engeren Verband Genüge zu leisten verhindert werden müssen.

4. In einem solchen engeren Verbande muß Preußen den dirigierenden Einfluß in Anspruch nehmen.

5. Ich will kein deutsches Kaisertum für Preußen, aus vielfachen Gründen, wohl aber, daß dasselbe in der obersten Leitung seine gebührende Stelle habe.

6. Ich will nicht, daß die deutsche Nationalversammlung eine Verfassung durch Machtgebot auftrage, ebensowenig aber, daß sie gesprengt werde, weil wir uns sonst wieder dem Chaos der 36 Partikularinteressen gegenüber befinden, und dann gewiß nichts zustande kommt. Also Vereinbarung nach beiden Seiten hin, solange sie möglich ist, erstreben.

Die Frankfurter Versammlung fängt an ihre Ohnmacht zu fühlen; uns ist sie nicht mehr gefährlich, den anderen Staaten gegenüber kann sie nur eine nützliche Alliierte sein, denn ohne den Einfluß, den sie auf jene ausübt, ist nichts mit ihnen auszurichten" . . .

In einem der nächsten Berichte Bernstorffs,*) in welchem dieser von seiner ersten Verhandlung mit Schwarzenberg, anläßlich des preußischen Promemoria, erzählt, zeigt sich bereits der klaffende Gegensatz zwischen der Auffassung des österreichischen Staatsmannes

*) Aus dem Bericht Bernstorffs an Bülow. Wien, 27. Dezember 1848 (über die deutsche Verfassungsangelegenheit).

und jeder anderen — selbst in bescheidenster Weise — auf eine Sonderorganisation des engeren Deutschlands gerichteten Anschauung. Der Fürst erklärte sich hier „besonders gegen ein auf allgemeine Wahlen gegründetes Volkshaus". Das Bundesparlament sagte er, „werde viel zweckmäßiger aus Wahlen der Landesparlamente hervorgehen". Hierauf kam er mit dem Danaergeschenk des „Zusammenfügens großer Länderkomplexe" zum Vorschein, durch welche die Zahl der kleinen deutschen Staaten vermindert werden sollte. Er hoffte im geheimen, auf diesem Wege Preußen, das namentlich unter den nord-mitteldeutschen Kleinstaaten viele Freunde hatte, eine Anzahl Bundesgenossen zu entziehen. Daß Österreich auch in den Zollverein eintrete, nahm der Fürst im Gespräch als etwas Selbstverständliches an. Als Vorbedingung für die Durchführung dieser Pläne bezeichnete er die „Sprengung der Nationalversammlung mit militärischer Gewalt". Bernstorff erhob Einspruch gegen solche Maßregeln, indem er darauf hinwies, wie „die vernünftigere Majorität der Versammlung wohl geneigt scheine, auf eine Vereinbarung mit den Regierungen einzugehen und daß es jedenfalls geratener wäre, diesen legalen und friedlichen Weg wenigstens zu versuchen". Der Fürst billigte dann am nächsten Tage zum Schein diesen Gedanken, nachdem er inzwischen den aus Frankfurt eingetroffenen v. Schmerling*) zu Rate gezogen. Das Programm aber, das er als das seine verkündete, zeigte deutlich, wie weltenfern er den Anschauungen der deutschen Patrioten stand.

„Als Organ zur Vereinbarung mit der Versammlung wünscht er aber kein neues Provisorium durch die Zusammenberufung eines Staatenhauses, sondern er ist der Meinung, daß hierzu die bereits in Frankfurt befindlichen Bevollmächtigten der Höfe vollständig hinreichen, welche sich unter sich und mit der Zentralgewalt zu beraten und zu benehmen und durch die letztere mit dem Parlament zu vereinbaren hätten. Hierzu sollen aber nach der entschiedenen Ansicht des k. und k. österreichischen Kabinetts nur die Bevollmächtigten der größeren Staaten mitwirken

*) Anton Ritter v. Schmerling, österreichischer Staatsmann (1805 bis 1893); österreichischer Bevollmächtigter bei der Zentralgewalt in Frankfurt.

und die kleineren Staaten sollen sich der zu treffenden Vereinbarung fügen, da sich seiner Überzeugung nach nur auf diese Weise eine Einigung zustande bringen läßt. Dies hängt genau mit der schon vorgestern berührten Gruppierungs- oder Mediatisierungsfrage zusammen. Fürst Schwarzenberg sagte mir, er habe diese Frage, wie es mir auch bekannt ist, bereits mündlich dem Grafen Brühl gegenüber zur Sprache gebracht."

Das Sechser-Kollegium ließ Schwarzenberg fallen. Er war jetzt der Meinung, daß „ein Direktorium von drei Mitgliedern das natürlichste sein dürfte, deren eins von Österreich, das andere von Preußen und das dritte von den königlichen Höfen gemeinschaftlich ... zu ernennen sei." „Als ich darauf versetzte", berichtet Bernstorff in derselben Depesche, „es würde sodann das Präsidium unter den Mitgliedern zu alternieren haben, antwortete der Fürst lachend, jedoch wie ich glaube, sehr wohlbedacht, das Präsidium im deutschen Bunde habe immer Österreich gehört. Ich erlaubte mir hierbei zu bemerken, wie die Erfahrung am Bundestage bewiesen hat, daß dies wohl gerade einer der größten Fehler des alten Bundes war, und jedenfalls die jetzige Gestaltung der Dinge und die Stellung Preußens in Deutschland wohl wenigstens eine völlige Gleichstellung mit Österreich durchaus rechtfertigen dürften" ... Der Fürst ging aber auf diesen Punkt nicht weiter ein.

Mit Recht meint Sybel in seiner Begründung des deutschen Reichs, daß nach den genannten Vorschlägen Schwarzenbergs, in welchen jeder Rest von preußischer Hegemonie im engeren Deutschland so gut wie beseitigt war, eigentlich die „Beratungen hätten abgebrochen werden müssen". Der König gab jedoch auch jetzt noch die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Verhandlungen nicht auf. Von einer Deckung hinter der Frankfurter erbkaiserlichen Partei wollte er nach wie vor nichts wissen, da er sich von der Gestalt, die die deutsche Reichsverfassung in der Paulskirche erhalten, völlig abgestoßen fühlte. An den Frankfurter preußenfreundlichen Bestrebungen hatten daher weder der Monarch noch sein Kabinett irgend welchen Teil.

„Wir sind“, schrieb Bülow privatim an Bernstorff am 28. Dezember 1848 (Berlin), „daran jedenfalls so unschuldig wie die Kinder, denn das Treiben unserer Frankfurter unberufenen Freunde liegt ganz außer unserer Kontrolle, und die Intrigen, welche dort für Preußen gemacht werden, können ebensowenig uns zur Last fallen, als wir die, welche für Österreich dort gespielt werden, dem Fürsten Schwarzenberg zur Last legen würden. Daß man Schmerling aus dem Ministerium gedrängt hat, ist vielleicht ein Fehler, aber als eine preußische Intrige kann es in keiner Weise betrachtet werden. Die Schleswiger sind dabei an der Spitze gewesen, Heckscher und Konsorten und Gagerns persönliche Freunde.

Daß Camphausen*) in Frankfurt sich von allen Intrigen fernhält, können Sie in aller Wahrheit versichern. Es liegt weder in seiner Natur, noch in seinen Ansichten und am wenigsten in seiner Instruktion. Ihm wirft man hier immer nur das eine vor, daß er auf die preußischen Deputierten gar keinen Einfluß habe!“

Während dieser Verhandlungen über die deutschen Dinge waren in Frankreich wichtige Ereignisse vorgefallen, die für die ganze europäische Lage im höchsten Grade bedeutungsvoll werden sollten. Die seit langem und mit allem Eifer in Frankreich betriebene bonapartistische Propaganda hatte ihre Früchte getragen. Bereits bei den Wahlen vom 17. September war Louis Napoleon zum Deputierten gewählt worden und hatte seinen Platz in der Nationalversammlung eingenommen. Am 10. Dezember wurde er von einer großen Majorität im Plebiszit zum Präsidenten der französischen Republik gewählt und am 20. Dezember in sein neues Amt eingeführt. Die Sache der Revolution hatte einen entscheidenden Schlag erlitten. Zugleich war für Deutschland in Napoleon ein gefährlicher Gegner erstanden, wenn man auch zu jener Zeit die Bedeutung des von den Massen in Frankreich auf den Schild erhobenen Cäsars noch nicht ahnte.

---

*) Camphausen, Ludolf, preußischer Staatsmann (1803 bis 1890). War am 29. März 1848 Leiter des preußischen Staatsministeriums geworden; trat am 20. Juni zurück, wurde Ende Juli Bevollmächtigter Preußens bei der deutschen Zentralgewalt in Frankfurt.

Es ist nun an der Zeit, zu den persönlichen Schicksalen Bernstorffs zurückzukehren. Dieselben waren durch die politischen Wirren in sehr ungünstiger Weise beeinflußt worden. Ja, die letzten Schrecknisse des Wiener Straßenkampfes hatten Schatten bis in seine dortige Heimstätte geworfen. In jenen Tagen scheinen die Seinigen, namentlich seine Mutter, auf den Gedanken gekommen zu sein, er möge aus dem diplomatischen Dienste ausscheiden. Diese Zumutung scheiterte jedoch an seiner Pflichttreue und an seiner Liebe zu Preußen.

Bernstorff an seine Mutter.

Hietzing, den 5. November 1848.

„Sagt mir doch einmal offenherzig und bestimmt, ob Ihr wirklich wünscht, daß ich den Abschied nehme? .... Ist es ehrenhaft, mich gerade jetzt in der schwierigsten und gefahrvollsten Zeit dem Dienste ohne alle Veranlassung und gegen den Wunsch meiner Regierung zu entziehen? Daß aber die letztere mit meinen Diensten zufrieden ist, davon habe ich gottlob die sprechendsten Beweise, und dies ist mir um so erfreulicher, als ich keinen meiner Grundsätze, keine meiner Ansichten aufopfere, sondern dieselben stets rücksichtslos entschieden geltend mache. Daß ich übrigens mich gerade in der jetzigen Zeit weniger als je vorzudrängen wünsche, und daß mir eine höhere Stellung jetzt nicht lieb wäre, davon habe ich, unter uns gesagt, gerade eben einen Beweis gegeben. Ich weiß nicht, was die Zukunft mir für spätere Jahre vorbehalten kann und werde dies dem lieben Gott wie alles übrige mit dem unbedingtesten Vertrauen anheimstellen. Doch werde ich mich auch höheren und schwierigeren Stellungen nicht entziehen, sobald die Verhältnisse sich so geformt haben, daß ich glaube, Preußen oder Deutschland wirkliche Dienste darin leisten und zugleich mit meinen inneren Grundsätzen in Übereinstimmung bleiben zu können .... Wir werden in die Stadt ziehen, sobald unsere Fenster, die sämtlich zertrümmert worden, wieder gemacht sind, und sobald wir unsere Möbel und Sachen haben hineinbringen lassen können. Dieselben stehen zum Teil noch auf dem Zollamt, zum Teil sind sie noch unterwegs. — Mehrere Granaten sind im Hof und in unsern Salons geplatzt und haben bedeutenden

Schaden angerichtet; auch Brandraketen sind hineingeflogen, und da man Feuer fürchtete, mußte das Archiv eiligst in den Keller gerettet werden. Meinem dritten Beamten ist der linke Unterarm durch eine Kugel zerschmettert worden. Gottlob, daß diese große, übrigens sehr notwendige und wohltätige Katastrophe vorüber ist. Möge sie auch für uns im Norden von guten Folgen sein! Durch etwas Ähnliches werden wir wohl auch hindurch müssen."

Die hohe Würde, die man Bernstorff zugedacht, und von der er in diesem Briefe spricht, war das Reichsministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Er erwähnt dies auch in einem späteren Briefe an seine Mutter aus Hietzing vom 13. November 1848. Nachdem er darin die Befürchtung ausgesprochen, wie er wahrscheinlich im Winter zwischen Wien und Olmütz werde „herumrutschen" müssen, da letzteres sehr klein sei, und er und die Seinigen dort kein Unterkommen würden finden können, fügt er hinzu, er werde so viel Geschäfte und Unruhe haben, daß er jetzt schon nicht wisse, wo ihm der Kopf stehe: „Dazu bedroht man mich wieder" schreibt er, „mit Anerbietungen, die ebenso schwer anzunehmen wie abzulehnen sind. Mein Schwiegervater ist Reichsminister der Auswärtigen Angelegenheiten geworden. Dies hatte man, unter uns gesagt, mir zugedacht".

In einem andern Schreiben an die Mutter vom 30. November 1848 — in welchem er dieser mitteilt, daß sein Schwiegervater das genannte Reichsamt von vornherein abgelehnt, — heißt es folgendermaßen: „Den Brief von Rauch*) kennt Ihr. Meine Antwort (vom 9. November) werde ich später mitteilen. Ich habe einen ganzen Tag gekämpft und hoffe mit Gottes Hilfe den rechten Entschluß gefaßt zu haben. Graf Oriola hat meine Antwort nach Sanssouci gebracht und kommt morgen zurück!"**) Bernstorff muß

---

*) General v. Rauch hatte im Namen des Königs an ihn geschrieben.

**) Werther (damals preußischer Gesandter in Athen) an Bernstorff.
Athen, den 25. Februar 1849. (Privatschreiben.)

„Ich bedaure, daß Du bei dem Drang Deiner Geschäfte auch noch ein Kind krank hattest. Das muß immer die schwerste Sorge sein. — Die Gründe,

die Ablehnung schon deshalb nicht ganz leicht gewesen sein, da er die großen Schwierigkeiten seiner Wiener Stellung bereits klar erkannt hatte.*) Um so höher ist es deshalb anzuerkennen, daß er um Preußens willen auf jenem verlorenen Posten ausharrte und trotz aller Wirren und Kümmernisse nicht verzagte.

Nachdem die beschädigte Wohnung in der Stadt wieder bezogen worden war, hoffte das gräfliche Paar, eine kurze Spanne Zeit dort wieder die langentbehrte Bequemlichkeit genießen zu können. Immerhin klingt aus seinem nächsten Schreiben, das er zu Neujahr an die Mutter richtete, ein Ton des Glückes und der Behaglichkeit.**)

„Vor allem können wir Gott danken", heißt es hier, „daß das verhängnisvolle Schaltjahr 1848 vorüber ist, ohne uns größeres Unglück gebracht zu haben. Ich selbst namentlich habe es eigentlich nur mit Gefühlen des Dankes gegen Gott geschlossen, daß er uns so ohne eigenen Schaden durch die Stürme, die wir erlebt, hindurchgeführt und uns sogar auf manche Weise noch Zuwachs an irdischem Glück geschenkt hat, während so manche das ihrige haben schwinden sehen müssen. Der erfreulichste und niedlichste Zuwachs ist unser herziges Thereschen.

.... Gestern Abend haben wir das Jahr ganz gemütlich allein in Annas wohnlichem Kabinett am Kaminfeuer beschlossen, und heute weihen wir unser von den Verwüstungen der Granaten und Raketen wiederhergestelltes Eßzimmer zum ersten Male ein, indem unsere Hausfreunde Senfft, Koenneritz, Oriola und Baron

die Dich abgehalten, das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen, leuchten mir ein, so sehr ich bedaure, daß Du Dich nicht dazu entschließen konntest. Später, wenn wir wirklich glücklich uns aus den revolutionären Zuständen herausgerissen, geht es vielleicht besser mit der Annahme einer solchen ehrenvollen Last. Übrigens kann man den Ehrenmännern des Ministeriums Brandenburg nicht genug Dank wissen, die Aufgabe übernommen zu haben, uns vor dem nahe bevorstehenden Abgrund zu retten."

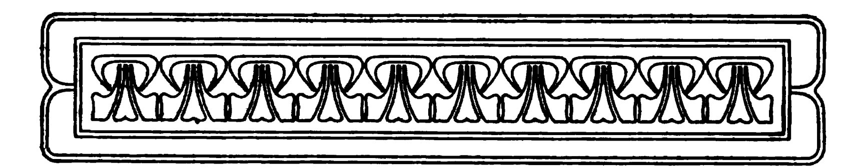
*) Das Anerbieten bezog sich jedoch nicht auf das Reichsministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, vielmehr wurde Bernstorff in jenen Tagen das Amt eines Ministers des Auswärtigen in Preußen angetragen. In den Papieren des Nachlasses finden sich jedoch nur wenige Hindeutungen darauf.

**) Bernstorff an seine Mutter. Wien, 1. Jan. 1849.

Linden (Württembergischer Gesandter) bei uns essen. .... Wir nehmen alle Tage mit geraden Zahlen Besuch an, wo denn ziemlich viele Leute und zwar ein recht angenehmer Zirkel von gesetzten Männern zu uns kommen. Ich muß in einigen Tagen wieder nach Olmütz!"

So inmitten trauter Häuslichkeit beschloß Bernstorff das wilde, ereignisreiche Jahr 1848. Die nächsten Monate sollten ihn vor die unter den damaligen Verhältnissen unsagbar schwere Aufgabe stellen, für Preußen aus dem Chaos der deutschen Verhältnisse zu retten was noch zu retten war. Hätte man manche seiner Ratschläge befolgt und energisch zugegriffen, als es zuzugreifen galt, so wäre Preußen vor mancher bitteren Enttäuschung verschont geblieben. Ihm selbst ward die trübe Erfahrung nicht erspart, das Verhängnis zwar vorauszusehen, aber auch mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte an ihm nichts ändern zu können.





IV. Kapitel.

Neue Kämpfe mit Schwarzenberg.

Fürst Schwarzenberg, Bernstorff, die preußische Politik 1849. — Die Kaiserpartei in Frankfurt. — Die Zirkulardepesche Camphausens. — Plan eines Bundes Österreichs und der vier deutschen Königreiche gegen Preußen. — Die Versammlung in der Paulskirche, die deutsche Kaiserkrone und Friedrich Wilhelm IV. — Schroffes Auftreten Schwarzenbergs. — Die Anfänge der Union. — Verhandlungen Preußens mit Österreich, Sachsen, Hannover und Bayern über eine Reichsverfassung; Abschluß mit Sachsen und Hannover; „Das Dreikönigsbündnis". — Bernstorffs schwierige Stellung in Wien. — Schleinitz Minister des Auswärtigen. — Rußland und Preußen. — Verhandlungen Bernstorffs über die interimistische Zentralgewalt. — Die Konvention vom 30. September. — Friedrich Wilhelm IV. Taufpate bei dem neugeborenen Knaben Bernstorffs. — Tod des kleinen Friedrich Wilhelm v. Bernstorff.

Die nächstfolgende Spanne Zeit in Bernstorffs Leben läßt sich als die Periode seines großen politischen Ringens mit dem Fürsten Schwarzenberg bezeichnen. „Hie Österreich! Hie Preußen!" erklang es hüben und drüben, wie einst in den Tagen des Mittelalters der Ruf „Hie Welf! Hie Waiblingen!" erklungen war. Die Machtmittel in diesem Kampfe mußten allerdings insofern als sehr ungleich verteilt gelten, als der Fürst die auswärtige Politik des von ihm vertretenen Reiches im wesentlichen nach freiem Ermessen lenken durfte und deshalb in der Lage war, jeden Trumpf zu der für ihn günstigsten Zeit auszuspielen, während Bernstorff von seiner Regierung, an deren Leitung er streng gebunden blieb, fast in jedem wichtigen Augenblicke im Stich gelassen wurde. Zähigkeit und eiserne Willenskraft waren auf beiden Seiten vorhanden, desgleichen hohe diplomatische Begabung. Nur daß der Fürst es mit seinem Gewissen vereinbar hielt, alle Künste einer machiavellistischen Diplomatie rücksichtslos zur Anwendung zu bringen, während Bernstorff mit den Waffen der Wahrheit, Offenheit und Redlichkeit kämpfte. Von Schwarzenbergs Seite bald ein Keulenschlag, bald ein Dolchstich, von Bern-

storffs Seite gute deutsche Schwerthiebe. Die Zeit jenes Streites liegt heute bereits weit hinter uns, weshalb auch seine objektive Darstellung möglich erscheint.

Gänzlich falsch wäre es, dem Fürsten Schwarzenberg einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß er seinem Staate die größten politischen Vorteile verschaffen wollte. Das erscheint vielmehr als sein gutes Recht. Unrecht aber waren die Mittel — vor allem der brutale Bruch aller gegebenen Zusagen und Versprechen — die er einem so loyalen und von dem aufrichtigen Wunsche nach Verständigung beseelten Gegner wie Friedrich Wilhelm IV. gegenüber anwandte. Diese im Namen Österreichs geführte Politik muß zugleich als die unter den damaligen Verhältnissen törichtste und kurzsichtigste bezeichnet werden. Nie war ein preußischer Herrscher von so wahrer und echter Verehrung für Österreichs traditionelle Stellung und Mission in Deutschland, nie ein Hohenzoller von so sehnlichem Wunsche erfüllt, diesen Staat dem deutschen Volke als Vormacht zu erhalten, als jener König. Das hat selbst Graf Vitzthum, der Parteigänger Österreichs, in seinen bekannten Denkwürdigkeiten unverhohlen ausgesprochen. Schwarzenberg hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um von dem preußischen Monarchen eine Anzahl für Österreich sehr wertvoller Zugeständnisse zu erhalten. Mit seiner der Losung „erst demütigen, dann vernichten" angepaßten Taktik aber gelang es Schwarzenberg, selbst diesen wohlgesinnten Fürsten endlich an Österreich irre werden zu lassen. Die Schwarzenbergsche Politik begegnete damals — zur Steuer der Gerechtigkeit sei es gesagt — in einflußreichen Kreisen Österreichs elbst scharfem Tadel. Namentlich in der Armee war die Erinnerung an die preußische Waffenbrüderschaft noch sehr lebendig, und Radetzky und sein nächster Kreis machten gar kein Hehl daraus, daß sie das von Schwarzenberg Preußen gegenüber eingeschlagene Verfahren für ein durchaus falsches und verkehrtes hielten.

Verfolgen wir zunächst den weiteren Lauf der Verhandlungen. Unter der Vorspieglung auf die Wünsche des Königs einzugehen, schlug Schwarzenberg jetzt in der Verfassungsfrage — wie bereits angedeutet — ein noch weit umständlicheres Gruppensystem als das preußische für die Neueinteilung Deutschlands vor, weil, wie er recht gut wußte, seine Durchführung Preußen die größten

Schwierigkeiten bereiten mußte. Der König nahm — großherzig wie immer in seinem Denken und Empfinden — die Vorschläge des Fürsten als ernstgemeinte entgegen und wollte darüber verhandeln, während sein Kabinett auf Grund der Kenntnis der Bernstorffschen Berichte den Plan Schwarzenbergs durchschaute und in heller Verzweiflung über die österreichischen Zumutungen war.

„Lieber Graf", schreibt der Minister Bülow in einem Privatschreiben an Bernstorff vom 6. Januar 1849, „daß ich Ihnen erst heute die Antwort auf Ihre letzte Kuriersendung zurückexpediere, ist nicht meine Schuld, sondern die der Verständigung mit d. A. H., die in rebus germanicis stets sehr schwierig ist und diesmal noch durch das Neujahrsfest und den Umzug nach Charlottenburg unterbrochen wurde. Ich leugne nicht, daß es mir sehr schwer geworden ist, auf die Schwarzenbergischen Gruppierungsideen auch nur insoweit einzugehen, als wir es nach dem Inhalt der Depeschen getan haben. Ich fürchte, daraus geht zuletzt nur eine Verminderung unseres relativen Gewichts und Einflusses in Deutschland und eine erschwerte Stellung hervor. Desto fester müssen wir aber darauf beharren, in einem solchen engeren Rate die uns gebührende Stelle zu behaupten, und deshalb dürfen wir namentlich in der Präsidentschaftsfrage nicht nachgeben. Hierin ist es schwer, mit dem A. H. sich zu einigen, der nicht allein jeden von dort kommenden Vorschlag stets wohlwollend zu akzeptieren bereit ist, sondern auch nichts sehnlicher wünscht, als dem Kaiser von Österreich die römische Kaiserkrone selbst wieder aufzusetzen. Darüber habe ich Ihm aber sehr offen meine Meinung dargelegt, und ich glaube nicht, daß er irgend ein Ministerium finden würde, welches zu solchem Beginnen die Hand bieten möchte. Österreich muß es sich mindestens gefallen lassen, den Einfluß in Deutschland mit uns zu teilen, in gewissen Dingen sogar die Direktion uns zu überlassen. Will man das nicht, so ist es mit der Verständigung nicht Ernst, und wir müssen fühlen lassen, daß wir uns recht gut auf unsere Basis zurückziehen können und daß man ohne uns nichts machen kann. — Meine Ansichten habe ich über diesen Punkt in der zweiten vertraulichen Depesche ganz offen ausgesprochen. Der König ist damit nicht ganz einverstanden, läßt es sich aber gefallen. — Er wollte mir heute noch ein eigen-

händig geschriebenes Memoire für Sie senden, welches Seine Ansicht vollständig entwickelt, er hat es mir aber bis jetzt nicht geschickt und ich kann den Kurier nicht länger aufhalten. Erhalten Sie es später, so gebrauchen Sie es »cum grano salis«."

In einem zwei Tage später datierten Briefe ertönt die Klage Bülows von neuem.

„Unser Allerhöchster Herr", schreibt er, „hat nicht davon ablassen wollen, den Grafen Brühl noch einmal nach Olmütz zu schicken (woher er eben zurückgekommen war), lediglich um Schwarzenberg das Memoire sub rosa mitzuteilen, welches er selbst aufgesetzt hat und auf welches ich Sie bereits vorbereitet habe.

„Ich habe, im Verein mit Graf Brandenburg, einige Kämpfe zu bestehen gehabt, um den König zu bestimmen, wenigstens eine Phrase am Ende seines Memoires zu streichen, wo er nach Entwicklung seines Planes zum Schluß gesagt hatte: „Über dem Ganzen stände Römisch-Kaiserliche Majestät!" — Wir haben geradezu erklären müssen, daß wir uns dem widersetzen müßten. — Auch haben wir ihn bewogen, das Manuskript ohne Unterschrift zu geben. Er hatte schon ein Exemplar mit jener Phrase en toutes lettres unterzeichnet. Weiter aber sind wir dann auch nicht gekommen, und wir haben ihn namentlich nicht bewegen können, Brühls Sendung aufzugeben, noch seinen Plan der Einteilung Deutschlands in „Reichswehrherzogtümer" wegzulassen oder zu modifizieren, auf den ich, wenn die Sache offiziell zur Verhandlung käme, nie eingehen würde, weil er Bayern das Kommando über beide Hessen zuwenden will und dergleichen mehr. Mit Brühl habe ich verabredet, daß er zunächst mit Ihnen sich besprechen und dann, daß er das P. M. (Promemoria) zwar durch Verlesung mitteilen, aber nicht aus den Händen geben wird."

Ein drittes Schreiben Bülows an Bernstorff, das ebenfalls hier zum größten Teil wiedergegeben werden mag, glüht förmlich vor Zorn gegen Schwarzenberg, weil dieser nach längeren Verhandlungen plötzlich mit ganz neuen Vorschlägen zum Vorschein gekommen, als wären Beratungen gar nicht vorangegangen:*)

*) Bülow an Bernstorff, Berlin, 21. Januar 1849. (Privatschreiben.)

„Lieber Graf! Durch mein heutiges halboffizielles Schreiben erfahren Sie ausführlich, welche Früchte uns die letzte von Seiner Majestät ausgegangene Sendung des Grafen Brühl gebracht hat. Fürst Schwarzenberg, nachdem er gesehen, daß wir an gewissen Kardinalpunkten bei der Verständigung mit Österreich festzuhalten gesonnen sind, welche ihm unbequem fallen, findet es nun angemessen, alles was auf dem regelmäßigen Wege besprochen und verhandelt worden, beiseite zu werfen, sich an des Königs Ideen anzuheften und daraus gerade das zu nehmen und das zu machen, was seiner Politik konveniert.

„Sein Vorschlag, gehörig analysiert und von allen Umschaltungen entkleidet geht nude crude dahin:

1. Die Frankfurter Versammlung wird gesprengt und eine Kontrarevolution gemacht;

2. ein Kronkollegium wird konstituiert, welches dann das Reichsregiment in die Hand nimmt;

3. dies alles wird ausgeführt, indem Preußen mit Bayern und Württemberg (?) eine Armee gegen Frankfurt aufmarschieren lassen, bei der Österreich „symbolisch“ vertreten ist;

4. alles übrige findet sich nachher — namentlich ob und wie überhaupt eine deutsche Verfassung zustande kommt, welches Verhältnis Österreich zu Deutschland einnimmt, wie Österreich zu Preußen sich stellt usw. usw.

„Dabei ist meiner Ansicht nach für uns folgendes zu gewinnen:

1. daß wir die Ehre haben, der Besen zu sein, mit dem in Deutschland zugunsten Österreichs und der andern, die da wollen, daß nichts zustande komme, ausgekehrt wird;

2. daß man uns nachher den Kehricht anbietet, denn

3. wir befinden uns demnächst vis à vis mit Österreich und den vier Königen, mit denen wir, nachdem wir die Versammlung zerstört und die kleineren Fürsten vor die Tür gesetzt hätten, gar nichts anfangen würden.

„Diesen Weg können wir entschieden nicht gehen und wir dürfen nach meiner Überzeugung keinen Schritt weiter fortschreiten in der Bahn, auf welche Fürst Schwarzenberg und Seine Majestät der König, dessen persönlichen Wünschen und Ansichten ich schon viel zu viel nachgegeben habe, uns leiten wollen, wenn wir nicht

jede selbständige Bewegung in der deutschen Angelegenheit aufgeben wollen. Ich schlage den Wert der Übereinstimmung mit Österreich sehr hoch an, aber der Preis, den man von uns fordert, ist entschieden zu teuer. Wir müssen, da die Zeit drängt und da wir eine gemeinschaftliche Basis des Handelns mit Österreich bis jetzt nicht haben finden können, selbständig den Weg gehen, den wir für den richtigen erkennen. Das ist der Zweck des Zirkulars, das ich Ihnen heute mitteile. Es wird dies nicht gut aufgenommen werden, aber darüber müssen wir hinwegkommen. Man braucht uns wenigstens ebenso notwendig als wir Österreich."

In Frankfurt wurde jetzt nach heißem Kampfe der Antrag der Großdeutschen, daß ein sechsköpfiges Direktorium das Reichsoberhaupt bilden solle, abgelehnt. Der Ausschußantrag, diese Würde einem regierenden deutschen Fürsten zu übertragen, siegte. In Wirklichkeit war man aber nun ebenso klug wie vorher, da die Meinungen über den Inhalt und die Rechte dieses neuen Kaisertums auseinandergingen. Immerhin wagte endlich das preußische Ministerium, trotz dieser Unsicherheit sich der preußenfreundlichen Partei in Frankfurt zu nähern. Stellte doch das in jenen Tagen von Camphausen verfaßte und dem König zur Begutachtung vorgelegte Zirkularschreiben an die deutschen Regierungen, einen engeren Bund Deutschlands unter Preußen und einen weiteren Bund dieser neuen Gemeinschaft mit Österreich als möglich hin. Nach längerem Widerstande ließ der Monarch wider Erwarten diese Depesche abgehen.

In einem halboffiziellen Schreiben Bülows an Bernstorff vom 23. Januar wurde letzterer angewiesen, den österreichischen Vorschlag auf unverzügliche Beschickung der Zentralgewalt durch die sechs Fürsten (Österreich und die fünf Königreiche) abzulehnen. Zugleich sollte er Schwarzenberg mitteilen, welche schwere Folgen eine militärische Sprengung der Nationalversammlung für Deutschland und Preußen haben müsse und wie eine Verständigung mit Frankfurt deshalb unter allen Umständen notwendig bleibe. Selbstverständlich war, wie Bernstorff berichtete, der Ärger Schwarzenbergs über diese Wendung groß: weil der Fürst jedoch die Lage als eine für Österreichs Pläne gefährliche erkannte, spielte

er, nachdem der erste Zorn vorüber war, den Gelassenen und gab jetzt zu verstehen, daß sich der österreichische Staat unter bestimmten Umständen mit dem Unionsgedanken aussöhnen könne, wobei er freilich schon im Nachsatz wieder sich verklausulierte.

„Der Fürst", so schreibt Bernstorff am 30. Januar, „hat mir auf meine im Laufe der Diskussion gemachte Bemerkung, daß Österreich offenbar eine engere Verbindung als den bisherigen Staatenbund überhaupt nicht wünsche, gesagt, daß er einer solchen engeren Verbindung durchaus nicht entgegen sei. Als ich aber erwiderte, daß ich dieses zum ersten Male von ihm ausgesprochene Zugeständnis akzeptierte, fügte er hinzu, daß man für Österreich einige Ausnahmen zugeben könne, daß dieses jedoch mit der Zeit nachfolgen könne und gab somit wieder die Abneigung gegen ein ohne Österreich zu schließendes engeres Bündnis kund!"*)

Bernstorff erkannte sofort, daß Schwarzenberg trotz jener entgegenkommenden Wendung alle Mittel in Bewegung setzen würde, um einen Erfolg der preußischen Zirkulardepesche unmöglich zu machen. In der Tat unterhandelte der Fürst im geheimen mit Bayern, Hannover, Württemberg und Sachsen, um einen Bund gegen Preußen zusammenzubringen. In einem Briefe, den Bernstorff aus Wien am 6. Februar an Bülow richtete, befand sich eine Andeutung hierüber. Bülow antwortete einige Tage (9. Februar) darauf:

„Soviel ist klar, daß es darauf hinausgeht, die sämtlichen Königlichen Kabinette gegen uns mit Österreich zu alliieren. Ich werde suchen, baldmöglichst zu erfahren, was dahintersteckt, natürlich aber wird man gegen uns und unsere Gesandten sehr verschlossen sein. Sobald Sie etwas Weiteres erfahren, schicken Sie mir ja gleich Nachricht. Gegen diese Intrigen wird ein ganz offenes Verfahren die beste Schutzwehr sein. Wir haben doch am Ende festen Boden genug in Deutschland, um selbständig unsere Wege gehen zu können, und wenn wir ihn frei und offen gehen, so haben wir viele Alliierte, während jene Höfe keine Stütze in

*) Bernstorffs Bericht vom 30. Januar 1849.

ihren eigenen Ländern, selbst nicht einmal überall in ihren Ministerien haben und nicht einmal bekennen dürfen, wohin sie eigentlich wollen. Seit dem Erlaß der Zirkular-Depesche vom 23. habe ich hier einen schweren Stand. Ihr Bericht über die Aufnahme, den sie dort gefunden, hat den König in einen schwer zu beschreibenden Zustand versetzt. Er erklärt alles für verloren, Preußen und Deutschland für ruiniert, weil Österreich nicht einverstanden ist. .... Am Montag hat er das Staatsministerium berufen und uns einer fünfstündigen Katechisation unterworfen, die hauptsächlich eine mise en accusation meiner Person war. Ich habe indes mein Terrain Zoll für Zoll behauptet und das Staatsministerium hat treu mit mir ausgehalten. Meine persönliche Lage ist indes ein unausgesetzter Kampf und auf die Länge gar nicht haltbar.

„Ich habe, wie ich Ihnen neulich schon schrieb, von Ihren vortrefflichen vertraulichen Berichten den mir erlaubten Gebrauch gemacht, indem ich sie dem König zu lesen gab. Er nennt das alles »ein wahnsinniges Mißtrauen gegen Österreich!«

„Was soll man dazu sagen, dabei hoffen? — Der König wollte durchaus eine entschädigende Sendung nach Olmütz (!!) Rückkehr zum Plane des Königs-Kollegiums mit Gruppierung usw. — natürlich hat das Staatsministerium sich einstimmig dagegen erklärt, aber man kommt jedesmal bis zur Kabinettsfrage — wie lange kann man das aushalten?"

Bald darauf reichte Bülow seine Entlassung ein. Die Zähigkeit, mit der dieser Staatsmann die Traditionen des alten Preußens verteidigt, hat die Geschichtschreibung bisher noch nicht gewürdigt. Auch von ihm waren anfangs Fehler gemacht worden. Hatte ihn doch seine starke Abneigung gegen die Versammlung der Paulskirche dahin gebracht, diese anfangs heftiger zu bekämpfen als für Preußens diplomatische Stellung Österreich gegenüber nützlich war. Erst später erkannte er diesen Mißgriff und suchte ihn mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit wieder gut zu machen.

Durch den Rücktritt Bülows verlor Bernstorff den festen Halt, den er im Kabinett gehabt. Seit dem Abgang dieses Ministers besaß er dort keinen Freund mehr, der das unbefangene und freimütige Urteil seiner Berichte zu würdigen vermocht hätte. Viel-

mehr begegneten sie jetzt einem Mißtrauen und einer Voreingenommenheit, vor welchen ihn sein alter Freund Graf Schleinitz*) warnen zu müssen glaubte. „Ihre Ansichten", schrieb dieser an Bernstorff am 24. Februar aus Hannover, „kenne ich und teile sie vollkommen. Sie bestärken mich von neuem in der Überzeugung, daß, wo es gilt, die Ehre und die Interessen Preußens nachdrücklich zu vertreten, niemand besser an seinem Platz ist, wie Sie. Aber gerade deshalb nur wünsche ich Ihre Wirksamkeit auf einem Posten, auf dem ich Sie für den Augenblick als unersetzlich betrachte, ungeschmälert erhalten zu sehen. Gestatten Sie meiner alten Freundschaft eine Bemerkung, die im vorliegenden Falle vielleicht sehr am unrichtigen Orte ist, und die ich deshalb nur eventuell Ihrer Erwägung anheim gebe. Sie besteht darin, daß ich Ihnen raten würde, Ihre persönlichen Gesinnungen so wenig, als es sich mit der objektiven richtigen Darstellung der Verhältnisse verträgt und immer in der mildesten Form an den Tag zu legen, und soviel es nur irgend angeht, die Tatsachen sprechen zu lassen; das wird, wenn ich nicht irre, Ihnen Ihre Stellung nach beiden Seiten hin erleichtern, und das hindert nicht, im entscheidenden Augenblick ein entscheidendes Wort in die Wagschale zu legen."

Die Schwierigkeiten sollten sich für Bernstorff auch dadurch erhöhen, daß an Stelle des bisherigen österreichischen Vertreters, des Grafen Trauttmannsdorff, General v. Prokesch-Osten, ein in allen Finessen der Hintertreppenpolitik bewanderter Diplomat, zum Gesandten in Berlin ernannt wurde. Vergebens warnte Bernstorff schon bei der ersten Mitteilung, die ihm von dieser Absicht gemacht wurde, vor diesem Manne. Es blieb bei der Ernennung, obwohl Bernstorff Schwarzenberg deutlich zu verstehen gegeben, daß die Wahl von Prokesch „in Berlin vielleicht nicht ganz angenehm sei".

---

*) Graf Schleinitz (Alex. Gustav Adolf), geb. 29. Dezember 1807 zu Blankenburg a. H. (Siehe S. 38 Anm.) Am 20. Juni 1848 übernahm er an Heinrich v. Arnims Stelle das Ministerium des Auswärtigen, legte es jedoch schon nach einer Woche nieder. Im Mai 1849 führte er die Waffenstillstandsverhandlungen mit den Dänen (Waffenstillstand vom 10. Juli). Hierauf trat er als Minister des Auswärtigen in das Ministerium Brandenburg ein.

„Ich darf voraussetzen", schrieb Bernstorff*) an den neuen Minister des Auswärtigen, Arnim,**) daß der Ritter Prokesch v. Osten Ew. Exz., wo nicht persönlich, doch seinem Rufe nach bekannt ist, und glaube daher nicht, in eine weitere Charakteristik eingehen zu müssen. Nur im allgemeinen erlaube ich mir ganz gehorsamst zu bemerken, daß er mir immer als ein politischer Intrigant geschildert worden ist, und daß er mir und den meisten Gutgesinnten wenig Vertrauen einzuflößen scheint. Namentlich wurde mir gestern noch aus sehr guter und sicherer Quelle mitgeteilt, daß er das Talent der Schmeichelei im höchsten Grade besitze, daß er sich dadurch als junger Mensch schon das besondere Wohlwollen des verstorbenen Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg zu verschaffen gewußt habe, und daß er seit jener Zeit in der Schwarzenbergischen Familie als ein Hausfreund und Schützling betrachtet werde.

„Unter den gegenwärtigen Umständen scheint mir die Vermutung sehr nahe zu liegen, daß man hiesigerseits mit dem Wirken des Grafen Trauttmannsdorff nicht zufrieden ist und einen geschickteren und tätigeren Diplomaten hat auserwählen wollen, um das verlorene Terrain wiederzugewinnen."

Arnim, dem man feindliche Gesinnungen gegen Österreich gewiß nicht vorwerfen konnte, teilte die Ansicht Bernstorffs über Prokesch-Osten vollständig: „daß Trauttmannsdorff weg soll", schreibt Arnim in einem Privatschreiben an Bernstorff vom 10. März 1849, „tut uns sehr leid und wir hätten lieber einen andern gehabt. Es war aber kein Grund da, ihn nicht anzunehmen."

Bisher hatte Schwarzenberg noch mit Vorsicht operieren müssen. Tobte doch trotz des Erfolges der Österreicher bei Kapolan der Kampf in Ungarn weiter. Jetzt aber kamen aus Italien gute

*) Bernstorff an Arnim, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Wien, 27. Februar 1849.

**) Graf v. Arnim-Heinrichsdorff-Werbelow (Heinrich Friedrich), geb. 23. September 1791 zu Werbelow in der Uckermark. 1831 preußischer Gesandter in Brüssel, 1841 in Paris usw. Am 24. Februar 1849 übernahm er im Ministerium Brandenburg das Portefeuille des Auswärtigen. Trat am 3. Mai 1849 von letzterem Amte wieder zurück.

Nachrichten. Nach dem Siege Radetzkys bei Novara über Carlo Alberto konnten die leitenden Kreise in Wien wieder freier atmen. Schwarzenberg eröffnete nunmehr dem Reichsministerium in Frankfurt kaltblütig, daß Österreich sich eine selbständige und endgültige Verfassung gegeben und daß Deutschland diese Tatsache anerkennen und das *ganze Österreich* einfach in den Bund aufzunehmen habe, was natürlich ohne Änderung der Reichsverfassung nicht möglich sei. Die Entrüstung, die diese Kundgebung in Frankfurt erregte, trug ungeachtet des Widerstandes der Großdeutschen mächtig dazu bei, die Ziele der preußisch-kaiserlichen Partei zu fördern. Mit 290 Stimmen Mehrheit wurde beschlossen, dem König von Preußen die deutsche Kaiserwürde anzubieten. Über den Eindruck dieser Kunde in Wien berichtete Bernstorff an Arnim, der ganze Vorgang habe dort „natürlich eine große und unangenehme Sensation gemacht“, man sei aber in leitenden österreichischen Kreisen etwas kleinlauter geworden, und deshalb müsse jetzt das Eisen so lange geschmiedet werden, so lange es warm sei.

„Der Fürst hat mir heute wiederholt, was er mir bereits mehrmals in der letzten Zeit gesagt hat, daß des Königs Majestät nur Ihren Willen auszusprechen brauchten, um Österreichs Zustimmung gewiß zu sein, und daß Österreich sich um jeden Preis mit Preußen verständigen und einigen wolle, um eine praktisch ausführbare Bundesverfassung zustande zu bringen. Hierzu rechnet der Fürst, wie ich dies bereits oft zu bemerken die Ehre gehabt habe, natürlich nicht ein einheitliches Oberhaupt, ein Volkshaus mit gesetzgebender Gewalt, ein verantwortliches Ministerium in Frankfurt, und was überhaupt mit der Souveränität und staatlichen Einheit Österreichs nicht vereinbar ist; aber was sonst die Formen und Attribute der obersten Bundesgewalt betrifft, so bin ich überzeugt, *daß das kaiserliche Kabinett in alles eingehen wird, was preußischerseits vorgeschlagen werden würde.*“*)

Dieser Hinweis, die gegebene Lage taktisch und diplomatisch auszunutzen, fand jedoch in Berlin nicht das nötige Verständnis.

---

*) Bericht Bernstorffs an Arnim. Wien, 31. März 1849.

Und doch hätten alle Besonnenen einsehen müssen, daß jede Verbesserung der Lage Österreichs — welches jetzt gegen die Ungarn mit Erfolg die Hilfe des Zaren anrief — die Aussichten Preußens nur verschlechtern konnte, daß also die größte Eile und die größte Tatkraft nötig seien. Am 3. April lehnte König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone ab. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe, die für oder wider diese entscheidungsschwere Tat sprechen, noch eingehend zu erörtern. Soviel aber bleibt jedenfalls sicher, daß auch diesmal die Lage von Preußen in keiner Weise diplomatisch ausgenützt wurde. Wollte man in Berlin die Krone nicht nehmen, so hätte man doch die Ablehnung solange hinausschieben können, bis man von Österreich irgendwelche festen Bürgschaften für die Verstärkung der Machtstellung Preußens in Deutschland erhalten. Das »laisser faire et passer« aber, welches jetzt von den leitenden preußischen Kreisen in der deutschen Frage beliebt wurde, war, wie Bernstorff sofort erkannte, am wenigsten dazu geeignet, einen Mann wie Schwarzenberg einzuschüchtern. Letzterer rief nun die österreichischen Abgeordneten aus Frankfurt ab, mit der Erklärung, daß Österreich nie einer fremden Gesetzgebung bei sich Eingang verschaffen würde. Die Beratungen mit Preußen wurden von Schwarzenberg anscheinend nur aus dem Grunde noch weiter geführt, um Zeit zu gewinnen, nicht um irgend eine Verständigung herbeizuführen.

Als jetzt die Verhandlungen Preußens mit einzelnen deutschen Staaten über die Gründung eines engeren Bundes begannen, trug Bernstorff sich mit der Erwartung, daß es vielleicht doch noch gelingen werde, die Herrschaft Preußens über den deutschen Norden, sei es auch um den Preis des Zugeständnisses des Dualismus, in Deutschland vertragsmäßig zu sichern. Eine lockere Föderation, die für Preußen nur ein Bleigewicht bedeuten mußte, wollte er nicht, wohl aber eine feste Angliederung der kleinen Staaten in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht an Preußen. Von den Einzelheiten dieses seines Projekts wird später noch die Rede sein. Wenn man erst in Wien sehe, daß Preußen mit einer zielbewußten Handlung Ernst mache, so werde man auch in wesentlichen Punkten nachgeben — das war seine feste Überzeugung.

Aus dem Bericht Bernstorffs an Arnim.

Wien, den 18. April 1849.

„Wie ich auch dem Fürsten gesagt habe, ist Österreichs einziger leitender Gedanke in der deutschen Frage gewesen, eine Machtvergrößerung Preußens um jeden Preis zu verhindern. Um dies zu erreichen, hat es uns lauter Vorschläge gemacht, welche darauf ausgingen, eine entschiedene relative Machtverringerung Preußens zu bewirken. Wie soll man auf diesem Wege Hand in Hand gehen und sich verständigen? Da Österreich durch seine bisherige negative Politik nicht zum Ziele zu kommen hoffen kann, so scheint es nun einen positiveren Weg einschlagen zu wollen, indem es das Recht, engere Bündnisse im Bunde zu schließen, anerkennt und für sich selbst vindiziert, um Preußen durch einen süddeutschen Sonderbund das Gegengewicht zu halten. Es ist dies vielleicht das beste Auskunftsmittel, wie auch der „Lloyd" es andeutet, um keinen Bruch zwischen Österreich und Deutschland herbeizuführen und wenigstens den allgemeinen deutschen Bund aufrecht zu erhalten. Eine wirkliche deutsche Einheit für ganz Deutschland gehört unter den heutigen Umständen bei dem faktisch und rechtlich nicht wegzuleugnenden Dualismus zweier demselben angehörender Großmächte offenbar in das ideale Reich der Träume. Bildet dagegen der Dualismus sich zu größerer Konsolidierung der deutschen Verhältnisse aus, und reichen beide Großmächte mit den um sie gravitierenden kleineren Staaten sich freundlich zu einem großen Ganzen die Hände, so bleibt Deutschland beieinander zu gegenseitigem Schutz und Trutz, Preußen erreicht das, was zu seiner militärischen und strategischen Sicherheit unabweislich notwendig ist, und auch seine kommerziellen Interessen sind gewahrt."

Von dem Zollverein dachte Bernstorff sehr hoch, aber, so meinte er, wenn der Unverstand der Süddeutschen ihn sprenge, so müsse Preußen dafür „die nördlichen Küstenländer in sein Zollsystem ziehen."

Aus dem Bericht Bernstorffs an Brandenburg.

Wien, 21. Mai 1849 (mit zwei Denkschriften).

„Die für Preußen zu erreichenden günstigen Bedingungen bestehen in der Bildung einer Zentralgewalt für den ganzen

Deutschen Bund, woran Preußen viel mehr teilhaben würde als früher, und in einer Machtvergrößerung Preußens durch eine engere Verbindung desselben mit denjenigen kleineren deutschen Staaten, welche in seinem Bereiche liegen und namentlich in militärischer und strategischer Hinsicht zu seiner eigenen Sicherheit ihm untergeordnet werden müßten.

„Was die Zentralgewalt betrifft, so schlägt zwar Fürst Schwarzenberg, wie Ew. Exzellenz es aus dem Berichte des Herrn Heinr. v. Canitz hochgeneigtest ersehen werden, vorzugsweise eine Direktion von drei Stimmen vor, und dies ist es auch, worauf Bayern unablässig hinarbeitet. Ich möchte aber doch glauben, daß das Kaiserliche Kabinett sich auch zu einem aus Österreich und Preußen allein zu bildenden Direktorium geneigt finden lassen würde, wenn man darauf bestände, und für den gegenwärtigen Augenblick der Gefahr und des Handelns würde dann eine von Österreich und Preußen gegebene unbedingte Vollmacht die notwendige Freiheit in der Leitung und im Handeln, zu Wege bringen. Die Trias scheint mir jedenfalls für Preußen die unvorteilhafteste Einrichtung zu sein, indem Süddeutschland durch das Übergewicht Bayerns in der dritten Stimme sehr bevorteilt werden würde und somit ungefähr ein Drittel des Gewichts in Norddeutschland, zwei Drittel aber in Süddeutschland und zwar in den Preußen am meisten opponierenden Staaten, Österreich und Bayern, ruhen würden. Da wäre ein Direktorium von sechs oder sieben Stimmen mit Alternat des Präsidiums zwischen den beiden Großmächten nach meiner unvorgreiflichen Ansicht immer noch wünschenswerter.

„Die Machtvergrößerung Preußens durch eine enge Verbindung desselben innerhalb des Bundes mit einem Teil der kleineren Staaten oder durch Einverleibung derselben wird Österreich auch nicht mehr zu hindern suchen, wenn es dadurch erlangt, einmal, daß der deutsche Bund aufrecht erhalten werde und zweitens, daß der Bundesstaat mit Inbegriff aller übrigen deutschen Staaten und unter Preußens Leitung nicht zustande komme. Nach allen hierher gelangten Notizen wird es in letzterer Beziehung fortwährend von Bayern und Hannover unterstützt; beide wollen sich

der preußischen Reichsvorstandschaft nicht unterwerfen und rufen Österreichs Hilfe an, um sie dagegen zu schützen. Ich vermag nicht zu beurteilen, wie sich diese Regierungen der unsrigen gegenüber aussprechen, und ich erlaube mir noch weniger ein Urteil darüber, ob es im Interesse Preußens liegt, den Bundesstaat, wie er projektiert wird, mit dem Sitz der Reichsregierung außerhalb der preußischen Monarchie mit einem Volkshause und einem verantwortlichen Reichs-Ministerium, welches nicht das preußische Ministerium ist, auch gegen den Willen Österreichs, Bayerns und Hannovers durchzusetzen. Jedenfalls scheint es mir aber, daß für die geringe Ausdehnung einer anderen engeren Verbindung ein ungeheurer Ersatz für Preußen darin liegen würde, daß wirklich die preußische Regierung die Angelegenheiten dieser Verbindung leitete, daß der Sitz der gemeinschaftlichen Regierung in Berlin wäre, daß neben dem in Berlin tagenden preußischen Parlamente nicht noch ein anderes außerhalb der Monarchie tagte, welches Einfluß auf Preußen übte, kurz, daß der Schwerpunkt der preußischen Monarchie sowohl, als der mit derselben enger verbundenen Staaten, nicht in Frankfurt oder an einem sonstigen beliebigen Orte, sondern in Berlin, dem wahren geschichtlichen und traditionellen Zentrum bliebe, und daß Preußens Könige nach wie vor nur dort zu residieren hätten."

Der Wunsch Bernstorffs, daß man sich in Berlin mit wirklichen praktischen Ergebnissen begnügen möge, statt Dingen nachzujagen, die sich später doch als Utopien erweisen sollten, ging nicht in Erfüllung. Auch jetzt noch, als Österreich und Bayern von den Beratungen über den Reichsverfassungsentwurf zurücktraten, hätte sich bei festem Auftreten für Preußen ein gutes Ergebnis erzielen lassen. Schloß doch der preußische Staat jetzt mit Sachsen und Hannover das sogenannte „Dreikönigsbündnis" ab, das die Grundlage zu einer später ins Leben zu setzenden Reichsverfassung bilden sollte. Die Abmachung ließ aber den betreffenden Staaten eine Hintertür zum Austritt offen, weil der König von Preußen die „souveränen" deutschen Staaten nicht in der Freiheit der Entschließung beeinträchtigen wollte. So sah sich

Preußen bald wieder isoliert, obwohl es doch in seiner Hand hatte, den kleinen deutschen Staaten, als deren Retter es jetzt überall mit seinen Truppen in den Gefahren der Revolution aufgetreten war, seinen Willen aufzuzwingen.

Auf seinen Glückwunsch zu den Erfolgen der österreichischen Armee erhielt Bernstorff von Radetzky damals folgendes Dankesschreiben, welches zeigt, wie fest der Gedanke der Waffenbrüderschaft zwischen Österreich und Preußen damals gerade bei den besten Elementen des österreichischen Heeres noch haftete.

Radetzky an Bernstorff.

Hauptquartier Mailand, den 26. Mai 1849.

„Empfangen Euer Exzellenz meinen wärmsten Dank für die gütigen Worte der Teilnahme und Anerkennung meiner geringen Leistungen, womit Sie bei diesem Anlaß mich beehren. War ich vom Schicksal auserkoren, im späten Alter noch eine Rolle in dem Drama zu spielen, das sich jetzt vor unsern Augen entwickelt, so kann ich darin nur eine Fügung Gottes, aber auch eine Gewährleistung erblicken, daß wir siegreich aus dem Kampf für Recht und Weltordnung hervorgehen werden. Deutschland wird mächtiger und größer aus dieser Erschütterung erstehen, wenn Preußens und Österreichs Herrscher vereint dem Strome der Umwälzung entgegentreten; für die Treue ihrer Heere glaube ich bürgen zu können.

Die Erinnerungen an die Jahre 1813, 1814 und 1815 sind nicht erloschen, im Gegenteil, sie tauchen mit erneuerter Kraft auf, und mit Begierde lauscht der junge Krieger den Erzählungen seines alten Waffenbruders aus jenen glorreichen Tagen.

Erlauben Euer Exzellenz, daß ich mein Vergnügen über einen Anlaß aussprechen dürfe, der mir die Ehre verschaffte, mit Hochdenselben wenigstens in schriftliche Verbindung treten zu können.

Radetzky."

„Mit einer so herrlichen Armee wie die unsrige", schrieb Bernstorff in jenen Tagen, in denen preußische Truppen an zahlreichen Stellen in Deutschland den Revolutionären siegreich gegen-

übergetreten waren, an Graf Hatzfeldt,*) „welcher meiner Überzeugung nach keine andere Armee der Welt an die Seite zu setzen ist, und die sich in den schwersten Prüfungen, die je ein Heer bestanden, trotz ihrer viel gefürchteten und viel getadelten Zusammensetzung in solcher Weise bewährt hat, kann man das sein, was man will. Wie Sie, mein lieber Freund, im Dezember mit mir bezweifelten, daß man bei unserer Konstitution so weit in den Konzessionen hätte zu gehen brauchen, so bezweifle ich auch jetzt sehr stark, daß man bei dem neuen Reichsverfassungsentwurf nötig gehabt hätte dem demokratischen Prinzip so rasende Opfer zu bringen. — Über das ganze Werk im großen will ich mir kein absprechendes Urteil anmaßen. Es kann ebensoviel Keime einer großen Zukunft als Keime der Auflösung in sich fassen. Ich hätte die ersteren ohne die letzteren gewünscht. Die Geschichte wird entscheiden, und diese wird nicht durch Menschen, sondern durch die Ereignisse gemacht, die kein menschliches Auge vorauszusehen sich vermessen kann!" — — —

Leider wurden Bernstorffs Bestrebungen in Berlin an leitender Stelle immer wieder mißverstanden und ihm stets von neuem vorgeworfen, daß er Österreich mit zu großem „Mißtrauen" gegenüberstehe. Der Minister Graf Schleinitz unternahm es damals zum zweitenmale, den Warner zu spielen. „Ich teile Ihre Meinung", schrieb er an Bernstorff, „daß die Kraft einer auf Redlichkeit und Einsicht beruhenden Überzeugung selten auch bei Andersdenkenden eines gewissen Eindruckes verfehlt. Diese Wahrheit verliert indessen ihre praktische Bedeutung, wenn der Andersdenkende sich nicht überzeugen lassen will oder darf. Daß dies sowohl hier als in Wien in Beziehung auf die gegenseitige Stellung in der deutschen Frage einigermaßen der Fall sei, ist mir nicht ganz unwahrscheinlich." Er riet Bernstorff deshalb, in der Form noch größere Zugeständnisse als bisher zu machen. Gewiß hätte Bernstorff gern der freundlichen Mahnung Folge geleistet. Aber wie war hier ein Vertuschen seiner wahren Ansicht möglich. Schon bald nach

*) Bernstorff an Hatzfeldt. Wien, 8. Juni 1849 (Privatschreiben). Graf Maximilian v. Hatzfeldt (1813 bis 1859), preußischer Diplomat; seit Mai 1849 preußischer Gesandter in Paris.

jenem Briefe des Freundes sah sich Bernstorff wieder genötigt, in einem vertraulichen Briefe an den Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg die ganze Lage in einem sehr trüben Lichte zu schildern und dabei seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß man in Wien „nur die Beendigung des ungarischen Krieges abwarte, um eine noch drohendere Sprache zu führen". Es seien jetzt nur noch zwei Alternativen möglich, entweder „sich mit Österreich zu verständigen und nur so viel in der deutschen Frage anzustreben" als man „ohne einen Bruch mit Österreich erlangen könne, oder fest entschlossen zu sein, auch gegen den Willen und die Drohungen Österreichs vorzuschreiten". Allerdings dann auf die Gefahr eines Krieges mit Rußland hin.*)

Gerade damals hatte der Großherzog von Baden die preußische Hilfe gegen die Revolution angerufen. Um diesen Beistand überflüssig zu machen war seitens des Erzherzogs Johann der badischen Regierung ein Korps von Österreichern und von Reichstruppen, namentlich Bayern und Württembergern, als Beistand angeboten worden. Der Großherzog lehnte diesen Vorschlag jedoch kurzerhand ab, worauf die preußischen Truppen zu Beginn des Juni gegen die Aufständischen vordrangen. Die Überlegenheit des preußischen Militärs zeigte sich überall. Der Eindruck der preußischen Siege unter General v. Peucker war so groß, daß die von Preußen vorgeschlagenen und von den Häuptern der im Juni zu Gotha versammelten Kaiserpartei gebilligte „Reichsverfassung" von der Mehrzahl der Kleinstaaten angenommen wurde. In dieser Zeit fand folgende bezeichnende Unterredung zwischen Bernstorff und Schwarzenberg statt:

Vertraulicher Bericht Bernstorffs an den Ministerpräsidenten Grafen v. Brandenburg.

Wien, 10. Juli 1849.

„Als ich im Laufe unseres letzten Gesprächs den Fürsten fragte, ob ihm eine Verfassung, wie die des preußischen Entwurfs — nur mit einem Direktorium anstatt der einheitlichen Spitze — besser erscheinen und er nichts dagegen einzuwenden haben würde, obgleich Österreich dennoch nicht selbst würde daran teilnehmen

*) Aus dem Bericht Bernstorffs an Brandenburg. Wien, 5. Juli 1849.

können, und er mir diese Frage bejahte, sagte ich: „Also ist es einzig und allein die vermeintliche Machtvergrößerung Preußens, welche Sie verhindern wollen! Es kann Ihnen sonst ja vollkommen gleichgültig sein, in welcher Form die anderen deutschen Staaten sich zu einer engeren Verbindung untereinander einigen."

Der Fürst (Schwarzenberg): „Nein, wir müssen die deutschen Staaten, welche auf uns rechnen, gegen die Beeinträchtigung ihrer Souveränität schützen."

Ich: „Niemand zwingt sie ja, und was gewinnt überdies ihre Souveränität dabei, anstatt einer monarchischen Exekutivgewalt, einem Direktorium unterworfen zu sein, welches nach dem hannoverschen Entwurf nicht einmal Instruktionen von seinen Machtgebern annehmen soll? — Das würde eine ganz unabhängige republikanische Behörde über den Monarchien sein."

Der Fürst: „Eine Art von Republik ist Deutschland immer gewesen und jedenfalls würden die Einzelstaaten durch eine monarchische Spitze mehr bedroht sein, als durch ein Direktorium."

Ich: „Dann muß Deutschland überhaupt auf einen Bundesstaat verzichten, denn diesen wollen und die preußische Spitze nicht wollen, ist unmöglich. Sie werden doch nicht im Ernste Preußen zumuten, seine Stellung als europäische Großmacht aufzugeben und sich einem Direktorium mit einem fremden verantwortlichen Ministerium nebst Parlament unterzuordnen? Sie wollen und können einer solchen fremden Regierung nicht einen Teil Ihres Reiches unterordnen. Wie viel weniger kann Preußen ihm seine ganze Monarchie unterordnen! Ein deutscher Bundesstaat ohne Preußen ist aber unmöglich. Wenn Deutschland daher einen solchen will, wie dies bisher entschieden der Fall war, so muß es ihn mit Preußen an der Spitze wollen, weil eine jede andere Form moralisch undenkbar ist."

Der Fürst: „Es will aber niemand die preußische Suprematie. Die Kleinen sind nur eingeschüchtert, und die Größeren werden sich nie fügen. Übrigens würde es für Sie selbst kein Glück sein, wie ich es Ihnen oft gesagt habe."

Ich: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich von meinem preußischen Standpunkte aus selbst bisher große Bedenken gegen den

Verfassungsentwurf wegen der ungeheuren Opfer gehegt habe, die gerade Preußen in um so größerem Maße bringt, als seine Stellung eine ganz andere war, wie die irgend einer der andern deutschen Staaten es je gewesen ist. Wenn ich aber überall diese Mißgunst sehe, so fange ich an, selbst zu glauben, daß wir einen großen Coup gemacht haben."

Der Fürst: „Mißgunst ist es nicht, indessen hätten Sie wirklich etwas Großes erreicht, wenn es Ihnen gelänge. Aber es wird Ihnen nicht gelingen." usw.

„Als ich in betreff des Protestes gegen das Einrücken österreichischer Truppen in Baden dem Fürsten sagte, daß dies die natürliche Folge der von uns nicht mehr anerkannten, aber noch immer von Österreich aufrechterhaltenen Zentralgewalt sei, indem wir, in Ermanglung einer legalen Bundesgewalt, die Hilfe in Baden von Staat zu Staat leisteten und deshalb keiner dritten Gewalt das Recht zugestehen könnten, sich darein zu mischen, meinte Fürst Schwarzenberg, das Peuckersche Korps bestehe doch auch aus Reichstruppen und werde als solche von uns anerkannt und geduldet; warum denn nicht ebensogut österreichische Reichstruppen hätten teilnehmen können? Überdies habe die Zentralgewalt den österreichischen Reichstruppen durchaus keine andere Bestimmung zugeteilt, als Württemberg gegen den etwaigen Einfall der Insurgenten zu schützen, dies habe der König von Württemberg selbst gewünscht und dazu sei es nur erforderlich gewesen, daß die Österreicher sich auf badischem Gebiete aufstellten. Es habe aber den Anschein, als wenn wir Württemberg nicht hätten geschützt wissen wollen, damit es ebenfalls revolutioniert würde und wir es dann retten könnten. Es sei dies ungefähr wie jemand, der einen andern ins Wasser werfe, um ihn zu retten. Auf meine Bemerkung, daß nicht dies, sondern der oben von mir angeführte Grund die wahre Ursache des Widerspruchs Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen gegen österreichische Hilfeleistung in Baden sei und daß ich nicht wisse, warum die Österreicher gerade in Baden hätten aufgestellt werden müssen, anstatt auf württembergischen Gebiete zu bleiben, antwortete mir der Fürst: „Aber sind wir denn so weit schon gekommen? Das eine ist ja Bundesgebiet so gut wie das andere!" und fügte bei

dieser Gelegenheit die Worte hinzu, womit ich meinen geheimen Bericht vom 8. des Monats schloß: „wir werden nächstens aufeinander schießen“.

„Wenn auch der Fürst mir später im Laufe der weiteren vertraulichen Unterredung einmal sagte: „Ich hoffe, die Umstände werden uns wieder zusammenbringen“, so ist es doch nicht zu verkennen, daß solche Äußerungen wie die obige, im Verein mit der Sprache des österreichischen Kabinetts in seinen amtlichen Erlassen, wie in seinen halbamtlichen Organen in der öffentlichen Presse, und endlich mit der Sprache sämtlicher hier akkreditierter deutscher Diplomaten, welche zum Teil, sei es mit oder ohne Auftrag ihrer Regierungen, hier selbst auf das leidenschaftlichste hetzen, zum Teil aber das Echo der Ansichten der österreichischen Regierung sind, geeignet erscheinen, an die Möglichkeit eines wirklichen Bruchs und den Eintritt materieller Feindseligkeiten zwischen Preußen und Österreich denken zu machen. Fürst Schwarzenberg hat mir selbst öfters gesagt: „Unsere Stärke liegt ja bekannterweise im Abwarten“, oder „unsere Politik bleibt im wesentlichen immer dieselbe traditionelle“. Nun ist aber diese Politik des Hauses Österreich von jeher die gewesen, gleich der römischen Kurie niemals ein Recht oder einen Anspruch aufzugeben, sondern abzuwarten, bis es die Macht habe, das Verlorene wieder zu erobern. Dies ist auch ohne Zweifel der Sinn des „Abwartens“, wovon Fürst Schwarzenberg spricht.“

Das Bedenklichste an der Sachlage war für Preußen, daß die österreichisch-russische Intimität von Woche zu Woche zunahm und daß sich auch die Stellung Österreichs in Ungarn mit einem Schlage sehr günstig gestaltete, als das ungarische Heer bei Vilagos die Waffen streckte. Wider Erwarten zeigte Schwarzenberg sich jedoch im Augenblick „traitabler“, als man vermutet hatte, erstens weil er Zeit zu einer Verständigung mit den Mittelstaaten gewinnen wollte und zweitens, weil er erfahren, daß Kaiser Nikolaus zwar Preußen nicht zu begünstigen, aber doch einen kriegerischen Zusammenstoß der beiden deutschen Großmächte zu vermeiden wünschte.

Es folgen nun die Verhandlungen über eine von Preußen und Österreich gemeinsam einzusetzende interimistische Zentralgewalt,

die die Befugnisse des Reichsverwesers bis zum Mai 1850 übernehmen sollte. Österreich und Preußen bereiteten jedes einen besonderen Entwurf dazu vor. Schwarzenberg suchte in seinem Projekt vor allem den Vorsitz Österreichs in der provisorischen Zentralgewalt sicher zu stellen. Ein Recht Preußens zur Gründung eines engeren Bundes sollte gar nicht erwähnt werden. Auch die Frage der Bevollmächtigten wollte er ganz im Sinne Österreichs regeln. Darauf hin reichte Preußen sein „Kontreprojekt" ein, das auf vollständige Gleichstellung drang und in irgend einer Form eine Anerkennung des engeren Bundes verlangte. Schleinitz selbst hatte gegen dies Programm, das die Mehrheit des preußischen Ministeriums durchgesetzt, große Bedenken. Schrieb er doch an Bernstorff, es sei ein Widerspruch, mit den kleinen Staaten über eine Union, mit Österreich dagegen gleichzeitig über eine provisorische Zentralgewalt zu unterhandeln.

Gewiß mußte sich die größte Verwirrung ergeben, wenn zwei Vereine, einmal die provisorische Zentralgewalt und zweitens der engere Bund nebeneinander über deutsche Verfassungsangelegenheiten zu beschließen haben sollten. Es galt jetzt, eine Entscheidung zu treffen. Da nach den bisherigen Erfahrungen längeres Warten die Stellung Preußens nur verschlechtern, die Österreichs aber verstärken mußte, so faßte Bernstorff einen kühnen Entschluß, um doch für die preußischen Interessen etwas zu retten. Er unterzeichnete am 30. September 1849 eine Konvention, in der die völlige Gleichberechtigung der beiden Großmächte in Deutschland zur Grundlage genommen wurde. An Schwarzenberg schrieb er am 29. September, daß er damit über seine Instruktionen hinausgehe und deshalb seiner Regierung die eventuelle Verweigerung der Ratifikation vorbehalte.*) Sybel hat in seiner

*) Note Bernstorffs an Schwarzenberg.

Wien, 29. September 1849.

„Durchlauchtig hochgeborener Fürst!

Infolge der zwischen uns stattgehabten Verhandlungen über die Bildung eines neuen provisorischen Zentralorgans für den Deutschen Bund glaube ich, um die für ganz Deutschland so wünschenswerte Verständigung nicht noch länger hinauszuschieben, es auf meine Verantwortung nehmen zu müssen, die Sache nunmehr zum Abschluß zu bringen, obgleich ich durch die Annahme des

Begründung des deutschen Reiches diese Konvention getadelt, weil sie, wie er sagt, in Wirklichkeit eine Anerkennung des Fortbestandes des alten Bundesrechtes seitens Preußens gewesen sei und deshalb Gefahren in sich geschlossen habe.*) Damit würde ein Tadel über Bernstorff, den übrigens Sybel bei dieser Gelegenheit gar nicht erwähnt, ausgesprochen sein. In Wirklichkeit muß das Abkommen doch in ganz anderem Lichte betrachtet werden. Sollten sich zufolge dieser Abmachungen doch beide vertragschließenden Staaten in Deutschland völlig gleichberechtigt gegenüberstehen. Ja, Österreich war von Bernstorff dahin gebracht worden, auf den ständigen Vorsitz in der Zentralkommission zu verzichten. Über den Inhalt des Abkommens schreibt Sybel selbst: „Bis dahin hatte Österreich auch für eine neue provisorische Zentralgewalt stets die Teilnahme der Mittelstaaten gefordert. Dies Begehren war jetzt aufgegeben und in der vorgeschlagenen Zweiherrschaft für Preußen völlig gleiches Recht mit Österreich eingeräumt. Sodann hatte Österreich bisher die Anerkennung des preußischen Bundesstaates hartnäckig verweigert. In dem Entwurfe war eine solche allerdings nicht ausdrücklich ausgesprochen, jedoch, wie man meinte, durch den Satz, welcher die Verfassungsfrage der freien Vereinbarung der Regierungen überließ, tatsächlich gegeben."

Noch später, in den sechziger Jahren, als Österreich wieder hartnäckig auf dem dauernden Vorsitz im Bundesrat bestand, hob Bernstorff in seiner Depesche an den preußischen Gesandten in

---

letzten nur durch Euer Excellenz mitgeteilten Entwurfs der Übereinkunft in einigen Punkten, namentlich in demjenigen, welcher die Vertretung der übrigen Staaten bei der Bundeskommission betrifft, weiter gehe, als meine Instruktionen es mir streng genommen gestatten. Indem ich daher, um diese hochwichtige gemeinsame Angelegenheit des deutschen Vaterlandes meinerseits nach Möglichkeit zu fördern, mich dennoch bereit erkläre, die Übereinkunft in ihrer jetzigen Form zu unterzeichnen, sehe ich mich jedoch genötigt, meiner Allerhöchsten Regierung die eventuelle Verweigerung der Ratifikation, insbesondere für die mit meinen Euer Excellenz bekannten Instruktionen nicht übereinstimmenden Punkte, ausdrücklich vorzubehalten. Ich gebe mich indessen der Hoffnung hin, daß dieser Fall nicht eintreten wird...."

Der volle Wortlaut des Abkommens ist in Bernstorffs Nachlaß nicht vorhanden.

*) v. Sybel: „Begründung des Deutschen Reiches": Bd. I. S. 346 bis 347.

Wien, Werther, in einem Rückblicke auf die damaligen Verhandlungen hervor, daß Österreich schon 1849 auf den Vorsitz in der Interimskommission verzichtet habe, und fuhr dann fort: „auf Grund der in betreff der provisorischen Bundes-Zentralkommission zwischen mir und dem Fürsten Felix Schwarzenberg unter dem 30. September 1849 abgeschlossenen Übereinkunft übernehmen die beiden deutschen Mächte in völlig gleicher Stellung die Ausübung der Zentralgewalt für den Deutschen Bund namens sämtlicher Regierungen."

Es kam eben darauf an, was die preußische Regierung aus diesem Entwurf machen würde. Wäre doch auf Grund desselben bedeutendes zu erreichen gewesen. Man mußte sich aber in diesem Falle folgerichtig auf die Grundlage der Zweiherrschaft stellen und versuchen, zum mindesten den deutschen Norden der preußischen Herrschaft zu unterwerfen unter vorläufiger Preisgebung des deutschen Südens. Eine ähnliche Zweiherrschaft hat Bismarck bekanntlich der österreichischen Regierung vor 1866 noch einmal angeboten, ehe er sich zum schweren Entscheidungskampfe entschloß. Wurde der Vertrag in diesem Sinne aufgefaßt und durchgeführt, dann blieb es ziemlich gleichgültig, ob er sich auf einzelne Paragraphen des alten Bundesrechts berief oder nicht. Mit der Zweiherrschaft wäre doch ein wirklicher Erfolg nach allem Wirrsal für Preußen verbunden gewesen, zum mindesten ein größerer, als es bei der einfachen Wiederherstellung des alten Bundestages der Fall war.

Bernstorff sah die preußische Politik schwankend und unsicher und in beständigem Zurückweichen vor Schwarzenberg begriffen. Deshalb wollte er sie, um ein weiteres Hinabgleiten auf der schiefen Ebene zu verhüten, auf eine neue feste Grundlage stellen, unter Verzicht auf manche im Augenblicke unerfüllbare Träume. Er ahnte damals freilich nicht, daß man das, was er dargeboten, so ganz und gar nicht in Berlin zu benutzen verstehen würde. In eine kräftige Hand gelegt, war der Vertrag ein Schwert, mit dem sich in der deutschen Frage großes erreichen ließ. In der Hand des Schwachen ist freilich auch die beste Waffe ein wertloses Spielzeug!

In der preußischen Hauptstadt ward der Schritt Bernstorffs vielfach mißverstanden. Selbstverständlich befehdeten ihn auch die Anhänger der Union. Der König sprach im Anfange darüber betroffen —

man habe, sagte er, damit Preußens Bundesgenossen geopfert.*) In Wirklichkeit war von Bernstorff selbst das schwerste Opfer gebracht worden. Nur weil er von der Überzeugung durchdrungen gewesen, daß man die Union in Berlin doch nicht aufrecht erhalten würde, hatte er seinen Namen unter jenen Entwurf gesetzt und sich dem Haß seiner Gegner preisgegeben. Preußens Herrschaft im Norden zu befestigen und zu erweitern und damit diesem Staat eine große Zukunft zu sichern, galt ihm eben höher, als jede andere Erwägung. Ihm wurde die Genugtuung, daß auch der König sehr bald mit seiner Handlungsweise sich völlig einverstanden erklärte.

In Briefen an seine Freunde und seine Angehörigen gibt Bernstorff selbst den besten Kommentar zu seinem damaligen Schritt — zunächst in einem Schreiben an Hatzfeldt (das an dieser Stelle seiner eingehenden Darlegung halber abgedruckt wird, obwohl es zeitlich erst in den November fällt).

Bernstorff an Hatzfeldt.

Wien, den 21. November 1849 (Privatschreiben).

„... Meine Stellung hier war durch den Abschluß der Übereinkunft vom 30. September, den ich großenteils auf meinen Kopf genommen und als fait accompli nach Berlin geschickt hatte, wesentlich besser geworden. Ich war so sehr von der Notwendigkeit einer solchen Einigung und von den Vorteilen einer solchen Zweiteilung durchdrungen, daß ich nicht schwankte, meine ganze Verantwortlichkeit einzusetzen und so den Abschluß möglich zu machen, der es ohne diesen Entschluß nicht gewesen wäre. Die ultradeutsche bundesstaatliche Partei in unserer Regierung habe ich hierdurch sehr erbost, wogegen die vernünftigeren Minister mir doppelt Dank dafür gewußt haben. Unsere Lage

---

*) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopolds v. Gerlach" I, S. 370. Radowitz war übrigens nach Gerlachs Bericht für die Ratifikation, nur meinte er, es müsse der Verwaltungsrat der Union gefragt werden.

Im Verwaltungsrate, dem der Vertrag vorgelegt wurde, schreibt Schleinitz, „haben sich nur drei Stimmen gegen denselben erhoben: Thüringen, Großherzogtum Hessen und Oldenburg. Die übrigen haben sich beistimmend, zum Teil anerkennend, darüber ausgesprochen!" (Schleinitz an Bernstorff. Berlin, den 10. Oktober 1849. Privatschreiben.)

vorher war so gefährlich, daß kein menschliches Auge vorhersehen konnte, wohin sie uns führen würde. Der nackten Tatsache der Teilung der Macht in Deutschland zwischen den beiden Großstaaten die legale Form zu leihen, schien mir nicht nur damals, sondern scheint mir noch heute das einzige Praktische und Ausführbare. Jetzt wird meine Stellung fast noch schlimmer als zuvor, indem wir auf dem Reichstag oder Vereinsparlament beharren. Die Sache wünsche ich, d. h. die entschiedenste Hegemonie Preußens in Nord- und Mitteldeutschland, aber die Mittel liebe ich an und für sich nicht und bezweifle überdies, daß sie zum Ziele führen. Ich denke wie Sie, daß allein unser gutes Schwert unsere Macht vergrößern kann und muß, und in dieser Beziehung setze ich noch immer meine Hoffnung mehr auf die Ereignisse als auf die Menschen und ihre Phantasien. Durch Unterhandlungen werden wir den Partikularismus der Mittleren und Kleinen, die Eifersucht der Großen niemals besiegen, und von allen Seiten werden uns Hindernisse entgegengestellt werden. Ich bin der Meinung, Österreich und Rußland sollten uns zu der uns notwendigen Konsolidierung in Deutschland die Hand bieten und dadurch unsere Allianz festhalten und befestigen. Das Unglück aber ist gerade, daß namentlich Österreich durch seine unaustilgbare Eifersucht, durch sein absolutes Entgegentreten gegen jede größere Einigung Deutschlands, wobei Preußens Macht und Einfluß steigen könnte, uns immer wieder gewaltsam der Revolution in die Arme treibt, was es doch angeblich gerade verhindern will.

„Da nun aber einmal die Dinge stehen, wie sie stehen, so bin ich der Meinung, daß wir besser täten, von einem Wege abzulassen, der doch durch die Treulosigkeit unserer Bundesgenossen zu nichts Erheblichem, sondern nur zu einer Art von schlechter Parodie führt, daß wir nach geführtem unwiderleglichem Beweise von unserem guten Willen, Deutschland zu einigen, diese Bemühungen für jetzt aufgäben und vorzugsweise uns auf uns selbst zurückzögen, die Hälfte der obersten Bundesleitung festhielten, und unser hauptsächlichstes Bestreben darauf richteten, die Revolution zu bekämpfen und wieder ein starkes Preußen herzustellen, wenn dies noch möglich ist. Die Gelegenheit, unsere

Macht zu benutzen, würde das gütige Schicksal uns wohl noch in der Zukunft wieder bieten! ...."

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 30. September 1849.

„Ich habe heute den wichtigsten öffentlichen Akt meines Lebens unterzeichnet, nämlich eine Übereinkunft wegen einer neuen Zentralgewalt. Ich habe viel auf meine Verantwortlichkeit genommen, aber aus vollster Überzeugung, daß man mich nicht desavouieren wird."

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 13. Oktober 1849, abends.

„Gestern Morgen erhielt ich die Ratifikation der Übereinkunft vom 30. September, welche ich heute ausgewechselt habe. Mein Freund und Chef (Schleinitz) sagt mir über mein Verfahren: „Nachdem der erste Schreck einigermaßen überwunden, konnte ich es nur vollständig billigen, daß Sie unter ungewöhnlichen Umständen die ungewöhnliche Verantwortlichkeit eines selbständigen Entschlusses auf sich genommen haben. Ich freue mich daher für Sie und für uns, daß Sie einen kühnen Entschluß gefaßt und somit der großen Sache, auf die es ankommt, einen wesentlichen Dienst geleistet haben. Der Teil des Kabinetts, auf dessen Meinung es Ihnen vorzugsweise ankommen wird, erkennt dies vollständig an, und unser Allerhöchster Herr selbst ist, wie Sie leicht ermessen, nach den ersten Bedenken jetzt von Ihrem Verfahren höchlich erbaut!"

„Du siehst, daß ich mit dem Ausgange vollkommen zufrieden sein kann. Übrigens stand meine Überzeugung so vollkommen fest, daß ich auch, wenn ich desavouiert wäre, wozu viele Chancen vorhanden waren, mich dessen nicht geschämt, sondern gerühmt hätte. ....

„Was die Folgen der unseligen Spaltung Deutschlands in zwei feindliche große Lager, wenn sie fortgedauert hätte, gewesen wären, läßt sich nicht berechnen. Ich habe den verflossenen Sommer hier die schwerste und peinlichste Stellung gehabt, die wohl ein Diplomat haben kann, ich habe aber mein Ziel nie aus den Augen verloren und jetzt mit Gottes Hilfe einen großen Teil desselben erreicht. ...."

Am 20. September war Bernstorff ein Sohn geboren worden. „Wir sind heute Morgen um 1/2 6 Uhr durch die Geburt eines gesunden, großen und starken Knaben erfreut worden", hatte er der Mutter gemeldet. „Das »Graferl« ist größer als die beiden älteren Kinder bei der Geburt waren, und hat regelmäßig ausgebildete Züge. Thereschen war außer sich vor Freude über das jüngste Brüderchen und ruhte nicht, bis sie sein Gesichtchen ordentlich mit ihren Händchen hatte betasten können."

In liebenswürdigster Weise übernahm der König die Patenstelle bei dem Kleinen. Das betreffende Handschreiben des Monarchen lautet:

Friedrich Wilhelm IV. an Bernstorff.

Sanssouci, den 28. September 1849. (Handschreiben.)

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zur Geburt eines Söhnleins, mein lieber Graf, und bitte Sie, Meine Glückwünsche auch der Gräfin zu sagen, der Ich die Hände küsse. Ich danke Ihnen Beiden, daß Sie Mich zum Pathen des Kindes wünschen, und nehme die Pathenstelle mit Freude und Befriedigung an. Es ist Mir natürlich sehr recht, wenn Sie selbst Mich bei der heiligen Handlung vertreten wollen. Sollte Ihnen ein anderer Stellvertreter zu Wien zur Hand sein, den Sie etwa sehr wünschen möchten, so gebe Ich Ihnen hier alle Vollmacht, denselben in Meinem Namen zu ernennen. Auch für Ihren lieben Brief danke Ich aufrichtig. Er hat Mir wohl getan. Möge Gott Ihnen viele Freude an dem Knäblein schenken und ihn dem Vater gleich und der Mutter ähnlich machen.

Friedrich Wilhelm."

In seinem Briefe vom 8. Oktober 1849 an seine Mutter schreibt Bernstorff, er schicke ihr anbei die Abschrift des eigenhändigen charmanten Briefes des Königs. Der Kleine werde nach seinem Paten Friedrich Wilhelm heißen. In demselben Schreiben klagt Bernstorff über seine Gesundheit. Er fühle, schreibt er, die dringende Notwendigkeit, einmal andere Luft zu atmen. Die letzten Jahre mit ihrer Arbeit und ihrer furchtbaren Aufregung allerort hätten auf seine Nerven so gewirkt, daß eigentlich eine längere Ruhe für ihn notwendig wäre. Ein anderer Brief (vom 16. No-

vember 1849) an die Mutter erzählt von einem Besuche der Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. bei seiner Frau.

„Als die Königin hier (in Wien) war, hat sich Anna von allem fernhalten müssen .... sie wollte am letzten Tage versuchen, die Königin in Schönbrunn zu sehen. Diese aber hat es nicht zugegeben und hat dagegen die große Freundlichkeit gehabt, Anna zu besuchen, wo sie denn auch die Kinderchen gesehen hat und sehr frappiert von der Größe und den ausgebildeten Zügen des kleinen Friedrich Wilhelm war, was sie dem Königlichen Gevatter erzählen wollte. Die Königin war überhaupt sehr liebenswürdig, milde, guter Laune und sehr wenig gealtert, so daß sie von den fünf anwesenden Schwestern bei weitem die am besten aussehende ist."

Der Kleine machte Bernstorff die größte Freude. In einem Briefe vom 21. November an Hatzfeldt aus Wien kommt er auf das Kind zu sprechen. „Nun noch eine Antwort auf Ihre Familienfrage. Unser kleiner Friedrich Wilhelm ist das dritte Kind. Die vorjährige Kleine das zweite. Ich würde mich auch gern mit diesem Trio begnügen, das uns übrigens unbeschreibliche Freude macht. Meine Schwiegereltern sind heute Morgen auf einige Wochen zu uns gekommen, und mein Schwiegervater, den wir seit vier Jahren nicht gesehen, war sehr erfreut über die prächtigen Enkel, deren ältester französisch fertig liest und schreibt!" ....

Der großen Freude sollte bald tiefe Betrübnis folgen. Bernstorff schien in der Tat alle Bitternisse des Geschickes in Wien auskosten zu sollen.

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 10. Februar 1849.

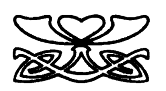
„Was schmerzliches gesagt werden muß, will ich Dir nur lieber selbst gleich sagen. Der liebe Gott hat unser prächtiges Fritzchen wieder zu sich gerufen. Heute Morgen 9 Uhr starb der schöne kräftige Junge nach 20- bis 28stündigen furchtbaren Krämpfen..... Ich hatte mich ein paar Stunden zu Bett legen müssen wegen heftiger Halsschmerzen usw. Anna hat aber das Bett des Kleinen nicht verlassen, und wir haben zusammen den letzten Atemzug des Kindes aufgefangen..... Vor seinem Tode hat er noch einmal die sonst starren Augen gewendet und auf

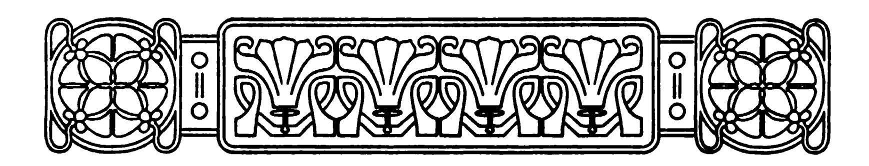
Anna gerichtet, als wäre es absichtlich. Ein wundervolles Kind, aber vielleicht von Anfang an ein bißchen wehmütig im Ausdruck; es war ein köstlicher Trost für meine Anna nach allen Leiden und Ängsten; sie beklage ich daher am meisten, doch war auch meine Freude bei der Geburt gar groß und mein Schmerz daher tief, und werde ich die Erinnerung und die Hoffnung des Wiederfindens bewahren. . . . . Ihm ist vielleicht ein mühevolles Leben auf dieser Erde erspart, und er wird umso früher sich der himmlischen Seligkeit erfreuen. Dennoch fließen unsere heißen Tränen ihm nach . . . . Übermorgen soll unser Kindchen auf dem freundlichen Kirchhof in Hietzing begraben werden . . . . Andreaschen hat seinem Brüderchen, das er sehr liebte, noch die kalten Hände zum Abschied geküßt. Thereschen verstand natürlich weniger, warum es sich handelte. . . ."

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 30. März 1850.

„Man darf sich nicht verhehlen, daß der Augenblick sehr ernst und gefahrvoll ist, doch wir stehen mit allem, was wir haben, in Gottes Hand und dürfen und wollen daher den Mut und die Hoffnung nicht sinken lassen, und jeder das Seinige tun, um bessere Zeiten herbeizuführen. Auf mir lastet ein ungeheurer Teil dieser Verantwortlichkeit, und ich bitte daher meinen Gott inbrünstig, daß Er mich stärke und erleuchte und meine Bemühungen segne. . . . . Bis jetzt ist es mir mit Gottes Hilfe gelungen, daß ich mir von beiden Seiten das Vertrauen erhalten oder erworben habe, und das ist allerdings viel wert, wenn es sich darum handelt, das Äußerste zu verhüten, aber die entgegenstehenden Interessen und Leidenschaften zu einigen, das ist mir noch nicht gelungen, und ob es möglich sein wird, das weiß Gott. . . . ."





V. Kapitel.

Der Weg nach Olmütz. — Die Dresdener Konferenzen.

Weitere Verhandlungen über die provisorische Zentralgewalt. — Preußen und die Union. — Einberufung des Bundestages durch Österreich. — Bernstorffs Appell an Schwarzenberg. — Der Frieden mit Dänemark. — Bernstorff in Berlin. — Schwarzenbergs Vorschlag eines Interims; Ablehnung desselben in Berlin. — Verstimmung zwischen Rußland und Österreich; Einlenken Schwarzenbergs. — Bernstorffs Warnungen vor kriegerischen Absichten Österreichs und dessen Bundesgenossen. — Neue Einigung Rußlands und Österreichs. — Die hessische Angelegenheit. — Bernstorffs Erkrankung. — Fahrt mit der Gräfin nach Italien. — Die Warschauer Besprechung. — Die Wendung in Preußen; Radowitz' Entlassung. — Bernstorff lehnt das Ministerium des Äußern ab. — Manteuffel. — Neue Erkrankung Bernstorffs. — Bronzell. — Die Vorgänge vor der Olmützer Besprechung. — Die Olmützer Punktation. — Schwarzenberg dringt auf Abberufung Bernstorffs; Bernstorffs Auseinandersetzung mit Manteuffel. — Die Dresdener Konferenzen. — Rückblick.

Die ersten Monate des neuen Jahres 1850 brachten weitere fruchtlose Verhandlungen über die deutsche Zentralgewalt — fruchtlos, weil sie von Schwarzenberg nur aus dem Grunde geführt wurden, um Zeit zur Durchführung seiner geheimen Pläne zu gewinnen. Preußen erleichterte ihm dies Spiel dadurch, daß es weder auf der Verwirklichung der Konvention vom 30. September bestand, noch bei dem weiteren Ausbau der Union rechten Ernst entwickelte. Schon im Frühjahr hielt es Schwarzenberg an der Zeit, mit der Forderung einer provisorischen Einberufung des Bundestages in Berlin hervorzutreten und setzte seinen Willen durch, obwohl Schleinitz sich eine Zeitlang aus Furcht vor der Unpopularität jener Maßregel gegen dies Ansinnen gesträubt und vergebens als Vorbedingung die Anerkennung der Union seitens Österreichs gefordert hatte. Auf ein Abkommen über die Beschickung des Bundestages ward von ihm aber doch endlich eingegangen. Wenige Tage darauf fand auch in Erfurt das Unionswerk seinen Abschluß. Die neue Schöpfung, an die sich so viele Hoffnungen der edelsten deutschen Patrioten knüpften, war schon bei ihrer Geburt dem Tode geweiht.

Aber auch dies neue Abkommen, in dem ein gemeinsames Vorgehen der beiden deutschen Großmächte festgesetzt worden, wurde von Schwarzenberg mißachtet. Berief er doch in der Zirkularnote vom 19. April, die an alle deutschen Staaten, außer an Preußen gerichtet war, im Namen Österreichs den Bundestag nach Frankfurt. Hoch flammte der Zorn Friedrich Wilhelms IV. auf. Er beschloß an der Union festzuhalten und sie zu verteidigen. Auch jetzt blieb es jedoch bei halben Maßregeln und auch der mit glänzenden Festen gefeierte Besuch der Unionsfürsten in Berlin machte den Eindruck eines Schlages ins Wasser. Allerdings — das muß man zugestehen — ward es Preußen nicht leicht, eine nachdrückliche Sprache zu führen, weil es infolge seiner Stellung in der schleswig-holsteinschen Frage in Gegnerschaft zu den meisten Großmächten geraten war.

In dem Wunsche, der unerträglichen Lage ein Ende zu machen — man sprach bereits von österreichischen Rüstungen — versuchte es Bernstorff damals mit einem persönlichen Appell an Schwarzenberg. Er schlug — um auf die Bahn der Konvention vom 30. September zurückzukehren — zur vorläufigen Regelung der Verfassungsfrage eine Kommission vor, in der Österreich und Preußen ganz gleiche Rechte zugedacht waren. Jedenfalls aber hielt Bernstorff daran fest, daß die Auflösung der Union erst nach der Feststellung eines sicheren Ergebnisses der Beratungen erfolgen sollte. Die wichtigsten Punkte seines Vorschlages faßte er in drei Fragen in einem vertraulichen Schreiben an Schwarzenberg zusammen. Er bot dem Fürsten auch an, selbst nach Berlin zu gehen, um für die Durchführung jenes Programms zu wirken. Diesem Aktenstück fügte er noch ein die Offenheit und den Freimut seines Wesens sehr kennzeichnendes Privatschreiben hinzu:

Aus dem Privatschreiben Bernstorffs an Schwarzenberg.

Hietzing, den 19. Juni 1850.

„Erlauben Sie mir, mein vertraulich offizielles Schreiben noch mit einigen Privatzeilen zu begleiten. Sie kennen meinen lebhaften Wunsch, wie den meines Königs, eine friedliche Verständigung zwischen den beiden sonst so eng befreundeten Mächten zustande zu bringen. Sie wissen, daß ich bereit und entschlossen bin, wenn

es die Erreichung dieses Zieles gilt, mehr als meine Stellung einzusetzen, aber daß ich dies nur tue, wenn ich es mit der vollen Überzeugung tun kann, daß die Ehre und die wirklichen Interessen meines Landes gewahrt bleiben. Machen Sie mir dies möglich, indem Sie die Hand zum Frieden reichen und die von mir gestellten drei Fragen bejahend beantworten.

„Euer Durchlaucht wissen und fühlen so gut wie ich, daß wir beiderseits durch die Umstände in eine Stellung gedrängt worden sind, die bei schroffer Festhaltung keine Vermittlung zuläßt, und aus der wir beide um einige Schritte zurücktreten müßten, um eine Ausgleichung und Einigung möglich zu machen. Dies wollen und können Sie so wenig wie wir. Wenn man auf solche unübersteiglichen Hindernisse trifft, so wissen Sie, mein verehrtester Fürst, als kluger und erfahrener Steuermann, daß man dieselben umschiffen muß, um nicht das Fahrzeug zerschellen zu lassen. Eine solche Umschiffung liegt meiner Überzeugung nach diesen Augenblick in der Verständigung über das Provisorium, das ich vorschlage. Es kommt dabei weder die Frage des von Ihnen wieder ins Leben gerufenen Bundestags, noch diejenige der von uns angebahnten Union zur Sprache. Ist das Provisorium erst in Wirksamkeit getreten, so werden sich diese beiden großen Prinzipienfragen, wie ich bestimmt hoffe, auf die natürlichste Weise erledigen, und wenn Sie mit Ihrem Vorschreiten auf dem von Ihnen behaupteten Boden des alten Bundestages in Frankfurt innehalten wollen, so will ich alles, was in meinen Kräften steht, anwenden, um auch ein Innehalten im weiteren Ausbau der Union in Berlin durchzusetzen. Dann kann auch die definitive Rekonstruktion des Bundes in Frankfurt in derselben Form wie jetzt das Provisorium beraten und zum Abschluß gebracht werden, und es wird sich daraus ergeben, welche Art von engerer Union in dem großen Bunde Platz finden kann, und in welcher Weise sich die gegenseitigen Wünsche und Forderungen der beiden großen Bundesglieder ausgleichen lassen. Daß eine solche friedfertige Ausgleichung einer gewaltsamen Lösung oder einer vielleicht jahrelang dauernden und der völligen Auflösung des Bundes gleichkommenden, auf die Spitze getriebenen Spannung zwischen Preußen und Österreich mit den

zwei großen Hälften von Deutschland im Interesse beider Teile bei weitem vorzuziehen wäre, darüber können wir wohl unmöglich verschiedener Meinung sein, wenn wir den inneren Zustand unserer Länder, die ganze Lage Europas und die Stellung betrachten, welche Deutschland und somit eine jede der deutschen Mächte zum Auslande einnimmt, solange der innere Frieden zwischen uns nicht hergestellt ist.

„Euer Durchlaucht haben auch, wenn ich recht unterrichtet bin, Ihre Geneigtheit zu einer solchen direkten Verständigung mit Preußen in Warschau deutlich an den Tag gelegt, und es ist Ihnen nicht unbekannt geblieben, wie unser gemeinschaftlicher großer Nachbar und Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, diese direkte Verständigung dringend wünscht und als das einzige Mittel einer friedlichen Lösung betrachtet. Wenn ich nun auch der letzte bin, der die Meinung auswärtiger Mächte als maßgebend in unseren deutschen Angelegenheiten betrachten und ihr Wort gewissermaßen für meine Argumente zur Hilfe rufen möchte, so glaube ich doch, daß wir auf dem Punkte, wie leider die Sachen jetzt zwischen uns stehen, alle Ursache haben, die Wünsche eines mächtigen und für beide Teile gleich wohlwollenden, altbefreundeten Bundesgenossen nicht unbeachtet zu lassen".*)

Schwarzenberg an Bernstorff.

Wien, den 22. Juni 1850 (Privatschreiben, unvollständig).

Mein verehrter Graf!

„Ihre vertrauliche offizielle Eröffnung in der Anlage beantwortend, fühle auch ich mich gedrungen, dieser Mitteilung einige Zeilen hinzuzufügen.

Vor allem meinen Dank für das Vertrauen, welches Sie mir bewiesen haben und für jenes, welches Sie in meine persönlichen Gesinnungen setzen. Dieses Vertrauen in der einen wie in der andern Beziehung aufrichtig erwidernd und von der Überzeugung durchdrungen, daß jeder von uns gleich warm für sein Vaterland fühlt, wir daher auch beide gleich versöhnlich denken und wirken, schöpfe ich aus dieser Überzeugung Hoffnungen für den Erfolg

*) Der Brief ging zugleich mit einem amtlichen Schreiben Bernstorffs ab.

unserer Bemühungen. Doch auch für mich müssen die Rücksichten für die Wahrung der Ehre und der wahren Interessen meines Landes nicht minder maßgebend, ja entscheidend sein.

Über diesen uns gemeinschaftlich leitenden Grundsatz einverstanden, werden Sie mir, verehrter Graf, die Frage gestatten, ob ich nicht unzählige Male die Hand zum Frieden geboten, und ob diese Hand nicht jedesmal dadurch zurückgewiesen wurde, daß man zu Berlin trotz aller Vorstellungen immer weiter und weiter gegangen ist? Wie ist es aber möglich, sich zu begegnen, zu einigen, wenn man es uns durch Tatsachen sogar unmöglich macht, an den Willen zu einer Verständigung zu glauben?

Sie wissen, welches das Haupthindernis der Ausgleichung ist. Räumen Sie dasselbe hinweg, und wir werden freudig tun, was wir vermögen, die Schranken fallen zu machen, die nicht nur Preußen und Österreich, sondern auch ganz Deutschland in zwei Teile scheiden.

Sollte dies nicht zu erreichen sein, dann wären wir genötigt, den unzähligen Tatsachen, welche Preußen hingestellt hat, und auf die es sich jetzt beruft, nach langem und vergeblichem Warten endlich auch unserseits eine sich auf die Verträge von 1815 stützende Tatsache mit Entschiedenheit entgegenzusetzen. Vereint, aber auch nur vereint, vermögen wir die Revolution zu besiegen, Deutschland Frieden und Wohlfahrt wiederzugeben, es vor den Stürmen zu bewahren, die ihm auch noch von außen drohen.

Österreich und Preußen sind für diesen großen Beruf auserkoren, daher auch für dessen Erfüllung verantwortlich.

Der Kaiser von Rußland will aufrichtig Deutschlands dauernde Beruhigung und hegt daher den lebhaftesten Wunsch, unsere Höfe einig vorgehen zu sehen. Seine Achtung vor den bestehenden Verträgen hat er oftmals ausgesprochen und betätigt. Gehen wir in diesem Geiste vor, so können wir seiner vollkommenen Beistimmung versichert sein.

Es gewährt mir eine wahre Beruhigung, daß Sie den Entschluß gefaßt haben, selbst nach Berlin zu gehen. Der König, edel und hochherzig, will das Beste, geistreich und reich an Lebenserfahrungen, erkennt er es auch. Er teilt aber das Geschick der Monarchen, nicht immer von unbefangenen Ratgebern umgeben zu

sein und daher über die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, nicht immer vollkommen unterrichtet zu werden.

Meine besten Wünsche begleiten Sie, verehrter Graf. Möge es Ihnen gelingen, Ihre redlichen Absichten zu erreichen und Ihrem königlichen Herrn, dem Sie treu ergeben sind, wie Wenige, auch die Dienste zu leisten, welche Sie ihm so redlich zu widmen bemüht sind."

Ein Kommentar zu diesem Schreiben Schwarzenbergs ist überflüssig. Wieder wurde hier von Preußen verlangt, aus einer festen diplomatischen Position, wie es sie noch immer in der Union besaß, zu weichen, ohne daß ihm irgend ein greifbares Zugeständnis vorher gegeben worden war. Einem so skrupellosen Gegner wie Schwarzenberg gegenüber hieß dies soviel als sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Die bereits erwähnte Besprechung des Prinzen von Preußen mit dem Zaren in Skierniewice war resultatlos geblieben, weil Nikolaus von seinen vorgefaßten Meinungen niemals abzugehen pflegte. So viel stand jedenfalls fest, daß der russische Kaiser das Zustandekommen der Union sehr ungern sah und der Haltung Österreichs in der deutschen Frage im wesentlichen Beifall spendete. In der schleswig-holsteinschen Angelegenheit drohte er sogar militärisch einzuschreiten, falls Preußen seine Wünsche nicht berücksichtige. Dem Könige erschien unter diesen Umständen eine Verständigung mit Österreich immer noch wünschenswerter als eine russische Intervention. Auf die Stimmung des Monarchen wirkte ebenfalls stark beeinflussend ein in jene Tage fallendes französisches Anerbieten, das ihm die Hilfe Napoleons in der deutschen und der schleswig-holsteinischen Verwicklung — gegen einige Annexionen auf dem linken Rheinufer — in Aussicht stellte. In seinem Widerwillen gegen solche Helfershelfer beschloß Friedrich Wilhelm IV. den russischen Forderungen nachzugeben und unterzeichnete zu Anfang Juli den Frieden mit Dänemark.

Während dieser Vorgänge hatte sich Bernstorff nach Berlin begeben, um sich Klarheit über die Situation zu verschaffen. Der Anlaß zu der Fahrt war durch einen Wunsch des Freiherrn Otto v. Manteuffel gegeben worden. Dieser, der (seit 8. November 1848)

unter dem Ministerium Brandenburg das Portefeuille des Innern erhalten, war bekanntlich ein entschiedener Gegner der Union, und zwar schon deshalb, weil sie seinem dringenden Wunsche entgegenstand, Preußen, sei es auch unter schweren Opfern, aus dem Konflikte mit Österreich herauszubringen. Bereits hatte Manteuffel in Berlin seinen Einfluß bedeutend erweitert, aber noch besaß Radowitz*) das Ohr des Monarchen, den er im Sinne eines engeren deutschen Bundesstaats unter Preußens Führung und zugunsten eines energischen Vorgehens gegen Österreich zu beeinflussen suchte. Bernstorff hatte übrigens bei seiner Fahrt nach Berlin durchaus nicht die Absicht, als Helfer Manteuffels aufzutreten, sondern lediglich die, daheim Klarheit über die Lage zu verbreiten.

Bernstorff an seine Frau.

Berlin, den 27. Juni 1850.

„Ich komme eben von Schleinitz, wo ich auch Brandenburg fand und lange mit beiden, nachher mit ersterem allein gesprochen habe. Es läßt sich daraus noch gar nichts Bestimmtes voraussagen. Die Reise war schrecklich ermüdend.“

Potsdamer Bahnhof, abends.

„Der König hat mich so lange bei sich behalten, so daß ich die Züge von 6 und 7 Uhr versäumt habe. . . . . König und Königin waren sehr gnädig. Ersterer sprach auch mit großer Anerkennung über meine Leistungen und setzte mir mit großer Klarheit und Wahrheit seine Gedanken auseinander, die ganz seine eignen sind und nicht das Werk eines gewissen anderen (Radowitz), der übrigens fester wie je in seinem Vertrauen ist; unter solchen Umständen und bei den Forderungen, die man in Wien macht, ist, glaube ich, jeder weitere Versuch fruchtlos. Hätte man doch meinen Rat befolgt,

*) Über Radowitz (1797 bis 1853), den geistvollen preußischen Militär und Staatsmann und Vertrauten des Königs, vergleiche unter anderem Dr. Paul Hassel: „Joseph Maria v. Radowitz“. Berlin 1905. E. S. Mittler & Sohn. Radowitz' Pläne und Entwürfe für Preußen und Deutschland erfahren hier eine gerechte Würdigung. Auch Bernstorff, der so lange Gegner von Radowitz gewesen, legt nach den bitteren Wiener Erfahrungen ein ehrenvolles Zeugnis für diesen ab.

den der König vollkommen billigt, so würde die Sache sich ganz einfach machen. Ich habe also durchaus Recht gehabt in allem, was ich dem Fürsten Schwarzenberg gesagt. Jetzt soll ich warten, bis Radowitz kommt, der in diesen Tagen erwartet wird. Dann wird ein Entschluß gefaßt werden und ich dem Ministerrate beiwohnen müssen. . . . .

Es ist unbezahlbar für mich, einmal hier zu sein und namentlich unsern gnädigen Herrn zu hören, und darüber muß ich schon alle Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten ertragen. . . . ."

Bernstorff an seine Frau.

Berlin, den 29. Juni 1850.

„Ich habe den ganzen Tag gesprochen, dann bei Manteuffel . . . gegessen und war jetzt bei Schleinitz im Garten. Vor dem Essen war Brandenburg bei mir und lud mich ein, morgen um 1 Uhr dem Konseil beizuwohnen, welches nur erst vorbereitend ist, und welches alsdann Montag beim König wiederholt wird. Vormittags sprach ich lange in unserm alten Depeschenzimmer mit Radowitz und erdreistete mich, ihm Schritt vor Schritt, jedoch in aller Freundschaft zu opponieren; er sieht sehr alt und gedrückt aus. Man ist von einer ungeheuren Freundlichkeit für mich, und die meisten empfangen mich wie eine Art von Messias und machen sich übertriebene Hoffnungen, die schwerlich zur Erfüllung kommen werden!"

Bernstorff an seine Frau.

Berlin, den 1. Juli 1850.

„Es ist doch sehr gut, daß ich hier war, und es hat mir doch wohlgetan, einmal eine andere politische Luft zu atmen. Ich habe guten Mut, der Frieden mit Dänemark wird morgen wahrscheinlich unterzeichnet, dann ist der Hauptdifferenzpunkt mit Rußland beseitigt, und wir haben unseren Gegner allein vor uns."

Mittlerweile hatte Schwarzenberg sich darauf besonnen, daß er bei einem teilweisen Eingehen auf die Vorschläge Bernstorffs nichts zu verlieren habe, daß er vielmehr dadurch die Möglichkeit

erhalte, seine dilatorische Politik noch länger fortzuführen und den Gegner ins Unrecht zu setzen. Er bot also Preußen ein Interim an, demzufolge während der Beschlußfassung der deutschen Staaten über die künftige deutsche Verfassung am Bundestage beide Mächte mit gleichen Rechten gewissermaßen die „Zentralgewalt“ bilden sollten. In dem einen aber, worauf es Preußen gerade ankam, blieb er fest, die Auflösung der Union sollte vorher ausgesprochen werden. War erst diese verhaßte Verbindung beseitigt, dann konnten ja, wie es stets bisher geschehen, die andern „Konzessionen“ österreichischerseits widerrufen oder durch ein geschicktes Verfahren unschädlich gemacht werden. Lehnte aber das preußische Kabinett, wie nach Prokesch v. Ostens Mitteilungen zu erwarten war, das österreichische Anerbieten ab, dann durfte man vor aller Welt feierlich versichern, das Äußerste an Nachgiebigkeit geleistet zu haben.

Die Rechnung trog in der Tat nicht. Manteuffel und sein Anhang befürworteten Schwarzenbergs Vorschläge, Radowitz und der ihm nahestehende Teil des Ministeriums setzten jedoch die Verwerfung des Projektes durch. Bernstorff wurde beauftragt, dem Fürsten die Ablehnung mitzuteilen und den sofortigen Eintritt in die vom König gewünschten „freien Konferenzen“ über die Verfassungsangelegenheit zu fordern.

Bei der Auseinandersetzung darüber kam es zwischen Bernstorff und Schwarzenberg zu erregten Auftritten. Bernstorff sagte (in bezug auf die Auflösung der Union), man könne einem Könige „nicht etwas zumuten, was gegen seine Ehre sei“. Darauf sagte Schwarzenberg höhnisch: „Rüsten Sie doch!“ Später erzählte Friedrich Wilhelm IV. dem General Leopold v. Gerlach, Bernstorff habe damals „würdig eines Richelieu“, mit „bebender Lippe“ geantwortet: „Wir sind gerüstet.“

Die Verstimmung zwischen Wien und Berlin wurde so groß, daß Bernstorff Befehl erhielt, jeden politischen Verkehr mit Schwarzenberg vorderhand abzubrechen: „Lange kann dieser Zustand nicht fortdauern“, schrieb Bernstorff in jenen Tagen an seinen Freund den preußischen Diplomaten Grafen Pourtalès, „man wird wohl bald zu einer Entscheidung darüber kommen müssen, wie die

Lage entwirrt werden soll. Im anderen Falle werden wir eine Explosion erleben, die uns vielleicht dazu verhilft, diesen gordischen Knoten nach der Art Alexanders des Großen zu lösen".*)

Dem Auslande gegenüber, vor allem was Rußland anlangte, gestaltete sich die Lage Preußens plötzlich wieder etwas günstiger. Als die Schleswig-Holsteiner trotz des am 5. Juli zwischen Preußen und Dänemark geschlossenen Friedens den Krieg fortsetzten, verlangte Zar Nikolaus die Intervention des Deutschen Bundes. Die deutschen Mittelstaaten aber, welche sich schon geweigert hatten, jene Friedensabmachung zu ratifizieren,**) erklärten in dieser Frage nichts Derartiges tun zu können. Weil nun Österreich ihnen dabei zustimmte, geriet es zum großen Ärger des Fürsten Schwarzenberg in einen Gegensatz zum Zaren. In dem Bewußtsein, ohne ein Einverständnis mit Rußland seine Politik nicht durchführen zu können, entschloß sich ersterer Preußen noch einmal gute Worte zu geben, natürlich wieder in der Absicht, es so lange hinzuhalten, bis er in Petersburg abermals Oberwasser gewonnen. Eine direkte Unterhandlung mit Bernstorff war nach der Lage der Dinge nicht möglich, deshalb mußte der Hofrat Forsboom, den Schwarzenberg schon früher als Vermittler benutzt, von neuem Zwischenträger spielen.

In seinem Bericht an den König vom 19. August 1850 aus Wien formulierte Bernstorff die ihm von Forsboom überbrachten Vorschläge Schwarzenbergs folgendermaßen: „Der Fürst wünscht 1. eine möglichst starke Zentralgewalt, 2. diese Zentralgewalt so

*) Bernstorff an Pourtalès. Wien, 6. August 1850 (Privatschreiben in französischer Sprache). Über Pourtalès s. S. 162 f.

**) Dem ersten Londoner Protokoll vom 2. August 1850, in dem die außerdeutschen Großmächte und Schweden sich für die Aufrechterhaltung der Unteilbarkeit der dänischen Monarchie erklärten und dem später auch Österreich und Preußen beitraten, hatte der deutsche Bund — als solcher — seine Zustimmung verweigert. Über dies Protokoll schrieb Bernstorff aus Wien am 31. August an seine Mutter: „Das schändliche Benehmen der außerdeutschen Mächte in der dänischen Frage, besonders in der Londoner Protokollangelegenheit, sollte allen Deutschen die Augen hinlänglich öffnen, um sie zur Einigung zu treiben. Mir macht es das Blut in den Adern kochen!"

viel als möglich dem Bundestage ähnlich, 3. vorerstige Beseitigung der Volksvertretung, 4. Vorsitz alternierend zwischen Österreich und Preußen, wozu Österreich sich unter dem Vorbehalt bereit erklärt, daß die anderen deutschen Regierungen es auch sind." Die Exekutive sei zwischen Österreich und Preußen zu teilen, auch müsse der engere Rat von 17 Stimmen und das Plenum bei der neuen Zentralgewalt zur Anwendung kommen.*)

Die Klausel, der zufolge für den Wechsel im Vorsitz die Zustimmung aller Regierungen notwendig sein sollte, zeigt schon, welche Hintergedanken Schwarzenberg bei seinen Zugeständnissen hatte. Zunächst glaubte Bernstorff an den Ernst dieser Bewilligungen, weil er vernommen, daß Schwarzenberg sein Ehrenwort gegeben habe, sie ins Leben treten zu lassen, wenn Preußen sofort zustimme. Darüber gibt Bernstorffs Bericht vom 22. August genaue Auskunft.

Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. Nr. 97.

Wien, 22. August 1850 (chiffriert).

„Fürst Schwarzenberg hat vorgestern an eine der Mittelspersonen, deren ich in meinem alleruntertänigsten Bericht Nr. 95 gedacht habe, sein dreifaches Ehrenwort als Ministerpräsident, als Minister des Äußeren und als Fürst Schwarzenberg gegeben, daß, wenn er irgend eine ostensible Sicherheit erhielte, daß E. K. M. Regierung die von mir unterm 19. d. Ms. bezeichneten vier Punkte annähme, er sofort in der vertraulichen Weise seine vollständigen Absichten in betreff der weiteren

---

*) Die Aussöhnung Österreichs mit Rußland erfüllte die preußenfeindlichen deutschen Kleinstaaten mit wahrem Jubel. So sagte in Wien der hannoversche Gesandte Graf Platen — der seiner leidenschaftlichen Natur halber seinem Preußenhaß niemals Zwang antun konnte — zu Bernstorff, „man habe gerade die holsteinische Angelegenheit zum ersten Geschäft des wiederkonstituierten Bundestags gewählt, weil Preußen, wenn es den Krieg über diese Frage aufnehmen wolle, denselben unter den ungünstigsten Verhältnissen führen und notwendigerweise vernichtet werden müsse, indem es ganz Europa gegen sich habe und in dem Falle seiner gewaltsamen Widersetzung gegen die Bundestruppen sofort 200000 Russen in Preußen einrücken würden!" (Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. Wien, 5. September 1850.)

Gestaltung Deutschlands mitteilen würde. Der Fürst hat hinzugefügt, er werde noch acht Tage warten. Vielleicht hat er hiermit sagen wollen, daß er im Falle einer bejahenden Antwort aus Berlin noch vor dem 1. September die Konstituierung des Dreizehner-Rats in Frankfurt verhindern wolle. Wie mir bestimmt versichert wird, ist er niemals so versöhnlich gestimmt gewesen, als diesen Augenblick!" . . .

Infolge dieser Berichte erhielt Bernstorff von Berlin die Ermächtigung, den österreichischen Vorschlägen sofort zuzustimmen.

Auch diese „versöhnlichen" Vorschläge aber waren nur eine diplomatische Vorspiegelung gewesen. Sobald nämlich Schwarzenberg in Ischl mit den russischen Staatsmännern, Nesselrode und Meyendorff, seinen Frieden gemacht und Rußland in den schleswig-holsteinschen Angelegenheiten den Willen getan, zog er auch die eben genannten „Konzessionen" wieder zurück. Er erklärte Bernstorff am 3. September plötzlich, er könne sich auf nichts einlassen, ehe er nicht eine Sicherheit darüber habe; „daß die Union vom 26. Mai zu bestehen aufhören werde, sobald das neue Bundesorgan ins Leben trete". Bernstorff schrieb nach Berlin ganz empört über die neue Wendung:

Aus dem Bericht Bernstorffs an den König.

Wien, 4. September 1850.

„ . . . Zu meinem lebhaften Bedauern fand ich den Kaiserlich Königlichen Ministerpräsidenten abermals umgestimmt und tergiversierend. Als Vorwand dafür gab er an, daß man in Berlin so spräche und sich auch gegen den Freiherrn v. Prokesch so äußere, als hätte Österreich durch die Verständigung in der Frage über die Verwaltung des Bundeseigentums die Union anerkannt. Dies habe die anderen Regierungen im höchsten Grade beunruhigt, und er müsse eine Sicherheit darüber haben, daß die Union vom 26. Mai zu bestehen aufhören werde, sobald das neue Bundesorgan ins Leben trete. Ich gestehe, daß ich über diese neue Wendung, über dieses ewige Zurückkommen auf Forderungen, die entweder keinen anderen Zweck haben, als seinen Eigensinn und seine Eigenliebe zu befriedigen oder beweisen, daß er in

Wirklichkeit keine Verständigung und keine Erfüllung der gegenseitigen wahren Bedürfnisse will, mit Unwillen erfüllt ward und ihm dies auf so derbe Weise, wie es nur irgend in den Grenzen der Schicklichkeit möglich war, zu erkennen gegeben habe. Ich habe alle Verantwortlichkeit einer Störung des Friedens in Deutschland, welche aus dem gegenwärtigen Zustand so leicht, selbst wider seinen Willen, hervorgehen könnte, auf ihn allein gewälzt, da er die Verständigung, über die man in der Sache einig sei, durch eine nur zur Befriedigung seines Eigenwillens dienende Bedingung unmöglich mache; ich habe ihm gesagt, daß die Person, mit welcher er vorzugsweise verhandelt hat, erklärt habe, daß er sein Ehrenwort gegeben habe, sofort in eine weitere Verständigung eingehen zu wollen, wenn Preußen die vier Punkte angenommen habe, daß er also kompromittiert sei, wenn er diese Person, welche er sehr begünstigt, nicht förmlich Lügen strafe. Er hat hierauf dies Ehrenwort geleugnet und ist bei seiner Forderung stehen geblieben. Alles, was ich ihm gesagt habe, um ihm zu beweisen, daß die Versicherung überflüssig sei, wenn er nur von dem Verfassungsentwurf vom 26. Mai reden wolle, da es auf der Hand liege, daß derselbe mit einer Rekonstituierung des Bundes auf der vorgeschlagenen Basis unvereinbar sei, glaube ich um so mehr übergehen zu dürfen, als er heute so weit ging, zu behaupten, diese Union selbst sei nicht mit dem Bunde vereinbar, und nicht verstehen wollte, daß sie eben eine andere Union würde, wenn sie eine andere Verfassung erhielte. Ich erklärte ihm, daß unter solchen Umständen der Bund notwendig auseinanderfallen müßte und daß er allein die Schuld daran tragen werde, daß aber der Regierung Euer Königlichen Majestät nichts weiter übrig bleiben dürfte, als die Union definitiv ohne Rücksicht auf den Bund zu konstituieren."

In seinem Bericht vom 9. September kam Bernstorff noch einmal auf die Ableugnung Schwarzenbergs zurück. „Ich kann Euer Majestät", schrieb er, „die bestimmte Versicherung geben, daß dies (die Darstellung des Fürsten) falsch ist und daß der Fürst ohne jede Nebenbedingung die vier Punkte angenommen hatte, sowie daß die Mittelsperson, mit welcher ich verhandelt habe, sich

meiner Überzeugung nach keine Unwahrheit hat zu Schulden kommen lassen".

Auch die Unterredung zwischen Bernstorff und Schwarzenberg vom 9. September verlief ergebnislos. An ihrem Schlusse fragte Schwarzenberg abermals gereizt, ob in Preußen noch gerüstet werde und auf Bernstorffs Erwiderung, daß er darüber nichts wisse, fügte er hinzu: „Es ist schade um das viele Geld — greifen Sie uns doch an!"

Es blieb tieftraurig für Bernstorff, in diesem Gaukelspiel mithandeln zu müssen und mit einem Gegner zu beraten, der im Grunde gar keine Verständigung wollte. Dabei gesteht selbst Prokesch-Osten in seinen Erinnerungen zu, daß Bernstorff es wirklich ehrlich gemeint habe. In der Tat hätte Schwarzenberg damals leicht zu einer Verständigung mit dem Berliner Kabinett kommen können, denn von Schleinitz war in einer Unterredung mit Prokesch die Union halb und halb preisgegeben und lediglich ein ehrenvoller Rückzug verlangt worden. Nur einen bedingungslosen Eintritt in diesen Bundestag, den Preußen gar nicht mit einberufen, hatte der letztere abgelehnt und statt dessen freie Verhandlungen zwischen beiden Teilen und sofortige vertrauliche Verständigung über die Gesamtverfassung verlangt. Umsonst — Schwarzenberg wollte nicht nachgeben, obwohl Prokesch auf das dringendste dazu riet.

Bernstorff war über die ganze Angelegenheit so erbittert, daß seine Gesundheit darunter ernstlich litt. Gerne wäre er damals auf kurze Zeit auf Urlaub gegangen, um seine Kräfte wieder aufzufrischen; er mußte jedoch dem ausdrücklichen Wunsch des Ministeriums gehorchend auf seinem Posten ausharren. Schleinitz freilich hielt in seiner Vertrauensseligkeit trotz aller bisherigen politischen Vorgänge eine Verständigung so gut wie sicher und verließ Berlin auf kurze Zeit zu seiner Erholung. „Eine solche Abhängigkeit vom Dienst", schrieb Bernstorff damals an seine Mutter, „ist eine große Last, besonders wenn doch im ganzen ein einzelner Mann so wenig auszurichten vermag, trotz allen Vertrauens, welches man von beiden Seiten in ihn zu setzen versichert!" Plötzlich am 16. September erkrankte er so schwer, daß seine Gattin für ihn telegraphisch Urlaub erbat. Auch jetzt ward

dies Gesuch abgeschlagen. Da sich der Zustand des Kranken jedoch von Tag zu Tag verschlimmerte, mußte man in Berlin schließlich nachgeben.

Noch bevor Bernstorff seine Erholungsreise antrat, machte er seine Regierung noch einmal auf die Gefahren aufmerksam, die daraus entstehen könnten, daß — wie sich immer mehr herausstelle — die Geschicke Österreichs „einem anscheinend unzurechnungsfähigen Staatsmanne" anvertraut seien:

„Wie Euer Königliche Majestät aus meinem heutigen politischen Bericht an Allerhöchstdero Ministerpräsidenten zu ersehen geruhen, werden die Widersprüche in den mündlichen Äußerungen des Fürsten v. Schwarzenberg immer auffallender und ist es immer schwerer, von einem Tage zum anderen auf dasjenige zu bauen, was er gesagt hat. Wenn ich dabei die zunehmende Halsstarrigkeit und die Unzugänglichkeit des Fürsten für jedes vernünftige Raisonnement mit Notizen, die ich zum Teil von ihm selbst, zum Teil aus anderer guter Quelle über seinen Gesundheitszustand erhalten habe und mit Äußerungen hochstehender und wohlunterrichteter Personen zusammenhalte, welche dahin lauten, daß der Fürst Schwarzenberg nichts mehr lese, daß er alles vergesse, daß er jede Gelegenheit, z. B. jede militärische Parade und dergleichen benutze, um sich seinen Geschäften zu entziehen, kurz, daß er gewissermaßen »ausspanne«, wenn ich mich dieses, mir gegenüber gebrauchten, trivialen Ausdruckes hier bedienen darf, so könnte ich wirklich versucht sein, zu glauben, daß die Fähigkeiten des Fürsten Schwarzenberg infolge der geistigen und körperlichen Anstrengung, die seine Stellung mit sich bringt, im Abnehmen begriffen sind. Meine Mittel, soweit sie in Vernunftgründen, in Versuchen der Überzeugung und in den eindringlichsten, immer erneuerten Zureden, ja, in der unumwundensten Hinweisung auf die unausbleiblichen Folgen einer solchen Politik beruhen, sind diesem Minister gegenüber erschöpft. Es wird daher von Worten nichts mehr zu erwarten sein und nur Handlungen vielleicht noch imstande sein, eine Wirkung hervorzubringen."*)

---

*) Bernstorffs Bericht an den König. Wien, 22. September 1850.

Allerdings war schon damals die Gesundheit des Fürsten in hohem Grade angegriffen — die Gründe seiner politischen Handlungsweise konnten jedoch kaum in diesem krankhaften Zustande gesucht werden. Entsprangen sie doch lediglich der Überzeugung Schwarzenbergs, daß zur Niederwerfung des verhaßten preußischen Nebenbuhlers Österreichs jedes Mittel erlaubt sei.

Von Ende September bis Mitte Oktober blieb das gräfliche Ehepaar mit dem kleinen Andreas in Italien. Aus jener Zeit der Erholung stammt ein Schreiben Bernstorffs an seine Mutter, aus welchem deutlich hervorgeht, daß in seinen politischen Anschauungen in mancher Hinsicht eine Umwandlung in ihm vorgegangen war, seit er die Verhältnisse in Wien näher kennen gelernt.

Bernstorff an seine Mutter.

Venedig, den 7. Oktober 1850.

„.... In Triest erfuhr ich Radowitzens Ernennung.*) Es war mir bisher zwar in mancher Beziehung recht angenehm, einen speziellen Freund zum Chef zu haben, doch half er mir eigentlich wenig, weil er selbst so wenig Einfluß hatte, und es ist mir lieber, daß der, welcher die Politik leitet, auch wirklich Minister sei. Obgleich ich früher mit Radowitzens Politik durchaus nicht einverstanden war, so hat man die Dinge doch jetzt von österreichischer und sogenannter „großdeutscher“ Seite so weit getrieben, daß ich mit Radowitz nicht mehr verschiedener Meinung sein kann und vollkommen mit der Haltung einverstanden bin, die wir jetzt einnehmen — ja selbst sehr energisch dazu geraten habe. Ich habe Schwarzenberg hundertmal vorausgesagt, wie es kommen würde, wenn er auf seinem eigensinnigen und unhaltbaren Wege beharrte. Ein Deutschland ohne Preußen machen oder herstellen zu wollen, übersteigt wirklich alle Begriffe, und dagegen gibt es nur eine mögliche Politik, über die alle Preußen einig sein müssen, was sie auch sonst für Grundsätze haben mögen!“

*) Bekanntlich hatte Graf Schleinitz bisher das Ministerium des Auswärtigen geleitet, während Radowitz als Ratgeber des Königs gleichsam hinter den Kulissen den eigentlichen Einfluß ausgeübt. Am 26. September 1850 übernahm Radowitz das preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Bernstorff an seine Mutter.

Hietzing, den 24. Oktober 1850.

„.... Venedig verließen wir am 8. Oktober um Mitternacht bei herrlichem Wetter und erster Mondsichel; es tat uns sehr leid, jetzt bei zunehmendem Monde gerade nicht länger bleiben zu können. Es ist doch hier sehr schön bei gutem Wetter und die Architektur ganz eigentümlich. In Triest hatten wir zwei Bora-Tage (Nordwind). Am Tage unserer Abreise dagegen war es herrlich, und nachdem wir noch einmal früh auf dem Meere gefahren, mußten wir den schönen italienischen Himmel hinter uns lassen und in Schnee, Regen und Kälte hineinreisen, die wir gleich eine Meile davon in den Bergen fanden. ....

„In einigen Tagen wollen wir in die Stadt ziehen, wenn unseres Bleibens hier überhaupt noch ist, denn die Sachen stehen so schlecht, die heutigen Nachrichten aus Kurhessen lauten so bedenklich, daß der Zusammenstoß dort beinahe gewiß ist und der Krieg fast unvermeidlich erscheint. .... Für uns beide wäre der Aufbruch aus Wien, ein In-Stich-lassen unseres ganzen Etablissements persönlich nicht angenehm und wieder ein großer pekuniärer Verlust. Indessen, wenn so große Interessen auf dem Spiele stehen, muß man sich selbst vergessen; Gott wird uns gnädiglich hindurchführen und nicht verlassen. Möge er auch die guten, edlen, uneigennützigen Absichten unseres Königs lohnen und die Perfidie und Verleumdung seiner Feinde strafen! Auf welcher Seite das Recht und die Loyalität ist, darüber bin ich nicht im Zweifel, und daher hoffe ich auch sicherlich auf endlichen Sieg, wie auch die Ereignisse sich gestalten mögen. .... Professor Oppolzer, der mich gründlich untersucht hat, sagt, mein Leiden sei die Folge der hiesigen moralischen Einwirkungen."

Der Streit des Kurfürsten von Hessen mit seinen an der Landesverfassung von 1831 festhaltenden Ständen verschärfte jetzt noch den Gegensatz zwischen Österreich und Preußen. Der Kurfürst, welcher erst kürzlich aus der Union ausgetreten, rief den Rumpfbundestag in Frankfurt um Hilfe an und dieser — unter der Zustimmung und den Einflüssen Österreichs — sagte seine Hilfe zu. Bayerische Truppen, also Soldaten eines Preußen feind-

lich gesinnten Landes, waren dazu ausersehen, die Exekution durchzuführen und das Kurfürstentum zu besetzen. Dadurch aber wurden die Etappenstraßen Preußens zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen gefährdet, was Friedrich Wilhelm IV. nicht dulden konnte und wollte, wenn ihm auch das Verhalten der hessischen Verfassungstreuen an und für sich sehr unsympathisch war. Radowitz und seine Anhänger stimmten bekanntlich dem Könige bei, daß man sich der Exekution widersetzen müsse. Manteuffel und seine Genossen traten für Nachgiebigkeit und die unbedingte Rückkehr Preußens mit den kleinen Unionsfürsten in den Bundestag ein, unter sofortiger Aufgabe der Union. Nach ihrer Meinung sollte sogar jede Rüstung unterlassen werden. Und doch kann Bernstorff später Radowitz das Zeugnis ausstellen, daß ohne die von ihm befürworteten Rüstungen „Preußen nicht einmal die Bedingungen von Olmütz erlangt haben würde."

Nach seiner Rückkehr nach Wien hatte Bernstorff große Seelenerregungen durchzumachen. Er mußte mit ansehen, wie gewaltig Österreich rüstete und wie sich gewisse Elemente in Wien bereits auf die „vollständige Vernichtung" Preußens freuten. Auch das auf Schwarzenbergs Antrieb zwischen Bayern, Württemberg und Österreich zu Bregenz abgeschlossene Schutz- und Trutzbündnis machte auf ihn — um ein Gleichnis zu brauchen — den Eindruck einer neuen gegen Preußen aufgefahrenen Batterie. Zwar wußte Bernstorff, daß die österreichische Armee vielfach überschätzt wurde. Eine geheime Denkschrift Radetzkys über die Mängel der Armeeverhältnisse, die in jener Zeit in seine Hände kam, hatte ihn darüber hinlänglich aufgeklärt. Indessen, ihn quälte die Sorge, daß der preußische Staat infolge der holsteinschen Angelegenheit in einem Kampfe mit Österreich auch Frankreich und Rußland zu Gegnern haben würde. Er beschwor deshalb das preußische Kabinett dringend, sich diese beiden Gegner durch die schleunige Pazifikation Holsteins, die nötigenfalls mit Waffengewalt zu bewerkstelligen sei, vom Halse zu schaffen. Wäre, so schrieb er, diese Frage beseitigt, so würde Rußland einem Vernichtungskriege gegen Preußen nicht ruhig zusehen.*)

*) Bernstorffs Bericht an den König. Wien, 27. Oktober 1850.

Über die österreichischen Rüstungen konnte er bald eingehendere Mitteilungen machen.

Bernstorffs Bericht an den König.

Wien, den 31. Oktober 1850.

„In einer telegraphischen Depesche von heute Mittag habe ich Eurer Königlichen Majestät Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gemeldet, daß die Österreicher am 5. oder 6. November 100 000 Mann schlagfertig an der Grenze von Böhmen stehen haben werden, um von dort gerade auf Berlin zu marschieren, wenn es zum Kriege kommt. Daß dies der Fall sein wird, scheint mir sowohl nach der mir heute morgen zugegangenen telegraphischen Mitteilung des Staatsministers v. Radowitz, als nach dem, was ich hier sehe und höre und was ich namentlich über die Zusammenkunft in Warschau erfahre, unzweifelhaft. Bei so dringender Gefahr sende ich heute wieder einen Feldjäger nach Ratibor, um diesen alleruntertänigsten Bericht zu befördern. Wenn ich oben die Zahl 100 000 Mann angegeben habe, so beruht dies auf den ziemlich übereinstimmenden Nachrichten, welche mir darüber von verschiedenen Seiten zugegangen sind. Ich muß indessen dahingestellt sein lassen, ob die Zahl genau ist und ob wirklich eine so starke Armee über die Grenze hinaus ins Feld rücken kann.

„Wenn es aber auch nur 80 000 Mann wären, wie mindestens auch nach den geringsten Angaben anzunehmen ist, so wäre eine solche kampfgeübte Armee, vereinigt mit der sächsischen, jedenfalls eine Streitmacht, welcher gegenüber eine sehr starke preußische Armee aufzustellen wäre, um erfolgreichen Widerstand leisten zu können. . . . .

„Ich bin fest überzeugt, daß man hier nur den Augenblick abwartet, wo jene Armee vollständig beisammen sein wird, um die Sache in Hessen zum Bruch zu bringen und dann sofort in Sachsen und Preußen einzufallen. Um so schleunig wie möglich hierzu gerüstet zu sein, werden die Dampfschiffe des Lloyd zwischen Venedig und Triest, die Donaudampfschiffe in Ungarn und die Eisenbahnen in allen Richtungen benutzt. . . . . Die in Italien zurückbleibende Armee wird nach Angabe des sardinischen Gesandten 90 000 bis 92 000 Mann stark sein. . . . .

„Den Fürsten Schwarzenberg habe ich seit seiner Rückkehr aus Warschau nicht gesehen und da ich ihm keine Mitteilung zu machen habe, glaube ich um so weniger Veranlassung zu haben, zu ihm zu gehen, als er sehr gereizt und aufgeregt ist. . . . .“

Bernstorff legte nun seine Anschauungen über die Aussichten Preußens bei einem kriegerischen Zusammenstoß in einer Denkschrift für das Berliner Kabinett nieder. Angesichts dieser treffenden, von scharfem militärischen Blick zeugenden Ausführungen ist es dem Leser fast, als ob er eine vorgeahnte Schilderung des Feldzuges von 1866 läse.

Unmaßgebliche Bemerkungen über die voraussichtliche Art der Kriegführung von österreichischer Seite und die Mittel, ihr von preußischer Seite zu begegnen.

Ende Oktober 1850. (Unvollständig.)

„. . . . Wenn der Krieg, welcher zwischen Preußen und Österreich auszubrechen droht, glückliche Erfolge für uns haben soll, so muß er, meiner Überzeugung nach, mit äußerster Energie, Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit geführt werden und so bald als möglich einen offensiven Charakter von unserer Seite annehmen. Die Gründe hierzu scheinen mir nahe zu liegen. Österreichs größter Fehler im Kriege war von jeher Langsamkeit und Schwerfälligkeit in den Bewegungen. In dieser Hinsicht hat die österreichische Kriegführung zwar in neuerer Zeit große Fortschritte gemacht, doch bringt schon die Lage des Kaiserstaates es mit sich, daß große Heeresmassen nicht schnell an die preußische Grenze geschafft werden können, und es wird jedenfalls einer nicht unbedeutenden Zeit bedürfen, bis die jetzt zwar in Eilmärschen und mit Hilfe von Eisenbahnen und Dampfbooten aus Italien und den östlichen Provinzen heranrückenden Truppen schlagfertig der preußischen Armee gegenüberstehen können. Es ist daher schon von vornherein ein unberechenbarer Vorteil, wenn irgend ein entscheidender Schlag von unserer Seite geführt werden kann, ehe alle Streitkräfte unserer Feinde vereinigt sind. Außerdem aber würde ein glücklicher Anfang, eine gewonnene Schlacht, ein siegreiches Vordringen gegen Wien den ungeheueren

Vorteil haben, daß der moralische Eindruck davon wie ein elektrischer Schlag auf die unterjochten Völkerschaften in Ungarn und Italien wirken, sie zum Aufstande reizen und ihnen Mut einflößen, sowie die von ihnen gebildeten Regimenter zum Abfall bewegen würde, während die letzteren im Falle des glücklichen Fortschreitens der österreichischen Armee wahrscheinlich ohne Anstand im Kampfe mit fortgerissen würden.

„Den Österreichern in ihren Operationsplänen zuvorzukommen, ist um so wichtiger, als sie andernfalls in den offenbaren Vorteil gelangen und eine offensive Operationsbasis gegen uns erhalten würden, die uns der drohendsten Gefahr aussetzen, unsere Kräfte zersplittern, große Teile der Monarchie von dem Zentrum mehr oder weniger abschneiden und den Kriegsschauplatz in die unmittelbarste Nähe der ungeschützten Hauptstadt verlegen würden.

„Es ist nach allem, was ich erfahre, nicht zu bezweifeln, daß die Österreicher sofort einerseits in das Königreich Sachsen, andererseits über Görlitz in Preußen einrücken, die sächsische Armee der ihrigen einverleiben und mit ihr vereint gerade auf Berlin zu marschieren würden. Das von Festungen gespickte, aber bis jetzt, wie es scheint, von Truppen entblößte Schlesien würden sie hierdurch abschneiden, sich den Angriff auf dasselbe ersparen, aber auch keine große Gefahr von demselben zu fürchten haben. Wenn dagegen von Erfurt, Halle und Magdeburg aus preußische Streitkräfte dem Feinde entgegen oder in die Flanke rücken, so stände die hannoversche Armee ihnen im Rücken stets bereit, im Augenblick der Entscheidung, vielleicht durch einen verräterischen Überfall, für unsere Feinde den Ausschlag zu geben. Falls diese Operationen zum Vorteil der Feinde ausfielen, vielleicht eine Hauptschlacht verloren ginge und die Hauptstadt unmittelbar bedroht würde, so wäre der ganze westliche Teil der Monarchie von dem östlichen, die ganze in den Rheinprovinzen, Hessen, Frankfurt und Baden stehende Armee von der Hauptstadt abgeschnitten und nach allen Seiten von Feinden eingeschlossen.

„Daß der Krieg von österreichischer Seite mit der äußersten Energie geführt, daß im Falle des Sieges von dieser Seite nicht nur mit der größtmöglichen Rücksichtslosigkeit, sondern mit höhnendem Übermut und mit lange verhaltener Rachsucht ver-

fahren werden würde, darüber kann niemand einen Augenblick im Zweifel sein, der die letzten Jahre hier verlebt hat und der jetzt die Äußerungen liest und hört, welche den hier eingewurzelten und unaustilgbaren Gesinnungen gegen Preußen entsprechen, in den Zeiten des Friedens aber einigermaßen durch den Anstand zurückgehalten wurden. Man braucht überdies nur den Charakter und die Gesinnungen des Fürsten Schwarzenberg zu kennen, um hiervon überzeugt zu sein. . . . .

„Gegen solche Waffen kann man nur mit gleichen Waffen glücklich kämpfen. Es gilt hier nicht mehr um ein bißchen mehr oder weniger Einfluß in Deutschland, es handelt sich nicht um die Zurückweisung eines Angriffes auf unsere Grenzen oder um Festhaltung dieser oder jener uns strittig gemachten Position. Es handelt sich um die Sicherheit des Thrones des erhabenen Hauses der Hohenzollern, es gilt den Fortbestand der preußischen Monarchie als europäische Macht sowohl, wie als Staat überhaupt, es ist mit einem Worte ein Kampf um Leben und Tod. Dieser Kampf kann nur Mann gegen Mann, nur mit Aufwand aller zu Gebote stehenden Kräfte, mit Benutzung jeder Schwäche oder Blöße des Feindes glücklich geführt werden. Jede mit dem Hauptzweck, dem der Selbsterhaltung, nicht in unmittelbarer Verbindung stehende Position, jede Zersplitterung der Kräfte, jede zu große Verwendung von Truppen nach anderer Seite hin als gegen den Hauptfeind kann nur schaden. Ist dieser einmal aufs Haupt geschlagen und in seinem eigenen Herzen bedroht, dann werden auch seine kleineren Bundesgenossen bald den Mut verlieren, ihn verlassen und zu dem Sieger übergehen oder jedenfalls keine energische Offensive gegen uns mehr wagen.

„Den allgemeinen Grundsatz glaube ich hier voranstellen zu müssen, daß, wer nicht unser Bundesgenosse ist, entschieden als unser Feind angesehen werden muß. Es dürfte daher keine Neutralität, kein hinterlistiges oder ängstliches Zuwarten von irgend einer Seite, insonderheit nicht von unseren nächsten und gefährlichsten Nachbarn geduldet werden. Sachsen, Hannover, Kurhessen, Mecklenburg-Strelitz und was sonst in unserem Bereiche liegt und sich zu dem falschen Bundestag bekennt, wären daher meines unmaßgeblichen Erachtens sofort nach erklärtem Kriege mit äußerster

Schnelligkeit und Rücksichtslosigkeit zum Übertritt und zur Einverleibung ihrer Kontingente in die preußische Armee zu zwingen bzw. ihre Truppen zu entwaffnen und ihr Gebiet zu besetzen.

„Am wichtigsten dürfte dies in betreff des Königreiches Sachsen sein, um den Österreichern zuvorzukommen und diese Armee, welche in ihren jüngeren Elementen viel Sympathie für ihre bisherigen preußischen Waffenbrüder haben soll, für uns zu gewinnen. Der Operationsplan der Österreicher wäre hierdurch sofort durchkreuzt, sobald sie aus den bömischen Gebirgen debouchierten, würden sie auf feindliche Streitkräfte stoßen, der Kriegsschauplatz wäre jedenfalls auf fremdes Gebiet verlegt und die zu ergreifende Offensive gegen Österreich erleichtert und ermöglicht. Durch ein kühnes Vordringen auf dieser Seite, durch siegreiche Erfolge auf österreichischem Boden, durch Bedrohung Wiens oder gar Ungarns, wo eine eindringende preußische Armee auf die entschiedenste Sympathie stoßen würde, wären die Operationen der österreichischen Armee in Süddeutschland am wirksamsten gelähmt; dieselbe würde ihre Offensive aufgeben und zur Rettung des Kaiserstaates herbeieilen müssen.

„Es ist übrigens wahrscheinlich, daß von Anfang an keine sehr bedeutenden österreichischen Streitkräfte sich mit den kleineren süddeutschen Armeen vereinigen werden und daß man gleich die überwiegende Hauptmacht in Böhmen aufstellen wird. Denn Fürst Schwarzenberg hat sich schon dahin geäußert, daß er nicht in Süddeutschland Krieg zu führen gedenke, sondern gleich auf Berlin marschieren werde. In jeder Hinsicht also, sowohl in defensiver als offensiver, erscheint es dringend ratsam, daß die preußische Hauptarmee an der sächsischen Grenze aufgestellt sei, um womöglich Sachsen sofort okkupieren, jedenfalls den Feind auf dem Marsche gegen Berlin zwischen Wittenberg und Frankfurt a. O. empfangen zu können. Es ist fast kaum zu bezweifeln, daß in jenen Gegenden die erste Hauptschlacht geschlagen, vielleicht das Schicksal des ganzen Krieges entschieden werden wird.

„Alle vorstehend ausgesprochenen unmaßgeblichen Ansichten sind auf die Voraussetzung gegründet, daß der Krieg nur zwischen den deutschen Mächten geführt werden wird. Sollten andere Mächte, wie Rußland und Frankreich, daran gegen Preußen teil-

nehmen, so kann natürlich von einer Offensive nicht wohl die Rede sein. Um so größer dürfte aber die Notwendigkeit der Konzentration der Hauptmacht bei Berlin erscheinen, um das Herz der Monarchie zu verteidigen.

„Was die Kriegführung in Süddeutschland betrifft, so wird dieselbe nach obigem offenbar in zweite Linie treten, und wenn unsere süddeutschen Gegner es erst erreicht haben, daß wir das überdies unhaltbare und für uns selbst gefährliche Baden aufgegeben, so ist kaum zu glauben, daß sie bei der Zusammensetzung ihrer Armee und der geringen Tüchtigkeit der nichtösterreichischen Bestandteile derselben mit großer Energie die Offensive weiter durchführen werden.

„In betreff der etwaigen Aufstände in den wiedereroberten österreichischen Provinzen bleibt noch zu bemerken, daß allerdings für Ungarn, wo dieselben am wahrscheinlichsten sind, der für uns nachteilige Umstand eintritt, daß Rußland, wenn es auch sonst nicht an dem Kriege teilnähme, in einem solchen Falle doch fast mit Gewißheit wieder Ungarn besetzen und so den Rücken der Österreicher decken würde. Die Wahrscheinlichkeit darf man nicht aus den Augen verlieren und daher nicht zu sehr auf glückliche Zwischenfälle dieser Art rechnen. In Italien aber wird es hauptsächlich von Sardinien abhängen, ob eine die Österreicher schwächende Diversion stattfinden wird. Ohne einen Anstoß von dort werden die Lombarden es wohl kaum wagen, die Waffen wieder zu ergreifen, so lange nicht die dort zurückbleibende österreichische Armee infolge dringenden Bedürfnisses in Deutschland noch mehr vermindert wird. In Sardinien ist der Groll gegen Österreich zwar wie es scheint stärker als je. Diese Macht ist aber ermüdet und erschöpft, und ohne dringende Aufmunterung von England oder Frankreich ist es nicht wahrscheinlich, daß sie sich rühren wird, so lange nicht entschiedenes Unglück auf österreichischer Seite ihr den Mut zum neuen Angriff gibt. . . . ."

Obwohl nunmehr die preußischen Truppen von der holsteinschen Grenze zurückgezogen wurden, wollte sich bekanntlich Schwarzenberg auch mit diesem Erfolge nicht begnügen. Er bestand darauf, daß die preußischen Streitkräfte auch Kurhessen unverzüglich verlassen

sollten, eine Forderung, der man jedoch in Berlin nicht nachgab. General Peucker besetzte zur Sicherung seiner Position das ganze Land zwischen den Etappenstraßen. Eine Kriegsstimmung durchzog Deutschland.

„Es ist sehr auffallend", schreibt Bernstorff am Schlusse seines Berichtes vom 2. November, „mit welcher Besorgnis, man kann sagen mit welcher Angst die hiesigen großdeutschen Diplomaten Nachrichten entgegensehen, welche eine Verständigung möglich machen und den Krieg beseitigen könnten. Sie fürchten nichts mehr, als daß Preußen jetzt infolge einer Verständigung mit Österreich unversehrt in den Bundestag eintrete und wollen durchaus, daß es durch den Krieg unter den ihm dann diktierten Bedingungen hierzu gezwungen werde. Der Ärgste in dieser Beziehung ist der Graf v. Lerchenfeld,*) welcher auch, wie mir erzählt wird, täglich zum Fürsten geht, um ihn auf der Bahn des Eigensinnes und der kriegerischen Gesinnungen festzuhalten."

Es folgte jetzt die Mobilmachung in Preußen, die im Lande die größte Begeisterung erregte. Ministerpräsident Graf Brandenburg richtete hierauf an Schwarzenberg eine Depesche, in der er Zugeständnisse Preußens in der hessischen und der holsteiner Frage von der sofortigen Eröffnung der freien Konferenzen abhängig machte. Der Fürst aber drehte den Spieß um und wollte die Konferenzen erst beginnen, wenn Preußen in jenen beiden Punkten nachgegeben hätte.

Mittlerweile hatte sich Graf Brandenburg in der bekannten Warschauer Besprechung, an der Kaiser Nikolaus sowie Kaiser Franz Joseph und Fürst Schwarzenberg teilgenommen, angesichts der russischen Drohungen überzeugt, daß Preußen in einem Kriege mit Österreich jedenfalls Rußland, ja vielleicht noch andere Mächte gegen sich haben würde. In dem nach seiner Rückkehr in Berlin abgehaltenen Ministerrat erklärte sich denn auch die Mehrzahl der Minister samt Manteuffel für möglichst schnelles Einlenken, während die Minderheit, die sich um Radowitz scharte, sich für weiteres Ausharren aussprach. Der König, obwohl für die Ansicht der letzteren eingenommen, fügte sich wider Erwarten bekanntlich der Mehrheit.

*) Bayerischer Gesandter in Wien.

Radowitz und dessen Anhänger gaben am 2. November ihre Entlassung.

Wichtig ist, daß Bernstorff damals das Ministerium des Äußeren angeboten wurde.*) Er lehnte jedoch die nach seiner Ansicht aussichtslose Aufgabe ab, das Wirrsal zu schlichten, in das andere die preußische auswärtige Politik hineingeführt hatten. In diesem Sinne sprach er sich auch in den an seine Verwandten und Freunde gerichteten Briefen aus. Dazu kam, daß seine Gesundheit damals so ernstlich erschüttert war, daß am 7. November nach Berlin für ihn um Vertretung telegraphiert werden mußte. Man kann sich nachträglich des Gedankens freilich nicht erwehren, ob sich nicht vielleicht doch die Verständigung zwischen Österreich und Preußen in würdigerer Weise vollzogen haben würde, wenn ein Mann wie Bernstorff, der die österreichischen Verhältnisse so genau kannte, in jenem Augenblicke Minister des Auswärtigen geworden wäre.

Bernstorff an seine Mutter.

Wien, den 19. November 1850.

„.... Meine Gesundheit und namentlich mein plötzliches Erkranken an dem Tage, wo ich auf telegraphischen Befehl nach Berlin abreisen sollte, sind allerdings die nächsten Gründe, weshalb ich das Ministerium, das man mir von Berlin aus angeboten, abgelehnt habe, aber ich hätte es auch ohne dies auf keinen Fall angenommen. Die einzige Ambition, die ich in diesem Leben und in meiner dienstlichen Laufbahn noch habe, ist die, meinen Namen vollkommen rein von allem Makel zu erhalten, mit meinen ausgesprochenen Grundsätzen und Meinungen stets in vollständigem Einklange zu bleiben und innerhalb dieser Grenzen und unter diesen Bedingungen meinem Lande soviel Dienste zu leisten, als es mir möglich ist. Eine noch so hohe Stellung, worin ich jene Bedingungen nicht erfüllen könnte, hat nicht nur nicht den geringsten Reiz für mich, sondern würde mir unerträglich sein. Darum habe ich, wie schon einmal am

*) Hiervon spricht der Brief des preußischen Diplomaten Graf Oriola an Bernstorff, Berlin, den 4. November 1850, und der Brief v. Schleinitz' an Bernstorff, Berlin den 10. Januar 1851 (beide in Bernstorffs Nachlaß).

9. November 1848, auch diesmal — am 7. November 1850 — das mir zugedachte Portefeuille ablehnen müssen. Es folgt daraus nicht, daß nicht Umstände eintreten können, wo ich es nicht nur ohne Bedenken, sondern mit Freuden annehmen werde, wenn man es dann noch wünschen sollte. Ich bin kein Freund vom Kriege, am wenigsten vom Bruderkriege. Ich finde es verbrecherisch, ihn herbeizuführen oder nur zu wünschen, und der Fluch Gottes wird diejenigen treffen, die ihn herbeigeführt haben. Wenn wir aber zum Krieg gezwungen werden, so kenne ich nur eine Pflicht, das ist die, mit allen Kräften, die mir noch übrig bleiben, und solange ein Atemzug in mir lebt, unsere Feinde zu bekämpfen und zur energischsten und siegreichen Führung des Krieges beizutragen."

Am 22. November zeigte Manteuffel, der inzwischen das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten übernommen, Bernstorff an, daß Graf Westphalen mit seiner Vertretung betraut sei und die „zerrissenen" Fäden zu Österreich wieder anknüpfen sollte — eine Wendung, in der eine direkte Kränkung für Bernstorff lag. Zugleich fragte Manteuffel bei ihm an, ob für den Fall einer Erledigung des Petersburger Postens ihm diese Stellung genehm sei. Wie es sich mit diesem in Wirklichkeit verhielt, soll später noch erzählt werden.

Vom Krankenlager aus sandte Bernstorff am 15. November einen Bericht an den König, in dem sein gerechter Zorn über die namentlich durch Rußlands Verhalten so traurig gewordene Lage Preußens zutage tritt. Mit prophetischem Geiste wies er darin auf die Gefahren hin, welchen die deutschen Regierungen sich aussetzen müßten, wenn sie, der Initiative des Zaren folgend — dieser hatte gerade damals den Deutschen Bundestag, auch ohne daß der Beitritt Preußens erfolgt war, als oberste deutsche Behörde anerkannt — dem deutschen Volke die alte abgelebte Verfassung wieder aufdrängen würden. Er bat auch, der Überhebung Schwarzenbergs gegenüber, eine feste und würdige Haltung zu zeigen: „Die Zumutung des Fürsten Schwarzenberg", berichtete er, „daß E. K. M. Regierung damit anfange, die Rüstungen einzustellen, ist um so unerhörter, als nur die riesenhaften Rüstungen

Österreichs und seiner Verbündeten Preußen gezwungen haben, sich zu seiner eigenen Verteidigung zu rüsten.

„Die Truppenbewegungen hier dauern trotz der friedlicheren Aussichten und der offiziell friedlicheren Sprache des Fürsten Schwarzenberg mit rastloser Tätigkeit fort, und es werden bedeutende Truppentransporte, angeblich von etwa 8000 Mann täglich, bis zu der Gesamtzahl von 48 000 Mann auf der für allen Warentransport gesperrten Nordbahn befördert, wie es scheint, zum Teil nach Prag, zum Teil nach Mähren und Schlesien.

„Wie ich aus zuversichtlicher Quelle weiß, ist der alte Feldmarschall (Radetzky) so unglücklich über den in Aussicht stehenden Krieg gegen Deutsche und über die Absicht, ihm am Ende seiner Tage den Oberbefehl in diesem, seiner Ansicht nach nicht motivierten brudermörderischen Kriege zu erteilen, daß er in diesen Tagen noch darüber geweint hat."

Unaufhaltsam schienen nun die Ereignisse auf den Krieg hinzudrängen. „Die Sachen stehen so", schrieb die Gräfin Bernstorff an ihre Mutter*), „daß wir täglich unsere Pässe entweder verlangen oder bekommen werden. Leider können wir nicht zu Euch. Sachsen wird aller Wahrscheinlichkeit nach das Schlachtfeld werden. Es ist eine große Verantwortung, die auf denjenigen lastet, die es soweit gebracht haben. Der Krieg zwischen Preußen und Österreich zieht einen europäischen Krieg nach sich. Hier fürchtet man ihn so, daß weder Bankiers noch Geschäftsleute daran glauben wollen. Albrecht hat sein möglichstes getan, um diesen Bruch zu vermeiden, also können wir uns dem lieben Gott mit gutem Gewissen anvertrauen. Wien hat uns kein Glück gebracht; mit Barrikaden hat es uns empfangen, mit Krieg entläßt es uns. Für Wien werde ich keine regrets haben. Schwarzenberg ist wahnsinnig und zieht uns alle ins Verderben. Hier hält man einen Staatsbankerott für unvermeidlich."

Der Zwischenfall von Bronnzell zeigte, wie leicht der Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten ausbrechen konnte.

---

*) Wien, den 31. Oktober 1850.

Dort, in der Nähe von Fulda war es ja infolge des Vorrückens der österreichischen und bayerischen Exekutionstruppen, die als Organe der Bundesregierung die Autorität des Kurfürsten seinen Untertanen gegenüber wiederherstellen sollten, zu einem Zusammenstoß mit den Preußen gekommen. Auf Befehl aus Berlin zogen sich die letzteren zurück und begnügten sich, die Etappenstraßen zu besetzen. Manteuffel war fest entschlossen, einen Kampf zu vermeiden, sei es auch unter der Bedingung, den Zustand vor 1848 in Deutschland einfach wiederherzustellen, denn an einen Ersatz der vom Könige so sehr gewünschten „freien Konferenzen" zur Erledigung der Verfassungsfrage glaubte er im innersten Herzen nicht. Nachdem die äußerste Grenze des Nachgebens für Preußen nahezu erreicht, trotzdem aber die Gefahr eines Krieges nicht beseitigt war, wollte er (Manteuffel) jetzt mit einem Briefe des Königs zu einer Besprechung mit Schwarzenberg nach Wien gehen. Die Vorverhandlungen zur Ausführung dieses Schrittes mögen hier übergangen werden. Am 25. November erhielt Bernstorff aus Berlin eine Depesche mit der Weisung, eine Zusammenkunft mit dem Fürsten zu vermitteln.

Nicht gerade leichten Herzens erwartete Manteuffel weitere Nachricht.*) Endlich erschien eine nach 8 Uhr aufgegebene Depesche Bernstorffs des Inhalts, daß Schwarzenberg nach einer längeren Unterredung die Zusammenkunft schließlich nicht abgelehnt, aber sich vorbehalten habe, die Entscheidung des Kaisers einzuholen. Als weitere Nachricht Bernstorffs nicht gleich eintraf, telegraphierte Manteuffel an Bernstorff, daß er (Manteuffel) in besonderem Auftrage des Königs und mit eigenhändigen Briefen der Majestäten morgen früh zur Zusammenkunft abreise, Olmütz vorschlage und Antwort auf morgen nach Breslau erbitte. Nach einer Stunde kam dann Bernstorffs Telegramm, daß Schwarzenberg auf Befehl des Kaisers am 28. sich nach Olmütz begebe. Noch kurz vorher hatte Schwarzenberg die Zusammenkunft stolz von der Annahme bestimmter, durch Prokesch in Berlin bereits mitgeteilter Bedingungen abhängig gemacht. Er verlange nicht, daß Kassel von den preußischen Truppen geräumt werde, war von Bernstorff am 25. No-

*) v. Sybel a. a. O. II. 55—56.

vember telegraphiert worden, sondern nur, daß sie die Österreicher und Bayern hineinließen.

Am 26. November traf folgende telegraphische Antwort von Manteuffel ein:

„Die Depesche von gestern Abend ist eingegangen. Der Zweck der von mir proponierten Zusammenkunft mit dem Herrn Fürsten Schwarzenberg war der Versuch, eine Verständigung über sämtliche zwischen Österreich und Preußen schwebenden Differenzen, also auch über die hessische Angelegenheit, in welcher neuerdings neue Tatsachen eingetreten sind, wodurch die Aussicht auf eine friedliche Ausgleichung anscheinend näher gerückt wird. Die Antwort auf die von Herrn v. Prokesch gestellten Fragen sollte von dem Resultate dieser Zusammenkunft abhängig gemacht werden. Sie haben dies dem Herrn Fürsten von Schwarzenberg mitzuteilen und seine Erklärung zu erbitten, ob er ohne die gestellte Vorbedingung zu einer Zusammenkunft mit mir in Olmütz bereit sei, wo ich bejahendenfalls zu der von dem Herrn Fürsten zu bestimmenden Zeit eintreffen würde."

Bernstorffs Beredtsamkeit gelang es, Schwarzenberg dahin zu bringen, daß dieser bedingungslos in die Zusammenkunft willigte. Denn wenn der Fürst auch schließlich einem Befehle des Kaisers Folge leistete, also sich angeblich in einer Zwangslage befand, so würde er doch, falls er nicht schon vorher eine innere Umstimmung erfahren, Mittel und Wege gefunden haben, einen solchen Befehl zu hintertreiben. Daß Bernstorff in der Tat zu dieser Umstimmung das meiste beigetragen, darüber belehrt der von ihm am 27. November an Manteuffel gesandte Bericht, in dem er sich über die Sondermission Westphalens nach Olmütz beschwert. Westphalen, der sich nach Bernstorffs Zeugnis ganz auf dem Standpunkt des österreichischen Kabinetts befand, hatte ihm ein Schreiben Manteuffels vom 22. November überbracht, worin sich folgende anzügliche Stelle befand:

„Ich unterlasse nicht, vertraulich darauf aufmerksam zu machen, daß, man mag nun über die Intention des Wiener Kabinetts denken wie man will, also entweder den Krieg als ein Glück und als ratsam und nötig, was ich nicht tue, betrachten, oder dessen

Notwendigkeit und Heilsamkeit bezweifeln, es in diesseitigem Interesse liegt, dessen Ausbruch möglichst und wenigstens noch auf einige Wochen verzögert zu sehen, damit wir in dem jetzt eingeleiteten Mobilmachungsgeschäft nicht gestört werden."*)

Bernstorff antwortete darauf in seinem nächsten Berichte:

Aus dem Bericht Bernstorffs an Manteuffel.

Wien, den 27. November 1850.

„.... Wenn Eure Exzellenz mich darauf gütigst haben aufmerksam machen wollen, daß der Krieg weder ein Glück noch eine Notwendigkeit sei, so beweisen die letzten zwei Jahre meiner amtlichen Wirksamkeit und alle meine in diesem Zeitraum an die Königliche Regierung erstatteten Berichte, in welchem Grade ich von dieser Wahrheit durchdrungen bin, und wie unablässig ich bemüht gewesen bin, das furchtbare Unglück eines Krieges zwischen Preußen und Österreich abzuwenden. In diesen meinen Überzeugungen, wie in meinen Bemühungen, noch jetzt in demselben Sinne zu wirken, hat sich nicht das geringste geändert, und diese Bemühungen haben gestern noch das für die Erhaltung des Friedens so höchst günstige und auch als solches hier allgemein anerkannte Resultat gehabt, daß Fürst Schwarzenberg, ohne die bisher gestellte Vorbedingung, in die Zusammenkunft mit Euer Exzellenz gewilligt hat, was schwerlich ein anderer erreicht hätte. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, daß mein längeres Verbleiben auf meinem hiesigen Posten ein Hindernis des Friedens sei, oder selbst von russisch-österreichischer Seite mit gutem Gewissen als ein solches dargestellt werde, wenn es nach jener Seite hin auch vielleicht mitunter unbequem hat erscheinen können, daß ich die wirklichen Interessen meines Hofes unter keiner Bedingung aufzuopfern bereit bin, und dieselben in letzter Zeit mitunter mit einer Lebhaftigkeit habe verteidigen müssen, welche man für Gereiztheit gegen Österreich ausgibt. Was ich dagegen Eurer Exzellenz mit gutem Ge-

---

*) Siehe darüber Bernstorffs Brief an seinen Schwiegervater vom 29. Dezember 1850 S. 153 f.

wissen versichern zu können glaube, das ist, daß meine Abberufung, wenn sie nur den leisesten Schein der Mißbilligung gegen mich an sich trüge, hier fast in allen Kreisen einen entschieden ungünstigen Eindruck machen würde. Ich meinerseits aber bin entschlossen, so angenehm es mir auch selbst wäre, diesen schwierigen, aufreibenden und dornenvollen Posten gegen einen anderen großen Posten zu vertauschen, ihn im Interesse des Dienstes und der Sache in dem jetzigen Augenblick nicht zu verlassen, solange nicht Seine Majestät der König es mir befehlen und mich abberufen. Daß aber dies geschehen sollte, weil ich mit Treue und Aufopferung meine Instruktionen befolgt habe, die meistenteils gegen meine eigenen Ratschläge lauteten, das halte ich für vollkommen undenkbar."

Bernstorff verletzte es damals tief, daß er zu den Besprechungen in Olmütz keine Einladung erhalten, zu welchen doch Graf Westphalen hinzugezogen worden. Letzterer versicherte ihm freilich in einem Privatschreiben, Manteuffel habe diese Einladung lediglich deshalb unterlassen, weil er seine (Bernstorffs) Gesundheit habe schonen wollen.

Auf die Verhandlungen in Olmütz näher einzugehen, muß hier verzichtet werden. Nicht das soll den damaligen leitenden preußischen Kreisen vorgeworfen werden, daß sie zu guter Letzt den Rückzug aus einer unhaltbar gewordenen Lage antraten, sondern, daß sie aus den langen Verhandlungen der letzten Jahre nichts, auch rein gar nichts heimbrachten, worin das deutsche, und das preußische Volk insbesondere, einen kleinen Ersatz für das Verlorene, einen Trost für alle die so jammervoll zerschellten Hoffnungen hätte erblicken können. Allerdings trifft der Tadel in erster Linie die Vorgänger Manteuffels. Hätte man einst, als es noch Zeit war, auf dem Boden der von Bernstorff abgeschlossenen Konvention weitergebaut, so würde man die Liquidation wenigstens mit einer Machtverstärkung Preußens und einer Zusammenfassung der Kräfte des deutschen Nordens haben abschließen können. So aber trat man schwächer als zuvor, vor dem Ausland gedemütigt und mit der Last der Unpopularität beladen, in den alten Bundestag zurück. Das vernichtende Urteil

über diese Vorgänge von seiten eines echt konservativen, königstreuen Mannes, wie Bernstorff einer war, fällt dabei schwerer in die Wagschale als alle landläufigen Urteile.

Über den Verlauf der Olmützer Besprechung wurde Bernstorff sofort unterrichtet. Unter seinen Papieren befindet sich auch ein Exemplar der Olmützer „Punktation", von der keine Abschrift in den Akten des Königlichen Staatsarchivs vorliegt.

Olmütz, den 29. November 1850.

„Bei dem am heutigen und gestrigen Tage zwischen den Unterzeichneten stattgefundenen vertraulichen Besprechungen haben sich die folgenden Propositionen als Ausgleichungspunkte der vorliegenden Differenzen und Mittel zur Vermeidung von Konflikten herausgestellt und sollen der schließlichen Genehmigung der betreffenden hohen Regierungen schleunigst unterbreitet werden.

§ I.

Die Regierungen von Österreich und Preußen erklären beide, daß sie die Absicht haben, daß die endliche und definitive Regulierung der kurhessischen und der holsteinschen Angelegenheit durch die gemeinsame Entscheidung aller deutschen Regierungen erfolgen soll.

§ II.

Um die Kooperation der in Frankfurt vertretenen Bundesglieder mit den übrigen Regierungen möglich zu machen, sollen in kürzester Frist von seiten der in Frankfurt vertretenen Regierungen sowie von seiten Preußens und seiner Verbündeten je ein Kommissar ernannt werden, welche über die gemeinschaftlich zu treffenden Maßregeln ins Einvernehmen zu treten haben.

§ III.

Da es aber im allgemeinen Interesse liegt, daß sowohl in Kurhessen wie in Holstein ein gesetzmäßiger den Grundgesetzen des Bundes entsprechender und die Erfüllung der Bundespflichten möglich machender Zustand hergestellt werde; da ferner Österreich in seinem und im Namen der ihm verbündeten Staaten die zur Sicherung der Interessen Preußens von letzterem geforderten Garantien über die Okkupation des Kurstaates in vollem Maße

gegeben hat, so kommen die beiden Regierungen von Österreich und Preußen für die nächste Behandlung der Fragen und ohne Präjudiz für die künftige Entscheidung über folgendes überein:

a) in Kurhessen wird Preußen der Aktion der von dem Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hindernis entgegenstellen und zu dem Ende die nötigen Befehle an die dort kommandierenden Generale erlassen, um den Durchgang durch die von Preußen besetzten Etappenstraßen zu gestatten. Die beiden Regierungen von Österreich und Preußen werden im Einverständnis mit ihren Verbündeten Seine Königliche Hoheit den Kurfürsten auffordern, seine Zustimmung dazu zu geben, daß ein Bataillon der von der kurfürstlichen Regierung requierierten Truppenmacht (Österreicher) und ein königlich preußisches Bataillon in Kassel verbleiben, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten;

b) nach Holstein werden Österreich und Preußen gemeinsam und zwar so schleunig als möglich Kommissare schicken, welche im Namen des Bundes von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, die Zurückziehung der Truppen hinter die Eider und die Reduktion der Armee auf ein Drittel der jetzt bestehenden Truppenstärke verlangen, unter Androhung gemeinschaftlicher Exekution im Weigerungsfalle. Dagegen werden beide Regierungen auf das königlich dänische Gouvernement dahin einwirken, daß dasselbe im Herzogtum Schleswig nicht mehr Truppen aufstelle, als zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung erforderlich sind.

§ IV.

Die Ministerial-Konferenzen werden unverzüglich in Dresden zusammentreten. Die Einladung dazu wird von Österreich und Preußen gemeinschaftlich ausgehen, und zwar so erfolgen, daß die Konferenzen um die Mitte Dezember eröffnet werden können."

Schwarzenberg. Manteuffel.

Während der Dresdener Konferenzen suchte Bernstorff in seinen Berichten die Anschauungen der Berliner leitenden Kreise im Sinne eines kräftigen Auftretens gegenüber Österreich zu beeinflussen. Er wünschte, daß man in den dort stattfindenden Beratungen über die Gestaltung der deutschen Verfassung preußischer-

seits sich resolut auf den Boden des Dualismus stelle und so nachträglich einholen sollte, was man, wie er schrieb, bei „der seinerzeit von mir als ein großes Resultat betrachteten, aber leider von uns selbst systematisch paralysierten Konvention vom 30. September" versäumt.*) Seine Ansichten über die Ziele, die Preußen in Dresden verfolgen müsse, faßte er am Schlusse eines Promemoria**) also zusammen: „Die Teilung der Gewalt zwischen den beiden wirklich mächtigen Bundesmitgliedern ist für den Augenblick den dringendsten Bedürfnissen des Ganzen zu genügen imstande, indem sie einerseits die Unabhängigkeit Deutschlands gegen das Ausland, anderseits den Frieden und die Prosperität im Innern sichert!"

Wie man sieht, ist hier eine feste und klare Grundlage für die Verhandlungen gegeben. Das Spiel Schwarzenbergs, der Preußen auf der Konferenz majorisieren wollte, war durchschaut, und man begreift deshalb leicht, daß der Fürst darauf eifrig hinarbeitete, den Diplomaten, der ihm so genau in die Karten gesehen, von dem Posten in Wien wegzudrängen. Bereits bei seinem Besuche in Berlin zu Ende Dezember ersuchte Schwarzenberg um die Abberufung Bernstorffs und erhielt eine Zusage Manteuffels darüber, wenn auch die Ausführung des Beschlusses sich noch eine Zeitlang hinzog.***) Auch von den Gegnern Bernstorffs in Berlin, die diesen nach wie vor als „Ausländer" hinstellten, wurde keine Intrige unterlassen, die das von Schwarzenberg gewünschte Ziel beschleunigen konnte. Man suchte ihn als „Radowitzianer" und „Revolutionär", darzustellen, weil er ein warmes Empfinden für Deutschlands Macht, Ehre und Größe im Herzen trug. In einem Briefe an seinen Schwiegervater verteidigte er sich damals gegen alle diese Vorwürfe:

Wien, 29. Dezember 1850.

„. . . Wäre unter Radowitz nicht das Heer unter die Waffen gerufen, so würde man auch die Bedingungen von

*) Bernstorff an Manteuffel. Depesche. Wien. 20. Dezember 1850.

**) v. Sybel a. a. O. II. 74.

***) Promemoria: Beilage zu dem Immediatbericht. Wien im Dezember 1850.

Olmütz nicht einmal erlangt haben. Bei anderen Gelegenheiten aber hat Radowitz freilich grobe Fehler begangen. . . .

„So sehr ich daher die Radowitzsche Politik meiner eignen Regierung und ihm persönlich gegenüber bekämpft habe, so schließt das übrigens natürlich nicht im geringsten aus, daß ich die ebenso schlechte und falsche Schwarzenbergsche Politik energisch bekämpfte, und namentlich seit dem letzten Sommer, wo diese Politik durch die versuchte einseitige Wiederherstellung des Bundestages im höchsten Grade aggressiv feindlich gegen uns wurde, noch mehr aber gegen Ende September, wo Österreich die kolossalsten Rüstungen gegen uns machte und die feindlichsten Absichten gegen uns im Schilde führte. Ich habe in dieser Zeit alles aufgeboten, um unsere Stellung in Deutschland und Europa zu sichern und mein Land vor dem schwersten Unglück zu retten. . . .

„Daß übrigens Schwarzenberg mich weder für einen »Radowitzianer« noch für einen »Revolutionär« hält, davon kannst Du überzeugt sein, und daß er mir bis kurz vor der großen Katastrophe ein ganz besonderes Vertrauen schenkte, davon habe ich die unzweideutigsten Beweise von seiner eigenen Hand. Übrigens habe ich noch in letzter und allerletzter Zeit sehr vertraulich mit ihm verhandelt, und ich allein habe die Olmützer Konferenz zustande gebracht, die er anfangs beharrlich verweigerte, wenn nicht vorher eine Bedingung erfüllt würde, die wir nicht erfüllen wollten. Ich habe ihm so eindringlich und so lange ins Gewissen geredet, bis er nicht länger widerstehen konnte und mir am Ende, weil er sich nicht entschließen konnte, selbst nachzugeben, sagte, er würde den Kaiser fragen, welcher ihm aber sofort befahl die Konferenz anzunehmen. Ich habe hiernach das bestimmte Bewußtsein, das Wesentlichste für die Erhaltung des Friedens beigetragen zu haben, sowohl in letzter Zeit als seit ein paar Jahren. Dies weiß man bei uns sowohl als hier bei Hofe und im Publikum. Selbst die Mehrzahl meiner Kollegen erkennen dies an, und sogar alle hiesigen Zeitungen, sogar die ministeriellsten, sprechen immer nur in diesem Sinne und mit der größten Anerkennung von mir. Ich glaube, daß sich durch diese unleugbaren Tatsachen am besten Behauptungen, wie diejenigen meiner dortigen Landsleute, widerlegen, denen zufolge ich wohl nicht recht gewußt

hätte, die Österreicher zu nehmen, und daß dadurch eine Verständigung schwieriger geworden wäre. Es ist hier notorisch, daß niemand so gut wie ich mit Schwarzenberg verhandeln kann, und andere Leute gibt es hier nicht, mit denen man ernstlich zu verhandeln vermöchte, da er allein regiert; und bei uns weiß man ebenso gut, daß ich meiner Regierung vielleicht mehr als ein halbes dutzend mal in den letzten zwei Jahren die schönste Gelegenheit zur Verständigung nachgewiesen und vorbereitet habe, daß Radowitz sie aber immer von der Hand gewiesen hat, bis zu dem allerletzten Male, wo meine Regierung sie auf meine dringende Befürwortung angenommen, Schwarzenberg aber dann sein Wort zurückgenommen und das Zugesagte nicht gehalten hat! . . . ."

Am 3. Februar wurde Bernstorff seine Abberufung von Manteuffel angezeigt und ihm zugleich mitgeteilt, daß Graf Arnim sein Nachfolger sein werde.*) Von dem Posten, auf dem er Preußens Interesse so lange und mit Zähigkeit verteidigt, gerade unter den damaligen Umständen beseitigt zu werden, bedeutete für Bernstorff einen schweren Schlag, wenn er auch das Unvermeidliche mit männlicher Fassung trug. Fest entschlossen aber blieb er, sich vor dem Könige selbst zu rechtfertigen. Noch vor Ankunft der Nachricht seiner Abberufung richtete er an den Monarchen einen Immediatbericht, in welchem er noch einmal über seine Wiener Tätigkeit Rechenschaft ablegte und darum bat, wenigstens durch einen Diplomaten ersetzt zu werden, der auf dem Boden derselben Grundsätze wie er selbst stehe.

„Jedenfalls" schrieb er, „halte ich es für meine unabweisliche Pflicht zu E. K. Majestät Allerhöchst Ihrer Kenntnis zu bringen, daß es für alle Widersacher Preußens, welche auch die meinigen sind, der höchste Triumph sein, zugleich aber in allen hiesigen Kreisen einen

*) Der Bezeichnete ist Graf v. Arnim-Heinrichsdorff. Vgl. S. 98. In demselben Schreiben wurde Bernstorff mitgeteilt, daß der Petersburger Posten, der jetzt frei werde, ihm als Ersatz zugedacht sei. Rochow, der bisher Preußen an der Newa vertreten, hatte sich bereit erklärt, nach Wien zu gehen. Er zog jedoch plötzlich sein Anerbieten wieder zurück. (Generalleutnant v. Rochow an Bernstorff. Berlin. 16. Februar 1851; Privatschreiben).

ungemein ungünstigen Eindruck machen würde, wenn ich auf eine Weise von hier abberufen werden sollte, welche mit dem jüngsten Systemwechsel in irgend eine Beziehung gebracht werden könnte und den leisesten Schein der Mißbilligung auf meine bisherige Tätigkeit zu werfen vermöchte!*)

„Es würde dies um so mehr als Triumph meiner Gegner erscheinen, als man hier durchblickt, daß Fürst Schwarzenberg den Wunsch meiner Abberufung ausgesprochen hat, und daß die russischen Vertreter hier und in Berlin ihn unterstützen. Ich kann mich hierüber durchaus nicht wundern, da es ihnen natürlich bequemer sein würde, einen gefügigeren und weniger eifrigen Gesandten Preußens hier zu haben."

Zugleich wiederholte Bernstorff noch einmal die Vorgänge der letzten Monate, um zu beweisen, daß er seine Pflicht getan und keine Gelegenheit versäumt habe, für Preußens Vorteil zu wirken. Mit Stolz gedachte er dabei der Konvention vom 30. September.

In ähnlichem Sinne schrieb Bernstorff an Manteuffel am selben Tage, indem er darlegte, wie bei seiner Abberufung doch nur zwei Gesichtspunkte möglich seien, entweder, daß man in ihm (Bernstorff) den Vertreter eines von seiner Regierung nicht gebilligten Systems erblicke, oder es ihm zum Vorwurf mache, Preußen nicht kräftig und entschieden genug vertreten zu haben. „Ich bin bereit," schloß er, „den unwiderlegbaren Beweis zu führen, daß ich die Königliche Regierung nicht nur nicht getäuscht, sondern ihr seit mehr als anderthalb Jahren die von allen Seiten, insbesondere aber von hier und von Rußland aus drohenden Gefahren in den stärksten Farben und immer wieder aufs neue geschildert habe, daß ich ihr zu oft wiederholten Malen die Mittel angegeben habe, den eingeschlagenen Weg auf eine für Preußen ehrenvolle und nützliche Weise zu verlassen, und dabei für dasselbe eine viel bessere Stellung zu erlangen, als es sie jetzt jemals erlangen wird und kann, daß ich aber, wenn sie gegen meinen Rat dennoch auf dem eingeschlagenen Wege bis zum äußersten beharren wollte, stets und bis zum letzten Augenblick — und zwar zu rechter Zeit und früh genug — auf die vollständige Rüstung unserseits gedrungen

*) Immediatbericht Bernstorffs an den König. Wien, 4. Februar 1851.

habe. Es sind aber leider alle meine Vorhersagungen nur zu vollständig eingetroffen, und die Politik, die ich in Berlin fortwährend mit der größten Offenheit und Freimütigkeit, wie es Eurer Exzellenz persönlich bekannt ist, bekämpft habe, die ich aber hier vertreten mußte, weil es der Wille der königlichen Regierung war, hat die traurigste Niederlage erlitten! . . . ."

Als Bernstorff die endgültige Nachricht von seiner Abberufung in Händen hatte — richtete er sofort ein Telegramm an den König, in welchem er aus dringenden Gründen um einen kurzen Aufschub bat. War ihm doch mitgeteilt worden, sein Nachfolger, Graf Arnim werde sofort in Wien eintreffen. Gleich darauf setzte er diese Gründe in einer weiteren Immediat-Eingabe*) auseinander: Er beklagte sich zunächst, daß ihm der vom 3. Februar datierte Erlaß, durch welchen er seine Abberufung erfahren, erst am 10. d. M. zugegangen und daß derselbe, welcher den Poststempel vom 7. Februar trage, weder auf seine Immediateingabe noch auf seinen Bericht an Manteuffel vom 4. Februar Rücksicht nehme, der doch am 7. Februar morgens in Berlin gewesen sein müsse. Dann suchte Bernstorff noch einmal dem Monarchen darzulegen, warum ihn diese plötzliche Abberufung ohne Angabe von Gründen, ohne gleichzeitige Ernennung zu einem anderen Posten — der Petersburger sei übrigens noch gar nicht erledigt — habe bitter kränken müssen.

„Wenn ich," schrieb er, „dem Manne zu Gefallen, welcher Preußen so unerhört geschädigt hat, von hier entfernt werden sollte, so erforderte meiner Überzeugung nach die Ehre Eurer Königlichen Majestät Krone:

1. daß gleichzeitig auf der Abberufung des bisherigen österreichischen Gesandten in Berlin bestanden worden wäre,

2. daß ich jenem Manne nicht ohne mein Verschulden geopfert würde, daß ich daher auf das vollständigste für den Verlust meines hiesigen Postens durch die sofortige Ernennung zu einem anderen meinen Wünschen entsprechenden Posten entschädigt worden wäre.

3. daß ich nicht mitten im Winter auf eine so plötzliche Weise abberufen worden wäre, welche es in den Augen des

*) Immediatgesuch Bernstorffs an den König. Wien, 10. Februar 1851.

Publikums so erscheinen läßt, als hätte ich ein großes Vergehen begangen, infolgedessen ich keinen Augenblick mehr meine Allerhöchste Regierung hier vertreten könnte. . . . ."

Freimütiger und stolzer ist in der Tat vor einem Königsthron selten gesprochen worden. Bald darauf traf die Antwort an Bernstorff in Gestalt eines Ministerialerlasses Manteuffels ein.*) Auf die Bernstorffschen Beschwerden wurde darin so gut wie gar nicht eingegangen. „Zu allen Zeiten," hieß es darin, „und in allen Staaten haben Revirements in dem diplomatischen Korps stattgefunden, die, wenn sie auch nicht den Wünschen der davon Betroffenen entsprechen, von diesen doch nicht als Mangel der Zufriedenheit ihres Gouvernements mit ihren bisherigen Dienstleistungen betrachtet werden konnten, die sich vielmehr als eine natürliche Folge ihres amtlichen Verhältnisses darstellten." Zugleich schrieb Manteuffel, daß ihm (Bernstorff) seitens des Königs der Stern zum Roten Adlerorden zweiter Klasse verliehen und — was die Abreise von Wien anlange — ein Aufschub von mehreren Monaten bewilligt sei.

Selbstverständlich verwahrte sich Bernstorff gegen die in dem Erlaß enthaltene „Belehrung." In einem weiteren Schreiben an Manteuffel erklärte er jenem nochmals mit flammenden Worten: nicht die Abberufung selbst, sondern „die verletzende, Preußens Würde nicht entsprechende Form der Abberufung" habe ihm Grund zur Beschwerde gegeben.**)

Es soll hier nicht die Auseinandersetzung zwischen Bernstorff und Manteuffel in allen ihren Einzelheiten wiedergegeben werden, weil in dem hier bereits Mitgeteilten die Gegensätze schon klar zu Tage liegen. Jedenfalls aber — das steht über allem Zweifel fest — ist Manteuffel hier nicht als Sieger hervorgegangen. Zum Schlusse konnte Bernstorff, wie er schon dem König geschrieben, Manteuffel noch mit Recht vorwerfen, daß dieser nicht einmal auf der gleichzeitigen Abberufung Prokesch-Ostens bestanden, also nicht einmal in rein formaler Hinsicht eine Genugtuung für Preußen verlangt habe.

*) Erlaß Manteuffels an Bernstorff. Berlin, 26. Februar 1851.
**) Bernstorff an Manteuffel. Wien, 8. März 1851.

Bernstorff hatte erwartet, daß man ihm — um die ihm zugefügte Kränkung wieder gut zu machen — die Stellung eines preußischen Gesandten in Frankfurt am Main übertragen würde. Wäre doch dadurch, wie er an Manteuffel am 1. April schrieb, außer Zweifel gestellt worden, daß „nicht Mangel an Vertrauen, sondern andere nicht verschuldete Gründe" das preußische Kabinett bestimmt hätten, ihn von dem Wiener Posten abzuberufen. Seine in diesem Sinne an den König gerichtete Bitte wurde jedoch trotz der Befürwortung des Prinzen von Preußen in einem Handbillett an Manteuffel vom 20. April 1851 abschlägig beschieden, und zwar mit der von Manteuffel hinzugefügten Begründung, man fürchte, daß Bernstorff die Grundsätze, die er in Wien verfochten, mit demselben Nachdruck in Frankfurt vertreten könne.

Noch ehe Bernstorff Wien den Rücken kehrte, sollte er die Freude erleben, Preußen auf der Dresdener Konferenz wieder eine festere Haltung und zwar Schwarzenbergs Bundesreformplänen gegenüber einnehmen zu sehen. Forderte doch das Schreiben Manteuffels an Schwarzenberg vom 27. Februar innerhalb des Deutschen Bundes die volle Parität Preußens mit Österreich als Äquivalent für die Zulassung des Eintritts Gesamtösterreichs in den Deutschen Gemeinverband. Zugleich verwarf Manteuffel den Vorschlag des „Elferdirektoriums", auf das Schwarzenberg so große Hoffnungen gesetzt. Die Wut des Fürsten über die neue „Steifnackigkeit" Preußens spiegelt sich in den letzten Berichten Bernstorffs deutlich wieder. Die äußerste Grenze der preußischen Nachgiebigkeit war erreicht und Schwarzenberg sollte von der Dresdener Konferenz nicht den kleinsten Gewinn heimbringen.

Welchen Groll der Fürst gegen den Mann in sich trug, der seine Pläne so klar durchschaute, geht aus einer Stelle seines Briefes an Manteuffel aus jenen Tagen hervor, in welchem der Fürst dem preußischen Staatsmann halb offiziell seinen lebhaften Dank für den Vorschlag einer Allianz Preußens und Österreichs spendet.*) Bekanntlich einigten sich beide Mächte noch während der Dresdener Konferenzen über einen Defensivbund mit der Garantie

*) Schwarzenberg an Manteuffel. Wien, 17. März 1851 (Handschreiben) (Poschinger, Preußens auswärtige Politik, I S. 131).

des gegenseitigen Besitzstandes während der nächsten drei Jahre. „Mit Graf Bernstorff", bemerkte Schwarzenberg in diesem Briefe, „habe ich über Ew. Exzellenz Mitteilungen nicht gesprochen, weil ich überzeugt bin, daß dadurch nichts erreicht und leicht manches verdorben würde!"

Was Bernstorff bei der ganzen Angelegenheit einen wirklichen Trost gewährte, war das Bewußtsein, das Vertrauen seines Königs in keiner Weise verloren zu haben. Schon das Abberufungsschreiben vom 13. April war in sehr huldvoller Weise abgefaßt gewesen und ein wenige Tage darauf eintreffendes Schreiben des Generals Leopold v. Gerlach bestätigte ausdrücklich die unverändert freundliche Gesinnung des Monarchen für Bernstorff.*) In dieser Hinsicht also hatten ihm seine Feinde trotz aller Bemühungen doch nicht schaden können.

Als Bernstorff, dessen Scheiden von Wien von den politisch einsichtigen Elementen der österreichischen Hauptstadt aufrichtig bedauert wurde, nach seiner Abberufung nach Berlin zurückkehrte, empfing ihn der Monarch auf das huldvollste.

Das diplomatische Duell zwischen Schwarzenberg und Bernstorff war beendet. Der Fürst war als Sieger aus demselben hervorgegangen, aber nicht weil seine Natur und seine Fähigkeiten jenen des Gegners überlegen gewesen wären, sondern weil er, wie bereits erwähnt, mit allen Mitteln in diesem diplomatischen Kriege gekämpft hatte. Man wird gewiß Schwarzenberg die eiserne Willenskraft, die zum Ziele über alle Hindernisse hinwegschreitet, nicht absprechen können; sie war aber mit Starrsinn und kurzsichtigem Eigenwillen gepaart — Eigenschaften, die schließlich Österreich wieder um alle Vorteile der diplomatischen Lage brachten.

---

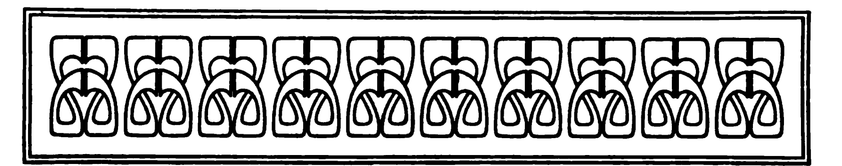
*) General Leopold von Gerlach an Bernstorff, Berlin, 7. April 1851: „Er könne," schreibt Gerlach, „nur versichern daß Seine Majestät der König — — — desungeachtet Ew. Hochgeboren liebt und schätzt und Ihr bisheriges Benehmen in Wien vollständig billigt und wird dies auch seine Majestät Euer Hochgeboren persönlich wiederholen!" (Nachlaß Bernstorffs.)

Die freundliche Gesinnung, die Gerlach selbst, dieser bekannte Ratgeber des Königs, Bernstorff während der ganzen Krisis bewahrte, ist um so bezeichnender, als Gerlach Bernstorffs politischen Standpunkt gegenüber Österreich im wesentlichen nicht billigte.

Das erkannten in Wiener angesehenen Kreisen namentlich die hohen Militärpersonen, wie zum Beispiel Radetzky, die in einem Bruch Österreichs mit Preußen ein schweres Unglück für den alten Kaiserstaat und für Deutschland sahen, ganz offen an.

Zum Heile Preußens und des deutschen Volkes war von Bernstorff den Plänen des Fürsten solange als möglich der zäheste Widerstand entgegengesetzt worden. Hatte er doch erkannt, wie die Bestrebungen Schwarzenbergs darauf hinausliefen, eine Art von österreichischer Diktatur in Deutschland zu errichten und den preußischen Staat, an den sich die letzten Hoffnungen aller Patrioten klammerten, erst zu demütigen und dann zu vernichten. Weil Bernstorff sich darüber klar geworden, daß die Umstände, unter welchen Preußen zu jener Zeit den Kampf hätte aufnehmen müssen, die denkbar ungünstigsten waren, empfahl er damals den Dualismus in Deutschland als einen Notbehelf. Er wollte vorläufig den deutschen Süden Österreich preisgeben, aber nur um Preußens Stellung im Norden mit um so stärkeren Schutzwehren zu umgeben, hinter welchen es sich zum Entscheidungskampfe in Ruhe wappnen und rüsten konnte. Dazu kam für ihn noch ein anderer Punkt. Preußens Sache war zugleich die des Protestantismus — und mit dem Falle der Monarchie Friedrichs des Großen wäre auch der letzte Hort der evangelischen Sache dahingesunken. Deshalb setzte Bernstorff seine ganze Kraft ein, um die Verwirklichung des Schwarzenbergschen Planes zu vereiteln, und wenn er auch selbst in diesem Streite als Opfer fiel, so erreichte er doch, daß der österreichische Staatsmann einen guten Teil seiner Kraft bei dem Angriff auf den tapferen Verteidiger der Stellung Preußens verbrauchen mußte. Spätere Tage erst sollten Zeugnis dafür ablegen, daß Bernstorffs heldenmütiges Ringen nicht vergeblich gewesen.





VI. Kapitel.

Neapel. 1851—1853.

Ruhetage. — Graf Pourtalès. — Die Männer des „Preußischen Wochenblattes" und Bernstorff. — Die Landtagswahl in Konitz. — Bernstorff Vertreter Berlins in der ersten Kammer; die „Fraktion Alvensleben". — Bernstorff Wirklicher Geheimer Rat; preußischer Gesandter in Neapel. — Das gräfliche Ehepaar in Paris; französisches Hofleben; Napoleon, die Gräfin Montijo. — Der Hof von Neapel; die königliche Familie. — Neapolitanische Zustände; politische Verbrecher. — Österreich und die Stimmung der Italiener; Sardinien. — Bernstorff und die deutsche Gemeinde zu Neapel. — Tod von Bernstorffs Mutter. — Innere preußische Politik; Verbesserung der Position der Wochenblattspartei. — Österreich und die Zollvereinspolitik. — Prinz Friedrich Wilhelm in Neapel; sein Gefolge. — Der Prinz als Taufpate. — Die Fahrt nach Sizilien; Rückkehr nach Neapel; Pompeji, Pästum. — Alvenslebens „Prophezeiung"; Bernstorffs Berufung nach London. — Abschied von Neapel.

Zuweilen ereignet es sich im Leben des rastlos strebenden hoch veranlagten Menschen, daß auf Tage großer, in nervöser Erregung vollbrachter Arbeit eine kurze Zeit der Tatenarmut folgt. In den meisten Fällen aber handelt es sich dann nicht um eine Phase geistiger Unfruchtbarkeit, sondern um eine Zeit notwendiger Sammlung, in der die inneren Kräfte gestärkt werden. So bedeutete auch die nach den Anstrengungen der Kämpfe mit Schwarzenberg in Bernstorffs Leben eingetretene Stille eine große Wohltat für den durch politische Aufregungen schwerster Art geistig und physisch niedergebeugten Mann.

An dieser Stelle ist es Zeit, des bereits mehrfach erwähnten treuen Freundes Bernstorffs, des Grafen Albert v. Pourtalès, zu gedenken, der gerade damals mannigfachen Einfluß, sowohl mündlich als schriftlich, auf ihn ausgeübt.*) Hatte doch er wie Bern-

*) „Graf Albert Pourtalès (s. Anmerkung S. 128) hatte sich die für die diplomatische Laufbahn erforderliche wissenschaftliche Bildung erworben und sich

storff in politischer Hinsicht so ziemlich denselben Entwicklungsgang durchgemacht. Beide lebten der festen Überzeugung, daß die Herrschaft in dem eigentlichen Deutschland Preußen gebühre, beide waren einig in der Zurückweisung der Übergriffe der Schwarzenbergschen Politik —, so große Hoffnungen sie auch anfangs auf ein Zusammenarbeiten Preußens und Österreichs gesetzt hatten — und beide erwarteten mit Zuversicht, es werde der deutsche Einheitsgedanke trotz aller Irrungen und Wirrungen der Zeit schließlich doch noch zum Siege gelangen.

Schon am 21. März 1849 gesteht Pourtalès dem Freunde in einem Schreiben aus Pera: „Ungeachtet meiner geringen Sympathien für die sogenannte »Zentralgewalt« kann ich mir doch nicht verhehlen, daß ein Bedürfnis nach einer fester geschlossenen staatlichen Einheit Deutschlands auch außerhalb der Reihen der Revolutionäre in unserem Volke besteht.“ Es müsse deshalb, meint er in einem einige Monate später geschriebenen Briefe, seitens Preußens schon aus Selbsterhaltungstrieb auf diese Bestrebungen in Zukunft Rücksicht genommen werden, wenn jener Staat nicht einst der Revolution anheimfallen solle. Daher gelte es jetzt, wenigstens teilweise die Programme von Frankfurt und Gotha erfüllen zu helfen. Die preußische Politik solle von nun an die Durchführung aller in Deutschland vorhandenen lebensfähigen Reformgedanken in die Hand nehmen. Preußen allein könne noch alles retten.

Die Erfahrungen von Olmütz hatten dann den Grafen

---

darin durch den Umstand außerordentlich gefördert, daß er das Französische als seine Muttersprache sprach und schrieb, während er auch des Deutschen vollkommen mächtig war. Geistvoll und reich an Gedanken, wurde es ihm schwer, sich in den einmal vorgeschriebenen Bahnen mit Ruhe zu bewegen. Seine Jugend war eine stürmische gewesen. Endlich hatte er sich, beeinflußt durch die erste Gattin des Grafen Egloffstein, ich glaube eine geborene Demidoff, den kirchlichen Kreisen genähert, war auf diese Weise mit der Familie Bethmann-Hollweg bekannt geworden und hatte sich schließlich mit der ältesten Tochter derselben verheiratet. Während der Jahre 1848 bis 1849 war er wiederholt zu Spezialkommissionen gebraucht worden und ging endlich als Gesandter nach Konstantinopel, was seinen Wünschen umsomehr entsprach, als er den Orient kannte und liebte.“ (v. Gruner: Rückblick auf mein Leben. „Deutsche Revue“. Mai 1901. [Wirkl. Geheimrat und Unterstaatssekretär, über ihn siehe Anmerkung S. 164.])

Pourtalès auf das tiefste verstimmt und zum Gegner der Manteuffelschen Politik gemacht. Er trat deshalb dem Kreise jener Männer bei, die sich zur Vertretung ihrer politischen Anschauungen als Organ das „Preußische Wochenblatt" geschaffen hatten und gegen das herrschende Regiment als dynastische Opposition Front machen wollten. Außer Pourtalès gehörten zu dieser „Fronde" bekanntlich Bethmann-Hollweg, der Führer der kleinen liberal-konservativen Partei, welcher lange Professor der Rechtswissenschaft gewesen, der Geheimrat Matthies, Professor Klemens Perthes, welcher während der Studienzeit des Prinzen Friedrich Wilhelm in Bonn sich des vollen Vertrauens des Prinzen von Preußen und dessen hoher Gemahlin erfreut hatte, und Graf Robert v. der Goltz, ein hochbegabter, leider nur zu sehr unter persönlichen Eindrücken stehender Politiker, der sich mit Bismarck zusammen damals große Verdienste um die Organisation der Konservativen erwarb. Goltz sollte später noch in vielfache Berührung mit Bernstorff gelangen. Er hatte sich — ebenfalls aus Gründen, die mit der Olmützer Konvention zusammenhingen — mit Manteuffel überworfen und den Staatsdienst verlassen, was ihm, der im Jahre 1848 sein Vermögen verloren, große persönliche Opfer auferlegte. Jetzt trat er als politischer Schriftsteller wieder in das öffentliche Leben ein. Jeden Montag versammelte man sich in der Wohnung des Grafen Pourtalès am Leipzigerplatz, um die nächsten Aufsätze für das „Preußische Wochenblatt" zu besprechen, das am 1. Januar 1852 gegründet worden.*)

„Diese Vereinigungen," schreibt Gruner in seinen Denkwürdigkeiten, „waren von hohem Interesse. Ein besonders belebendes Element war Graf Albert Pourtalès, welcher selten oder nie

*) v. Gruner, „Rückblick auf mein Leben" in der „Deutschen Revue", Mai 1901. S. 187. Gruner hatte sich ebenfalls mit Manteuffel überworfen und nach Olmütz den Staatsdienst verlassen. Er trat dem Kreise der Männer des „Preußischen Wochenblattes" bei. Bethmann-Hollweg übertrug ihm später auch formell das Eigentum des Blattes. Während des Krieges wirkte Gruner in demselben in antirussischer Richtung, im Sinne eines ferneren Verbleibens Preußens im europäischen Konzerte. Er war auch Mitglied der zweiten Kammer. In den Dienst (Ministerium des Auswärtigen) trat er erst wieder unter der „neuen Ära".

Artikel schrieb, aber mit geistvoller Lebendigkeit sich an der Abfassung oder Verbesserung solcher von anderen entworfener Artikel beteiligte, welche sich entweder mit Fragen der allgemeinen Politik oder mit Polemik gegen die »Kreuzzeitung« befaßten, und denen er nicht selten durch seinen oft wahrhaft genialen Humor einen besonderen Reiz verlieh. Namentlich erinnere ich mich einiger Artikel, die vom Grafen Goltz entworfen und von Goltz und Pourtalès gemeinsam nochmals durchgearbeitet waren; ich erinnere mich, sage ich, noch sehr lebhaft, welche außerordentliche Sensation und welch ungewöhnliches Aufsehen jene Aufsätze auch in konservativen Kreisen machten." Mit den Männern dieser „Fronde" stand Graf Bernstorff damals in persönlichem Verkehr, obwohl niemand behaupten kann, daß er ganz und gar zu ihnen gehörte. „Da man wußte", schreibt die Gräfin Anna v. Bernstorff*), „daß mein Mann allen Grund zur Unzufriedenheit hatte, vermutete man, daß er dem »Preußischen Wochenblatt« beitreten würde. Mein Mann lehnte das aber gleich ab, als die Herren nach Brügge kamen, um sich mit ihm, der damals in Blankenberghe war, zu besprechen. Der Minister Rochow hatte, als man ihm auch meines Mannes Namen genannt, gleich gesagt: »Bernstorff nimmt gewiß nicht Teil daran, der ist viel zu loyal, um dem Ministerium des Königs Opposition zu machen!«"

Bernstorff hat diesem Zeugnis zufolge die Herren empfangen, ist aber dem Kreise des „Preußischen Wochenblattes" nicht beigetreten. Artikel für das letztere dürfte er wohl überhaupt nicht geschrieben haben. Legt doch die Gräfin Anna v. Bernstorff in den soeben erwähnten Aufzeichnungen den größten Wert darauf, zu betonen, daß ihr Mann es verschmäht habe, Opposition in Blättern zu machen. Sie ist deshalb sehr erzürnt darüber, konstatieren zu müssen, daß Bernstorff von seiner alten Gegnerin, der „Kreuzzeitung", stets mit den Oppositionellen in einem Atem genannt wurde. „Es war von jeher die unglückliche falsche Tendenz der »Kreuzzeitung«," erzählt sie, „sich meinem Manne feindlich zu zeigen. Wenn sie nichts anderes gegen ihn vorzubringen wußte, so nannte sie ihn den »Schleswig-Holsteiner«. So erklärte dies

*) Aufzeichnungen der Gräfin Anna v. Bernstorff.

Blatt beispielsweise im November 1852, das beste Mittel, um den Kreis der Männer des »Preußischen Wochenblattes« zu sprengen, bestände darin, Bismarck, »dessen Preußentum längst verdächtig sei«, von Frankfurt abzuberufen, dann werde der Streit zwischen »zwei edlen Seelen« im Schoße der Partei sofort beginnen. »Der eine dieser Prätendenten«, heißt es dann, »ist Schleswig-Holstein meerumschlungen, der andere ist am Wagenschlag Jerôme Napoleons geboren, beide aber gehören der neuen ‚altpreußischen' Partei an!«".

Pourtalès sowohl wie Goltz wünschten, Bernstorff zum Abgeordneten zu machen. Letzterer wurde denn auch auf ihr Betreiben in Konitz als Landtagskandidat aufgestellt. Die Wahl scheiterte jedoch infolge eines Zusammentreffens aller nur erdenklichen Umstände. „Die Briefe" (an die ausschlaggebenden Wähler), meldet Goltz am 7. Dezember 1851 an Bernstorff, „langten erst unmittelbar vor dem Wahltermine an; der Hauptagent war nicht selbst Wahlmann — das schlechte Wetter, der Schnee, der Zustand der Straßen hielten bei den weiten Entfernungen eine große Anzahl von Wählern vom Erscheinen ab, und nur die wenigen Ministeriellen fanden sich vollzählig ein. Infolgedessen standen die Stimmen sechs gegen sechs, und der Vorsitzende gab den Ausschlag zu Ihrem und unserem Nachteil." Goltz selbst scheiterte ebenfalls mit seiner Kandidatur in Teltow.

Im Winter 1851 bis 1852 vertrat Bernstorff jedoch die Stadt Berlin in der Ersten Kammer der Ständeversammlung, und zwar hatten die Wahlmänner mit Rücksicht auf seine verdienstvolle Verteidigung der Stellung Preußens in Wien ihre Stimmen einmütig für ihn abgegeben. Er schloß sich innerhalb der Kammer der Fraktion des verstorbenen Staatsministers Alvensleben an und stimmte bei der vielleicht wichtigsten Angelegenheit der ganzen Session, bei der Frage nämlich der künftigen Zusammensetzung der ersten Kammer, mit einem großen Teile der Rechten gegen die Regierungsvorlage. Seine Motive dabei waren, daß er einzelne Paragraphen der Vorlage, namentlich die Ernennungen durch die Krone auf Lebenszeit und die Mitgliedschaft gewisser Staatsbeamten nur für die Zeit ihrer Amtsdauer, mit der Existenz einer unabhängigen Kammer für unvereinbar hielt. Nach dem Schluß

der Ständeversammlung wurde er, gleichfalls unter ausdrücklicher Anerkennung seiner unter schwierigen Verhältnissen in Wien geleisteten Verdienste, zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt! Dies geschah bei der Gratulationscour am 1. Januar 1852. „Ich freue mich selbst, es endlich durchgesetzt zu haben," sagte der König später im Mai zum Grafen und zur Gräfin, als sich beide nach der Marschallstafel in Sanssouci, an der sie teilgenommen, auf der von dem Schein der Abendsonne überfluteten Terrasse bei ihm bedankten.*) Die Stimmung des Königs gegen die Männer des „Preußischen Wochenblattes" war überhaupt allmählich eine mildere geworden. Auch Manteuffel stand jenem Kreise damals nicht mehr so schroff gegenüber, seit er selbst mit der „Kreuzzeitung" und deren Parteigängern in Feindschaft geraten. Für Bernstorff insbesondere hatte der Monarch ja stets eine huldvolle Gesinnung bewahrt. Dem schon im Januar gegebenen Befehl des Königs zur Wiederanstellung des Grafen sollte allerdings erst nach einer Reihe von Monaten entsprochen werden.

Im Sommer machte Bernstorff mit seiner Familie eine Reise nach England, teils um Land und Leute kennen zu lernen, teils um seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen. Längere Zeit verweilte er auf der Insel Wight. Gleich nach der Rückkehr im Herbst 1852 wurde er vom Könige zum Gesandten beim Königreiche beider Sizilien ernannt. Der Gedanke, nach Neapel zurückzukehren, erfüllte den Grafen und seine Gemahlin mit neuer Lebensfrische und Freudigkeit. Beglückte es sie doch unendlich, die Stätten wiederzusehen, wo sie die ersten schönen Jahre nach ihrer Verheiratung verbracht. Namentlich das Herz der Gräfin hatte das schöne Zauberland gänzlich gefangen genommen.

Bevor beide Gatten die Fahrt nach dem Süden antraten, besuchten sie noch auf kurze Zeit Paris. Lag doch Bernstorff viel daran, den Hof des neuen Beherrschers Frankreichs, Napoleons III., näher kennen zu lernen, was bei den mannigfachen Beziehungen der französischen Politik zu den italienischen Dingen für ihn als Gesandten sehr wichtig war. Aus jenen Tagen liegen einige in

*) Gräfin Bernstorff an ihre Mutter. Berlin. 28. Mai 1852.

deutscher Sprache abgefaßte Briefe der Gräfin vor, die uns in das Treiben der damaligen französischen Hofgesellschaft hineinführen:

Gräfin A. v. Bernstorff an ihre Mutter.

Paris, den 24. November 1852.

„Sonntag früh erhielt Albrecht ein Billet von Hatzfeldt mit einer Einladung zum Prinz-Präsidenten Louis Napoleon für den Abend. Napoleon empfing uns in dem uns wohlbekannten Billardzimmer in Saint Cloud; er hat etwas sehr Freundliches und Hübsches in seinen Formen. Einer seiner Adjutanten führte mich herum, und nachdem Napoleon mit Hatzfeldt und uns gesprochen, wurden wir in das anstoßende Zimmer geführt, was sich allmählich mit mir ganz fremdartig vorkommenden Gestalten füllte, darunter wenig Bekannte von früher. Im ganzen war der Tanz Nebensache. Der Prinz-Präsident führte meistens die Unterhaltung und sprach mit allen, die da waren. Während des Abends gab er mir den Arm, um mir die Galerie und die Räume von Saint Cloud zu zeigen. Er spricht angenehm und hat in seinem Wesen etwas Vornehmes. Soupiert wurde wie in Berlin an kleinen runden Tischen in der schönen Bildergalerie."

Paris, den 29. November 1852.

„Du kannst Dir keinen Begriff von der Gesellschaft in Saint Cloud machen. Diese Familie Louis Napoleons ist zu fabelhaft! Gemeine Gestalten bewegen sich hier in den Räumen dieses schönen Schlosses. Die Bacciochis usw. sind so sonderbar aussehende Figuren, daß es kaum glaublich ist. Der Prinz-Präsident ist entschieden die Perle in dieser Gesellschaft. Er hat eigentlich nichts Imponierendes — etwas Vornehmes kann man ihm aber doch nicht streitig machen. Er hat, wenn man ihn gehen sieht, etwas Verlegenes, spricht aber gut, ist höflich, verbindlich und gewinnt bei der Unterhaltung. Die Massen hat er unbedingt für sich, auch die Provinz; die Salons sind ihm feindlich. Die Gesellschaft vermeidet Paris. Der Prinz Jérôme*) sieht auch merkwürdig aus; am fabel-

*) Jérôme (Hieronymus), einst König von Westfalen, Gemahl der Prinzessin Katharina, Tochter Königs Friedrich I. von Württemberg. Sein Sohn Napoleon, Joseph Charles Paul Bonaparte, damals bekannt unter dem Namen „Plon-Plon" oder „Prinz Napoleon".

hafteſten aber deſſen Sohn, der zukünftige Kaiſer, d. h. der Erbe, wenn der Prinz-Präſident keine Kinder hat; er iſt ſehr ſtark, hat ſchöne Züge, iſt eigentlich aber plump „au possible“.“

Paris, den 1. Dezember 1852.

„Wir haben bei Herrn v. Morny*) den Einzug des Kaiſers geſehen. Die Feſtlichkeit war im ganzen recht ſchön. Ein prächtiges Bild boten die vielen ſchönen Truppen, die längs der Champs Elyſées Spalier bildeten. Erſt kamen zahlreiche Abteilungen Infanterie und Kavallerie, hierauf der Kaiſer, ziemlich allein, auf einem ſchönen engliſchen Pferde, freundlichſt grüßend. Graf Flahault war einen Augenblick in unſerem Kreiſe ehe er hinritt. Er äußerte ſich nicht zufrieden mit der Ernennung der drei Marſchälle Magnan, Saint Arnaud und Caſtellane, das ſei unnötig geweſen, Napoleon hätte es nicht tun ſollen. „Mais ils ont fait avec lui le 2 Décembre!“ ſagte Jemand. „Oui, mais pour une chose des rues on ne fait pas des maréchaux!“ entgegnete er. Die meiſten Leute hier ſind doch ſehr gedrückt, d. h. nicht die Maſſen, ſondern die beſſere Geſellſchaft. Wie lange der jetzige Zuſtand andauern wird, iſt nicht zu berechnen. Das Land will durchaus den Frieden, und an allen Ecken lieſt man: „L'Empire c'est la paix!““

Bei allem Tadel, den die Gräfin hier ausſpricht, äußert ſich doch auch in ihrer Schilderung der eigentümliche Zauber, den Napoleon im perſönlichen Verkehr ſtets ausübte. Das gräfliche Ehepaar hatte, als es von Paris zurückkehrte, ſein früheres Urteil über den Kaiſer ſelbſt doch weſentlich gemildert. Das ganze Syſtem des neuen Kaiſerreiches aber erſchien beiden jetzt in ſchlechterem Lichte als vorher. Der Graf ſah voraus, wie der neue Selbſtherrſcher ſchon durch die Unſicherheit ſeiner Stellung und der ſich daraus ergebenden Notwendigkeit, das franzöſiſche Volk beſtändig beſchäftigen zu müſſen, geradezu gezwungen ſein würde, Europa in furchtbare Verwicklungen zu ſtürzen.

In St. Cloud begegneten ſie der Gräfin Eugenie Montijo, der ſpäteren Gemahlin des Kaiſers. „Wir haben ſie“, ſchrieb die

*) Charles Auguſte Louis Joſeph Herzog von Morny, außerehelicher Sohn der Königin Hortenſe und ihres Großſtallmeiſters des Grafen Flahault (1811 bis 1865), ſtieg unter dem zweiten Kaiſerreich zu den höchſten Würden auf.

Gräfin später am 29. Januar 1853 an ihre Mutter, „in St. Cloud gesehen und nachher mit ihr bei Rothschild gegessen, wo Albrecht ihr den Arm gab. Sie ist schön, aber nicht mehr ganz in der ersten Blüte, hat blondes Haar und schwarz gemalte Wimpern und Brauen". Schon damals wurde der Gräfin von dem bekannten österreichischen Diplomaten Baron Hübner zugeflüstert, daß diese Dame vielleicht den Thron Frankreichs besteigen werde. Oft noch dachten der Graf und seine Gemahlin in späteren Tagen jener ersten Begegnung.

Die Periode, in der Bernstorff zur Übernahme seiner neuen Stellung in Neapel eintraf, bedeutete für das Königreich beider Sizilien in mancher Hinsicht eine Ruhepause nach den Jahren der revolutionären Bewegung. König Ferdinand II., dessen Gemahlin, wie bereits erwähnt, Maria Theresia Isabella, die Tochter des Erzherzogs Karl von Österreich war, herrschte damals im Lande.*) Hinsichtlich der Stiefmutter des Königs ist noch zu bemerken, daß deren Tochter, also die Stiefschwester des Königs von Neapel, Marie Christine Königin-Regentin von Spanien war.

Der König hatte seine Stellung während der Stürme des Aufruhrs behauptet, freilich mit Mitteln, die auf das von ihm vertretene System dunkle Schatten werfen. Zuerst Nachgiebigkeit

*) Über die Verwandten des Königs mag hier noch einiges aus den deutschen Aufzeichnungen der Gräfin Anna v. Bernstorff, und zwar aus der Zeit des ersten Aufenthaltes in Neapel, nachgeholt werden: „Die Stiefmutter des Königs, Isabella, die Tochter König Karls IV. von Spanien", so schreibt sie, „lebte in zweiter und zwar morganatischer Ehe mit einem neapolitanischen Edelmann Del Balzo. Man begegnete ihr oft, wenn sie mit ihrem Gatten spazieren ging, seine Hand in der ihren haltend. Bei Empfängen stand er hinter ihr mit ihrem Sonnenschirm oder Fächer. Sonst bestand der Hof noch aus dem Prinzen Leopold von Salerno, der auch eine Erzherzogin von Österreich zur Gattin hatte, die Tochter des Kaisers Franz von Österreich; die Tochter beider war die spätere Gemahlin des Herzogs von Aumale, des Sohnes Louis Philippes. König Ferdinand hatte noch zwölf Stiefgeschwister, unter welchen sich nur noch zwei unverheiratete Schwestern befanden. Die eine derselben, Prinzessin Karoline, starb unvermählt, während die jüngere Prinzessin Therese später den Kaiser Don Pedro den Zweiten von Brasilien heiratete. Von den Brüdern hatte der älteste, Prinz von Kapua, sich mit einer schönen Engländerin, Miß Penelope Smith, welche er entführt hatte, morganatisch vermählt und hielt sich seitdem viel im Auslande auf."

gegen die Liberalen, scheinbare Teilnahme an der italienischen Nationalbewegung, dann Widerruf der feierlich beschworenen Verfassung, Anlehnung an Österreich, Rückkehr zum Absolutismus mit den aus der Geschichte jener Länder bekannten Mißbräuchen, so läßt sich die Politik dieses Monarchen in Kürze zusammenfassen. Unvergessen blieb im Volke der 15. Mai 1848, an dem er mit Hilfe der allezeit getreuen Schweizer und der besoldeten Lazzaroni den Staatsstreich gegen die Verfassung geführt, desgleichen unvergessen die furchtbare Beschießung Messinas, von der her ihm der Name „Rè Bomba“ (Der „Bombenkönig“) geblieben war. Das Denunziantentum stand in voller Blüte, die Verhaftungen nahmen kein Ende, und in finsteren und feuchten Kerkern schmachteten „politisch Verdächtige und Staatsverbrecher“, die aber zum Teil nichts anderes getan, als daß sie jene Ziele verfolgt hatten, die der König früher selbst in Wort und Tat gebilligt. In England namentlich rügte die Presse alle diese Maßregeln, zu denen noch die Rückberufung der Jesuiten hinzukam, mit flammenden Worten. Im Jahre 1850 sollen sich gegen 20 000 Verdächtige in den genannten Gefängnissen befunden haben. Bald darauf veröffentlichte Gladstone seine Schrift: „two letters to the Earl of Aberdeen“, in der er um dieser Unglücklichen willen die furchtbarsten Anklagen gegen das in Neapel herrschende System erhob. Auf diese Gefangenenangelegenheit, die auch in Bernstorffs Leben noch eine Rolle spielte, wird im Laufe der Darstellung später noch im Zusammenhange zurückzukommen sein.

Zugegeben mag werden, daß von der englischen Presse vieles übertrieben wurde, im großen und ganzen aber beruhten ihre Darstellungen auf Wahrheit. In seinem Wesen zeigte jedoch der König, der ein musterhaftes Familienleben führte, manche für ihn einnehmende Züge. Bernstorff und seine Gattin hatte er durch die wohlwollende und liebenswürdige Art, mit der er ihnen zu jeder Zeit entgegentrat, entschieden für sich eingenommen, so daß sie viele seiner Handlungen milder beurteilten. Ja, die Erinnerung an die schönen Tage, die sie beide damals am Hofe von Neapel verlebt, veranlaßte Bernstorff später, als er bereits Vertreter Preußens in London war, auf die Bitte König Ferdinands hin die Vermittlung in dem Konflikte zwischen diesem und den

Westmächten zu übernehmen, eine allerdings recht undankbare Aufgabe. Über die neapolitanischen politischen Verhältnisse sind in den Bernstorffschen Papieren fast gar keine Aufzeichnungen enthalten, wohl aber gewähren die Tagebücher der Gräfin*) einen Einblick in die Verhältnisse und das Zusammenleben der königlichen Familie. So schreibt sie an einer Stelle:

„Die Königin von Neapel ist recht hübsch, ohne jedoch regelmäßige Züge zu haben. Sie hat einen recht angenehmen Ausdruck, wenn sie mit Menschen spricht, die sie kennt und gerne hat. Sie kann aber auch sehr gelangweilt aussehen, was ihr gar nicht steht. Wir sprachen — es handelte sich hier um eine Privataudienz der Gräfin bei der Königin — lange von den königlichen Kindern, die man im benachbarten Zimmer sprechen hörte. Endlich schlug mir die Königin vor, mich mit ihr zu den letzteren hinüber zu begeben. Sie waren hier alle vereint beisammen, von dem achtzehnjährigen Herzog von Kalabrien an bis zu dem Kleinsten, der erst zwanzig Monate zählte. Der Erbe der Krone spielte bald mit diesem, bald mit jenem von seinen Brüdern oder unterhielt sich mit seinen erwachsenen Schwestern, den Prinzessinnen Maria Theresia und Maria Annunciata, die beide fast gleich groß sind und ihrer Mutter sehr ähnlich sehen; er küßte ihnen galant die Hand. Das Zimmer, in welchem sie sich alle befanden, war sehr groß und nur mit wenig Möbeln ausgestattet, einer Kommode, einigen kleinen Kindertischen und Rohrstühlen; nirgends ein Fauteuil. Die Königin setzte sich auf einen der kleinen Stühle und ließ mich an ihrer Seite Platz nehmen. Ganze Stunden bringt sie oft hier sitzend zu, emsig mit ihrer Häkelarbeit beschäftigt. Die Kinder bildeten natürlich auch jetzt wieder das Gesprächsthema; die Königin erzählte mir tausend kleine Geschichten und Anekdoten, die sich alle auf sie bezogen. Sämtliche Kinder, Prinzen und Prinzessinnen, waren sehr einfach gekleidet; der Herzog von Kalabrien trug noch trotz seiner achtzehn Jahre eine Knabenjacke. Die Stuben der Kinder trennen die Gemächer der Königin von dem Raume, in welchem sie empfängt; so ist sie genötigt, immer durch dieselben

*) Aufzeichnungen der Gräfin, 1. Heft: Über den neapolitanischen Hof (niedergeschrieben 1854 in französischer Sprache).

zu gehen. Da sie, so sagte sie, ihre Kinder stets in der Nähe habe, so könne sich kein Stuhl im Nebengemache rühren, ohne daß sie davon wisse. In Caserta wohnt sie noch viel unbequemer, da sie und die Kinder dort immer das Toilettenkabinett des Monarchen passieren müssen.

„Der König und die Königin von Neapel führen das schönste häusliche Leben, das man sich überhaupt vorstellen kann; sie sind vollständig eines Sinnes und lieben ihre Kinder, mit denen sie beständig zusammen leben, zärtlich. Bei einer Audienz, die wir im vergangenen Jahre zu Caserta hatten, ließ das Königspaar alle Kinder hereinkommen, um sie uns zu zeigen; eines derselben bemächtigte sich sofort der Handschuhe, ein anderes des Hutes des Königs, ein drittes nahm seinen Säbel, und so spielten sie mit allem, was sie erlangen konnten. Der König ließ sie der Reihe nach auf seinen Knieen sitzen; der kleine Don Vincenzo gab, als er noch immer nicht an die Reihe kam, Zeichen von Eifersucht, worauf mich der König lachend aufmerksam machte. Nach Beendigung jener Audienz mußte der Monarch seine Toilettenstücke förmlich zusammensuchen, die die Kinder nur ungern wieder hergeben wollten. Zuweilen fahren der König und die Königin von Caserta nach Neapel in einem Waggon mit allen Kindern allein, nur von der Amme des Kleinsten, Don Pasqualino, begleitet; während jeder solchen Fahrt, erzählte mir die Königin, habe der König eines der Kleinsten auf den Knien und sie das andere. Als die königliche Familie einmal von einem Ausfluge, es war auf Ischia, heimkehrte, und die Königin Angst hatte, die jungen Prinzessinnen in der Dunkelheit nach Hause reiten zu lassen, bat sie den König, der in einer Sänfte getragen wurde, jene auf die Knie zu nehmen, was der Monarch auch sofort tat, ein hübscher, Heinrichs IV. würdiger Zug. Man wirft dem Könige und der Königin vor, daß sie zu sehr vom Familienleben absorbiert würden und nicht ihrer königlichen Würde gemäß aufträten, ein Tadel, der vielleicht nicht ganz ohne Grund ist. In Neapel selbst gibt man vor allem der Königin hieran die Schuld. Aber ich glaube doch, diese Lebensweise beruht auf gemeinsamer Übereinstimmung, denn ich hatte selbst Gelegenheit zu beobachten, wie die Königin stets das tut, was ihr hoher Gemahl wünscht. Auf einem Balle entgegnete

sie mir auf die Frage, ob sie tanzen werde: „Nein, der König hat mir nichts darüber gesagt, und wenn er es mir nicht sagt, tue ich es nicht." Einige Augenblicke später sah ich den Monarchen mit ihr sprechen, und unmittelbar darauf tanzte die Königin mit dem Prinzen Georg von Sachsen.

„Es ist viel von spanischer Etikette am Hofe beibehalten worden; die Majestäten speisen immer allein, nur in Caserta wird, aber auch dann nur selten, das Gefolge zur Tafel zugezogen. Der König und die Königin verbringen den Abend gemeinsam, der König spielt zuweilen mit einem seiner Adjutanten Schach, und die Königin beschäftigt sich mit Handarbeiten. Eine Hofdame ist nie zugegen, es wird auch nie jemand zum Abend eingeladen. Am Sonntage diniert die ganze königliche Familie zusammen. Die jungen Prinzen sind in jeder Hinsicht sehr streng erzogen, z. B. haben sie niemals Tanzstunden bekommen, und der Herzog von Kalabrien hatte schon sein achtzehntes Jahr erreicht, als er zum ersten Mal ins Theater ging; er soll der Königin, als sie ihm sagte, er möge sich mit ihr und dem Könige dahin begeben, geantwortet haben: »Ich danke Ihnen nicht dafür, Mama, aber ich gehorche!« Vor dem ersten Hofball unterrichteten der König und die Königin selbst den Herzog von Kalabrien in den einzelnen Touren der Française, an der er sich am selben Abend noch beteiligen sollte. Walzer tanzte er jedoch nicht. Obwohl er, wie gesagt, bereits achtzehn Jahre zählt, ist er noch völlig gehorsam wie ein Kind; er fragt die Königin, ob er von einem Zimmer ins andere gehen, ob er trinken darf usw. Bei dem Kostümball hörte ich selbst, daß er um die Erlaubnis bat, seinen Hut abnehmen zu dürfen. Seine Mutter nennt ihn Franceschino. Die Königin trägt selbst auf dem Ball hohe Kleider. Ich bemerke hierbei, daß man die Monarchin der Eifersucht und der Prüderie zeiht, weiß aber nicht, ob dieser Vorwurf sie allein trifft; es könnte sein, daß der König diese ihre Empfindungen teilt. Aber vielleicht zieht sich die Königin auch nur deshalb so an, weil sie es für bequemer hält. Sie liebt es gar nicht, geniert zu sein, trägt auch z. B. keine Armbänder, weil sie es unbequem findet.

Was den König anlangt, so ist er nicht frei von Aberglauben; beispielsweise werden zu den Hofbällen gewisse Personen, die als

„jettatore“ gelten, also im Rufe stehen, den bösen Blick zu haben, der Unheil bringt, nicht zu den Hofbällen eingeladen. Der König ist begabt, hat auch eine große Menschenkenntnis, aber er ist sehr mißtrauisch, wankelmütig und energielos, was seinen guten Eigenschaften Abbruch tut. Er hat ein gutes Herz, ist der vortrefflichste Vater und Gatte und legt auch auf diese beiden Eigenschaften bei anderen Wert!“

Diese ganze Stelle über den König und die Königin in ihrem Familienleben ist hier im Wortlaut wiedergegeben, weil sie ein vortreffliches Bild des häuslichen Verkehrs des hohen Ehepaares bietet. Es hat einen gewissen Reiz, den Tyrannen Siziliens, „König Bomba“, hier als zärtlichen und gutmütigen Familienvater auftreten zu sehen. Dies gut bürgerliche Familienleben bildete übrigens eine Ausnahme in dem sonstigen leichtfertigen Treiben vieler der übrigen zum Hofe gehörigen Persönlichkeiten. So berichtet die Gräfin ausdrücklich von den Prinzen, daß sie nicht so gute Ehemänner wie der König seien. In früheren Zeiten hatte auch die nunmehr verstorbene Königin-Mutter, wie bereits erwähnt, durch ihren Lebenswandel manches Ärgernis gegeben. Was das Aussehen des Königs anlangt, so schildert die Gräfin ihn als vollständig ergraut und sehr stark. „Fast alle Prinzen“, schreibt sie, „sind sehr stark, der König am stärksten, nach ihm der Graf von Syrakus.“ Der jüngste Bruder des Königs, der Graf von Trapani, sei der einzige magere Prinz in der Familie. Von ihnen allen machte der Graf von Syrakus der Gräfin den bedeutendsten Eindruck. „Letzterer,“ heißt es in den Aufzeichnungen, „der unzweifelhaft einer der begabtesten ist, hat sich ganz von der Familie getrennt; er wohnt nicht mehr im Schlosse, und zwar um unabhängiger zu sein, erscheint auch selten im Hofcercle, nimmt aber an den Familiendiners teil. Bemerkenswert ist, daß er Opposition bis in die Einzelheiten hinein macht — so liebt er z. B. sehr das Spiel, während der König die Karten verabscheut. Nachdem er den Militärdienst verlassen, beschäftigt er sich mit den schönen Künsten, darunter auch mit der Baukunst und selbst der Maurerarbeit; in Sorrent baute er sich ein hübsches Haus, worin er den Sommer verbringt. Nichts ist drolliger an-

zusehen, als wenn er in einer Sänfte von sechs Menschen spazieren getragen wird und dabei seine lange Pfeife raucht, hinter ihm her eine ganze Anzahl von Personen, darunter ein Diener, der kleine Münzen auswirft — alle im scharfen Trabe." Die beiden Schwestern des Königs nennt die Gräfin „charmant, sehr unterhaltend und voll Liebenswürdigkeit."

Die Unterhaltung in dieser Hofatmosphäre wird an verschiedenen Stellen der Aufzeichnungen als langweilig und öde bezeichnet. Sehr ergötzlich spiegelt sich auch in den Briefen der Gräfin Bernstorff der damalige Geisteszustand des Landes wieder. In einem an ihre Mutter gerichteten Briefe vom Februar, in dem sie zunächst die Frage erörtert, ob der heilige Vater zur Krönung Napoleons nach Paris ziehen werde, erzählt sie, wie man sich jetzt in Neapel mit der Heiligsprechung der ersten Frau des Königs beschäftige*). „Seit 17 Jahren tot, tut sie auf einmal wieder Wunder, heilt Kranke usw. Der Papst hat befohlen, sie auszugraben und sie allein in eine andere Kapelle zu stellen. Man fand die allerdings einbalsamierte Leiche ganz unverändert, sogar die Backen noch weich, die Gelenke noch geschmeidig. Der Erbprinz, der Sohn der Verstorbenen, hat den König inständig gebeten, seine Mutter sehen zu dürfen, was ihm aber abgeschlagen worden ist. Nun muß die Königin noch ein Wunder tun, dann wird ihr der »procès« gemacht, wobei es einen Advokaten des lieben Gottes und einen des Teufels gibt; ersterer spricht von Wundern, letzterer erklärt sie auf eine natürliche Weise. Der Papst entscheidet dann, und die Katholiken haben eine neue Heilige, die Neapolitaner einen Festtag mehr und einen Tag weniger zum Arbeiten."

Während die großen Massen in dem schönen Lande zum Müßiggang förmlich angehalten wurden, zeigten sich die politischen Verschwörer freilich um so rühriger. Doch waren gerade damals neue Aufstände nicht zu erwarten, da der eiserne Arm der Reaktion nach der Niederwerfung der Revolution zentnerschwer auf ganz Italien lastete und namentlich die aus dem Mailändischen herüberbringenden Nachrichten von den unerbittlich strengen Maßregeln

---

*) Die erste Gattin des Königs war Marie Christine von Savoyen. † 1836.

der Österreicher zwar Empörung, aber auch lähmende Furcht erregten. Schon damals nannte der Vertreter Preußens in Turin, Graf Perponcher*), diese Politik Österreichs eine kurzsichtige. Sie zwinge Sardinien förmlich durch ihr Verhalten, sich an England und Frankreich anzuschließen, und arbeite namentlich Napoleon in die Hände.

Mit den Fragen der großen Politik hatte Bernstorff in Neapel allerdings wenig zu schaffen, dagegen nahm er sich mit wärmstem Eifer der deutschen Kolonie in Neapel an. Stets fand man ihn bereit, mit Rat und Tat für seine deutschen Landsleute einzutreten, wie zahlreiche Briefe aus den Reihen derselben beweisen, und den Schutz der heimischen wie der italienischen Regierung, wo es irgend not tat, für sie anzurufen. „Ich habe sehr viel und mehr als mir lieb ist, zu tun," schrieb er damals an Goltz**) „übrigens bin ich mit meiner Wirksamkeit recht zufrieden, weil Hunderte von Landsleuten — Preußen und Deutsche — und Glaubensgenossen unter meinem Schutze wohnen und ihr Wohl und Wehe von der Art abhängen, wie man diesen Schutz ausübt. Auch hängen sie mit Liebe an uns, was immer befriedigend ist." Da die Protestanten in jenem streng katholischen Lande keine eigene Kirche haben durften, fand im Gesandtschaftsgebäude in einem dazu geeigneten Raume an jedem Sonntag evangelischer Gottesdienst statt, wobei der Geistliche der deutschen protestantischen Gemeinde in Neapel, Pastor Rémy, ein trefflicher Mann von echter Frömmigkeit, und reichem Geistesleben, regelmäßig die Predigt hielt. Er wie seine Frau waren mit dem Grafen und der Gräfin eng befreundet und zahlreiche im Nachlasse enthaltene Briefe zeugen von dem herzlichen, echt menschlichen Zusammenleben des kleinen Kreises. Auch Doktor Zimmermann, der dem deutschen Hospital vorstehende Arzt, der zugleich die Stelle eines Hausarztes bei Bernstorff einnahm, gehörte zu den Freunden des Hauses. Noch oft später, als der Graf schon den Londoner Posten innehatte, trafen Briefe von den italienischen Getreuen bei ihm ein, die dafür Zeugnis ablegten, in

*) Perponcher an Bernstorff. Turin, 12. März 1853.

**) Bernstorff an Goltz. Neapel, 2. Mai 1853. Über Graf Robert v. der Goltz s. S. 164/165.

welchem guten Andenken das gräfliche Paar bei den Deutschen Neapels gestanden und noch immer stand.

Schon bald nachdem Bernstorff sich in jene Verhältnisse eingelebt und sich in Neapel unter dem Einflusse des Zaubers einer herrlichen Natur mit neuer Frische und neuem Lebensmut erfüllt hatte, wurde er infolge des Ablebens seiner Mutter einer neuen schweren Prüfung unterworfen. Die Mutter hatte stets mit treuester Liebe an ihm gehangen und auf ihn die größten Hoffnungen gesetzt. Seine innige Zuneigung, die er ihr gegenüber immer lebhaft offenbarte, rührte sie aufs tiefste, obwohl sie nie die Größe der materiellen Opfer erfahren, die er nach dem Tode des Vaters für sie gebracht. Hier in Italien, inmitten eines fremden Volkes — so fern der alten Heimat mit ihren Seen und Wäldern — empfand Bernstorff diesen Schicksalsschlag doppelt schwer. Nur ganz allmählich kamen ihm die Zuversicht des Geistes und das alte Interesse für die politischen Dinge wieder. Von Goltz, an den er über seine eigene politische Zukunft in sehr trüber Stimmung geschrieben, empfing er in bestimmten Zwischenräumen nähere Nachrichten über die Vorgänge in Berlin. Dabei tadelte der Freund sein „vorzeitiges Entsagen“: „Einen befriedigenden Zustand“, äußerte Goltz in einem Schreiben, „können wir allerdings unter den jetzigen Verhältnissen nicht erreichen, aber doch immer einen besseren als den gegenwärtigen, und wenn man dies nicht versucht, so läuft man Gefahr sich für eine Zukunft aufzusparen, welche vielleicht gar nicht eintritt, oder welche so erschwert wird, daß alsdann auch mit den besten Kräften nicht mehr durchzukommen ist.“*) Goltz berichtete auch, daß die Kreuzzeitungspartei „zwar Allerhöchsten Orts Terrain gewonnen, dagegen in den Kammern Einbuße erlitten und im Prinzen von Preußen einen erklärten Gegner erhalten habe“. Manteuffel sei allerdings der Freundschaft mit jener Koterie bereits überdrüssig, kokettiere mit der Linken und suche sich der „Wochenblattpartei“ und auch ihm (Goltz) in auffallender Weise zu nähern.

Es kam nun die Zeit, wo die leitenden Persönlichkeiten der kleinen „Fronde“ wieder zum diplomatischen Dienst seitens der

*) Goltz an Bernstorff. Berlin, 23. Mai 1853.

Krone und der Regierung herangezogen und dadurch der politischen Opposition entrückt wurden. Auch für Bernstorff sollte bald die Stunde schlagen, wo das Geschick ihn wieder mitten in das große politische Leben hineinführte. Und doch lag, wie gesagt, gerade damals dem Grafen der Gedanke, von neuem einen bedeutenden und verantwortungsreichen Posten zu bekleiden, noch recht fern. Hatte er schon in der Heimat an den heftigen Auseinandersetzungen der Parteien niemals Gefallen gefunden, so berührten ihn jetzt erst recht die aus dem Kampfgetümmel der inneren Politik herübertönenden Fanfarenklänge der Goltzschen Briefe wie Rufe aus einer fernen Welt*). An den Ereignissen der auswärtigen Politik nahm er allerdings lebhaften Anteil. So sehr es ihn einerseits betrübte, daß der Einfluß Rußlands auf die deutschen Verhältnisse

*) In jener stillen Zeit war es für Bernstorff schon eine diplomatische Tat, daß er bei der Erwerbung des bekannten Raphaelschen Bildes: „Die Madonna di Terra nuova“ mitwirken konnte. Geheimrat Roland, der das Gemälde im Auftrage Friedrich Wilhelms IV nach Berlin brachte, schrieb am 24. März 1852 an Bernstorff aus Berlin: „Bei dem Anteil, welchen Eure Exzellenz dem Schicksal des mir zur Beförderung übertragenen Raphaels zollen, halte ich mich verpflichtet, Hochdenselben gehorsamst anzuzeigen, daß ich mit demselben wohlbehalten am 21. März, morgens in Berlin eingetroffen bin. Dank Eurer Exzellenz vielvermögender Fürsorge, waren die Grenzen Sardiniens für ihn gefallen und unbehindert erreichte ich mit meinem teueren Kleinod die Grenzen der Schweiz.“ Roland langte nach langer Fahrt, auf der er das Bild wie seinen Augapfel hütete, in Berlin an. Manteuffel und Olfers (Generaldirektor der Königl. Museen) waren bei der Enthüllung zugegen. „Als endlich“ — schreibt Roland weiter — „der wertvolle Schrank von Herrn v. Olfers geöffnet wurde, hatte ich die freudige Genugtuung, die Madonna in ihrer ganzen wunderbaren Schönheit mir entgegenstrahlen zu sehen. Der Herr General-Direktor drückte mir seinen Dank aus für die gute Überlieferung des so kostbaren Bildes und sagte mir, nachdem er es lange bewundernd betrachtet hatte, er würde Seiner Majestät dem Könige, der ihn vor 8 Tagen bei der Tafel gefragt: ›Nichts Neues aus dem Lande Terra nuova?‹ sogleich über die Ankunft Bericht erstatten. Entschuldigen Euer Exzellenz die fast zu sehr ins weite gehende Reisebeschreibung. Ich glaubte bei der übergroßen Güte und Nachsicht, die Dieselben mir stets bewiesen haben, und bei dem Teil, welchen Sie an der Erwerbung des Bildes für Preußen gehabt haben, Ihre gnädige Mußestunde bei dieser Gelegenheit in Anspruch nehmen zu dürfen!“ Das Bild hatte sich in Neapel im Besitze der Familie des Duca di Terra nuova befunden. Vorher war es in Genua gewesen.

noch immer ein großer war, so freute es ihn anderseits, daß Preußen wenigstens auf dem Gebiete der Zollvereinspolitik Österreich und dessen deutschen Anhängern gegenüber Festigkeit gezeigt hatte. War doch das Verlangen des alten Kaiserstaates, in den Zollverein aufgenommen zu werden, vom Könige abgewiesen worden. Die Stellung Preußens blieb in dieser Frage unerschüttert — auch die Drohung zahlreicher Zollvereinsmitglieder, aus der Gemeinschaft auszutreten, verwirklichte sich nicht. Das Verhältnis Manteuffels zu Bernstorff ward übrigens jetzt ein weit besseres, seit des letzteren alter Gegner Le Coq sich mit seinem Chef überworfen und den Posten eines Unterstaatssekretärs aufgegeben hatte.

In jene Zeit fällt die Reise des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kronprinzen, nach Neapel und Sizilien, von der Bernstorff schon seit längerer Zeit aus Berlin Kunde erhalten. Das gräfliche Ehepaar freute sich um so mehr auf die bevorstehende Ankunft des Fürstensohnes, als derselbe bereits brieflich zugesagt hatte, die Patenstelle bei dem jüngsten Sohne Bernstorffs zu übernehmen. Die Taufe wurde bis zum Monat März, zu dessen Beginn der Prinz in Neapel eintreffen sollte, aufgeschoben. Der König beider Sizilien hatte für den Prinzen das kleine reizende königliche Schloß Chiatamone eingerichtet, das einst auch von König Friedrich Wilhelm III. und seinen beiden Söhnen bewohnt worden war. Der Prinz befand sich in Gesellschaft des Obersten von Alvensleben, eines vielgereisten Mannes von tiefer und gediegener Bildung, der sich aber, wie die Gräfin schreibt*), im Verkehr etwas schwerfällig zeigte, und des Herrn von Heinz, seines Adjutanten, eines jungen, sehr begabten Mannes, der früher Adjutant des vom Jahre 1848 her bekannten Generals Pfuel gewesen war. Ferner reisten mit im Gefolge Herr v. Berg und Herr v. Brandenstein, zwei sehr junge Offiziere von ernstem und gediegenem Charakter, welche mit dem Prinzen auf sehr intimem Fuße standen, und der Leibarzt des Prinzen, Doktor August Wegner,**) dem die Gräfin

*) Über die Reise des Prinzen sind französisch geschriebene Aufzeichnungen der Gräfin vorhanden, die der folgenden Schilderung zugrunde liegen.

**) Doktor August Wegner wurde später während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs geadelt. Nachdem er lange Jahre dem kronprinzlichen

wegen seines bei allem Talente doch so einfach und bescheiden auftretenden Wesens besonderes Lob spendet. Als kunstwissenschaftlicher Instruktor fungierte bekanntlich der Hofbaurat Professor Strack, ein hervorragender Architekt, der Erbauer des Schlosses Babelsberg. Nach Ansicht der Gräfin spielte der letztere freilich eine etwas komische Rolle und scheint ein wenig das Stichblatt der Gesellschaft gewesen zu sein. Der Prinz zeigte sich gleich bei seiner Ankunft in heiterer Stimmung. Erzählte er doch lachend, es sei ihm aufgefallen, daß bei seiner Einfahrt in Neapel sich so viele sauber aussehende Leute in den Straßen befunden. Dieselben hätten sich wohl, wie es in Rußland vorkomme, „auf höheren Befehl" waschen müssen. Zwei Tage darauf fand im Bernstorffschen Hause die Taufe statt. Der am 8. Dezember 1853 geborene kleine Täufling befand sich damals im Alter von drei Monaten und drei Tagen. Alle Deutschen in Neapel, die mit der gräflichen Familie bekannt waren, hatten dazu Einladungen erhalten, auch verschiedene vornehme Italiener und Italienerinnen von der Hofgesellschaft. Der Prinz erschien in Uniform, geschmückt mit dem Schwarzen Adlerorden, dem Roten Adlerorden und mit der Kette des Hohenzollern-Ordens.

„Die Taufe vollzog unser lieber, guter Pastor Rémy.*) Derselbe war, während der heiligen Handlung so bewegt, daß er vor Aufregung kaum sprechen konnte, namentlich als er schilderte, wie dankbar die Mutter sei, nach ausgestandener Angst und allem Leid ihr gesundes Kind dem Herrn darzubringen. Der feierliche Akt fand in der Kapelle unseres Gesandtschaftshauses statt. Die Feierlichkeit endete mit einem Gesang, bei dem einige Kinder unserer deutschen Schule als Chor fungierten. Unser Kleiner wurde mit echtem Jordan-Wasser getauft, das Pastor Rémy schon seit längerer Zeit besaß und das er „für eine große Gelegenheit" aufgespart hatte." Die Gräfin erzählt dann, wie teilnahmsvoll, herzlich und freundlich sich der Prinz gegen sie, ihren Mann und das Kind benommen. „Man konnte ihm ansehen, daß er die Taufe nicht als

---

Paare in Treue zur Seite gestanden, war er auf dem Gebiete des militärärztlichen Berufes zu hohen Würden gelangt und erfreute sich des Vertrauens der Kaiserin Friedrich bis zuletzt. Er starb 1905.

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

eine bloße Zeremonie, wie so viele es heutzutage tun, betrachtete. Seine Haltung war die eines wahren Christen und gewann ihm alle Herzen. Die Feierlichkeit verlief so schön und würdig, daß Prinzessin Petroulla und ihre Verwandten, die noch nie ein evangelisches Gotteshaus betreten, ganz gerührt waren. Der Prinz weiß jedem etwas Passendes und Freundliches zu sagen, er hat den Wunsch zu erfreuen. Er ist dabei ganz einfach und natürlich und hat in seiner Freundlichkeit nichts Gesuchtes und Gemachtes. Sein liebenswürdiger Charakter drückt sich in jedem Wort, in jeder Handlung aus. Ihm ist dies Talent zu eigen, sich mit Menschen in allen Lebensaltern abgeben zu können; so hat er sich auch die begeisterte Liebe unserer Kinder erworben. Setzte er doch z. B. unserem Andreas seinen Helm auf, worauf dieser ganz stolz war! Der kleine Täufling hatte den Namen Fortunato erhalten. Wir fanden nämlich, daß er von der Vorsehung recht begnadet worden sei, erstens weil er unter diesem schönen Himmel geboren worden und zweitens weil — obwohl er fern von seiner wahren Heimat weilte — sein künftiger König zur rechten Zeit gekommen war, um ihn über die Taufe zu halten!" Als die Gräfin dies dem Prinzen sagte, versteckte er sich hinter dem Vorhang mit der Bemerkung, er müsse „bei solchen Worten erröten!"

Der Prinz sollte nun eine Reise durch Sizilien machen und bat Graf Bernstorff, ihn an Stelle des erkrankten Generals von Schreckenstein zu begleiten. Die Gräfin hegte die größte Lust mitzureisen und auch der Prinz wünschte es, da sie von allen am besten italienisch sprach. Der Prinz in seiner Bescheidenheit wollte es aber nicht vorschlagen, da er, wie er sagte, auf dem Schiffe Gast des Königs sei und ohnehin schon ein so großes Gefolge habe. Einige höhere Beamte hatten aber von diesem Wunsche des hohen Gastes und dem der Gräfin erfahren und überbrachten noch am letzten Tage eine in höchst liebenswürdigen Worten abgefaßte Einladung des Königs für die Gräfin mit dem Bemerken, daß das dem Prinzen zur Verfügung gestellte Schiff nunmehr ein preußisches sei und der hohe Herr daher vollständig über dasselbe verfügen könne.

So trat man denn die Reise an, auf der der Prinz überall fürstlich bewirtet wurde. Die Bevölkerung befand sich freilich nach

italienischer Art über den hohen Gast recht im Ungewissen. So hatte man beispielsweise dem Prinzen, der eine ihm zu Ehren geplante Revue anfangs abgelehnt, gesagt, er müßte zusagen, denn die Soldaten wären unglücklich, wenn sie ihn nicht sähen. Lachend erzählte er später dem gräflichen Ehepaare, wie er am Abend vor der Revue mit einem Posten gesprochen und dabei von einem Schweizer, der in neapolitanischen Diensten stand, gehört habe, daß am nächsten Morgen eine Revue für den Kaiser und die Kaiserin von Rußland und deren beider Sohn stattfinden würde. Der ehrliche Schweizer hatte den Prinzen für einen Herrn aus der Suite des Kaisers von Rußland gehalten. Der Vorfall ereignete sich in Palermo, dem ersten Aufenthaltsorte der Reisenden auf der sizilianischen Fahrt. Nach der Revue gab der Prinz bei einer kleinen Teegesellschaft folgende bemerkenswerte Episode aus seinem Leben zum besten, die sich anläßlich seiner Reise nach Petersburg im Jahre 1852 ereignet. An dem russischen Kriegsschiff, das ihn von der russischen Hauptstadt zurückgebracht, war plötzlich die Maschine gebrochen. Trotzdem hatte der Kommandant des Fahrzeugs, Fürst Galitzin — unter der Angabe, ihm sei vom Zaren befohlen worden, seinen Gast nach Swinemünde zu bringen — den Prinzen nicht in den Postdampfer steigen lassen wollen, der von Travemünde nach Petersburg ging. In blindem Gehorsam bestand der Russe darauf, die Befehle des Zaren auszuführen, so daß der Prinz in große Gefahr kam — und wer weiß was noch geschehen, wenn nicht mittlerweile der Großfürst-Thronfolger, der sich mit seinem Schiffe auf dem Wege nach Berlin befand mit ihnen zusammengetroffen wäre und den Prinzen an Bord genommen hätte. Seit jener Zeit bewahrte der letztere eine große Abneigung gegen Galitzin.

Anziehend sind die Schilderungen, die die Gräfin Bernstorff während dieser Reise von dem Wesen und Verhalten des Prinzen entwirft. Namentlich weiß sie die Reinheit und Unschuld seines Wesens lobend hervorzuheben, wenn sie dabei auch bemerkt, daß diese sittliche Lauterkeit — wie bei einem so jungen Mann ja ganz natürlich — ihn zuweilen zu einigen etwas all zu strengen Urteilen veranlaßt habe. So ließ er z. B. im Antiquitätenkabinett zu Syrakus die dem Bade entsteigende Venus, ein Werk der Antike, unbeachtet.

„Mythologische Darstellungen“ schreibt die Gräfin, „waren ihm in jener Zeit wenig sympathisch.“*) ....

Es mag dies nur deshalb hervorgehoben werden, weil der hohe Herr als reifer Mann einer der größten Verehrer der antiken Kunst werden sollte.

Der Prinz, der in seiner damaligen geistigen Entwicklungsperiode vielleicht etwas mehr für die Schönheiten nordischer Landschaften als für die des Südens eingenommen war, zeigte sich, nach dem Urteil der Gräfin, zuweilen etwas zurückhaltend gegenüber den Reizen Italiens. Wahrscheinlich aber stand er während der Fahrt oft im Banne des Heimwehs — womit seine damalige Gemütsverfassung am natürlichsten zu erklären sein würde. Die Jugend läßt sich ja von solchen Stimmungen weit schneller und tiefer beeinflussen als das reife Alter, sie weiß diese auch nicht so gut wie das letztere zu verbergen. Zur Überraschung seiner Reisebegleiter suchte der Prinz plötzlich die Heimreise von Sizilien zu beschleunigen. Als z. B. Taormina in Sicht war, wollte er dort gar nicht landen, sondern direkt nach Neapel zurückkehren, zum Kummer der Gräfin, die durchaus nicht begriff, wie man in Sizilien gewesen sein könne, ohne dies paradiesische Stück Erde gesehen zu haben. Es gelang ihr denn auch, den Sinn des hohen Reisenden von jenem Entschlusse abzubringen. Ein andermal sagte er zu ihr: „Das ist das letzte Mal, daß ich in einem so weit südlich gelegenen Lande weile.“ „Mir selbst“, so fährt die Gräfin fort, „zerriß es das Herz, wenn ich daran dachte, daß auch ich vielleicht das letzte Mal in dieser himmlischen Gegend war. Ich beklagte den Prinzen, daß er so bald das schöne Italien verlassen müsse, und schätzte mich glücklich, dort noch bleiben zu können. Ach, ich wußte nicht, wie nah auch für mich die Abreise schon herangerückt war! Ich begriff damals gar nicht, wie ruhig der Prinz davon sprechen konnte, dies Land niemals wiederzusehen. Freilich, ihn erwartet eine Krone und in dieser Krone liegt vielleicht ein größerer Reiz! — Doch ich will nicht weiter Zeit damit verlieren, darüber zu grübeln, welches

*) In Rom bevorzugte er bei seinen Bestellungen auf dem Gebiete der Skulptur einen Meister, der namentlich Stoffe aus dem Mittelalter behandelte.

Los ich vorziehen würde! Kurz und gut, obwohl er selbst sagte, er würde wohl diese Gegend niemals wieder besuchen, wollte er doch nicht in Catanea landen lassen, und ohne mich hätte er auch Taormina nicht zu Gesicht bekommen!"

Freilich hatte der Prinz eine Beobachterin zur Seite, deren Begeisterung, angesichts Taorminas namentlich, in hellen Flammen emporschlug. So gibt sie von der Aussicht, die man vom höchsten Rande des dortigen antiken Theaters genießt, eine Schilderung, die mitgeteilt zu werden verdient. „Der Blick von hier oben", schreibt die Gräfin, „war großartig und vereinte alle nur erdenklichen Vorzüge in sich: die reiche und üppige Vegetation Siziliens, ein azurblaues Meer, in welchem sich der in derselben Farbe leuchtende Himmel Italiens wiederspiegelte und den gigantischen, von schimmernd weißem Schnee bedeckten Ätna, der inmitten dieser von der ersten Frische des Frühlings umwobenen köstlichen Natur sein gewaltiges Haupt erhob. Wir hätten gewünscht, die aus dem Berge emporsteigende Rauchsäule deutlicher sehen zu können, denn sie war nur in leisen Umrissen inmitten der den Krater umschwebenden Wolken zu erkennen, immerhin vermochten wir sie noch wahrzunehmen. Wir konnten uns von dem schönen Anblick kaum trennen. Stumm schritt ich neben dem Prinzen her, der vielleicht in geringerem Maße als ich alle diese Schönheiten genoß, aber gewiß auch weniger Herzeleid empfand von ihnen zu scheiden. Ich liebe so sehr den Süden, seine sonnige Helle, seine Wärme und kann zuweilen gar nicht begreifen, wie es nur möglich ist, daß ich nicht unter diesem Himmel geboren bin!"

Nach der Besichtigung Taorminas aber ließ sich der Prinz nicht länger halten, er drängte zur sofortigen schnellen Rückfahrt nach Neapel, während welcher auch in Messina nicht Halt gemacht werden sollte. „Warum er dies wollte", fährt die Gräfin fort, „war mir ein Rätsel. Fürchtete er das Meer oder das Zusammentreffen mit den Franzosen.*) Das letztere glaube ich nicht, denn man hätte ja in Messina bei der Anfahrt erst an-

*) Man hatte dem Prinzen erzählt, daß Prinz Napoleon nach Messina kommen würde.

fragen lassen können, ob die französischen Herren an diesem Abend dort angekommen seien. War er ermüdet? Litt er vielleicht von der Fahrt, ohne es zu sagen? Ich möchte es fast annehmen. Denn er sehnte sich offenbar nach Beendigung der Reise — und ich, die ich meine Kinder zu Hause hatte und mich so unendlich freute, sie wiederzusehen, würde die Fahrt gern verlängert haben, um Messinas Anblick und den seines Leuchtturmes bei Tage zu genießen."

Bernstorff und seine Gattin fühlten sich von dem Verkehr mit dem Prinzen auf der Reise sehr beglückt. „Dieser nahe Umgang mit ihm", heißt es in den Aufzeichnungen weiter, „der uns hier zuteil wurde, war für uns von größtem Interesse. Wir nahmen an höchst interessanten Unterhaltungen über alle nur erdenklichen Dinge teil. Es machte uns große Freude, mit ihm in politischen und religiösen Ansichten so sehr zu harmonieren. Auch unsere Geschmacksrichtung stimmte mit der seinen in ganz überraschender Weise überein. Das beste aber war, er hatte Vertrauen zu uns!" Auch eine hübsche Episode bei der Ankunft in Neapel nach der Rückkehr von Sizilien erwähnt die Gräfin. Gleich bei der Landung eilte der Prinz auf den kleinen Sohn Bernstorffs, Andreas, zu, der dort auf seine Eltern wartete, und fragte ihn: „Guten Tag, Andreas, geht alles zu Hause gut?" Dann kehrte er zur Gräfin zurück, um, wie sie schreibt, ihr die tröstliche Nachricht zu bringen. „Daß er meinen Wunsch erraten und die Frage getan, die ich hatte tun wollen, rührte mich tief!"

Von einem Ausflug, den der Prinz in den nächsten Tagen nach Pompeji in Gesellschaft des inzwischen in Neapel angelangten Generals v. Schreckenstein, des Herzogs von Northumberland, des gräflichen Ehepaares und des Pfarrers Rémy sowie dessen Gattin unternahm, berichtet die Gräfin ebenfalls einige bemerkenswerte Episoden. In Pompeji angelangt, äußerte der Prinz scherzend, er wisse, daß die Funde, die bei solchen Gelegenheiten gemacht würden, vorher sorgfältig vorbereitet seien und daß die Leiter der Ausgrabung vorher ganz genau wüßten, was man finden würde. Der mit anwesende Prinz Castelcicala hatte den Prinzen in dieser Meinung bestärkt, indem er ihm erzählte, es sei in der Tat früher so zugegangen und er habe selbst bei einer Ausgrabung gehört,

wie einer der Arbeiter zum andern gesagt: „Die Kandelaber dürfen erst zuletzt gefunden werden!“ Er versicherte jedoch dem Prinzen, daß dergleichen jetzt nicht mehr vorkomme. Letzterer wollte das jedoch nicht glauben. Um ihm das Gegenteil zu beweisen, bat man ihn, selbst den Ort zu bestimmen, wo gegraben werden sollte. Das Ergebnis war allerdings, wie die Gräfin meint, ein Beweis dafür, daß es besser sei, dergleichen Dinge lieber vorher vorzubereiten, denn man fand nur einige Hühnerknochen, einige verrostete Nägel und verschiedene Fragmente von antiken Türschlössern. „Der arme Leiter der Ausgrabungen“, schreibt sie, „war über die Geringfügigkeit der Funde in Verzweiflung, man grub noch an einer anderen Stelle, und obgleich das Resultat dort ein besseres war, konnte es doch nicht als ein hervorragendes gelten. Jedoch bewies das Ergebnis, daß in der Tat nichts vorbereitet worden, und das Gefundene interessierte deshalb den Prinzen mehr, als es sonst der Fall gewesen wäre.“ Die neapolitanischen Herren aber schienen verlegen zu sein, und der Leiter der Ausgrabung sagte zur Gräfin, er wolle den König bitten, den Eindruck der schlecht ausgefallenen Probe durch einige Geschenke aus dem Museum zu verwischen. Er bat sie zugleich, den Prinzen auszuforschen, welche Gegenstände dieser Art ihm am meisten Freude machen würden. Die Gräfin wußte schon, wie sie geschickt ausgeforscht, daß dies Bronzesachen seien und daß er vor allem einen großen Kandelaber zu haben wünsche. Das Frühstück wurde in dem antiken Hause eingenommen, in welchem sich einst die Bäder befunden hatten. Man hatte darüber ein Schutzdach gegen die Sonne gespannt und darunter eine reichbesetzte Tafel gestellt. Die Gräfin kann nicht genug die grandiose Gastfreundschaft des Königs von Neapel rühmen sowie die Tätigkeit des leitenden Beamten. Auch die anderen neapolitanischen Herren gaben sich die größte Mühe, dem hohen Gaste und seinem Gefolge in jeder Weise Gefälligkeiten zu erweisen. Nach dem Frühstück wurden noch verschiedene berühmte Gebäude Pompejis besichtigt.*)

*) Mit Entzücken erzählt die Gräfin auch von der herrlichen Aussicht, die die Reisenden vom antiken Theater aus auf die schöne Ebene von Castellamare und die diese umrahmenden Bergzüge genossen.

Die Episode in Pompeji ist insofern bezeichnend, als sie das schlichte Wahrheitsgefühl des Prinzen wiederspiegelt, das höfischen Liebenswürdigkeiten gegenüber standhielt. Auch in anderen Dingen, z. B. in Fragen des Zeremoniells, kam er mit den aus der Heimat mitgebrachten Anschauungen häufig in Gegensatz zu den Landesgewohnheiten. So kostete es Bernstorff einige Mühe ihn zu überzeugen, daß er bei den Galafesten in Neapel in Zivil, anstatt wie in Deutschland in Uniform erscheinen müsse, und „daß hier die höchste Stufe des Toilettenzeremoniells der Frack sei". Dem Aberglauben der Neapolitaner bot der Prinz gelassen Trotz. So saß er ganz ruhig im Theater mit dem Intendanten, Herzog v. Ventignano, zusammen, der in der Stadt den Ruf eines „Jettatore" hatte, d. h. mit dem „unheilbringenden Blick" behaftet war. Dieser Mann hatte angeblich dem Leben eines jeden, mit dem er verkehrte, Unglück gebracht und wurde deshalb von allen gemieden. Beispielsweise schickte man ihn in diplomatischer Mission nach Paris an den Hof Karls X., und am nächsten Tage, nachdem er den König gesprochen, mußte dieser aus Paris flüchten, um niemals wiederzukehren. Als später der Betreffende als Gesandter beim Papste in Audienz erschienen sei, wäre der heilige Vater in eine schwere Krankheit verfallen. Ähnliche Geschichten waren noch dutzendweise von ihm im Umlauf. „Ohne den Aberglauben der Italiener zu teilen", schreibt die Gräfin, „sei es ihr doch schwer aufs Herz gefallen, diesen Mann in der Loge mit dem Prinzen zusammen zu sehen!" —

Der Prinz besuchte während seines Aufenthalts in Neapel auch die deutsche Schule, sprach freundlich wie immer mit den Kindern und freute sich, daß die Lehrerin an der Mädchenschule, wie er hervorhob, aus Potsdam war, weil er diesen Ort — wie er sagte — so ganz besonders lieb habe.

Es folgten noch einige schöne Ausflüge in die Umgebung von Neapel, an denen Graf Bernstorff und seine Gemahlin stets teilnahmen. Den Tempel von Pästum sahen die Reisenden in wunderbarer Abendsonnenbeleuchtung. Die Gräfin konnte sich von dem herrlichen Anblick kaum trennen. Der Prinz war jedoch unruhig und zerstreut, da er — so äußerte er — immer in innerer Bewegung an den ihm als Gesellschafter besonders sympathischen

Herrn v. Heinz denken mußte, der in Neapel an den Blattern erkrankt daniederlag. In den nächsten Tagen ging es nach Ischia und nach Sorrent. Dann kam für den hohen Reisenden die Stunde des Abschieds. Kurz vor der Abreise erschien der Prinz noch bei einer Feierlichkeit der deutschen Kolonie in der Gesandtschaftskapelle, eine Episode, die die Gräfin folgendermaßen beschreibt:

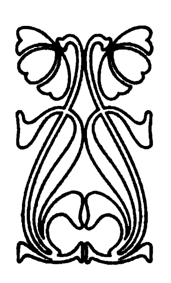
„In der Kirche fand die Konfirmation eines jungen Mannes statt, des Sohnes deutscher und sehr frommer Eltern, die sich in Neapel vor mehreren Jahren niedergelassen hatten. Unser trefflicher Pfarrer Rémy predigte mit Wahrheit und mit Feuer wie gewöhnlich, aber mit noch größerer Innigkeit als sonst; bewegte ihn doch der Gedanke, daß dieser junge Mann von ihm getauft worden war und daß er ihm in erzieherischer wie religiöser Hinsicht einen festen Halt gegeben, der für die Zukunft des Jünglings die beste Bürgschaft bedeutete. Zu Ende unseres Gottesdienstes näherte sich unser lieber Prinz, der selbst so echt religiös ist, dem ihm gänzlich unbekannten jungen Manne, drückte ihm mit warmer Teilnahme die Hand und richtete einige Worte an ihn. Beim Hinausgehen kam er an dem Vater des Konfirmanden vorüber, der in seiner Freude und Rührung über die Handlungsweise des Prinzen jetzt seinerseits dessen Hand ergriff und ihm innig dankte. Dies aus freiem Antriebe hervorgegangene Verhalten des Prinzen hatte alle Anwesenden bewegt und entzückt. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Prinz aller Herzen gewann und daß innige Gebete aus der Mitte der kleinen Gemeinde für ihn zum Himmel emporstiegen — der Gemeinde, die nur auf Grund des Schutzes des Königs von Preußen religiöse Duldung in dem leider sonst so intoleranten Lande genießt."

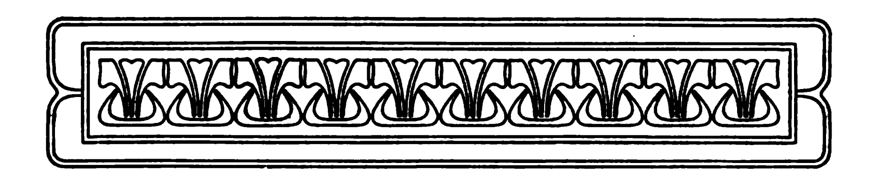
Nach der Kirche kam der Prinz in den Salon der Gräfin. „Ich bat ihn, zwei kleine Aquarelle, mit Abbildungen des reizenden Schlosses von Chiatamone, wo er während seines Aufenthalts in Neapel gewohnt, von mir anzunehmen. Das eine Bild war von der linken Seite aufgenommen, es zeigte die Fenster seines Schlafzimmers und bot zugleich einen Blick auf den Hafen mit der auf dem Wasser schaukelnden Barke, die ihn zur Fregatte

wir beide bei dieser Nachricht empfanden. An das, was die neue Ernennung Schmeichelhaftes für meinen Mann hatte, dachten wir, fürchte ich, recht wenig. Wir vermochten nur mit tiefem Bedauern von diesem idealen Aufenthalt zu scheiden, und mich speziell erfüllte die Rückkehr zur großen Politik nach den Wiener Erfahrungen mit Sorge um meinen Mann, dessen Gesundheit sich in sehr erfreulicher Weise in Neapel gekräftigt hatte. Dazu kommen die Unannehmlichkeiten, die mit jedem Wechsel des Wohnortes verbunden sind und die Schwierigkeit der Übersiedlung mit drei Kindern. Doch vielleicht halfen uns diese kleineren Sorgen etwas leichter über den traurigen Moment des Abschiedes hinweg. An die letzteren reihte sich noch der Umstand, daß die Amme sich weigerte uns zu begleiten, sowie eine leichte Erkrankung, von der Andreas und die kleine Therese befallen waren.

„Glücklich, die Kinder wiederhergestellt zu sehen und über die anderen Schwierigkeiten hinweggekommen zu sein, schiffte ich mich inmitten eines derartig unruhvollen Wirrwarrs ein, daß dabei das Gefühl der Wemut nicht aufkommen konnte. Die Sorge um den Kleinsten, die Furcht, ob diese zarte Pflanze des Südens sich in den Norden versetzen lassen würde, der Wunsch, alles zu vermeiden, was ihm irgendwie schaden könnte, nahmen uns beide ganz in Anspruch. Als wir ihn — was unser nächster Gedanke war — in der Kabine untergebracht und ihn lächelnd einschlafen gesehen hatten, blieb uns nur noch gerade so viel Zeit übrig, um unseren Freunden, die sich auf dem Schiffe zusammengeschart, Lebewohl zu sagen. Die Stimme des Kapitäns ertönte und gab das Zeichen zur Abfahrt, die Freunde verließen den Dampfer, die Schaufelräder setzten sich in Bewegung und wir verließen den Hafen. Noch einmal zeigte sich Neapel vor uns in seiner ganzen unvergleichlichen Schönheit, dann entschwand es unseren Blicken! — Wir gingen ins Ungewisse hinaus, um ein neues Leben zu beginnen. Was sollte es uns wohl bringen!? — Unser kleiner Bimbo schien die glückliche Sorglosigkeit seiner Landsleute geerbt zu haben; sein blaues, klares Auge erschien wie ein Abglanz des Himmels, unter dem er geboren war. Sein Mündchen öffnete sich nur um zu lächeln. Das stürmische Meer, die heiße Kabine, die Seekrankheit, unter der seine Amme litt, das alles

störte ihn nicht und brachte ihn nicht zum Weinen. In Genua pünktlich angelangt, nahm ihn sein lieber Vater in den Arm und trug ihn, den Schlummernden, in die schaukelnde Barke, die uns ans Gestade bringen sollte. Ein helles Lachen, das aus den Kissen hervordrang, zeigte uns dann an, daß er soeben erwacht war. Unsere Reise ging über Turin, den Mont Cenis, Genf, Luzern, Basel, Frankfurt glücklich vonstatten; doch — genug davon —, man darf nicht Prosa und Poesie vermengen! Dies Heft soll mit dem Ausdruck tiefer Dankbarkeit und inniger Zuneigung für dies schöne Land schließen, wo wir so herrliche Tage verbracht, wo mein Mann seine Gesundheit wiedergefunden und wo unser lieber Kleiner das Licht der Welt erblickt hat!" . . .





VII. Kapitel.

Die Anfänge des Krimkrieges. 1853—1854.

Konstellation bei Beginn des Krieges; verschiedene Möglichkeiten der Haltung Preußens. — Der Prinz von Preußen und Bernstorff. — Der österreichisch-preußische Bundesvertrag vom 20. April 1854. — Friedrich Wilhelm IV. und Manteuffel. — Bernstorff in England; Schwierigkeiten des Einlebens. — Der englische Hof; hervorragende Persönlichkeiten der englischen Gesellschaft und der europäischen Diplomatie. — Die Königin Marie Amélie und die Orléans.



Zu der Zeit, als Bernstorff als Vertreter Preußens in London eintraf, sah sich die Diplomatie der europäischen Mächte vor die denkbar größten Aufgaben gestellt. Die orientalische Frage, die sich an dem Streit der römischen und der griechischen Katholiken um Besitz und Gebrauch der heiligen Stätten in Jerusalem von neuem entzündet, war infolge der scharfen Gegensätze der an den Verhältnissen des Südostens interessierten Großstaaten in ein sehr gefährliches Stadium getreten. Vor den besorgten Blicken aller Freunde des Friedens eröffnete sich die Aussicht auf einen ganz Europa in Mitleidenschaft ziehenden furchtbaren Krieg.

Die gesamte bisherige Lage, innerhalb welcher Rußland einen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke Mitteleuropas ausgeübt, erschien plötzlich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Der vom Zaren gehaßte und verachtete Napoleonide, den jetzt Frankreichs Kaiserkrone schmückte, hatte es verstanden, England zu Frankreichs Bundesgenossen zu machen, indem er die Furcht der leitenden englischen Kreise vor einem Zusammensturz der Pforte geschickt ausnutzte. Er war das leitende Element in der Allianz der Westmächte geworden. Diese schickte sich jetzt mit Erfolg an, auch Österreich in ihr Lager hinüberzuziehen, obwohl jenes Reich Ver-

pflichtungen gegen Rußland besaß, welches noch kurz vorher den alten Kaiserstaat aus den Krallen der Revolution gerettet hatte. Aber die vorschnelle Besetzung der Donaufürstentümer durch russische Truppen erstickte in Wien die Regungen der Dankbarkeit.

Bei der abwartenden Haltung, die Preußen inmitten der ganzen Verwicklung einnahm, erschien die Aufgabe Bernstorffs in London fast ebenso schwierig, wie einst die in Wien, schon deshalb, weil er bald auf die Weisungen Manteuffels, bald auf die von diesen oft ganz verschiedenen Befehle des Königs Rücksicht nehmen mußte. Manteuffel wollte den Krieg in jedem Falle von seinem Vaterlande fernhalten und Preußen und Österreich eine neutrale Gruppe bilden lassen, die es den streitenden Parteien schon durch ihr Dasein unmöglich machen sollte, Mitteleuropa in den Kampf hineinzuziehen. Er stand auch in seinen ganzen Anschauungen den Westmächten fremder gegenüber als der König, der in der vorliegenden Frage von einander widerstrebenden Empfindungen erfüllt war. Friedrich Wilhelm IV. verehrte den Zaren als den Hort der konservativen Weltanschauung und als den Streiter für das Christentum im Kampfe mit dem Islam — anderseits schätzte er England hoch als protestantische Macht. Bunsen, der Vorgänger Bernstorffs in London, hatte den Monarchen meist von der englandfreundlichen Seite kennen gelernt, beispielsweise bei den Verhandlungen über das Bistum Jerusalem, und daraufhin in London eine Sprache geführt, die die Engländer glauben ließ, die Fahnen Preußens würden in dem bevorstehenden großen Kampfe im Orient im Lager der Westmächte wehen. Das war der Irrtum, der ihn zu Fall brachte, denn als Preußen es ablehnte, mit den Westmächten einen Bund zu schließen, um Rußland zur Zurückziehung seiner Truppen von der Moldau und aus der Wallachei zu zwingen, war seine Rolle in London ausgespielt. Sein Abgang erschien aus diesen und anderen Gründen, auf die hier nicht eingegangen werden kann, als eine Notwendigkeit. Kaum aber hatte er die englische Hauptstadt verlassen, als man dort allgemein sein Scheiden bedauerte. Das allein schon mußte die Stellung seines Nachfolgers, Bernstorff, erschweren. Dazu kam, daß Preußen überhaupt während des ganzen Feldzuges den englischen Staatsmännern verdächtig blieb. Das Mißtrauen gegen diesen Staat wurde durch den

Bundesvertrag vom 20. April 1854, den das preußische Kabinett mit Österreich einging, nicht verbessert. Mutmaßte man doch in London, daß der Berliner Hof Österreich in das System seiner Neutralität durch jenes Abkommen hineinzuziehen beabsichtige, während England sich in dem österreichischen Staate einen aktiven Bundesgenossen erwerben wollte. Überhaupt hatte ja dieser Vertrag das Schicksal, auf allen Seiten mißverstanden zu werden. In Österreich wähnte man, daß er sich gegen den Osten richte, während man in Preußen meinte, er wende seine Spitze gegen Frankreich. In Rußland grollte man über den „Abfall“ Preußens, und in Berlin selbst feindeten sich um besagten Traktates willen die Parteien in wilder Leidenschaft an.

Der Ratschläge über das, was die preußische Regierung in solcher Lage zu tun habe, gab es damals in Preußen eine ganze Menge. So vertrat z. B. Bismarck eine Politik, die darauf hinauslief, eine starke preußische Armee in Deutschland aufzustellen und die Verhältnisse dazu zu benutzen, um von Österreich wichtige Zugeständnisse auf dem Gebiete der deutschen Frage zu erzwingen. Für eine solche Staatskunst aber waren in Preußen die leitenden Persönlichkeiten aus bekannten Gründen nicht zu haben. Der Widerstreit der deutschen öffentlichen Meinung ließ es auch in Berlin zu keinem festen Entschlusse kommen. Der deutsche Liberalismus wünschte den rückhaltlosen Anschluß Preußens an die Westmächte, um den „auf tönernen Füßen stehenden“ russischen Koloß, den „Hort der Reaktion“, niederzuschmettern. Dagegen erstrebten die Männer der äußersten Rechten unter Führung des Generals Leopold v. Gerlach und seiner Anhänger (Niebuhr, Dohna, Groeben usw.) ein festes Bündnis mit Rußland, weil sie in dem Zaren gleichsam den Streiter erblickten, der dem „Drachen der Revolution“ den Kopf zertreten sollte.

Neben diesen beiden Richtungen sind noch zwei andere Gruppen zu verzeichnen. Die eine, in welcher sich Männer wie Goltz, Pourtalès, Bethmann-Hollweg usw. befanden, forderte, daß der preußische Staat durch Anschluß an eine aus den Westmächten und Österreich zusammengesetzte Koalition Rußland den Frieden diktieren solle, damit er wieder in seine alte Großmachtstellung einrücke; die zweite Gruppe hoffte Preußen zwar neutral zu erhalten, verlangte

aber eine Regelung der ganzen Frage auf einem europäischen Kongresse, bei dem Preußen dann eine sehr einflußreiche Rolle spielen sollte.

Den beiden letzten Gruppen standen der Prinz von Preußen und Bernstorff nahe. Hielten doch beide die Stunde für gekommen, um den nach ihrer Meinung geradezu verderblichen Einfluß Rußlands auf Mitteleuropa und Preußen insbesondere einzuschränken. Das Zarenreich sollte nicht geschädigt, aber in die ihm zukommende Stellung zurückgewiesen werden.*)

Für Bernstorff kamen bei seiner Zustimmung zu den Ansichten des Prinzen auch seine eigenen Erfahrungen in Betracht. Er hatte noch zuletzt auf seinem Posten in Wien mit angesehen, wie Preußen gerade durch das Verhalten Rußlands zu dem Gange nach Olmütz gedrängt worden war. Heutzutage haben sich die Ansichten über die Macht des Zarenreichs in vieler Hinsicht geändert, zu jener Zeit aber glaubten auch Männer, die nicht den Reihen des Liberalismus angehörten, daß Rußland eine Knechtung des Kontinents durchzusetzen vermöge. Dieser Gefahr gegenüber erschien England trotz zahlreicher Fehler als der Staat der Völkerfreiheit, als das einzige starke Element des Widerstandes gegen die Übergriffe der russischen Macht.

Nun ließ sich ja auch eine Politik unbedingter Neutralität Preußens verteidigen. Es fragte sich nur sehr, ob sie unter den damaligen Verhältnissen mit Erfolg durchgeführt werden konnte. Am meisten beunruhigte Bernstorff, daß die Haltung der leitenden preußischen Kreise keine folgerichtige war. Wenn sich, so meinte er mit dem Prinzen von Preußen, das Zünglein der Wage in

---

*) Weit später faßte der Prinzregent in einem Schreiben an Manteuffel (Poschinger, a. a. O. III, S. 231) die Motive noch einmal zusammen, die ihn zu seiner damaligen Haltung bestimmten. „Ich wollte Rußland vor dem Kriege bewahrt sehen —, damit es sein Ansehen nicht einbüßen, wohl aber vor der kompakten europäischen Koalition sich beugen sollte, worin es seine Lektion empfangen mußte .... Nach meinem Wunsche, den ich seit Jahren festgehalten habe, sollte Rußland weder Land, noch Meer, noch Flotte, noch Armee, noch Ansehen einbüßen, aber seinen Fehler, die Besetzung der Fürstentümer, durch sofortige Evakuation derselben wieder gut machen. Dann kam es nicht zum Kriege mit den Westmächten, denn diese hatten es mit uns zu tun — — —."

Berlin bald auf die Seite der Westmächte, bald auf die Rußlands neige, so werde der preußische Staat schließlich in eine Gegnerschaft zu sämtlichen Mächten geraten und dann beim Friedensschlusse die Zeche bezahlen müssen.

Unter diesen unsicheren Verhältnissen, ohne feste Stütze in der Heimat und von den englischen Politikern mit Mißtrauen betrachtet, traf Graf Bernstorff im Hochsommer 1854 auf seinem Londoner Posten ein. Um die Stimmung der Engländer den anderen europäischen Staaten gegenüber in jenen Tagen ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, welche Rolle die englische Macht damals in der Welt spielte. Noch mehr fast als zu Beginn des Jahrhunderts paßte auf den britischen Handel das Wort unseres großen Dichters: „Seine Handelsflotten streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus, und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eigen Haus.“ Die englischen Handelsinteressen umspannten den Erdball, die Londoner Börse war der Geldmarkt der ganzen Welt. Die anderen Staaten galten der britischen Politik nur als Märkte für englische Waren. Auf einer gewaltigen Höhe stand die englische Industrie bereits zu einer Zeit, als die der anderen Länder noch so ziemlich in den Kinderschuhen steckte. Was Wunder, wenn der Normalengländer sich damals für ein von der Vorsehung zur Beherrschung der Nationen auserlesenes Wesen ansah, wenn jedes Bettelweib und jeder zerlumpte Straßenjunge dem Fremden, der die Straßen Londons durchwanderte, mit unnahbarem Stolze ihr Engländertum entgegen hielten.

Um die kontinentale Politik bekümmerte man sich an der Themse nach altem Brauche nur wenig. Namentlich die deutschen Verhältnisse fertigte man mit ein paar allgemeinen Redensarten ab. Der Deutsche durfte sich ja nach der Meinung englischer Blätter nur glücklich schätzen, wenn Englands Handel und Industrie ihn mit guten englischen Waren versorgten, und die kleinen deutschen Staaten — denn vom englischen Standpunkt aus gesehen waren sie alle klein — konnten ja nichts Besseres tun, als Gut und Blut für die Sache der englischen Interessen einzusetzen. Weigerten sie sich, so versündigten sie sich nach englischer Anschauung gegen die ersten Gebote der Kultur und Zivilisation. Noch immer hielt sich England für eine der ersten Militärmächte der Zeit. Daß die

ganze Armeeverwaltung an den schwersten Gebrechen litt, das hätte man bei Beginn des Krieges den Engländern nicht einmal andeuten dürfen. Die Taten der Preußen in den napoleonischen Feldzügen, auch die Blüchers bei Waterloo waren längst vergessen. Das Ansehen der preußischen Armee hatte namentlich in letzter Zeit in der Meinung des englischen Volkes sehr gelitten. Schrieb man doch die Nachgiebigkeit von Olmütz der militärischen Schwäche Preußens zu. Um so besser wußten freilich die Eingeweihten in den leitenden englischen Kreisen, was dessen Heer bedeutete. Daher die Anstrengungen, Preußen ins Lager der Westmächte hinüberzuziehen. Man belächelte auch die preußischen „unfertigen konstitutionellen Verhältnisse", ohne zu gewahren, welche Fehler das System des damaligen englischen Parlamentarismus in sich barg. Vergegenwärtigt man sich alle jene Anschauungen und Stimmungen des englischen Volkes, so kann man sich leicht ein Bild von dem England machen, in dem damals Bernstorff sich als preußischer Vertreter wohnlich einrichten sollte, und von den Schwierigkeiten, mit denen er — namentlich bei der hochgradigen Spannung der Lage — zu kämpfen hatte.

Zunächst galt es für Bernstorff und seine Gattin auch in rein persönlicher Hinsicht, d. h. in bezug auf ihre Lebensgewohnheiten und die soziale Umgebung, welche sie empfing, eine recht trübe Übergangszeit durchzumachen.

In ihren über die Londoner Zeit aufgezeichneten Erinnerungen*) legt die Gräfin in trefflicher Schilderung dar, wie schwer ihnen beiden und ihren Kindern, der Abschied von dem schönen sonnigen Süden und die Gewöhnung an die Londoner Nebelatmosphäre sowie an das zurückhaltende, verschlossene Wesen der Engländer wurde. Selbst das Gesandtschaftshaus, das die Gräfin in ihrer anschaulichen Weise beschreibt, brachte ihnen in bezug auf das Zusammenwohnen manche Enttäuschung. Besaß es doch dieselbe Einteilung wie die meisten englischen Häuser und hemmte durch seine Ausdehnung und seine vielen Treppen vielfach den vertraulichen Verkehr der Familienmitglieder, wie diese ihn in Italien gewohnt gewesen waren. Auch die ganze auf einer Unzahl von

*) Erinnerungen der Gräfin A. v. Bernstorff. Im handschriftlichen Nachlaß. (Französisch geschrieben.)

Dienstboten ruhende Organisation des Haushaltes machte der Gräfin die größten Schwierigkeiten. Und doch sollten sie und ihr Mann im Laufe der Zeit dies Haus, dies Land und das englische Volk mit seinen großen und edlen Eigenschaften wahrhaft schätzen, verehren und lieben lernen, so daß sie, als der Graf später als Minister nach Berlin berufen wurde, nur ungern von England schieden und stets mit Sehnsucht an das Inselland und ihre vielen dort lebenden Freunde zurückdachten. Es war ihnen eine zweite Heimat geworden. Zur Schilderung dieser freundlichen Gesinnung für England mag eine Aufzeichnung der Gräfin Bernstorff dienen, die erst nach dem Tode des Grafen von ihr 1880 niedergeschrieben worden ist.*)

„Jeder, der meine Hefte über Neapel liest, wird sehen, wie sehr ich den Aufenthalt dort genossen, wie sehr ich es liebte, und ich fürchte deshalb, daß meine ersten Eindrücke in England dadurch ungünstig beeinflußt worden sind. Da ich in späteren Jahren keine Aufzeichnungen mehr niedergeschrieben, möchte ich an dieser Stelle meiner warmen Liebe und Dankbarkeit für dieses liebe Land Ausdruck geben. Die neunzehn Jahre, die ich dort verbracht, waren sehr glückliche, und ich hege die größte Bewunderung für jenes mächtige Reich und seine Einrichtungen; wir haben in England zahlreiche Freunde — ich habe die schwerste Prüfung dort durchgemacht, und dieses schmerzliche Ereignis gab denselben Gelegenheit zu beweisen, wie sehr Güte, zarte Freundschaft und die rührendsten Aufmerksamkeiten die schweren Leiden eines Kranken und den Kummer seiner Angehörigen zu lindern vermögen! Es ist mir lieb, hier dies Zeugnis abzulegen und meine innige Dankbarkeit aussprechen zu können. Das Interesse und die Freundschaft, die uns von allen Ständen in England entgegengebracht wurden, haben uns tief bewegt."

Sehr anschaulich sind die ersten Eindrücke des gräflichen Ehepaares in den Aufzeichnungen der Gemahlin Bernstorffs wieder-

*) Die schönen Eingangsworte zu dieser nachträglichen Aufzeichnung, in welchen der tiefe Schmerz der Gräfin um ihren dahingeschiedenen Gemahl zum vollen Ausdruck kommt, sind im letzten Kapitel des Buches abgedruckt.

gegeben. Die Königin und Prinzgemahl Albert waren die Ersten, welche dem neuen Vertreter Preußens mit der größten Freundlichkeit entgegenkamen. Die erste Audienz verlief allerdings nur sehr kurz.

„Die Königin", schreibt die Gräfin, „empfing meinen Mann im Reisekostüm, weil sie unmittelbar nach der Audienz abreisen wollte — sie war sehr liebenswürdig, ließ ihn ruhig seine kleine Begrüßungsrede zu Ende sprechen und antwortete ihm dann, wobei sie unter anderen die Wendung anbrachte: „Ich hoffe, daß jetzt der Moment gekommen ist, wo Preußen sich uns anschließen wird!", das sollte heißen: an sie. Sie sprach diese Wendung mit einer gewissen Anstrengung und sah, als sie sie herausgebracht hatte, mit einem Lächeln der Genugtuung Lord Clarendon*) an. Prinz Albert hielt sich anfangs im Hintergrunde und beteiligte sich dann an der Konversation, ohne daß mein Mann ihm vorgestellt worden war."

Infolge der Abreise der Monarchin wurde Bernstorff und seiner Gemahlin erst längere Zeit darauf die Ehre zu teil, Gäste der Königin in Windsor sein zu dürfen. Eine Schilderung dieses Besuches aus der Feder der Gräfin, sowie einige andere Beschreibungen, namentlich Charakterschilderungen hervorragender Persönlichkeiten des Londoner Lebens, mögen an dieser Stelle Platz finden, weil in ihnen in festen Umrissen das Milieu skizziert ist, in welchem das gräfliche Ehepaar sich fortan zu bewegen hatte.

In jenem Schlosse zu Windsor, dessen düstere, vom Abendhimmel sich scharf abhebende Masse auf die Gräfin einen gewaltigen, aber melancholischen Eindruck machte, dessen Pracht im Innern jedoch ihre große Bewunderung erregte, wurde ihnen der erste Einblick in das Leben des königlichen Hofes zu teil. Sehr hübsch ist in den Aufzeichnungen gleich die Ankunft in Windsor erzählt:

„Der Schloßhof, lag in vollständigem Schweigen da — man hätte glauben können, sich vor einem unbewohnten Märchenschloß zu befinden — keine Schildwachen, kein Geräusch, keine Bewegung. Aber im selben Momente, als unser Fiaker vor dem Portal hielt, erschien ein Kammerdiener, gefolgt von einigen Trägern, die plötzlich wie aus der Erde hervorgewachsen zu sein schienen. Nachdem

*) George William Frederick Villiers, Graf v. Clarendon (1800 bis 1870); damals Staatssekretär des Äußern im Koalitionsministerium Aberdeen-Russell.

der Kammerdiener uns im reinsten Deutsch gefragt, ob wir Graf und Gräfin Bernstorff seien, schritt er nach einer Verneigung voraus, während die Träger sich unserer Koffer bemächtigten. Der Tag war kalt, und wir freuten uns deshalb, als wir sehr wohlgeheizte Zimmer vorfanden, die so recht den Typus englischen Komforts zeigten. Es waren drei zusammenhängende Gemächer, die ein kleiner Wandelgang von der schönen, so sehr berühmten Galerie von Windsor trennte. Diese Galerie, auf die eine Unzahl von Zimmern mündet, läuft von einer Seite des Schlosses zur anderen und endet in den Gemächern der Königin; sie ist mit schönen Gemälden aus alter und neuer Zeit geschmückt. Welchen angenehmen Eindruck mir diese Bilder und überhaupt diese kleinen, so heiteren, so warmen, so eleganten und so bequemen Zimmer machten, kann ich gar nicht mit Worten schildern. Was hätte ich darum gegeben, ein einziges solches Gemach in unserem Haus in London zu haben. . . ."

Bald nach der Ankunft wurden der Graf und die Gräfin von der Monarchin empfangen.

„Die Königin macht gleich im ersten Moment einen sympathischen und doch eigenartigen Eindruck. Ein Zug leichter Verlegenheit liegt über ihrem ganzen Auftreten. Sie hat einen schnellen Gang und zieht während des Vorwärtsschreitens bald die rechte, bald die linke Schulter ein wenig in die Höhe. Sie trug ein Kleid von blauer Seide mit Spitzenvolants und darüber den Großkordon des Hosenbandordens. Ihr Profil ist hübsch; weniger gut sieht sie en face aus. Ihr Teint wird namentlich während des Diners leicht sehr rot, auch ihre Hände sind stark gerötet. Prinz Albert ist ein schöner Mann, aber etwas linkisch und verlegen. Man wirft der Königin vor, daß sie an dem Benehmen des Prinzen schuld sei — und in der Tat macht die Schüchternheit, mit der er um sich blickt, den Eindruck, als ob die Monarchin ihre Autorität beständig über ihn geltend mache — was ihr bei vielen ihrer Untertanen nicht möglich ist. Der Prinz hat infolgedessen eine sehr schwere Stellung, die auch auf sein ganzes Wesen eingewirkt haben mag, obwohl viele sagen, er sei schon früher genau so gewesen. Seine Züge tragen zuweilen den Ausdruck von Langeweile und schlechter Laune. Er steht gewissermaßen immer auf

dem »qui vive«, fürchtet stets, sich irgend etwas zu vergeben, und sieht nicht so zufrieden aus wie die Königin, deren Züge den Ausdruck vollen Glückes tragen. Eine glückliche Frau, eine glückliche Mutter, die nur die Annehmlichkeiten und nicht die vielen Dornen königlicher Herrschaft kennt, genießt sie die Freuden des Familienlebens und alle Vorrechte ihrer Würde, ohne bei der Ausübung der letzteren Überdruß zu verspüren. Mir scheint, als müßte die Königin das vom Geschick am meisten begünstigte weibliche Wesen in der ganzen Welt sein — und so sieht sie auch aus! Verheiratet nach der Wahl ihres Herzens, ist sie im Besitz blühender Kinder und erfreut sich selbst der vollkommensten Gesundheit. Sie lächelt dem Prinzen von Zeit zu Zeit zu und ist überhaupt höchst liebenswürdig gegen ihn. Man meint, sie wolle ihn dadurch manches Unangenehme seiner Stellung vergessen machen. Der Prinz geht viel auf die Jagd und interessiert sich für seine Musterfarm und deren Masttiere. Will er sich mit Politik und den laufenden Angelegenheiten beschäftigen, so muß dies gewissermaßen hinter den Kulissen geschehen. Immerhin hat er jetzt das Recht, am Ministerkonseil teilzunehmen und der Königin Ratschläge zu geben, was man ihm in der ersten Zeit verwehrte."

Interessant ist auch die Beschreibung eines Diners bei der Königin, welches der Graf und die Gräfin bei Gelegenheit eines Besuches mitmachten.

„Diese Diners bei Hofe gleichen sich übrigens", wie die Gräfin hinzufügt, „wie ein Ei dem andern. Unter den Klängen des »God save the Queen« begab sich die Königin am Arme des Prinzen v. Hohenlohe in den Speisesaal. Prinz Albert begrüßte mich als er an mir vorüberschritt, um der Herzogin von Cambridge den Arm zu bieten. Hinter ihm schritt mein Mann mit der Prinzessin Marie und ich folgte mit Lord Burgersh.*) Die Königin saß in der Mitte der Tafel, zu ihrer Rechten Prinz

*) Lord Burgersh stammte aus alter, angesehener Familie, die ihre Abkunft bis auf die Grafen von Westmoreland zurückleitete. Die Ansprüche der letzteren waren auf die von ihnen abstammenden Nevilles übergegangen und von diesen wiederum auf den von diesen in weiblicher Linie abstammenden Francis Jane, der 1624 zum Baron Burgersh und Grafen von Westmoreland erhoben wurde.

Hohenlohe, zu ihrer Linken mein Mann. Ihr gegenüber nahm Prinz Albert Platz, der die Herzogin von Cambridge zu seiner Rechten und mich zu seiner Linken hatte. Die Tafel war sehr reich gedeckt, das Dessert stand in der Mitte und nur einige zum Diner gehörige Schüsseln befanden sich auf dem Tisch. Die Art und Weise der Bedienung war ein Gemisch von französischem und englischem Brauch. Eine große Anzahl von Kammerdienern in blauen Leibröcken mit goldenen Knöpfen, gepuderte Lakaien in roten Livreen und zwei schottische Diener — ich glaubte im ganzen an dreißig Personen zu zählen — servierten bei Tisch. Prinz Albert und die Herren, die den Hof der Königin bildeten, trugen Fräcke von blauem Tuch — am Kragen mit roten Aufschlägen versehen. Die Tracht glich genau der in Preußen üblichen kleinen Kammerherren-Uniform. Sie heißt die „Uniform von Windsor", die einst von König Georg III. eingeführt wurde; es gilt als besondere Gunst, sie tragen zu dürfen. Zu diesem Kostüm gehören schwarze, bis zu den Knöcheln eng anliegende Beinkleider. Prinz Albert sowohl als Lord Clarendon erschienen mit dem Hosenband-Orden, einem unter das Knie gebundenen Bande von blauer Seide, auf welchem mit goldenen Lettern die Worte stehen: »Honny soit qui mal y pense!«"

„Die Königin sah mich bei Tisch oft mit wohlwollenden Blicken an, und ich erfuhr später, daß ich ihr gefallen hätte. Man erzählte mir auch, daß sie viel Wert auf das Äußere und auf die Toilette lege, was mich recht überraschte, weil ich gerade das Gegenteil geglaubt hatte. Nach dem Dessert erhob sich die Monarchin und mit ihr die ganze Tischgesellschaft. Wiederum unter den Klängen des »God save the Queen!« schritt die Königin in den Salon, alle Damen folgten ihr — während die Herren nach englischer Sitte im Speisesaal zurückblieben. Die Königin nahm mit der Herzogin von Cambridge und deren Tochter vor dem Kamine Platz; sie unterhielten sich ganz ungezwungen, wie man es unter Fürstinnen und Prinzessinnen nur selten findet. Die Konversation fand in englischer Sprache statt; Prinzessin Marie berührte zuweilen die Spitzen der Königin mit der Hand und benahm sich frei und ungeniert. Die Königin hatte sich auf einem Kanapee neben dem Kamin mit den Prinzessinnen

niedergelassen. Wir anderen Damen blieben hinter dem Kanapee stehen*); unsere Unterhaltung war weniger steif, als man es sonst bei Hofe findet. Lady Desart**) stützte sich sogar auf die Lehne des Kanapees, indem sie dabei der Königin den Rücken zukehrte. Nachdem die Monarchin eine reichliche halbe Stunde mit der Herzogin von Cambridge gesprochen, trat sie auf mich zu und ließ sich mit mir in eine sehr animierte Konversation ein. Man verliert ihr gegenüber sofort jede Befangenheit. Sie ist weder verlegen noch durch Regierungssorgen absorbiert und gibt sich mit großer Offenheit, was den Verkehr mit ihr sehr leicht macht. Man beklagt sich vielfach, daß sie launisch und kapriziös sei, und ich glaube auch, daß sie, wenn sie jemanden nicht leiden kann, zu ehrlich ist, um dies zu verbergen. Nachdem sie sich mit mir über die Prinzessin von Preußen***) und dann über viele mich betreffende Einzelheiten — stets in deutscher Sprache — unterhalten, konversierte sie einige Augenblicke mit Lady Clarendon und sagte dann zu einer der Hofdamen: »Senden Sie nach den Herren!« Die Dame schickte einen im Salon anwesenden Kammerdiener hinüber, und einige Augenblicke später trat Prinz Albert mit einem etwas verlegenen Gruße ein. Und immer wieder öffnete sich die Tür um einen der Herren nach dem andern einzulassen, von denen sich jeder beim Eintritt tief verbeugte.

„Der Prinz hielt dann einen kleinen Cercle unter den Herren, und nachdem man fast zwei Stunden gestanden, begab man sich in den zweiten Salon, wo die Königin auf einem Sofa Platz nahm, vor dem ein kleiner runder Tisch stand.†) An ihrer Seite

---

*) Die Königin, deren Gesundheit eine recht kräftige war, konnte nicht begreifen, daß manche Damen das lange Stehen nicht aushalten konnten. Sie war daher sehr erstaunt, als eine Dame des Hofstaates, wie die Gräfin an anderer Stelle ihrer Aufzeichnungen erzählt, bei einer solchen Gelegenheit in Ohnmacht fiel.

**) Lord und Lady Desart gehörten zum Hofstaat der Königin mit der Aufgabe, die Gäste der Königin zu empfangen.

***) Prinzessin Augusta von Preußen.

†) Dieser runde Tisch spielte in den Gesellschaften der Königin eine große Rolle. Es war eine hohe Ehre, zu ihm zugelassen zu werden, eine Ehre, die der Gräfin öfters zuteil wurde. Während des Krimkrieges brachten die gerade anwesenden Minister die einlaufenden Depeschen an diesen Tisch.

nahm die Herzogin von Cambridge Platz, an ihrer Linken auf einem Stuhl Prinz Albert, neben ihm die Prinzessin Marie von Cambridge, dann ich, Lady Clarendon, Lady Desart, mein Mann und Lord Clarendon. Die andern Herren saßen an einem andern Tische mit den Hoffräulein, und vier andere spielten eine Partie Whist. Die Musikkapelle der Königin stellte sich in dem Salon auf, den wir soeben verlassen hatten, und spielte einige Musikstücke in wundervoller Ausführung. Die Konversation ging aber während des Spieles ruhig weiter und zwar in deutscher Sprache, trotz der Anwesenheit der Engländer. Mit dem Prinzen und ihren Kindern spricht die Königin im engsten Familienkreise immer deutsch, was den Engländern nicht sehr gefällt, die ärgerlich behaupten, daß die Königin englisch mit einem fremden Akzent spreche und daß Prinz Albert keinen Fortschritt in dieser Sprache seit seiner Ankunft in England gemacht habe.*) Ein Kammerdiener brachte der Königin ein Glas Wasser auf einem silbernen Teller, und uns reichte man leichte Erfrischungen. Nach Beendigung eines jeden Musikstückes gab Prinz Albert ein Beifallszeichen. Er sah übrigens sehr ermüdet aus. Die Königin erhob sich ganz plötzlich, unmittelbar nach dem letzten Stücke, sagte mir »guten Abend«, empfahl sich von der Gesellschaft mit einem sehr kurzen und eiligen Gruß und entfernte sich sehr schnell. Nachdem sie gegangen, begab sich der »Master of the household« zu meinem Mann, um ihm mitzuteilen, daß der Prinz ihn zum nächsten Morgen — auf zehneinhalb Uhr — zur Jagd einlade. Darauf entfernten wir uns alle gemeinsam und begaben uns in unsere Gemächer. An der Türe unseres Salons hatte man eine Karte mit unserm Namen befestigt. Lord und Lady Clarendon wohnten dicht neben uns.

*) „Die Königin," schreibt die Gräfin, „ist in hervorragendem Maße deutsch. Von deutscher Abstammung — Tochter einer Deutschen und Frau eines Deutschen — hat sie viele deutsche Neigungen und versucht auch manche deutschen Sitten hier einzuführen. Erst seit sie auf dem Throne ist, kennt man beispielsweise in England die Weihnachtsbäume. Sie hat deutsche Kammerjungfern, deutsche Kammerdiener; sie spricht beständig deutsch mit dem Prinz-Gemahl — alles Dinge, die der Engländer mißbilligt. Man würde es hier lieber gesehen haben, wenn sie den Prinzen Georg von Cambridge, ihren Vetter, geheiratet hätte."

„Wir schliefen vortrefflich und begaben uns am nächsten Morgen um 9 Uhr in den Frühstückssaal. Lord Desart empfing die Gäste — außer den Eingeladenen war niemand im Saale anwesend, als der diensttuende Kammerherr; die übrigen Herren, welche den Dienst bei der Königin hatten, frühstückten in einem anderen Gemach. Das Frühstück bestand aus Kaffee, Tee, kaltem Fleisch und Konfitüren; man setzte sich zu demselben gleich nach dem Eintreten, ohne zu warten, bis alle versammelt waren. Sobald man sein Frühstück beendet hat, verläßt man entweder das Zimmer oder liest die Zeitungen oder unterhält sich — es herrscht darin vollständige Freiheit. . . . . Mein Mann brach nun zur Jagd auf und bestieg mit einem Herrn aus dem Gefolge des Prinzen einen zweisitzigen Wagen, der von einem berittenen Postillion geführt wurde, wie alle Wagen der Königin, die ich bis dahin gesehen. Prinz Albert begab sich zu Pferde auf die Jagd, von einem seiner Herren begleitet und von zwei Piqueuren zu Pferde gefolgt, die beide dieselbe Livree — ein schwarzes, kurzes Jackett und blaue anliegende Beinkleider — trugen, gerade wie die den Kutscherdienst versehenden Postillione. Mein Mann hatte nach deutscher Sitte einen Jagdhut aufgesetzt; aber man machte ihm bemerklich, daß er einen steifen Hut tragen müsse. Er hatte auch geglaubt, daß die Jagd den größten Teil des Tages dauern würde, und war sehr überrascht, als man schon zum zweiten Frühstück wieder nach Hause fuhr. Man sagt, die Königin erlaube es dem Prinzen nicht, länger abwesend zu sein, und tadele ihn, wenn er es doch tue. Selbst wenn der Prinz mitten im schönsten Jagdvergnügen ist, muß er, so erzählt man, doch nach Hause, zuweilen setzt er die Jagd dann aus, um sie nach dem »lunch« zu beendigen.

„Bald nach der Abfahrt des Prinzen fuhr die Königin in einer mit vier Pferden bespannten Kalesche aus, der zwei Piqueure voranritten, während zwei Adjutanten zu Pferde folgten. Seit den zahlreichen Attentaten auf die Monarchin verläßt sie niemals das Haus ohne ein Schutzgeleite, selbst wenn sie mit dem Prinzen ausfährt, sind immer für alle Fälle zwei Hofkavaliere bei ihr. Ich benutzte die Zeit, die mir bis Mittag noch übrig blieb, um die Damen der Königin und Lady Karoline Barrington zu besuchen, von denen letztere die Oberaufsicht über die könig-

lichen Kinder hat. Über eine Unzahl von Treppen mußte ich steigen und mich durch unzählige Korridore hindurchwinden (die Königin hat eine direkte Privattreppe, die von ihren Gemächern zu denen der Kinder führt). Ich ging an dem Zimmer der Prinzeß Royal vorbei, dessen Tür offen stand, und konnte sehen, daß es von der größten Einfachheit war. In den Korridoren sind alle hundert Schritt Wasserpumpen angebracht, als Schutz gegen Feuersgefahr. Ich gab nun Lady Karoline Barrington meinen Wunsch kund, die königlichen Kinder zu sehen. Sie sagte mir, daß sie mit der Königin darüber sprechen wolle, die es gewiß gern gestatten würde; aber sie schien es nicht auf eigene Verantwortung tun zu können. Die Königin beschäftigt sich viel mit ihren Kinder; sie kommen morgens zu ihr herunter und die großen frühstücken mit ihr und dem Prinzen. Das um zwei Uhr stattfindende »lunch« ist zugleich das Mittagessen der Kinder. Um sechs Uhr trinken sie Tee bei ihrer königlichen Mutter und spielen dann in deren Räumen mit ihr und dem Prinzen Albert. Sie fährt viel mit den Kindern aus, die alle recht streng erzogen werden. Die mit deren Erziehung beauftragten Personen haben den Auftrag, sie nicht zu verwöhnen, sie alles allein arbeiten zu lassen, was sie irgend können, und ihnen bei ihrer Toilette nur soviel Hilfe zu leisten, als unumgänglich nötig ist. Wenn ein Kind nicht ordentlich essen will, so wird es vom Tisch weggeschickt."

„Seit der Verheiratung der Königin", fährt die Gräfin in ihrer Erzählung fort, „hat man die Ausgaben der früher übertrieben luxuriösen Hofhaltung einzuschränken und eine Vereinfachung des Haushaltes nach kontinentalem Muster einzuführen gesucht.*)

*) Früher soll, so erzählte Herr v. Stockmar der Gräfin, infolge der eigentümlichen Organisation der Wirrwarr im k. Haushalt groß gewesen sein, da eine Menge häuslicher Verrichtungen bald in dieses, bald in jenes Ressort fiel. Als die Königin einmal nach ihrem Regierungsantritt Feuer im Kamin angemacht haben wollte, mußte sie sich an die verschiedensten Leute wenden. Der eine hatte nur das Holz zu bringen, der andere die Pflicht, Feuer anzumachen, der dritte den Ofen brennend zu erhalten usw. Beispielsweise fiel die Reinigung der äußeren Fenster in das Ressort des Lord Chamberleins, während der Lord Stewart die Reinigung der innern unter sich hatte.

Ernst Freiherr v. Stockmar wurde durch seinen Vater, Christian Friedrich Freiherrn v. Stockmar, den bekannten Vertrauten und Sekretär des Prinzen

Das Odium dieser Neuerung ist aber auf den Prinzen Albert gefallen, den man als Ausländer des Geizes beschuldigt. Alles was den Engländern bei Hofe mißfällt, wird auf sein Konto gesetzt. Der Prinz ist nicht beliebt — aber freilich kein ausländischer Prinz wäre es gewesen. Man spricht — allerdings nur leise — sein Mißfallen über ihn aus. Indessen hat er sich bis jetzt schon manches Verdienst erworben, das man nicht bestreiten kann.

„Die Zahl der Personen, mit denen die Königin verkehrt, ist eine sehr beschränkte. Unter den nach Windsor Geladenen befinden sich immer nur die Vertreter der vier großen Mächte, die Minister und einige andere hochgestellte Persönlichkeiten — es würde aber die Königin, wenn sie es wollte, nichts daran hindern, in einem weit größeren Kreise zu verkehren. Übrigens beklagt sie sich selbst über das Leben in Windsor. Das Dasein, welches sie in Schottland und Osborne führt, ist weit heiterer, denn da gibt es Jagdpartien, Ausflüge in die Berge auf Ponies oder zu Fuß, Wasserfahrten in einer Jacht usw. und nur mit Widerstreben unterbricht sie ihre Zurückgezogenheit in Osborne, um einen ihrer Minister oder einen der fremden Diplomaten zu empfangen. Im allgemeinen ist sie um so glücklicher, je weiter entfernt sie von ihren Ministern ist."

Von der englischen Aristokratie lernten Bernstorff und seine Gemahlin zunächst Lord Granville*) kennen, den die Gräfin als einen Mann von großer Ruhe und Milde schildert, während Lady Granville, eine sehr liebenswürdige und geistreiche Dame, in deren Adern italienisches, französisches und englisches Blut floß, etwas Nervöses und Aufgeregtes hatte. Sie war eine verwitwete Lady Acton, Tochter des letzten Herzogs von Dalberg. Noch vor dem Besuch in Windsor hatten der Graf und die Gräfin bei Lord Palmerston diniert.

Leopold von Koburg, nachmaligen Königs von Belgien, dem englischen Hofe empfohlen. Seine Stellung dort ist bekannt; er gab später die Denkwürdigkeiten seines Vaters heraus.

*) George Leveson-Gower, Graf Granville, der bekannte liberale, englische Staatsmann; damals Präsident des Biry council. 1815—1891.

„Lord Palmerston*) ist erstaunlich konserviert.**) Siebzig Jahre alt, scheint er kaum fünfzig zu sein — er treibt viel körperliche Übungen, rudert und reitet. Seine Frau ist eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen gelernt, von umfassender Weltkenntnis und großer Bonhommie. Sie spricht sehr gut französisch. Noch heute sieht man, welche außerordentliche Schönheit sie besessen. Erwähnt muß bei dieser Gelegenheit werden, daß sie in erster Ehe mit Lord Cowper vermählt war. Sie liebt Lord Palmerston sehr und ist ungemein ehrgeizig in seinem Interesse. Man schreibt ihr politisches Talent zu, aber dieses beschränkt sich in Wirklichkeit darauf, daß sie mit Takt und Geist die Persönlichkeiten, die ihrem Gatten im Ober- und Unterhause nützlich sein könnten, an ihr Haus zu fesseln weiß."

Am selben Abend traf das gräfliche Ehepaar zum ersten Male mit Lord und Lady Shaftesbury***) (letztere war eine Tochter Palmerstons) zusammen. „Der Lord", schreibt die Gräfin, „ist als großer Philanthrop bekannt. Seine Frau ist ausnehmend schön für ihre fünfundvierzig Jahre. Diesem Diner folgte ein kleiner Rout, auf dem ich mehrere neue Bekanntschaften machte, darunter die von Lady Alice Peel und von Lady Jersey, die äußerst zuvorkommend gegen mich waren. Beide versteifen sich darauf in ihren politischen Gesinnungen sehr russisch zu sein. Sodann wurden wir mit der Herzogin von Inverneß, der Witwe des Herzogs von Sussex (also des Onkels der Königin) bekannt, der sie in morganatischer Ehe geheiratet hatte. Sie empfängt in ihrem Hause viele Gäste, besonders Fremde. .... Wir schätzten ihr freundliches Wesen und ihre unbegrenzte und freie Gastfreundschaft sehr hoch. Die Gesellschaft Londons hatte sich damals für die laufende Saison, als wir ankamen, bereits aufgelöst; wir trafen nur noch einige mit der Abreise zögernde Familien vor. Zu Lord und Lady Clarendon erhielten wir zu unserer Freude noch eine Einladung. Lord Clarendon ist einer der liebenswürdigsten Männer, die ich kenne,

---

*) Palmerston war damals im Koalitionsministerium Aberdeen Staatssekretär des Innern.

**) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

***) Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper, siebenter Graf v. S., englischer Staatsmann und Philanthrop, geb. 28. April 1801, gest. 1. Oktober 1885.

er hat viel Feuer, Lebhaftigkeit, Heiterkeit und Geist und ein sehr weltmännisches Wesen; auch spricht er sehr gut französisch. Für englische Begriffe gibt er sich sehr frei. So ließ er sich einmal — diese Anekdote ist für England charakteristisch — so weit gehen, daß er, horribile dictu, bei hellichtem Tage, in Piccadilly in einem Cab (Fiaker) öffentlich rauchte, was hier als sehr »shocking« gilt. Lord Clarendon hat trotz seiner Liebenswürdigkeit ein etwas nervöses und reizbares Wesen. Seine Gattin ist eine treffliche Frau von sehr ruhigem Charakter. . . . .

„Im allgemeinen kann ich nicht sagen, daß wir durch die Eleganz oder die Großartigkeit der Londoner Salons sehr frappiert worden wären, sie sind im Gegenteil klein im Vergleich mit denen des Kontinents und viel weniger gut erleuchtet. Bei einer andern Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft von Disraëli,*) mit dem ich englisch zu sprechen wagte. Ich hatte es fast vergessen. So sprach ich mit ihm über seine Bücher, besonders über »Coningsby«, was ihm zu schmeicheln schien, denn er bat mich, ich möchte ihn meinem Manne vorstellen, und bedankte sich für den interessanten Abend, den ich ihm bereitet habe. Disraëli hat noch einen sehr stark ausgeprägten jüdischen Typus, er ist ein Mann von bedeutendem Talent und großem Ehrgeiz. Seine Frau ist sehr reich und viel älter als er; das hat etwas Lächerliches, aber er ist sehr gut zu ihr. Der portugiesische Gesandte war der einzige von unsern Kollegen, der uns noch zum Diner einlud. Graf Lavradio ist ein geistvoller, sehr höflicher und gewandter Mann, als alter Diplomat gilt er gewissermaßen als der Nestor der Londoner Diplomatie. Bei Hofe ist er sehr angesehen und wird von seinen Kollegen viel zu Rate gezogen. Er und seine Frau erfreuen sich großer Beliebtheit. Es ist fast unmöglich, alle die Personen aufzuzählen, deren Bekanntschaft ich bei diesem Diner machte. Bei Tische hatte ich an meiner einen Seite einen alten Lord, an der

*) Benjamin Disraëli (1804—1881) aus jüdischer angesehener Familie, die vor der spanischen Inquisition nach Venedig geflüchtet und von dort nach England ausgewandert war; hervorragender englischer Staatsmann und Schriftsteller; erhielt von der Königin nach der alten Marktstadt Beaconsfield in der Grafschaft Buckingham bei seiner Erhebung zum Peer 1876 den Titel Earl of Beaconsfield.

andern den Grafen Vitzthum,*) den sächsischen Ministerresidenten, der sich seit zwei Jahren hier befindet, Ich fragte ihn nach den Namen mehrerer Personen, die mit uns dinierten, besonders nach meiner Nachbarin zur Linken und nach meinem Nachbarn zur Rechten. Aber er antwortete in einem blasierten Ton, daß er sie nicht kenne, und daß es nicht nötig sei, alle Anwesenden zu kennen. Graf Vitzthum, aus einer guten Familie des Königreichs Sachsen stammend, hat in seinen Manieren und der Art und Weise seines kaustischen und herausfordernden geistigen Wesens etwas von einem Marder. Er ist eitel, ehrgeizig, blasiert und unruhig. Von starker Vorliebe für Österreich und großer Antipathie für Preußen beseelt, wird er durch die jetzigen Umstände zur Vorsicht genötigt. Jedenfalls macht er uns gegenüber gute Miene zum bösen Spiel, indem er uns oft besucht und sich mit uns in politische Gespräche einläßt".

Bald darauf besuchte die Gräfin auch die Herzogin von Cambridge und deren Tochter, Prinzessin Marie, in ihrem schönen, im Parke von Kew gelegenen Besitztum. Auch der Herzogin von Gloucester, der Tochter des verstorbenen Königs Georg III. und Witwe seines Vetters, des Herzogs von Gloucester, machte sie einige Tage darauf ihre Aufwartung. Von beiden Herzoginnen spricht die Gräfin mit großer Verehrung und lobt auch die große Einfachheit der englischen Prinzessinnen, die sich sehr wohl mit deren Würde vertrage und einen sehr angenehmen Eindruck mache.

„Es folgt nun", fährt die Gräfin fort, „mein Besuch bei der Königin Marie Amélie, der Witwe Louis Philippes, des französischen Königs, bei dem mein Vater einst während der achtzehn Jahre seiner Regierung beglaubigt gewesen, und die mich von Jahr zu Jahr in meiner ganzen Entwicklung beobachtet und mich, sowie meine Eltern, mit Beweisen ihrer Güte und Liebenswürdigkeit stets überschüttet hatte. Sie wohnte jetzt im Schlosse Claremont, das ungefähr zwölf Meilen von London entfernt ist. Es liegt in einem schönen Park, hat aber ein düsteres, melancholisches Aussehen. Ein Diener in der blauen Livree der Orleans empfing uns und bat uns in den Salon einzutreten. Auf dem Kamine befand

*) Karl Friedrich Graf Vitzthum-Eckstädt, von dessen Denkwürdigkeiten später noch die Rede sein wird.

sich eine große Büste Louis Philippes. In diesem Raum hingen die Porträts des jetzigen Königs der Belgier und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Charlotte. Ein allzufrüher Tod hatte die letztere, die Erbin des Thrones von England, dahin gerafft. Das Schloß, welches die englische Regierung der Prinzessin und ihrem Gemahl überwiesen, war von dem letzteren später der vertriebenen Familie der Orleans als Zufluchtsstätte angeboten worden. Als ich eintrat erblickte ich im Hintergrunde die Königin mit dem Herzoge und der Herzogin von Nemours und der Prinzessin von Joinville. Ich war tief ergriffen, als ich die Monarchin in der Verbannung wiedersah — diese Frau, die mir stets als das Vorbild einer Christin, einer Mutter und einer Königin erschienen, diese Fürstin, die auf dem Throne wahre Größe gezeigt, aber noch viel mehr Größe in der Verbannung bewiesen. Obwohl sie im wesentlichen anderer Meinung gewesen wie ihr Gemahl und seine Fehler gekannt, hatte sie, treu ihren fürstlichen Pflichten, mit ihm den Thron geteilt, um in ihrer Stellung allen, die dessen bedurften, Wohltaten und Worte des Friedens und des Trostes zu spenden. .... Ohne schön zu sein — sie hat sogar zu stark ausgeprägte Züge — trägt ihr Antlitz den Ausdruck der Hoheit und Majestät. Lange weiße Locken umrahmen ihr Haupt, und alles an ihr atmet königliche Würde. Die größte Güte prägt sich in ihren Zügen aus und erklingt aus dem Ton ihrer Stimme. .... Ich hatte sie zuletzt im Jahre 1842 gesehen, einige Monate nach dem Tode des Herzogs von Orleans, mitten in tiefer Trauer. Und jetzt fand ich sie wieder, fern vom Grabe ihres geliebten Sohnes,*) als Witwe und in der Verbannung. Die Königin empfing mich mit derselben Wärme und Herzlichkeit, die sie mir einst bei meinem Scheiden von Paris in verschwenderischem Maße hatte zuteil werden lassen. Die heitere Ruhe, die über ihrem ganzen Wesen und ihrer Persönlichkeit lag, beruhigte meine erregten Gefühle. In ihrem Unglück hat sich die Fürstin die ganze Frische und Lebhaftigkeit des Gefühls bewahrt. Erfüllt von wahrhaft religiösem Sinn, findet

*) Gemeint ist das Grab des Thronerben, des jungen Herzogs von Orleans, der bekanntlich durch einen Sturz mit dem Wagen in blühender Jugend ein jammervolles Ende gefunden.

sie stets neue Kraft in dem Vertrauen auf Gott! .... Die Königin wahr sehr einfach angezogen. Sie trug eine Robe von schwarzer Seide, während die Prinzessinnen sich in Musseline gekleidet hatten. ....

„Die Herzogin von Nemours war einst eine große Schönheit und ist es in vieler Hinsicht auch heute noch, obwohl sie magerer geworden ist, und ihr Teint zu gerötet erscheint. Ihre Züge sind sehr regelmäßig, sie hat prachtvolles blondes Haar, aber es ist wenig Ausdruck in ihren Zügen, was bei ihrer matten und schleppenden Art zu sprechen, noch mehr auffällt. Von ihrem Gatten erhält man ziemlich denselben Eindruck. Von gleichmütiger Natur, ähnelt er im übrigen sehr dem Bilde Heinrichs IV. In der Revolution von 1848 hat er viel Mut und Kaltblütigkeit bewiesen .... aber es mangelte ihm das Feuer der Begeisterung, das dazu nötig gewesen wäre, um sich an das verirrte Volk zu wenden und es zu seiner Pflicht zurückzurufen. Er hat die Fusion zustande gebracht, hat zuerst dem Herzoge von Bordeaux seinen Besuch gemacht und seiner Familie sehr zugeredet, seinem Beispiele zu folgen. In seinen Ansichten ist er sehr legitimistisch, und man erzählt, daß er selbst seinen Vater für dessen einstiges Verhalten getadelt. .... »Sechs Jahre sind nicht viel in der Geschichte«, sagte der Herzog von Nemours zu mir, »aber wenn sie Tag für Tag in Claremont verlaufen, so sind sie recht lang!«"

Interessant ist auch die Schilderung des Prinzen von Joinville. „Er zeigt sich", schreibt die Gräfin, „nie in der Gesellschaft. Bei seiner angegriffenen Gesundheit macht er den Eindruck eines Greises. Sein Haupt ist fast kahl und nur einige Strähnen schwarzen Haares fallen ihm über die Schläfen. Er blickt traurig und tiefer Kummer liegt über seinem Wesen; man kann wirklich sagen, daß ihn das Unglück geistig gebrochen hat. Dazu kommt seine Schwerhörigkeit. Franzose vom Grunde seines Herzens aus, verabscheut er England und seufzt über die Tatenlosigkeit, zu der er hier verdammt bleibt. Die englisch-französische Allianz ist ihm antipathisch, und das Leben unter dem Schutze des Landes, das er stets als den Feind Frankreichs betrachtet, erscheint ihm hassenswert. In der Familie glaubt man übrigens, daß er ohne seine Taubheit den Widerwillen gegen England überwunden hätte und

sich in das Leben der englischen großen Welt gefunden haben würde. — Die Prinzessin von Joinville ist klein und dünn und hat einen sehr gelben Teint. Unter einem sonnigen Himmel aufgewachsen, leidet sie sehr unter dem Klima Englands, und das Leben in Claremont ist nicht geeignet, sie irgendwie aufzuheitern oder anzuregen."

Zuletzt möge noch eine lebendige Charakteristik des Herzogs von Aumale hier Platz finden.

„Der Herzog von Aumale, der dritte Sohn der Königin Marie Amélie, ist derjenige der Prinzen von Orleans, welcher am wenigsten unter seiner Position zu leiden scheint. In vieler Hinsicht muß seine Stellung freilich als die beste bezeichnet werden, denn er ist sehr reich, hat sich ein großartiges Heim (in Twickenham) geschaffen und widmet sich darin seinen Studien. Jetzt arbeitet er an einer Geschichte des Hauses Condé. Er lebt inmitten von Erinnerungen an seine Vorfahren — Bildern, Waffen und Büchern, mit denen das ihm gehörige Haus reich versehen ist — während seine Mutter und seine Brüder in Schlössern, die Fremden gehören und in denen keine Spur an die Vergangenheit ihres Hauses mahnt, ihr Leben verbringen. Dabei hat der Herzog von Aumale einen ausgesprochen französischen Charakter — eine heitere Frische und ein hinreißendes Temperament. Und er ist es, der alle diese Eigenschaften als belebendes Element in die geistige Atmosphäre von Claremont mitbringt. »Was würden wir ohne Aumale tun!« sagte mir die Herzogin von Nemours, »er setzt alle in Bewegung, die Großen wie die Kleinen«.

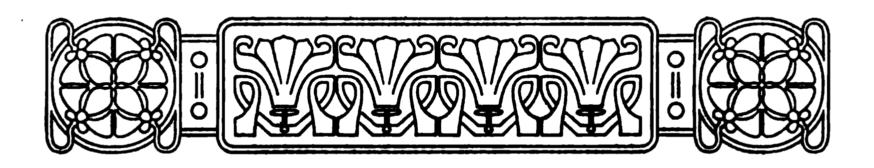
„Die Familie in Claremont führt ein musterhaftes Leben. Ganz und gar einig unter sich, leben sie alle in erster Linie für die Kinder und deren Erziehung. .... Verschiedene dieser Dynastie treu gebliebene Franzosen übernehmen abwechselnd den Dienst bei der Königin — bald der General Dumas oder der General Chabanas, bald die Gräfin de Mullien, oder die Herzogin von Marmier. Auch an Besuchen mangelt es nicht. Die Königin Viktoria, die eine Cousine der Herzogin von Nemours ist, hegt für die ganze Familie viel Sympathie und kommt von Zeit zu Zeit zu Besuch hin. .... Fern von seinen Verwandten lebt der Herzog

von Montpensier, der zweite Sohn der Königin. Er weilt mit seiner Gattin, einer spanischen Infantin, in Spanien.

„. . . . Der Herzog von Aumale gibt Diners und nimmt Einladungen zu solchen an. Seine Frau, eine neapolitanische Prinzessin, ist durchaus nicht hübsch, aber sehr liebenswürdig und unterhaltend, sie spricht mehrere Sprachen. . . . . Wir dinierten bei ihm zusammen mit dem Herzog und der Herzogin von Nemours, der Prinzessin Klementine von Orleans, die mit dem Prinzen von Sachsen-Koburg-Kohary verheiratet ist, und anderen Persönlichkeiten, unter denen sich auch der Graf und die Gräfin Lavradio, der Herzog von Ossuna und der Marquis von Azeglio befanden. . . . . Letzterer, von dem ich bisher nicht gesprochen, ist ein liebenswürdiger Italiener mit sehr viel Bonhommie und einer gewissen Eitelkeit. Er betet England an und hat alle Sitten desselben angenommen. Seine Kravatten sind auf tadellose Art geknüpft und ebenso tadellos ist seine sonstige Toilette, namentlich seine Hemdknöpfe mit schwarzen Perlen werden sehr bewundert. Er ist ein Freund von Kunstgegenständen aller Art und von Antiquitäten. Infolge seiner Freundlichkeit und Gutmütigkeit und seines angenehmen Wesens genießt er in London große Beliebtheit. Er liebt es, Ratschläge zu erteilen, und ist entzückt, wenn dieselben befolgt werden. Indessen überschätzt er etwas die Wichtigkeit seiner Stellung. Ihn, den Neffen von Massimo d'Azeglio, nennt man in London Minnimo d'Azeglio, womit der Grad von Talent, den man ihm zutraut, bezeichnet ist."

So in festen und deutlichen Strichen zeichnet die Gräfin die Bilder der Menschen des ganzen Kreises, in welchen beide Ehegatten eintraten. Andere politische Porträts, die sie darbietet, sollen später folgen. Zunächst ist es jedoch Zeit, zu der großen Politik zurückzukehren, in welcher Bernstorff, als Vertreter Preußens, eine hervorragende Rolle spielen sollte.





VIII. Kapitel.

Bernstorffs Tätigkeit während des Krimkrieges bis zum Ministerium Palmerston. 1854—1855.

Buols Schwenkung an die Seite der Westmächte. — Drohungen der englischen Minister gegen Preußen. — Der Zusatzartikel zum Aprilvertrag. — Die Zustände auf dem Kriegsschauplatze. — Der Vertrag Österreichs mit den Westmächten vom 2. Dezember. — Walewski. — Die parlamentarische Krise. — Das Kabinett Palmerston. —

Noch ehe Bernstorff sein neues Amt in England angetreten, hatte er sich in Berlin über die Anschauungen der leitenden Kreise genau zu unterrichten gesucht, was bei den Gegensätzen innerhalb derselben durchaus nicht als eine leichte Aufgabe gelten konnte. Es war ihm lieb zu hören, daß seine Ernennung nur geringem Widerstande begegnete. Er schrieb darüber aus Berlin am 6. Juni 1854 an seine Frau: *)

---

*) An dieser Stelle mag eine rührende Bemerkung Platz finden, die die Gräfin schriftlich zu dem Briefwechsel mit ihrem Gatten gemacht, und die sich im Nachlasse des letzteren findet. Sie erklärt, warum sich nur so wenige Briefe vorfinden, die die beiden Ehegatten aneinander gerichtet: „Es sind glücklicherweise nur wenige Briefe meines lieben Mannes an mich vorhanden. Wir haben uns freiwillig überhaupt nie getrennt, nur wenn die Pflicht es gebieterisch forderte. In dem Anfang unserer so unbeschreiblich glücklichen Ehe hatten wir uns dies vorgenommen und durch Gottes Gnade wurde es uns, bis auf wenige Ausnahmen, gestattet! Unendliche Dankbarkeit erfüllt mein Herz, daß es mir vergönnt war, meinem Manne überall hin folgen zu können. Jede Trennung war ein unsäglicher Kummer für uns beide! Wie tief er es empfand, wenn ich nicht bei ihm war, kann ich nicht beschreiben. Der starke, kräftige Mann, mit dem liebevollen, warmen Herzen, mit dem tiefen Gemüte vermißte mich mit einer rührenden Sehnsucht. In den ersten Jahren unserer glücklichen Ehe bestanden die Ärzte mehreremals auf Badereisen für mich, an denen er nicht teilnehmen konnte. 1854 und 1859 blieb ich wegen der Kinder in Hamburg, 1859 war die letzte Trennung auf Wochen auf dieser Erde.“

„Es macht mir Freude hier zu sehen, wie man im allgemeinen mit meiner Bestimmung nach London einverstanden ist. Man sagt mir, daß selten eine Ernennung so glatt abgegangen sei, d. h. so einstimmig, ohne Widerspruch. Der König hat übrigens selbst die Initiative dazu genommen und Manteuffel und die übrigen waren gleich damit einverstanden, auch der Prinz von Preußen ist sehr zufrieden, obgleich er Bunsens Abberufung sehr übel genommen hatte!" *)

Auf seiner Route nach London hatte sich Bernstorff auch einige Tage in Paris aufgehalten, um Fühlung mit den dortigen politischen Kreisen zu erhalten. Drouyn de L'huys,**) der mit ihm ein langes politisches Gespräch führte, erklärte ihm, daß die Westmächte dringend den Anschluß Preußens an ihre Aktion wünschten und darüber eine Entscheidung verlangten, ebenso wollten sie Österreich auf ihre Seite ziehen.***) Das Donaugebiet, sagte er, müsse für alle Zeiten unabhängig von den Russen gemacht, die Rechte der Christen in der Türkei festgestellt und die Integrität des türkischen Reiches, nachdem dieses eine Entschädigung für die Aufgabe der Moldau und Wallachei erlangt, aufrecht erhalten werden. Wollten Preußen und Österreich auf diesen Plan eingehen, so würden sie zwei Stimmen auf der Konferenz erhalten und keine Maßregel ohne ihre Zustimmung ausgeführt werden.

Mit ähnlichen Wünschen wurde Bernstorff in London von der englischen Presse, die für den Notfall den zwangsweisen Beitritt Preußens zur Allianz forderte, und von den englischen Ministern empfangen. Clarendon, der bereits mehrfach erwähnte Staatssekretär des Äußeren, erklärte ihm geradezu, daß es in hohem Grade dem Interesse des preußischen Staates entspräche, den Krieg beseitigen zu helfen und zwar einfach durch ein Zusammenoperieren mit Frankreich und England — nur so könne das un-

*) In demselben Briefe schreibt Bernstorff, daß er Werther in Berlin wieder gesehen. „Er ist ganz derselbe, nur gealtert, er macht mir nicht den Eindruck eines großen Staatsmannes."

**) Edouard Drouyn de L'huys (1805—1881), französischer Staatsmann, leitete unter Napoleon III. wiederholt als Minister die auswärtige Politik Frankreichs. Er war Verehrer Österreichs und des Papstes und suchte die französische Rheinbundpolitik fortzusetzen.

***) Bernstorffs Bericht an den König. London, 18. Juli 1854.

erhörte Übergewicht, das Rußland so lange über Deutschland ausgeübt, gebrochen werden.*) Bernstorff erwiderte mit Recht, es sei nicht Preußen, das Rußland dies Übergewicht verschafft, sondern die Fehler der anderen Großmächte — und davon sei England nicht ausgenommen, denn es habe 1849 und 1850 das Spiel Rußlands gespielt zum großen Schaden Deutschlands und der deutschen Sache. Er betonte dann, daß Preußen bei der vorliegenden Verwicklung erst in der zweiten Linie der Interessenten stehe, für Deutschland im allgemeinen komme überhaupt nur die Befreiung der Donaufürstentümer von der Besetzung durch russische Truppen in Betracht. Im weiteren Verlauf jener Unterhaltung verteidigte dann Bernstorff Preußens ganze Haltung in dieser Frage. Clarendon blieb jedoch unerschütterlich bei seiner Ansicht, ebenso Aberdeen,**) der sich ganz auf des ersteren Standpunkt stellte. Bernstorff konnte aus diesen Unterredungen ersehen, daß die preußische Diplomatie in London mißachtet wurde und daß Preußen während des ganzen Krieges den Pressionen der Westmächte ausgesetzt sein würde. Dies machte ihm um so größere Sorge, als er erfuhr, Österreich unterhandle, trotz des Vertrages mit Preußen, heimlich mit England über eine Evakuation der Donaufürstentümer, eventuell unter Mitwirkung österreichischer Truppen.

Damals schrieb ihm der Prinz von Preußen über die Lage:

Ostende, 1. 8. 1854. (Handschreiben.)

„Soeben bietet sich mir eine sichere Gelegenheit dar, um Ihnen meinen Dank für Ihren heute früh erhaltenen Brief auszusprechen. Ich freue mich sehr Ihrer persönlichen guten Aufnahme; die sächliche konnte wohl jener nicht entsprechen. Alles was Sie mir mittheilen, konnte mich nicht im Mindesten überraschen. Der unlautere und unsichere Weg, den wir gehen (der Grund warum ich

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 20. Juli 1854.

**) George Gordon, vierter Graf v. Aberdeen, nahm 1818 den Zunamen Hamilton an; 1814 wurde er als Viscount Gordon in die großbritannische Pairie erhoben. (1784—1860.) Nachdem er bereits eine reiche politische Tätigkeit hinter sich hatte, während deren er sich zu den Tories gehalten, war er 1852 nach dem Rücktritt Derbys an die Spitze des bereits erwähnten Koalitionsministeriums getreten. Im Oberhause führte er nach Peels Rücktritt die sogenannten „Peeliten". Seit den vierziger Jahren stand er den liberalen Anschauungen näher als früher.

jede fernere Mitwirkung aufgeben mußte) mußte uns an das Ziel führen, welches Sie schildern und welches ich seit dem März in Memoiren, Briefen und mündlichen Explicationen genau vorher sagte. Noch wäre es möglich mit Ehren aus der Crisis hervorzugehen, wenn wir erklärten, daß, nachdem alle Friedens-Versuche gescheitert seien, wir franchement unseren Engagements nunmehr nachkommen wollten. So würde der Zwang, diesen Weg zu gehen, vermieden, ebenso das Isolement, was das Nachtheiligste von Allem sein würde! Ja, die auch von Ihnen geschilderte Ueberhörung und Ignorirung von Preußens Stimme bei Schluß des Dramas, worin wir nichts gethan haben, versteht man in gewissen Kreisen in Berlin garnicht. Reißen wir uns, wie ich anführte, aus der Crisis heraus, so ist Frieden vor dem Winter, denn gegen ganz Europa kann Rußland nicht siegen, darum würde es also nachgeben. Eine engere Verbindung zwischen Österreich und den Westmächten muß eintreten — als deren Preis dürfte die Deutsche Kaiserkrone in Wien empfangen werden und Preußen wieder Churfürst von Brandenburg spielen müssen. Dahin bringt uns die Camarilla bei uns! und glaubt sich noch einen Dank von Rußland zu erwerben!

„Ob Sewastopol zu nehmen ist, wird sich zeigen; ich glaube es nicht, wenn die Russen nicht fortfahren so ignoble zu opériren wie bisher, wobei sie den Löwen-Muth der Truppen unnütz vergeuden. Es ist zum erbarmen und thut mir in der Seele weh, denn wenn ich auch den Kaiser und seine Politik offen tadele, so habe ich doch für ihn und sein Land ein warmes Herz. Zeigen Sie diese Zeilen auch an Graf Henckel,*) der hierin Dank und Antwort für seinen interessanten Brief finden möge.

Ihr

Prinz von Preußen."

Obwohl die Russen jetzt die Moldau und Walachei räumten und Österreich dadurch plötzlich von seiner Hauptsorge befreit wurde, fand es Graf Buol**), der Leiter der österreichischen Politik,

---

*) Damals bei der englischen Gesandtschaft in London.

**) Karl Ferdinand, Graf v. Buol-Schauenstein, österreichischer Staatsmann (1797—1855). Seit dem 11. April 1852 Minister des Auswärtigen.

doch für nötig, sich auch ferner möglichst eng an der Seite der Seemächte zu halten, wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, Preußen dadurch zu isolieren. So vereinbarte er, ohne sich mit dem Berliner Hof in Verbindung zu setzen, mit England und Frankreich eine gemeinsame Forderung an Rußland, deren Inhalt die bekannten „vier Punkte" bildeten.*) Wenn auch namentlich der dritte und vierte derselben von keiner Bedeutung für Preußen und Deutschland waren, so entschloß sich Friedrich Wilhelm IV. doch in hochherziger Weise, um Differenzen mit Österreich möglichst zu vermeiden, diese Punkte dem Zaren als Ausgangspunkt für weitere Verhandlungen zu empfehlen. Für den Fall der Ablehnung hatte er sich jedoch zu keiner feindlichen Maßregel gegen Rußland verpflichtet, eine Bedingung, die für die preußische Neutralität von der größten Bedeutung ward, da Rußland die vier Punkte bald darauf kurzweg von der Hand wies.

Die Aufregung in London über Preußens Haltung steigerte sich von Tag zu Tag. Am 11. August schrieb die „Times", Preußen habe aufgehört, die fünfte Großmacht zu bilden, es sei nunmehr die erste der „Mächte zweiter Ordnung" geworden. Eine Zeit lang stellten freilich die schnelle Einnahme von Bomarsund, die glückliche Ausschiffung der westmächtlichen Truppen in der Krim und die ersten Erfolge der Verbündeten in jenem Lande die gute Laune der Engländer wieder her. Nach den Schlachten von Alma und Inkermann, die einen wahren Jubelsturm in London zum Ausbruch brachten, glaubte man im Insellande, daß der Fall von Sebastopol nur noch eine Frage von Tagen sein würde. Als aber dann aus der Krim immer schlechtere Nachrichten eintrafen und eine langwierige, mit schweren Strapazen für die Heere der Westmächte verbundene Belagerung begonnen werden mußte, erwachte der nationale Unmut an der Themse von neuem, und es war selbst-

*) 1. Europäische Garantie für die Rechte der Donaufürstentümer, anstatt des früheren russischen Protektorats.

2. Freie Schiffahrt auf der Donau bis zum Meer.

3. Revision des Vertrages von 1841 im Interesse des europäischen Gleichgewichts.

4. Förderung der Rechte der türkischen Christen in einer mit den Souveränsrechten des Sultans vereinbaren Weise.

verständlich, daß Preußen dabei abermals den Sündenbock abgeben mußte. Immer wieder wurde Bernstorff von Clarendon in gereizter Weise gefragt, warum Preußen sich denn nicht auch zu Rüstungen entschließe, nachdem Österreich in dieser Hinsicht schon so viel getan. Der Zar wisse, so erklärte der edle Lord, daß er von Preußen nicht mehr als von Archangel zu fürchten habe. Bernstorff blieb dem Heftigen gegenüber fest und ruhig, indem er betonte, daß man in Preußen nicht große Heere zu leeren Demonstrationen aufstelle, was schon der ganzen militärischen Organisation des Landes zuwider sei. Wenn Preußen einmal wirklich rüsten wolle, sei es auch sehr bald mit der Aufstellung der Truppen fertig, es werde dies aber nur tun, wenn es wirklich Krieg zu führen entschlossen sei.

Seiner Besorgnis, daß der preußische Staat eventuell mit in schweren Konflikt geraten könne, gab Bernstorff in seinen vertraulichen Berichten an Manteuffel offen Ausdruck: *)

„Obwohl Frankreich," so schrieb er, „wenigstens augenblicklich Bedenken tragen möchte, sich einen Krieg mit Preußen auf den Hals zu laden, so lange ein bedeutender Teil seiner disponiblen Truppen im Kriege gegen Rußland beschäftigt ist, hätte England nichts zu riskieren, da Preußen ihm keinen Krieg machen kann, und wenn ebenfalls die Königliche Regierung sich veranlaßt sehen sollte, gegen den englischen Handel und englisches Eigentum Maßnahmen zu ergreifen, so hätte England doch Mittel, sich schadlos zu halten, den ganzen überseeischen preußischen Handel von Grund aus zu zerstören, die angehende preußische Kriegsmarine zu vernichten und vielleicht noch die preußischen Häfen und Seestädte zu beschießen und zugrunde zu richten." Die Ratschläge, die Bernstorff der preußischen Regierung erteilte, sollen an dieser Stelle nicht erörtert werden, weil sie in dem weiter unten wiedergegebenen Bericht Bernstorffs an Manteuffel vom 14. Oktober noch einmal zusammengefaßt sind.

In den der Einnahme von Bomarsund folgenden Wochen versuchte Clarendon zunächst auf Umwegen den Beitritt Preußens zum westmächtlichen Bündnis zu erreichen. Man könne, sagte er,

*) Bernstorffs Bericht an Manteuffel. London, 15. Aug. 1854.

den Widerstand Rußlands nur dann wirklich brechen, wenn man den russischen Handel zu vernichten suche. Es müsse daher die Ausfuhr aller russischen Waren nach Westen zu verboten werden. Außerdem gäbe es noch andere Mittel: England und Frankreich hätten den Neutralen bisher große Konzessionen gemacht, im nächsten Jahre würden sie in diesem Punkte „strenger sein". „Ich wollte", berichtet der preußische Gesandte, „dies zarte und gefährliche Thema nicht weiter berühren, um nicht vorzeitig eine Diskussion hervorzurufen, die unsere Beziehungen mit England stören könnte, aber ich verstand wohl, daß der englische Minister damit Preußen gemeint habe, für den Fall, daß dies Land auch im nächsten Jahr eine wohlwollende Neutralität für Rußland bewahren würde.*) Nach einer weiteren Andeutung Clarendons war Frankreich entschlossen, England bei dem Unternehmen zur Seite zu stehen, der russischen Macht im baltischen Meer einen schweren Schlag zu versetzen, sei es auch unter Schädigung der Neutralen." Man hoffe, schrieb Bernstorff, auch Schwedens Beihilfe dazu zu gewinnen. Sollten die Westmächte wirklich große Erfolge erringen, so würde die Stellung der neutralen Staaten noch mehr gefährdet werden. Im September wiederholte dann Clarendon seine Frage, ob Preußen einen Vertrag mit Frankreich und England schließen wolle, und fügte hinzu: »si vous ne coopérez pas avec nous,

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 2. September 1854. Bernstorff meldet darin auch, welch tiefen Eindruck die in Bomarsund gefundenen großen Befestigungspläne auf die englischen Minister gemacht hätten. Nach dem Befestigungsplane, erzählte Clarendon, sollten die Festungswerke auf den Alandsinseln eine vierfach größere Ausdehnung, als sie jetzt besäßen, erhalten und zum mindesten so stark wie Sweaborg und Kronstadt werden. Rußland würde dann, vorausgesetzt, daß sich dieser Plan verwirklichte, in zwei oder drei Jahren der Beherrscher des Baltischen Meeres und des Sundes sein und Schweden und Dänemark von ihm abhängige Staaten werden. Rußland wolle Europa mit einem „eisernen Gürtel umgeben, dessen eine Hälfte sich bis zum Sund ausdehne, während die andere über Konstantinopel nach Belgrad reiche". Clarendon meine, es sei ein Glück für Europa, daß Rußland „noch rechtzeitig gezwungen worden sei, sich zu demaskieren." Der englische Staatsmann fügte hinzu, man sei in Schweden über die in Bomarsund gefundenen Pläne sehr erstaunt gewesen. Bernstorff fühlte sofort heraus, daß die Westmächte sich dieses Mittels bedienen wollten, um Schweden auf ihre Seite herüberzuziehen. —

nous ferons aussi la paix sans vous.«*) Sofort entgegnete Bernstorff, daß niemand den Westmächten das Recht bestreite, einen Frieden zu schließen, wohl aber könne nur ein solcher Geltung haben, der nicht in Preußens verbriefte Rechte eingreife, wie z. B. der Dardanellenvertrag von 1841, und angesichts einer zweifelnden Geberde Clarendons fügte der preußische Vertreter hinzu, daß er dringend bitte, über solche Dinge nicht zu scherzen.

Als bald darauf Österreich Miene machte, mit seinen auf die Orientpolitik bezüglichen Anträgen in Frankfurt allein vorzugehen — Anträge, deren Annahme durch die Bundesversammlung zur Isolierung Preußens geführt hätten, sandte Bernstorff an Manteuffel folgenden Bericht:

London, 14. Oktober 1854.

.... „Es würde ihm (Clarendon) — sicherlich keine Freude machen, es zum Bruche mit Preußen kommen zu lassen, und dieses auf empfindliche Weise für künftige Zeiten zu schwächen. Dennoch zweifle ich keinen Augenblick, daß er sowohl wie seine Kollegen nicht davor zurückschrecken werden, dies zu tun, wenn sie es zur Erreichung des großen Zweckes, für den sie kämpfen, nämlich die russische Übermacht in der Ostsee gleichwie im Schwarzen Meere zu brechen und einen ehrenvollen Frieden zu erlangen, für notwendig halten.

„In Frankreich dürfte der Entschluß wohl noch weniger schwer werden, da sich nicht leicht wieder eine so beispiellos günstige Gelegenheit für dasselbe darbieten möchte, sich an Preußen zu rächen, als in einem Kriege, wo es durch Englands Seemacht unterstützt würde, wo Rußland gelähmt und mit seiner eigenen Verteidigung beschäftigt wäre, und wo es Österreich auf seiner Seite hätte.

„In England aber spricht sich die öffentliche Meinung immer mehr dahin aus, daß es besser sei, im nächsten Jahre in offene Feindseligkeit zu Preußen zu treten, als zuzugeben, daß durch seine Rußland günstige Neutralität die Operationen der Westmächte gegen den gemeinsamen Feind länger gehemmt und in

---

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 9. Sept. 1854.

ihren Wirkungen geschwächt würden. Man weiß, was die öffentliche Meinung in England bedeutet, und welchen Einfluß sie auf die Politik der Regierung übt. — —

„Eurer Exzellenz habe ich bereits zahlreiche Belege der Stimmung des englischen Publikums gegen Preußen vorzulegen die Ehre gehabt. Heute erlaube ich mir, Hochdenselben einen durch die österreichische Depesche vom 30. vorigen Monats hervorgerufenen Leitartikel der »Times« gehorsamst zu überreichen, welcher sich rückhaltslos in dem oben bezeichneten Sinne ausspricht und damit schließt, in Aussicht zu stellen, daß, wenn demnächst eine feste Allianz zwischen England, Frankreich und Österreich geschlossen werde, der Schutz Rußlands die preußische Monarchie nicht davor retten werde, zu einer ganz anderen Stellung herabzusinken, als diejenige es sei, welche sie seit dem Frieden von 1815 in Deutschland eingenommen habe. Es wird überhaupt bei jeder Gelegenheit, wie auch weiter oben in dem gegenwärtigen Artikel, in der englischen Presse darauf hingedeutet, daß Österreich durch Benutzung der jetzigen günstigen Konjunkturen die Stellung und den Einfluß in Deutschland und Europa wieder erlangen werde, welche es durch die Ereignisse des letzten Jahrhunderts verloren habe.

„Man ist übrigens hier, namentlich in den diplomatischen Kreisen, der Meinung, daß Preußen, wenn die Expedition in der Krim gelingt, und dadurch die orientalische Angelegenheit in eine neue Phase tritt, noch alles Verlorene wiedergewinnen, eine schöne Rolle spielen und den Ausschlag zur Herbeiführung des Friedens geben kann. Es wird angenommen, daß der Kaiser von Rußland keinen Frieden machen wird, so lange Preußen in seiner jetzigen Stellung beharrt, und daß daher die Westmächte im nächsten Jahre den Krieg mit vermehrter Kraft werden erneuern und ihre Hauptmacht gegen den Norden werden richten müssen, um den Frieden zu erzwingen. . . . Wenn Preußen, nach Erschöpfung aller friedlichen Mittel, Rußland nützlich zu sein und ihm größere Demütigungen zu ersparen, endlich von Rußland die Annahme bestimmter Friedensbedingungen fordert und kategorisch erklärt, daß es im Falle der Nichtannahme in seinem eignen, in Deutschlands und Europas Interesse sich genötigt sehen wird, sich den anderen

drei Mächten anzuschließen, um den Frieden zu erzwingen; wenn es Rußland keinen Zweifel über den ganzen Ernst dieser Erklärung läßt, indem es sich mit Österreich, dem deutschen Bunde und den beiden Seemächten durch unwiderrufliche Akte zur Erfüllung dieses Zweckes verpflichtet, wenn es, falls die diplomatische Sprache allein nicht hinreicht, ernstliche militärische Maßregeln nimmt, um ihr vollen Nachdruck zu geben, so ist man überzeugt, daß Preußen den doppelten großen Zweck erreichen wird, einerseits den Greueln des Krieges ein Ziel zu setzen, welcher sonst mit verdoppelter Wut im nächsten Jahre entbrennen und sich über den größeren Teil Europas verbreiten wird, anderseits aber ein entscheidendes Wort bei den Friedensverhandlungen und der Reglung der europäischen Verhältnisse mitzusprechen, wovon es sich bei fortdauernder Neutralität ausschließt, aber welche gar zu seinem eigenen unmittelbaren Nachteil ausfallen würden, wenn es infolge seines Beharrens bei der Neutralität selbst in Krieg mit der überwiegenden Mehrzahl der europäischen Mächte verwickelt würde. Dies sind die Alternativen, die man Preußen stellt!"

Bekanntlich hat Bismarck die damaligen westmächtlichen Drohungen mit Spott übergossen und erklärt, vor einer Blockade der preußischen Häfen werde England sich schon von selbst hüten, weil es dadurch seinen Handel nach Deutschland ruinieren müsse, und was Frankreich anlange, so brauche man bloß ein paar Armeekorps zu mobilisieren, um dasselbe in Schach zu halten. Manteuffel teilte anfangs diesen Standpunkt und antwortete auf Bernstorffs Warnungen mit den nämlichen Wendungen. Der Erfolg hat ihm und Bismarck recht gegeben, aber es lag doch nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß das britische Kabinett, welches gewiß nicht leichten Herzens sich zu Gewaltmaßregeln gegen Preußen entschlossen hätte, durch die in höchstem Grade erhitzte öffentliche Meinung zu einem solchen Schritt geradezu gezwungen wurde. Später gab Manteuffel doch zu, daß im Laufe des Krieges Lagen vorgekommen wären, wo die Sorge vor kriegerischen Maßregeln der Westmächte schwer auf ihm gelastet hätte. Auch General Leopold v. Gerlach, der sonst nicht der Mann war, vor Drohungen zurückzuweichen, schrieb in jenen Tagen in seinen Aufzeichnungen,

es werde schließlich den Westmächten nichts übrig bleiben, als zu einer allgemeinen Blockade zu schreiten.*)

Der englische Hof sah mit Unbehagen die Gereiztheit der englischen Nation gegen Preußen beständig zunehmen. Die Königin hütete sich jedoch damals noch, in diese Dinge einzugreifen, weil ihr dies als mit dem Prinzip des englischen Konstitutionalismus unvereinbar erschien. Später freilich tat sie unter der Hand alles was in ihrer Kraft stand, um dem antipreußischen Fanatismus der Engländer entgegenzuarbeiten. Bei der Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage in den sechziger Jahren wird noch davon die Rede sein. In den Dingen der großen Politik wußte die Monarchin die Engländer meist richtig zu behandeln, weniger glücklich bei einzelnen Vorgängen ihres Privatlebens. Trotz der hohen Achtung vor dem Willen der Nation, die die Königin erfüllte — eine Achtung, die bei ihr so weit ging, daß sie im vertraulichen Gespräch dem Parlamente das Recht vindizierte, einen anderen König zu wählen, wenn man mit ihr unzufrieden sei — verstand sie damals doch noch nicht, auf gewisse Stimmungen ihres Volkes gebührend Rücksicht zu nehmen. So begab sie sich, während ganz England von kriegerischer Aufregung durchbebt war und tiefe Trauer über die furchtbaren Verluste des Krimkrieges im Lande herrschte, zu einem Vergnügungs- und Erholungsaufenthalt nach Schottland. Eine Stelle aus den Aufzeichnungen der Gräfin, wo einzelne solcher Mißgriffe der Königin behandelt sind, mag deshalb hier wiedergegeben werden.

„Schon die Reise nach Schottland", heißt es hier „hatte uns sehr frappiert. Unser Erstaunen aber ward immer größer, als wir in den Zeitungen lasen, daß die Königin ihren Pächtern und Jägern dort einen Ball gegeben, und zwar gerade in dem Momente, da Lord Burgersh in der Heimat (vom Kriegsschauplatze) anlangte, als Träger von Englands neuerworbenen blutigen Lorbeeren, die mit dem bitteren Leid so vieler englischer Familien erkauft worden waren. Die »Times« brachte einen sehr heftigen Artikel gegen die Monarchin, gegen die Verlängerung ihrer Abwesenheit von London und gegen den bewußten Ball. Endlich kehrte die Königin zurück

*) Gerlach a. a. O. II. S. 254.

und brachte Lord Burgersh mit. Während der Rückreise hielt sie sich noch in Hull auf, um dort die Docks zu besichtigen, was wieder Gelegenheit zu einigen Festen gab, die von der öffentlichen Meinung mit Recht als unzeitgemäß bezeichnet wurden. Bei demselben Anlaß ward der Bürgermeister von Hull während der Rundfahrt durch die Stadt von ihr zum Ritter geschlagen, und so mußte denn der gewissermaßen noch vom Blute der Schlachten in der Krim gerötete Degen von Lord Burgersh — dieser Degen eines wirklichen Ritters — dazu dienen, um jenem Fabrikanten von Hull die drei zur Erhebung in den Ritterstand nötigen Schläge zu erteilen."

Prinz Albert beschäftigte sich im Gegensatz zu der Zurückhaltung der Königin um so eifriger mit der Politik — hinter dem Vorhang freilich. Er bat Bernstorff zu sich, um über die Mittel der Beseitigung jener Animosität der Engländer gegen Preußen mit ihm zu sprechen.*) Bekanntlich übte der Prinz durch solche geheimen Unterredungen und mit Hilfe einer umfangreichen Korrespondenz, die er mit den Mitgliedern der ihm nahestehenden fürstlichen Familien, vor allem mit den Trägern der Regierung in den Großstaaten führte, einen tiefgreifenden, zwar mit der Verfassung in Widerspruch stehenden, aber doch meist für England wohltätigen Einfluß aus. Auch diesmal hatte er bei der Unterredung noch den Hintergedanken, das zu erreichen, was den englischen Ministern bisher nicht möglich gewesen, nämlich Preußen noch im letzten Momente ins Lager der Westmächte hinüberzuziehen.

Die nationale Leidenschaft, sagte der Prinz, verlange in diesem Moment in England so dringend nach einer Aktion mit Frankreich gegen Preußen, daß das englische Kabinett nicht mit Vernunftgründen dagegen aufkommen könne. Er betonte dabei die Einigkeit der Westmächte. „Wir erheben", sprach er, „Frankreich auf die Höhe einer Seemacht ersten Ranges, wir erteilen ihm Unterricht in der Schiffahrt und im Seekriege, wir geben ihm unsere Schiffspläne, wir tauschen mit ihm Artillerie aus, kurz wir bereiten alles mit ihm gemeinsam vor". Auf Bernstorffs Mahnung, England

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 24. Oktober 1854.

möge Frankreich im eigenen Interesse nicht zu groß werden lassen, ging der Prinz gar nicht ein. Er sagte, die Engländer wären so für die Allianz mit Frankreich begeistert, daß sie es lieber sehen würden, wenn Frankreich sich ein Stück von Preußen nehme, als daß das Bündnis wieder in Stücke ginge. . . . . Der Prinz verbreitete sich dann weiter über die Lage. Der Krieg gegen Rußland, führte er aus, könne nicht mit ganzer Kraft geführt werden, solange Preußen eine wohlwollende Neutralität gegenüber Rußland bewahre, solange es seine Grenzen und Häfen dem russischen Handel öffne, solange es alle Bewegungen der Alliierten hemme und jedem kräftigeren Auftreten Österreichs gegen das Zarenreich Hindernisse in den Weg lege. Auch der Zar werde nicht eher nachgeben, als bis er wisse, daß seine letzte Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand mit Preußens Beitritt zur Allianz der Westmächte dahin geschwunden sei. An dieser Stelle seiner Ausführungen ließ der Prinz dann eine Drohung anklingen. Da Preußen, erklärte er, bei seiner jetzigen Haltung das einzige wirkliche Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens bilde, so bliebe den Westmächten nichts übrig: »que de faire les efforts nécessaires pour surmonter cet obstacle!«

Prinz Albert ging endlich noch auf die Polenfrage ein, weil er sich bewußt war, hier „eine der empfindlichen Stellen der preußischen Politik" zu berühren. Er erwähnte dabei das bekannte Schreiben, zugunsten der Polen, welches Persigny*) damals an Napoleon III. gerichtet und mit dem er in England viel Beifall gefunden. Eine Anzahl englischer Parlamentarier, bemerkte der Prinz, hätten schon ihre Zustimmung zu den in dem Brief dargelegten Ideen ausgesprochen. Auch Napoleon zeige ein großes Interesse dafür und hoffe mit Hilfe der Polen manches in Europa zu erreichen. Einer solchen Eventualität, so schloß der fürstliche Politiker, müßten Österreich und Preußen durch ihren Anschluß an die Westmächte entgegenarbeiten, wenn sie nicht wollten, daß die

*) Jean Gilbert Viktor Fialin, Herzog v. Persigny, französischer Staatsmann (1808—1872); treuer Anhänger und Genosse Napoleons III. in der Zeit der Verbannung; Mitarbeiter bei der Wahl des letzteren zum Präsidenten; kräftiges Werkzeug beim Staatsstreich; 1851 übernahm er an Stelle Mornys das Ministerium des Innern, das er 1854 niederlegte.

polnische Bewegung auf ihren Gebieten namenloses Unheil anrichte. Napoleon werde dann bald herausfinden, daß Heere — wie die der beiden deutschen Großmächte — mit altgedienten Soldaten mehr wert seien, als polnische Insurgentenscharen. Sehe der Kaiser aber, daß weder von Wien noch von Berlin aus Hilfe für England und Frankreich zu erwarten sei, so müsse die polnische Frage notgedrungen wieder in den Vordergrund treten.

Noch am selben Abend traf Bernstorff nach diesem politischen Präludium mit Clarendon zusammen, der die Drohungen, die der Prinz nur höflich angedeutet, mit Nachdruck wiederholte. „Die Alliierten," so rief er Bernstorff in höchster Gereiztheit zu, „rüsten gewaltig zu einem Vorstoß auf dem Baltischen Meere — und dann »wehe!« denen, die nicht für uns sind — in einem Jahre wird Europa ein ganz anderes Ansehen erhalten!" Und als Bernstorff ruhig entgegnete, daß König Friedrich Wilhelm IV. nichts als den Frieden für Preußen und Deutschland zu erhalten wünsche, brach Clarendon kaum seiner selbst noch mächtig, in die Worte aus: „Gewiß, aber der König wird nicht lange mehr den Frieden behalten, und noch eine sehr kurze Zeit, eine sehr kurze Zeit, dann ist der Krieg da!"

Obwohl nicht zu leugnen ist, daß die englischen leitenden Kreise mit solchen Drohungen Preußen zunächst einzuschüchtern beabsichtigten, so stand doch alles diesmal auf des Messers Schneide, weil die Erregung gegen die preußische Politik im englischen Volke kaum noch zu zügeln war. Ein unbewachter Moment konnte jetzt den Becher zum Überschäumen bringen. Selbst Manteuffel, der bisher dem Kriegslärm gegenüber meist seine Skepsis bewahrt, erkannte nun die Größe der Gefahr*). „Eurer Excellenz letzte Berichte", schrieb er damals an Bernstorff, „enthalten recht wenig Tröstliches. Wenn ich mir auch sage, daß es im Interesse der Engländer liegt und recht eigentlich jetzt ihre Aufgabe ist, uns bange zu machen, so verkenne ich doch keineswegs den Ernst der Situation. Will uns England den Krieg machen und namentlich übereilt mit einer solchen Erklärung oder mit Dingen,

*) Manteuffel an Bernstorff. Berlin, 29. Oktober 1854 (unter Bernstorffs nachgelassenen Papieren).

welche dem gleich stehen, hervorbrechen, so wird freilich nichts übrig bleiben, als den Kampf, mag er auch noch so hoffnungslos und ungleich sein, aufzunehmen. So sehr wir auch im Nachteile wären, so würden wir unter recht sorgfältiger Festhaltung des von England so vielfach proklamierten Prinzips, daß man dem Feinde soviel Schaden zuzufügen habe als möglich, doch noch Punkte finden, wo dies geschehen könnte. Man scheint dort in der Tat den inneren Halt unseres Staates zu gering anzuschlagen. Das Jahr 1848 ist vorüber, und nur seine Lehren sind uns geblieben. Unser schwächster Punkt ist der Katholizismus, und auf den wird England wohl weder spekulieren können noch wollen. Fällt England aber nicht mit der Tür ins Haus, läßt man uns Zeit und wendet man die rechten Mittel an — nicht Drohungen und Loftussche Rodomontaden — so sehe ich die Möglichkeit sehr wohl, daß wir in nicht zu langer Zeit England näher stehen, als man es sich jetzt denken mag.*) Meine heutige amtliche Depesche wird Eurer Exellenz zeigen, wie wir uns gegen Rußland aussprechen.**) Es kann in nicht zu ferner Zukunft mehr und stärkeres geschehen. Die Dispositionen Seiner Majestät sind dem gar nicht entgegen."

„Ich sage Eurer Exellenz," fügte Manteuffel in einer seiner nächsten Depeschen als Ausführung hinzu, „für die uns gemachten umfassenden und inhaltschweren Mitteilungen meinen verbindlichsten Dank. Seine Majestät der König erkennen in der offenen und freimütigen Darlegung der dortigen Ansichten, wie sie sich sowohl in der öffentlichen Meinung als bei den leitenden Persönlichkeiten geltend machen, Eurer Exellenz treue und bewährte Pflichterfüllung. — Ebenso würdigen Allerhöchstdieselben im vollen Maße die ernste und ruhige Sprache, welche Eure Exellenz der oft leidenschaftlichen und der Unparteilichkeit entbehrenden Argumentationen Lord Clarendons entgegenzusetzen wissen. — Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß dieser Paroxysmus der Gereiztheit und Feindseligkeit gegen Preußen nachlassen wird.

*) Bezieht sich auf die von dem englischen Vertreter in Berlin, Lord Loftus ausgesprochenen Drohungen.

**) Preußen ermahnte damals Rußland zur Nachgiebigkeit bezüglich der vier Punkte.

Er wird es in dem Maße, als man sich der Überzeugung nicht wird verschließen können, daß Preußen, wenngleich die westmächtlichen Auffassungen keineswegs immer teilend und den daraus folgenden drängenden Anforderungen deshalb auch nicht nachgebend, solange es sie nicht durch seine eigenen Interessen geboten erachtet, doch weit davon entfernt ist, seine grundsätzliche Übereinstimmung mit den Westmächten, wie es dieselbe in den früheren Stadien der orientalischen Frage konstatiert hat, zu verleugnen, oder wohl gar zu einer feindlicheren Stellung gegen dieselben und zu einer näheren Verbindung mit Rußland überzugehen."*)

Auch in einem anderen am 6. November an Bernstorff gerichteten Privatschreiben kam Manteuffel — nachdem er sich über den anmaßenden Ton von Lord Loftus anläßlich der Auflegung einer russischen Anleihe an der Berliner Börse beklagt, wieder darauf zurück, daß der König jetzt weniger als je von russischen Sympathien erfüllt sei und die Eventualität eines engeren Anschlusses Preußens an England für gewisse Fälle sehr in Erwägung ziehe. Die Kriegsdrohungen der englischen Minister aber faßte Manteuffel schon jetzt wieder weniger ernst auf — also wenige Tage später, nachdem er die Schwere der Situation Bernstorff zugestanden. Auch die Sorge vor der Blockade suchte er jetzt unter Aufbietung zahlreicher Argumente als ziemlich belanglos hinzustellen.**)

*) Manteuffel an Bernstorff, Berlin, 2. November 1854.

**) Siehe v. Poschinger, Preußens auswärtige Politik, Bd. II. S. 551. Eine Blockade, schrieb Manteuffel, liege gar nicht im Interesse der Seemächte. Die Ostseeblockade sei gewiß durchzuführen, das aber hieße für die Kriegführenden soviel, als sich die einzige offene Kornkammer verschließen. „Sollte die Rede wieder auf die Hinderung des mittelbaren Handels Rußlands kommen, so stelle ich Eurer Exellenz anheim zu bemerken, es gebe zur Effektuierung dieses Zweckes noch ein anderes und sehr wirksames Mittel, welches manche Nachteile der Blockade nicht habe, man brauche nur den englischen Kaufleuten den Handel mit russischen Produkten zu verbieten. Der sogenannte mittelbare Handel mit Rußland, welcher auf dem Landwege über unsere Grenzen stattfindet, ist an sich bei weitem nicht so erheblich, als man englischerseits ihn schildert, und wird der großen Hauptsache nach zur Befriedigung englischer Bedürfnisse und von englischen Häusern gemacht." Manteuffel nennt dabei Giles Loder in London, der für weit über eine Million Pfund Sterling, und Thomson Bonar & Co., der für nicht weniger Geschäfte mit russischen Häusern gemacht und deren Waren bezogen habe.

Manche der von Manteuffel dabei gebrauchten Gründe sind gewiß stichhaltig — immerhin wäre es doch möglich gewesen, dem preußischen Handel an zahlreichen Stellen schwere Wunden zu schlagen. Bei jeder solchen Maßregel leiden aber beide Teile, und es fragt sich nur, wer von ihnen imstande ist, am längsten den Ausnahmezustand zu ertragen. Jedenfalls war Bernstorff verpflichtet, als Vertreter Preußens seine warnende Stimme zu erheben. Es muß deshalb als ein Unrecht bezeichnet werden, wenn einzelne hoch konservative Politiker in Berlin ihm vorzuwerfen wagten, daß er sich von England „einschüchtern" lasse. Der König selbst verteidigte Bernstorff und wollte von solchen Verdächtigungen nichts wissen, worüber zahlreiche Zeugnisse vorliegen.

Man hätte glauben können, daß der Prinz von Preußen, über die so plötzlich auftretende Geneigtheit der leitenden preußischen Kreise zu einer Annäherung an England Genugtuung empfinden würde. Wie nachstehende Besprechung einiger in Abschrift erhaltener Depeschen Bernstorffs jedoch deutlich zeigt, sah er darin nach allem Vorangegangenen nur ein Zeugnis für die Haltlosigkeit und Unsicherheit der damaligen preußischen Politik.

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Coblenz, den 11. November 1854. (Handschreiben.)

„Bei Rücksendung der anliegenden Depeschen sage ich Ihnen meinen allerverbindlichsten Dank für Mittheilung derselben, die für mich von doppeltem Interesse waren. Erstens weil ich aus den neusten derselben den momentanen Stand der Dinge in England ersah, Zweitens aber aus dem ganzen Convolut Ihre ganze Stellung und Thätigkeit kennen lernte seit Ihrem Eintreffen in London, welche Ihre Stellung, wie ich mit Freuden höre sich der Anerkennung des Königs noch neuerlichst zu erfreuen hatte. Ich habe mich aus Ihren Darstellungen leider überzeugen müssen, daß Sie einen sehr schweren Stand haben! Denn es ist wohl nichts Schwereres, als eine Politik vertheidigen zu müssen, die sehr wenig Vertheidigungspunkte darbiethet, gegen logische Angriffe, die gegen Inconsequenzen geführt werden! Ich erkenne in Ihrem ganzen Auftreten indessen eine glückliche Lösung der Ihnen gestellten Aufgaben, indem Sie nach Ihren Instruktionen gewissenhaft

sprechen, aber eben so gewissenhaft schreiben, wie schlagend größtentheils Ihre Argumente bekämpft werden und welche Gefahren für Preußen aus seinem Verharren auf dem betretenen Wege entstehen müssen. Ihre Raisonnements in den Depeschen vom 15. August 14., 24. und 25. Oktober sind so concis und schlagend, daß ich wohl wünschte, sie möchten tieferen Eindruck gemacht haben, da, wo entschieden wird! Ganz ohne solchen Eindruck sind sie nicht geblieben, wie Ihnen mitgetheilt worden ist. Aber die Art und Weise wie man die beabsichtigte Schwenkung zu England machen will, ist eine so gesuchte, sophistische, daß ich ihr Verständniß in London noch bezweifele. Was man auf geradem, consequenten Wege nach dem 20. April erreicht hätte, will man nun auf Umwegen wieder zu erreichen suchen, wobei man aber zu vergessen scheint, daß man während 6 Monaten bedeutend an Vertrauen und Ansehen eingebüßt hat und man zuletzt erleben muß gefragt zu werden, welches Gesicht die Wahrheit zeigt! —

„Aus Petersburg erwarte ich keine andere Antwort als die im August, mit der sich nur Preußen wieder einverstanden erklären wird, und dann fängt dieselbe Zerrerei wieder an, wie vom Sommer bis heute! Allerdings haben sich seitdem die Dinge noch schlagender entwickelt, so daß das Nichtsthun bald zur Unmöglichkeit werden wird und darum wünsche ich, daß Wien etwas eingängig würde, weil es sich sagen muß, daß die neueste Schwenkung von Deutschland, Preußen remorquirend (!!!), eine noch entschiedenere Schwenkung nach sich ziehen muß — die Krim Expedition mag ausfallen wie sie will. Ich für mein Theil habe, wie Sie wissen, diese Expedition stets mit Bangigkeit unternehmen sehen, so spät im Jahr und während einer factischen Waffenruhe am Pruth. Ich fürchte, wir werden eine gewaltige Calamität für die Alliirten dort erleben! Siegt Rußland, so wird bei uns der Siegesrausch den Ausgangspunkt der ganzen Orientalischen Frage vergessen machen; damit wird der Endpunkt aus den Augen gelassen werden, der doch kein anderer ist als der, daß Russland nicht als Sieger, also nicht als Rechtbehaltender aus dem Kampfe hervorgehe. Ich muß aber annehmen, daß Preußen im angegebenen Fall sich officiös zum Anwalt Russlands machen wird, und dann tritt wieder die andere Schwenkung ein!!

„Indem ich Sie ersuche mich Ihrer Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen, deren interessante Briefe an die Prinzeß uns stets sehr erfreuen, verbleibe ich stets

Ihr Prinz v. Preußen".

Zur Zeit als diese Ereignisse sich abspielten, wartete die britische Bevölkerung in fieberhafter Nervosität auf günstigere Nachrichten vom Kriegsschauplatze. Trotz der Siegeszuversicht, die man allgemein zur Schau trug, herrschte doch in den meisten Familien tiefe Trauer, da viele ihrer Angehörigen im Felde gefallen waren, darunter auch eine große Anzahl von Sprößlingen der vornehmsten englischen Aristokratie. In den Kreisen des Adels wurde es dem Prinzen Albert übelgenommen, daß er dem Befehle der Königin gehorcht und nicht auf den Kriegsschauplatz gegangen war. Auch die Herzogin von Cambridge, deren Sohn, Herzog Georg von Cambridge, mit vor Sebastopol stand, sprach diese Gesinnung, wie die Gräfin berichtet, ganz offen aus. Ihr Sohn, so erklärte die hohe Frau, sei, obwohl man ihn abgemahnt, zu den Waffen geeilt, und zwar mit den Worten: „Wenn man mich nicht am Kriege teilnehmen läßt, so will ich nie wieder eine Uniform tragen, sondern im gewöhnlichen Zivilrock bei Hofe erscheinen. Wenn ich nur in Friedenszeit Soldat sein soll, denn treibe ich eben nur Soldatenspielerei, was nach meinem Gefühl unwürdig ist!"

Etwas abkühlend auf das britische Kriegsfeuer wirkten die Meldungen aus der Krim über die heillose Wirtschaft, die bei der Verpflegung und Verproviantierung der englischen Armee zutage getreten. Die nötigen Lebensmittel und Kleidungsstücke trafen bald gar nicht, bald an falschen Orten, bald viel zu spät ein, so daß das tapfere englische Heer, das jetzt eben wieder bei Balaklawa seinen Heldenmut bewiesen, Mangel an allem und jedem litt und die Soldaten wie die Fliegen starben. Sogar an Medikamenten und Ärzten für die Verwundeten fehlte es gänzlich. Die Belagerung von Sebastopol, das die Russen mit furchtbarer Zähigkeit verteidigten, zog sich in die Länge. Nach der Schlacht bei Inkermann trat eine größere Pause ein. Engländer und Franzosen hatten nämlich Verstärkungen dringend nötig — erstere ließen

sogar Truppen von Kanada und Indien kommen. Man einigte sich über eine Art von Waffenstillstand, der vom Pariser Moniteur am 28. November durch eine vom 6. November datierte Depesche offiziell angekündigt wurde.

„Während dieser Zeit“, erzählte die Gräfin, „setzten die politischen Verhandlungen zur Herbeiführung des Friedens wieder ein. Unser König gab sich die größte Mühe, Rußland zur Annahme der vier Punkte zu bewegen. Unsere Regierung hatte sogar eine Depesche nach Petersburg gerichtet, die mit den Worten schloß: »daß, wenn Rußland darauf bestände, sich auf keine Verhandlungen einzulassen, der König sich vor die ihm höchst peinliche Notwendigkeit gestellt sehe, diejenige Haltung einzunehmen, die die Interessen Preußens ihm dann vorschreiben würden!« Das war beinahe eine Drohung. Was die Westmächte anlangte, so schien England viel weniger Friedensneigungen zu hegen, als Frankreich. Der Zorn, den man in London über die reservierte Haltung Österreichs empfand, diente glücklicherweise der Animosität gegen uns ein wenig als Ableitung. Österreich, so hieß es in den Zeitungen, wollte sich gut mit aller Welt stellen und alle Vorteile des Krieges einheimsen, ohne auch nur einen Mann dabei zu riskieren. Die englischen Blätter verlangten laut, daß man sich in Wien endlich entscheiden möge und bezichtigten Österreich in heftigen Artikeln der Mitschuld an den verhängnisvollen Verlusten der Alliierten.

„Endlich am 26. November schien zwischen den beiden deutschen Großmächten ein Einvernehmen hergestellt zu sein, als nämlich Preußen den Zusatzartikel zum Traktat vom 20. April unterzeichnete, in welchem es sich zur Unterstützung Österreichs für den Fall verpflichtete, daß dieses von Rußland in den Donaufürstentümern angegriffen werden sollte. Am 28. November empfing man dann in London die Nachricht, Rußland habe die vier Punkte als Basis der Unterhandlung angenommen und am 2. Dezember unter ungeheurer Erregung des englischen Publikums die weitere, daß Österreich einen Vertrag mit den Westmächten abgeschlossen habe, von dem es Rußland erst am Vorabend der Unterzeichnung in Kenntnis gesetzt, und das war geschehen, obwohl, wie man in England genau wußte, noch kurz vorher Graf Buol dem russischen

Gesandten in Wien, dem Fürsten Gortschakoff, die Versicherung abgegeben, man denke in Österreich gar nicht daran, der englisch-französischen Allianz beizutreten. Fürst Gortschakoff hielt sich der Petersburger Regierung gegenüber für verloren, der Zar aber war allem Anschein nach von der Perfidie der österreichischen Regierung überzeugt und rief deshalb seinen Gesandten auch nach der Unterzeichnung des bewußten Vertrages nicht ab. Die Nachricht selbst von dem endgültigen Abschluß des Traktats erfuhr man in Berlin durch eine am Abend des 2. Dezember abgesandte Depesche meines Gatten. Es war dies ein Beweis für die Schnelligkeit der Kommunikation — denn am Mittag unterzeichnete man in Wien den Vertrag und am selben Abend hatte man in Berlin auf dem Wege über London die Kunde davon“.....

Am 16. Dezember überreichten die Vertreter der drei Mächte der preußischen Regierung amtlich die Bündnisurkunde mit dem Ersuchen, Preußen möge dem Abkommen einfach beitreten. Manteuffel riet anfangs dazu, diesem Wunsche zu willfahren, lehnte aber dann die Forderung auf Befehl des Königs ab. Das russische Kabinett wurde von Berlin aus sofort verständigt, daß die Haltung Preußens trotz Österreichs Schwenkung sich in nichts verändert habe. In dem Schreiben, in welchem Manteuffel diese Vorgänge Bernstorff mitteilte, ist der Einfluß des Rates Usedoms*) auf die leitenden Kreise, einen „analogen Vertrag“ mit England und Frankreich abzuschließen, bereits deutlich bemerkbar: „Meine Ansicht von der Sache ist nun die,“ schrieb Manteuffel am 18. Dez. 1854 aus Berlin vertraulich an Bernstorff, „pure dem Vertrag beizutreten ist für uns unmöglich. Wollten wir unterschreiben, daß wir ein Offensivbündnis gegen Rußland abzuschließen verpflichtet wären, wenn Österreich mit diesem in Krieg gerät, also wenn es Österreich gefällt, vielleicht einen Feldzug nach Moskau zu unternehmen, so hieße das uns völlig als appendix von Österreich erklären. An jener Stelle müßte es heißen: „wenn Preußen mit Rußland in Krieg verwickelt wird usw. Wir würden also uns bereit erklären, über einen ähnlichen

*) Karl Georg Ludwig, Graf v. Usedom (1805 bis 1884) preußischer Diplomat und politischer Schriftsteller.

Vertrag zu unterhandeln, wie der österreichische. Um das aber mit »connaissance de cause« tun zu können, müssen wir die Auslegung der vier Punkte kennen, hier wird also die erste Frage zu richten sein. Nimmt man uns die Frage und Zögerung übel, so werden wir uns darüber nicht echauffieren. Überhaupt werden wir meines Erachtens wohl tun, ohne uns ins jenseitige Lager zu begeben, doch uns nicht zu sehr zum Abschluß zu drängen, und unsern etwaigen Ausschluß von den Wiener Verhandlungen nicht als ein Schreckbild zu betrachten, sondern zu sagen: «le jour viendra!« Preußen wird immer seine Bedeutung haben, und vielleicht wird man uns nach einigen Monaten mit mehr empressement aufnehmen als jetzt. Also »pas trop de zèle«, aber Offenheit, gleichmäßiges und wohlwollendes Auftreten!"

Nach dem Bekanntwerden dieses Vertrages Österreichs mit den Westmächten, welcher in Berlin aufs äußerste verstimmt hatte, sah Bernstorff die Stellung Preußens für noch gefährdeter als bisher an. Ein einiges Deutschland, lautet eine Stelle seines Berichts v. 3. Dezember, hätte „eine bewaffnete Mediation durchsetzen", ja durch das Gewicht seiner militärischen Kraft erzwingen können. Jetzt aber stehe Preußen isoliert da, während sein Nebenbuhler Österreich sich in der Gunst der Westmächte festsetze.*) Die trübe Stimmung, die Bernstorff angesichts dieser Situation erfüllte, wurde nur durch sein Gottvertrauen einigermaßen gemildert, so waren ihm auch folgende, von Radowitz in einem Schreiben gebrauchten Worte aus der Seele gesprochen: „wären wir seit 1848 nicht allmählich mit dem Gedanken vertraut geworden auf einem Vulkane zu stehen, hätten wir es nicht mehreremale erlebt, daß Gott dessen Ausbrüche glücklicher gewendet, als wir es erwarten durften, fürwahr, man müßte die nächste Zukunft dunkelschwarz ansehen."**)

Die politische Lage wurde in den nächsten Wochen durch die Machenschaften Palmerstons bedeutend beeinflußt, der vor allem seine Beziehungen zu Napoleon III. benutzte, um sich in England an die Spitze der höchsten Gewalt zu schwingen.

---

*) Bernstorffs Bericht an den König. London, 3. Dez. 1854.

**) Radowitz an Bernstorff (Privatschreiben). Berlin, 5. Dez. 1854.

„Gerade damals“, so fährt die Gräfin fort, „ging Lord Palmerston, einer Einladung des französischen Kaisers folgend, nach Paris, wobei er sich mit diesem über die Bildung eines neuen englischen Kabinetts beriet. Palmerston hatte während seiner langen politischen Laufbahn verschiedenen Ministerien angehört, aber noch nie ein Kabinett gebildet — er wollte sich deshalb diese Genugtuung verschaffen. Da er die besten Beziehungen zu dem französischen Botschafter unterhielt, so war Napoleons Aufmerksamkeit schon seit langem auf ihn gelenkt worden. Jetzt galt er als der Mann der Wahl des Kaisers, der ihn für den der damaligen Lage an Fähigkeiten angemessensten Politiker hielt. Und auf die Meinung Napoleons kam alles an, da dieser ganz unzweifelhaft in jenem Momente die auswärtige Politik Englands dirigierte und das englische Gemeinwesen seinem Willen dienstbar machte. Palmerstons Freunde fürchteten freilich die Abneigung, die die Königin unleugbar gegen diesen hegte. Merkwürdigerweise verstand der englische Staatsmann die Kunst des Schmeichelns, die er der Presse und dem Publikum gegenüber so oft an den Tag gelegt, nicht im Verkehr mit der Königin anzuwenden. Er ließ sie oft in Unkenntnis von Angelegenheiten, die sie zu wissen beanspruchte, und tat oft Dinge, die sie verletzten und die er leicht hätte vermeiden können. Auch liebte die Königin Lady Palmerston nicht.“

Ohne diese Gesinnung der Monarchin wäre Palmerston schon früher ans Ruder gekommen. Diesmal aber trug ihn die Gewalt der öffentlichen Meinung, die gebieterisch den „starken Mann“ verlangte, welcher England allen Schwierigkeiten der Lage entreißen sollte, über alle Hindernisse hinweg. Das Verlangen nach Palmerston wurde noch größer, angesichts der bereits erwähnten trostlosen Zustände der Armee in der Krim. Alle Welt schalt auf das Ministerium, das zum Sündenbocke von den Engländern gemacht worden war. Ja John Russell*) selbst gab die Mißstände auf dem Kriegsschauplatz im Parlamente offen zu, als dort vermittels des Antrages Roebuck eine Enquete über die Lage des Heeres in

*) Graf John Russell, hervorragender englischer Staatsmann im Lager der Whigs (1792 bis 1878), dessen Name schon seit 1819, wo er einer der eifrigsten Vorkämpfer der Parlamentsreform war, mit den wichtigsten Vorgängen der Politik Großbritanniens verknüpft ist.

der Krim vorgeschlagen wurde. Er wünschte, wie die Gräfin scherzend sagt, „durch eine Hintertür zu entweichen, um auf der anderen Seite durch eine große Tür wieder einzutreten“. Der Roebucksche Antrag ging durch, und am 30. Januar trat das bisherige Kabinett zurück. Nach einigen mißglückten Versuchen mit Hilfe Lord Derbys ein Kabinett zu bilden, und nachdem auch die Kandidatur Russells sich als aussichtslos erwiesen, berief die Königin Lord Palmerston an die Spitze der Geschäfte. Ihm gelang die Neubildung des Kabinetts. Er war jetzt an dem Ziele angelangt, welchem er unter Benutzung aller erdenklichen Mittel seit langem zugesteuert. In dem neuen Kabinettschef, der die Schlauheit des Fuchses mit angelsächsischer Zähigkeit vereinte, hatte der preußische Staat jedenfalls einen gefährlichen Gegner an der entscheidenden Stelle erhalten.

Wie aber auch die Entwicklung im inneren Leben Englands sich gestalten mochte, der Argwohn gegen Preußen blieb doch stets derselbe. Als Friedrich Wilhelm IV. in seiner Thronrede gesagt hatte, Preußen stehe im Begriffe, seine Armee auf den Kriegsfuß zu bringen, meinte Clarendon zu Bernstorff, es sei in diesem Falle doch merkwürdig, daß das preußische Heer nach wie vor so „verzettelt“ d. h. über die ganze preußische Monarchie zerstreut bleibe. Clarendon wollte damit sagen: Da die Truppen nicht an der preußisch-russischen Grenze zusammengezogen werden sollten, so könne man im Zweifel sein, gegen wen sich die Mobilmachung richte. Bernstorff erwiderte gelassen: eine sofortige Konzentration der Truppen sei durchaus nicht nötig, dergleichen gehe in Preußen weit schneller als in Rußland, wo man durch endlose Steppen zu marschieren habe — nämlich auf „eisernem Wege“, ein Weg, der in preußischen Landen stets der beliebteste sei.“*)

Der damalige Winter gestaltete sich für das gräfliche Ehepaar infolge der gespannten politischen Lage, der Gereiztheit der öffentlichen Meinung Englands gegen Preußen und der Usedomschen Mission, von der noch die Rede sein wird, zu einem der unerquicklichsten. Auch litt die Gräfin sehr unter dem Klima. Gesellschaftliche Zusammenkünfte gab es fast gar nicht, nur die des diplomatischen

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 2. Dezember 1854.

Korps dauerten fort. Die Schilderung eines dieser Abende in den Aufzeichnungen der Gräfin ist insofern von Interesse, als dabei Graf Walewski, der französische Botschafter, welcher zu jener Zeit in London eine so große Rolle spielte, geschildert wird.*) „Graf Walewski," erzählt sie, „ist von kleiner etwas korpulenter Gestalt und ähnelt sehr dem Kaiser Napoleon, dessen natürlicher Sohn er ist. Er hat dieselben grauen Augen mit dem durchdringenden Blick und dasselbe etwas aufgeschwemmte, fahle und blasse Gesicht wie jener, ohne jedoch dessen geistige Fähigkeiten ererbt zu haben.**) Seine Stellung in London ist eine recht bedeutende, aber er verdankt sie weniger seinen eigenen Talenten als dem Souverän, den er vertritt. Im Grunde spielt er doch nur die Rolle einer Marionette, die von einem geschickten Schauspieler in Bewegung gesetzt wird, und ihm ist die Fähigkeit zu eigen, sich nach Wunsch dirigieren zu lassen. Er hat Einbildungskraft und politisches Verständnis, liebt die Literatur — namentlich die schöne — und hat selbst ein Stück verfaßt, das im Théâtre français durchgefallen ist. In

*) Alexander, Florian, Joseph, Colonna Graf Walewski, Sohn einer Polin und des Kaisers Napoleon (1810 bis 1868), bekannter französischer Staatsmann.

**) Später hörte die Gräfin, als sie bei Lady Alice Peel zusammen mit dem Herzog und der Herzogin von Aumale dinierte, von letzterem folgendes über Walewski. Sie schreibt: „Auch über den Grafen Walewski sprach der Herzog mit mir; er erzählte, wie man zu der Zeit, da noch der König (sein Vater) Frankreich beherrschte, für diesen Mann alles, was man nur gekonnt, getan hätte. Nach vergeblichen Versuchen auf verschiedenen Gebieten sei endlich Walewski in die diplomatische Karriere eingetreten und Gesandter in La Plata geworden, was für einen Mann, der mit so wenig Vermögen Karriere gemacht, einen recht ansehnlichen Erfolg bedeutet hätte. Im Jahre 1848 habe Walewski auch nicht einen Sous besessen und besitze auch jetzt außer seinem Gehalt kein Vermögen — er sei aber immer »Don Magnifico« gewesen. Der Herzog erzählte mir ferner, er hätte Walewski später nur einmal im Theater von ferne gesehen, wobei ihn der letztere höflich gegrüßt, aber sein Bruder, der Herzog von Montpensier sei einmal auf einem Ball beim Durchschreiten einer Türe mit jenem fast zusammengestoßen, wobei der Herzog gesagt: „Guten Morgen, Herr v. Walewski, ich bin entzückt, Sie zu sehen!" worauf der Botschafter sich mit den Worten verbeugt und in der Verlegenheit gesagt: »Monseigneur, vous avez trop de bonté!« — an den Sinn des Wortes »Monseigneur« habe Walewski dabei kaum gedacht. »Ich fand dies Wort charmant,« sagte der Herzog von Aumale."

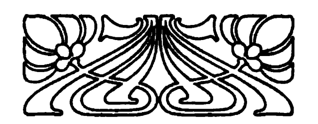
London ist sein ganzes Sinnen und Trachten der Politik gewidmet; er nützt dort seine Überlegenheit hauptsächlich der kleinen Diplomatie gegenüber aus, die ihn umschmeichelt, jedes der Worte, die von seinen Lippen kommen, auf die Wagschale legt, sich darüber aufregt, wenn eines derselben drohender Art ist, und sich vor Freude gar nicht fassen kann, wenn es wohlwollend klingt. Die Diplomaten der Mächte zweiten Ranges drängen sich um ihn, wie die Schmetterlinge um das Licht, oder vielmehr wie die kleinen Vögel um den Uhu, von dessen durchdringendem Blicke sie angezogen werden. — —

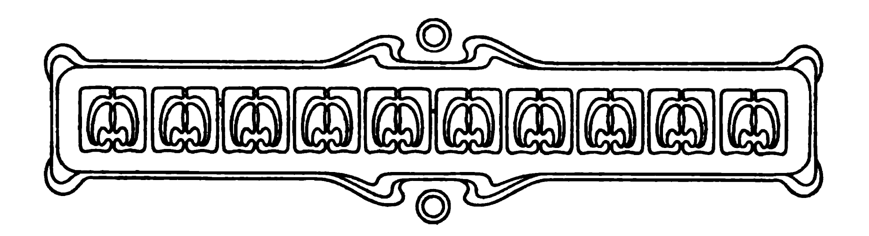
„Alles in allem ist Graf Walewski ein Poseur. Er genießt mit vollen Zügen die Annehmlichkeiten seiner Stellung, aber er tut es mit Bonhommie und Liebenswürdigkeit; freilich hat er trotz seiner großen Höflichkeit immer das Aussehen eines Mannes, der in der Ferne einen Thron, auf dem er einst als Herrscher sitzen soll, aufgerichtet sieht. Er kopiert die Gesten des Kaisers Napoleon I. und hat eine gewisse Grandezza in seinen Manieren. — — Seine Phantasie läßt ihn in seinen Äußerungen immer etwas weiter gehen, als seine Instruktionen lauten, auch mit der Wahrheit nimmt er es infolgedessen nicht ganz genau, ohne daß er gerade lügen will. Dabei hat er viel Herz und eine gewisse Gutmütigkeit — er würde niemandem, wer es auch sei, geflissentlich etwas Böses oder Unangenehmes zufügen. — — — — Seine Frau — hat italienisches und polnisches Blut in ihren Adern und vereint deshalb die Vorzüge und Fehler dieser beiden Völker. Ihre Mutter ist eine geborene Poniatowski und ihr Vater der Marquis Rizzi. Der Gattin Walewskis sind Koketterie und Eitelkeit in einem Grade eigen, der ihrem Manne Grund zur Besorgnis geben müßte, wenn sie beide nicht so glücklich verheiratet wären und wenn ihr Gemahl sie in den ersten Jahren ihrer Verheiratung nicht so sorgfältig überwacht hätte. Sie hat angenehme Manieren und weiß sich hübsche Posen zu geben. In der englischen Hauptstadt ist sie beliebt, aber trotz ihrer schönen Toiletten, der königlichen Haltung, die sich ihr Gatte gibt, und trotz des großen Hauses, das beide machen, hat weder der eine noch der andere von ihnen wirkliche Würde oder vornehmes aristokratisches Wesen. Meiner Meinung nach ist die ganze Stellung der beiden eine theatralische

und ephemere, also eine solche, mit der es sehr schnell vorbei sein kann und die sofort dem Vergessen anheimfallen muß, sobald der, dem sie sie verdanken, den Thron verliert.

„Außer den erwähnten diplomatischen Soireen, die allein Gelegenheit zu gesellschaftlicher Vereinigung boten, wohnten wir nur zwei Diners bei der Herzogin von Inverneß bei. Wir waren fast alle Abende zu Hause. Graf Vitzthum, der Marquis d'Azeglio und Herr von Martino von der neapolitanischen Gesandtschaft, ein liebenswürdiger und geistreicher Neapolitaner, blieben die einzigen, die zuweilen zu uns kamen.

„Der Winter war im allgemeinen sehr langweilig, aber trotz vieler Unannehmlichkeiten würden wir das Leben während desselben weit leichter ertragen haben, wenn die politischen Verhältnisse nicht so unangenehm gewesen wären. Unser Trost blieb, daß es meinem Mann trotz aller Schwierigkeiten doch gelungen war, sich im Londoner politischen und gesellschaftlichen Leben eine feste Position zu schaffen."





IX. Kapitel.

Von der Usedomschen Mission bis zum Besuche Napoleons. 1854—1855.

Usedom in England, seine Stellung zu Bernstorff und den englischen Ministern. Der Brief des Königs an die Königin. — England und das Recht Preußens auf Teilnahme an den Wiener Konferenzen. — Der Antrag Österreichs auf preußische Unterstützung (Aufstellung eines Heeres). Unterredung Bernstorffs mit dem Prinzgemahl. — Die Wiener Konferenzen. — Friedrich Wilhelm IV. und Bernstorffs Kritik der Usedomschen Mission. — Usedom und Wedell in Paris. — Der Tod des Zaren; neue Rüstungen. — Der englische Kriegsminister. — Bedenkliche Lage des englischen Kabinetts; die Peeliten; John Bright. — Der Besuch Napoleons in London.

Die Usedomsche Mission, von der bereits im vorigen Kapitel mit einigen Worten die Rede gewesen ist, war für Bernstorff ein rechter Leidenskelch, den er bis zum Grunde leeren mußte. Denn was konnte für ihn, der Preußens Interessen an der Themse zu vertreten hatte, kränkender sein, als die Spezialsendung eines Diplomaten, der mit der englischen Regierung hochwichtige Abmachungen über die auswärtige preußische Politik treffen sollte. Schon im November 1854 hatte Friedrich Wilhelm IV. Usedom beauftragt, ihm eine Denkschrift über die Lage auszuarbeiten, und ihn dann nach Berlin zur Beratung berufen. Während, wie erwähnt, Manteuffel den einfachen Beitritt Preußens zum Dezembervertrag befürwortete, erklärte Usedom, daß man auf diese Weise gänzlich in die Abhängigkeit von Österreich gerate, es empfehle sich deshalb, mit Frankreich und England einen „analogen Traktat" abzuschließen. Auf des Königs Wunsch sollte Usedom selbst nach Londpn gehen, um die Sache zu betreiben. Es blieb aber auch hier wieder bei halben Maßregeln. Brachte er doch keine umfassenden Vollmachten mit, sondern nur einen Brief an die Königin von England, der

insofern schon seinen Zweck verfehlte, als die auswärtige Politik Großbritanniens gar nicht in den Händen der Monarchin lag. Usedom, ein Mann von Geist und Talent, dessen Tätigkeit aber nur allzu oft durch seine innere Unruhe und Nervosität durchkreuzt wurde, hätte sich dies selbst sagen und schon aus diesem Grunde die Mission ablehnen müssen. Aber er meinte, daß er die Führung der Unterhandlung später ganz von selbst in seine Hand bekommen werde, und reiste wohlgemut ab. Für den Fall des Nichtzustandekommens des analogen Traktates hatte Usedom dem Könige vorgeschlagen, ein preußisches Heer an der Ostgrenze aufzustellen, wogegen die Westmächte sich verbürgen sollten, von einer Revolutionierung Russisch-Polens und von Truppendurchmärschen durch preußische Landesteile gänzlich abzusehen. Das Handschreiben Friedrich Wilhelms IV. an die Königin von England, das Usedom die Wege ebnen sollte, lautet folgendermaßen:*)

Brief Friedrich Wilhelms IV an die Königin von England.

Charlottenburg. 14 Dez. 1854.

„Gnädigste Königin,

Indem ich mich einmal wieder schriftlich dem gnädigen Andenken Euer Majestät zurückrufe, wage ich's, Ihnen einen Mann zu empfehlen, der mein ganzes politisches Vertrauen besitzt. Es ist mein Wirkl. Geh. Rath von Usedom, mein vieljähriger Gesandter zu Rom, dessen Gemahlin eine geb. Unterthanin E. M. von der Familie Malcolm ist. Ich bitte Eure Majestät und den theuren Prinzen (den ich herzlich umarme) so dringend als ehrerbietig dem Herrn v. U. ein gnädiges Gehör zu gestatten, und den Aufschlüssen, die er in den Stand gesetzt ist zu geben, das Interesse und die Folgerungen nicht zu versagen, die so ernste Gegenstände in mehr als einer Rücksicht verdienen. Ich ersuche E. M. dem Herrn v. U. vollen Glauben zu schenken in Allen Dingen, die er in meinem Namen Ihnen vortragen wird.

Er ist der Träger wichtiger Angelegenheiten, die ich in Ihre Hände, meine Teuerste gnädigste Königin, vertrauensvoll niederlege.

*) In Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—1858, nicht enthalten.

Als Weltmacht sowohl wie als erste protestantische Macht, darf Großbritannien — erlauben Sie mir diese offene Aeußerung — Preußen nicht dem Schicksal überlassen, das ihm zugedacht ist. Usedom's Mission ist lediglich ein vertraulicher Schritt gegenüber E. M.; Sie gnädigste Königin, werden allein bestimmen, ob er Rücksprache mit Ihren Ministern nehmen soll. Sollte zu wirklichen Negoziationen geschritten werden, so wird dies auf dem offiziellen Wege von mir eingeleitet werden. Die arrière pensée einer Trennung Englands und Frankreichs ist mir und meiner Regierung dabei völlig fremd.

Ich schließe hier meinen Brief, in Wahrheit darum, weil ich ihm kein Ende abzusehen vermöchte, wenn ich hier nicht endigte. Schluß mit Courtoisie

(gez.) Friedrich Wilhelm."

Infolge dieses Schreibens gestaltete sich Usedoms Debüt in London wenig glücklich. Denn die englischen Minister schöpften sofort Verdacht, daß über ihre Köpfe hinweg mit der Königin verhandelt werden sollte. Über die ersten Unterredungen Usedoms mit den englischen Staatsmännern unterrichtet ein Schreiben Bernstorffs vom 23. Dezember:

Bernstorffs Bericht an Manteuffel.

London, den 23. Dezember 1854.

„Heute begab ich mich zur festgesetzten Stunde mit Herrn von Usedom zu Lord Clarendon. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde von gleichgültigen Dingen gesprochen hatten und der Letztere uns gesagt hatte, daß er der Königin bereits geschrieben habe und ihre Befehle erwarte, entfernte ersterer sich und ließ mich allein mit dem englischen Minister, welchem ich anderweitige Mitteilungen zu machen hatte. Dieser fragte mich hierauf mit auffallender Gereiztheit, ob ich ihm sagen könnte, was der Zweck der Mission des Herrn von Usedom sei; er habe erwartet, daß derselbe ihm davon sprechen und eine Abschrift des Königlichen Schreibens mitteilen werde, dessen Überbringer er sei; es sei ihm noch niemals vorgekommen, daß ein Abgesandter — er wisse nicht welchen Charakter Herr von Usedom als solcher habe — ihm

eine Viertelstunde vom schönen Wetter und dergleichen gesprochen habe, ohne den Zweck seiner Mission auch nur zu berühren. Er habe angeblich eine Mission an die Königin, dieselbe könne aber nur durch ihr konstitutionelles und verantwortliches Ministerium vermittelt werden, und er wisse noch nicht einmal, was in dem Brief enthalten sei. Er werde daher sofort der Königin schreiben, was vorgefallen sei, und Ihre Majestät werde zu tun wissen was sich gehöre.

„Ich gab mir alle mögliche Mühe, den englischen Minister zu besänftigen, sagte ihm, daß es mir sehr leid tun sollte, wenn ein bloßes Versehen in der Form einen nachteiligen Einfluß auf den Gang der Geschäfte ausüben sollte; ich hätte nicht geglaubt, daß er gleich auf meinen Brief an die Königin schreiben würde, sondern erwartet, daß er Herrn von Usedom zunächst nach dem Zwecke seiner Mission fragen und eine Abschrift des Königlichen Schreibens von ihm verlangen würde. Da er dies nicht getan, so habe Herr von Usedom wohl geglaubt, nicht eher in Unterhandlungen oder politische Besprechungen mit ihm eingehen zu sollen, als bis er den Brief Seiner Majestät des Königs übergeben habe, worin gesagt sei, daß die Königin zu bestimmen habe, ob er mit ihren Ministern verhandeln solle. Wenn er es aber wünsche oder verlange, so würde ich Herrn von Usedom auffordern, ihm noch jetzt eine Abschrift dieses Schreibens zu übergeben, um ihm den Zweck seiner Sendung mitzuteilen.

„Er sagte hierauf, es komme sehr darauf an, ob der Inhalt des Königlichen Schreibens der Art sei, daß er der Königin raten könne, es in Empfang zu nehmen; nach dem, was ich ihm sagte, sei der Zweck desselben, direkt mit der Königin unter Vorbeigehung des Ministeriums zu verhandeln; dies sei ganz gegen die Verfassung, und er wisse, was seine Pflicht sei, in diesem Falle zu tun. Ich versicherte ihm, daß dies nicht der Zweck sei, sondern daß es lediglich eine Sprachformel sei, daß aber Herr von Usedom beauftragt sei, mit ihm zu verhandeln und Eröffnungen zu machen, die nur zu der von ihm selbst gewünschten Annäherung führen könnten; ich ersuchte ihn daher dringend, aus einer bloßen Formsache keinen nachteilig auf unsere Beziehungen einwirkenden Inzidenzfall zu machen. Er schien sich nicht davon überzeugen zu

können, daß es nicht ausdrücklich in der Absicht Seiner Majestät des Königs gelegen habe, mit der Königin hinter dem Rücken des Ministeriums zu verhandeln, und blieb dabei, der Königin anzeigen zu müssen, was vorgefallen sei."

Manteuffel suchte Bernstorff über die Mission Usedoms zu beruhigen. Bei der Darlegung der Ziele dieser Sendung ließ er einfließen, es solle — nach dem Wunsche des Monarchen — der England und Deutschland verbindende protestantische Gedanke wieder mehr in den Vordergrund treten. Bekanntlich war der Monarch damals von der Besorgnis erfüllt, daß „zwischen dem päpstlichen Stuhle, Österreich und Frankreich eine jesuitisch-katholische Koalition zur Vernichtung Preußens entweder schon bestehe, oder schon in der Bildung begriffen" sei.*) Die Kreuzzeitungspartei, so hatte schon am 6. November Manteuffel an Hatzfeldt geschrieben, nähre durch polizeiliche Rapporte diesen Verdacht des Königs und suche Argwohn bei ihm gegen Österreichs „katholische" Pläne zu erzeugen, weil sie eine Verständigung mit diesem Staat hintertreiben wolle. Was England anlange, fuhr er fort, so fürchte man in jenem Lager nichts, weil eine Abmachung mit dem englischen Kabinett noch in weitem Felde sei. Von diesen Dingen deutete Manteuffel in dem genannten Briefe an Bernstorff das Wichtigste an. In bezug auf Usedom setzt er hinzu, daß er (Manteuffel) „von Hause aus gegen die Mission gewesen sei, sie aber nicht habe hindern können und auch nicht zu einem Casus belli habe machen wollen", aus Furcht vor verhängnisvollen Konsequenzen. Er hätte vergebens versucht, den König von der voraussichtlichen Erfolglosigkeit der Sendung zu überzeugen. Da nun die Sache nicht mehr zu ändern sei, so beschränke er (Manteuffel) sich auf folgende Bemerkungen:

„1. Herr von Usedom hat sich, wie ich bestimmt weiß, nicht um den Auftrag beworben, sondern ist damit unmittelbar von Seiner Majestät überrascht worden. 2. Er hat keine Zeile von mir, und die eigentliche Verhandlung über unseren eventuell abzuschließenden Vertrag wird lediglich durch Eure Exzellenz geleitet

*) v. Poschinger, Preußens auswärtige Politik 1850—1858. Bd. II. S. 553.

werden. 3. Seine Majestät haben mich ausdrücklich beauftragt, Euer Exzellenz zu sagen, daß in dieser Mission auch nicht eine Spur von Unzufriedenheit oder Mißtrauen gegen Eure Exzellenz zu erkennen sei, Allerhöchstdieselben vielmehr das volle Gegenteil versichern könnten. 4. In dem Briefe, den Usedom vom Könige an die Königin Viktoria hat, und von welchem Euer Exzellenz Abschrift erhalten werden, wird ausdrücklich Verwahrung dagegen eingelegt, daß dieser Mission die Absicht, Mißtrauen gegen Frankreich zu säen, zum Grunde liegt. — Eure Exzellenz bitte ich also, die Sache nicht empfindlich aufzunehmen; sie ist mir mindestens ebenso unangenehm als Ihnen. — Ich glaube nicht, daß sie zu einem guten Resultate führen wird, bezweifle aber nicht, daß Euer Exzellenz so wie ich bemüht sein werden, das Gute, was sie etwa zu Wege bringen möchte, möglichst zu fördern!"*)

Usedom war also im Irrtum, wenn er später dem Monarchen erzählte, Manteuffel habe Bernstorff angewiesen, seine Sendung mit allen Mitteln zum Scheitern zu bringen. Unrichtig ist auch die Version, als ob Manteuffel eine direkte Gegenwirkung gegen jene Mission unter der Hand unternommen und Bernstorff angewiesen habe, jede Aktion Usedoms in dieser Sache zu durchkreuzen.**) Zu einem solchen Intrigenspiel würde sich übrigens Bernstorff niemals hergegeben haben.

„Einige Zeit darauf kam dann Usedom den englischen Ministern gegenüber mit seinen Vorschlägen zum Vorschein***). Lord Clarendon fand diese »auf das Papier hingeworfenen Ideen«, wie er sagte, unannehmbar, weil sie in russischem Sinne abgefaßt seien. Er fürchtete nämlich, England werde durch die allzu starke Betonung des protestantischen Gedankens in einen Gegensatz zu den katholischen Mächten, (Frankreich und Österreich) geraten. Immer wieder betonte er, daß er alle Spezialmissionen unbedingt verwerfe. Sämtliche englischen Zeitungen spotteten über die Usedomsche Mission. Die Unterhandlung rückte nicht von der

---

*) Manteuffel an Bernstorff. Berlin, 18. Dezember 1854. (Im Nachlasse Bernstorffs.)

**) Der Verbreiter dieser Legende ist F. H. Geffcken in seiner Schrift: „Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. 1881. (S. 151).

***) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

Stelle, weil die Ansichten des Königs über das dem englischen Kabinett gegenüber einzuschlagende Verfahren so oft wechselten. . . .

„Was sollte mein Mann machen? Zeigte er sich konziliant, so zieh man ihn in Berlin der Schwäche, sprach er in energischem Tone, so hieß es, daß er die Sache überstürze. So hatte der König im Oktober zu Graf Henckel gesagt: daß er sehr mit meinem Manne zufrieden wäre, dieser sei gerade die Persönlichkeit, die er brauche, nur habe er nicht soviel Mut wie er, der König. Dies bezog sich darauf, daß mein Mann vor den Gefahren gewarnt, welchen Preußen entgegenginge, wenn es in seiner isolierten Stellung verharre. Sonst aber war er (im Gegensatz zu jenen Worten des Königs) stets der Ansicht gewesen, den Westmächten furchtlos entgegenzutreten. Als er dann aber eines Tages zu Lord Clarendon gesagt, England möge doch Usedom einen guten Bescheid geben und Preußen nicht in die Arme Rußlands drängen, schrieb man ihm von Berlin, er solle lieber solche Drohungen nicht aussprechen, die gar nicht den Intentionen des Königs entsprächen."

Vom König erhielt Bernstorff darüber folgendes Handschreiben:

Friedrich Wilhelm IV. an Bernstorff.

Charlottenburg, 24. Januar 1855.

„Mein lieber Graf — Sie haben Lord Clarendon ausgesprochen, er möge einen definitiven Bescheid an Usedom geben. Ich sehe mich genötigt, gegen Sie auszusprechen, daß ein solches Drängen zum Abschließen mit Usedom meinen Absichten sowie dem Zweck der Mission Usedoms schnurstracks entgegen läuft.

„Auf Ihr einträchtiges Wirken mit Usedom leg' ich den allergrößten Werth, da Sie ja berufen sind das, was er als erreichbar erkennt, ans Licht der Sonne zu fördern. Hätte Usedom eine Ahnung von Ihrem Vorhaben gehabt, so würde er Sie um dessen Unterlassung gebeten und mir Nachricht gegeben haben. Sein Schweigen darüber beweist mir, daß das erwähnte einträchtige Wirken zwischen Ihnen nicht stattfindet. Ich weise Sie also, lieber Graf, hiermit auf das Gemessenste an und befehle Ihnen, Herrn von Usedom stets au courant dessen zu halten, was in diesen Dingen von hier aus an Sie gelangt, und die daraus folgenden Schritte gemein-

schaftlich zu berathen. Auch befehle ich Ihnen, alles, was über seine Mission, es sei privatim oder offiziell, Ihnen aus meinem Cabinet zugekommen ist, ihm — ohne Ausnahme — mitzutheilen. Die höchstwichtigen Zwecke seiner Mission können nur zu ersprießlichem Ende gelangen, wenn 2 so ausgezeichnete Männer, wie Sie lieber Graf Bernstorff, und er sich gegenseitig in die Hände arbeiten.

„Ich empfehle mich der Gräfin auf das Allerherzlichste. Zum Schluß drücke ich Ihnen Dank und Beifall aus über die erfreuliche Stellung, die Sie sich zu London, unter so unsäglich schwierigen Verhältnissen zu machen gewußt haben. Ernst Bunsen hat darüber hier ein schönes Zeugnis abgelegt. Gott segne ferner Ihr Wirken. Vale!

Friedrich Wilhelm R.*)"

Bernstorff antwortete auf diesen Brief in schlicht mannhafter Weise.

Immediat-Bericht Bernstorffs an den König.

London, 2. Februar 1855.

„Als Eurer Majestät Allerhöchstes Handschreiben vom 24. des vorigen Monats mir zuging, hatte ich bereits von dem Minister Herrn von Manteuffel den Befehl erhalten, Lord Clarendon nicht mehr um eine Antwort an Herrn von Usedom zu drängen, da Eure Königliche Majestät der Meinung wären, daß dadurch der Sache geschadet werden könne. Ein Geheimnis habe ich Herrn von Usedom, gegen den ich überhaupt als einen alten Freund und Bekannten mit der größtmöglichen Offenheit zu Werk gegangen bin, aus keinem meiner Schritte gemacht. Wenn er daher, als er Eurer Majestät schrieb, nicht gewußt hat, daß ich Lord Clarendon ersucht, ihm zu antworten, so lag dies wohl daran, daß ich ihn ungefähr 8 Tage lang nicht gesehen, da er mehrere Besuche auf dem Lande gemacht hatte.

„Wenn aber Eure Majestät den allergrößten Wert auf mein einträchtiges Wirken mit Herrn von Usedom legen, so werden

*) Auch das bei Poschinger (Preußens auswärtige Politik 1850—1858 Band III Seite 39) abgedruckte Handschreiben des Königs an Manteuffel (vom 24. Januar 1855 nachts, Charlottenburg) zeigt eine große Aufregung.

Allerhöchstdieselben gewiß nicht verkennen, daß dies einseitig unmöglich ist und nur stattfinden kann, wenn Herr von Usedom mir jede seiner Instruktionen, jeden seiner Schritte und jeden seiner Berichte mitteilt. Dies ist bisher nicht geschehen, denn ich kenne nur seinen ersten Bericht. Eure Königliche Majestät muß ich daher alleruntertänigst bitten, ihm dieselben Befehle wie mir allergnädigst erteilen zu wollen, und würde ich es alsdann von meiner Seite gewiß nicht an einträchtigem Zusammenwirken fehlen lassen, sobald ein bestimmtes Geschäft vorliegt, bei welchem dies möglich ist. Überhaupt aber kann ich nicht umhin, Eurer Königlichen Majestät meine Überzeugung dahin ehrfurchtsvollst auszusprechen, daß meine hiesige Stellung, über welche Allerhöchstdieselben Sich so gnädig zu äußern geruht haben, völlig unhaltbar werden würde, wenn sich diese doppelte Vertretung über das notwendige Maß und über die Abmachung eines bestimmten Geschäftes hinaus in die Länge ziehen sollte. Nicht nur führt sie, wie schon die Erfahrung gezeigt hat, zu Mißverständnissen und Ärgernissen, nach oben, sowohl durch die doppelte Berichterstattung, als infolge der doppelten Instruktionen, sondern sie untergräbt auch das Ansehn, die Achtung und das Vertrauen, deren Preußen im Auslande genießen muß, da man allgemein glaubt und sagt, daß ich zwar der offizielle Gesandte der Königlichen Regierung, Herr von Usedom aber der persönliche Vertreter Eurer Königlichen Majestät sei, welcher Allerhöchstdero spezielles Vertrauen besitze, und man daraus unfehlbar auf eine doppelte Politik schließt.

„Um Eurer Königlichen Majestät einen Begriff davon zu geben, wie man überhaupt diese Spezialmissionen beurteilt, wage ich hier alleruntertänigst anzuführen, was ich mir sonst nicht wiederzugeben erlaubt haben würde, daß Lord Clarendon mir selbst eines Tages lachend gesagt hat, die Usedomsche Mission sei nichts als eine Maske, indem man unter dem Deckmantel eines Liberalen russische Vorschläge hergeschickt habe.

„Eure Königliche Majestät beschwöre ich hiernach ehrfurchtsvollst, diese Umstände allergnädigst in Erwägung zu ziehen und mir im Interesse der Sache meine Stellung nicht noch über das an sich schon bestehende Maß hinaus erschweren zu wollen!“ . . . .

Friedrich Wilhelm IV. an Bernstorff.

Berlin, 5. Februar 1855. No. 10. (Handschreiben).

„Mein lieber Bernstorff — Ihr soeben eingegangener Brief faßt unser gegenseitiges Verhältniß anders auf, als ich es thue.

„Ich habe Sie angewiesen, das und das zu thun, natürlich, damit Sie so verfahren. Sie antworten, daß Sie das thun wollten, sobald Usedom das und das mit Ihnen thäte. Wenn ich in einer Mission, die so ganz allein von mir ausgeht, Anordnungen treffe, so scheint mir es sich von selbst zu verstehen, daß Sie zu supponiren haben, daß ich dazu meine guten Ursachen habe. Wenn Sie also gute Ursache zu haben glauben, daß meine Absichten besser erreicht werden, wenn Usedom Sie mehr au courant hält, so wäre es natürlich gewesen und von mir gut aufgenommen worden sein, wenn Sie mich gebeten hätten, Herrn von Usedom dahin anzuweisen, wenn das mit meinen Absichten nicht in Widerspruch stände. Eine Bedingung zur Befolgung meiner Anweisung durften Sie aber nicht daraus machen. Es hat mich zum mindesten verwundert, daß Sie das demungeachtet gethan haben und schreib' ich Ihnen diese Zeilen, um Ihnen zu sagen, daß es fest bei meinem Befehle verbleibt.

„Es wird Ihnen lieb sein zu erfahren, daß ich Herrn von Usedom angewiesen habe, gegen Sie diejenige Reciprocität zu beobachten, deren er fähig ist. Er hat sehr wenig Ihnen mitzutheilen in Vergleich der Dinge, von denen ich weiß, daß sie sich in Ihren Händen befinden — denn Sie haben ja beständig zu berichten und empfangen häufige Bescheide vom Minister, während H. von U. spärlich berichtete (kaum alle 14 Tage 1 mal), bis ich ihm am selben Tage, an dem ich Ihnen meinen Brief schrieb, befahl, alle Woche 1 mal zu berichten. Von mir hat er außer diesem eigenhändig flüchtig geschriebenen Befehl nur 2 noch flüchtiger geschriebene Blätter mit wenigen Worten der Anerkennug und Aufmunterung.

„So viel ich weiß, hat Minister Freiherr von Manteuffel H. v. U. noch gar nicht geschrieben. Wahr ist es also, daß der Austausch ungleich den Stücken nach ausfallen muß. Demungeachtet muß er vor sich gehen. Das verlangt

Ihr wohlgeneigtester
F. W. R."

Die Gräfin kommt in ihren weiteren Aufzeichnungen auf den Einfluß zu sprechen, den Frau v. Usedom auf diese Mission und auf Usedom überhaupt ausgeübt. Frau v. Usedom (eine geb. Malcolm), aus einer kleinen englischen Familie stammend, hätte ihren jetzigen Gatten, so erzählt sie, in Rom kennen gelernt, wo sie mit ihrer Mutter gewohnt. Nach der Verheiratung wären leider ihre excentrischen Manieren für Herrn v. Usedom geradezu verhängnisvoll gewesen. In Rom sei ihr der Name „Kapitän Jack" beigelegt worden. Sie habe dort überall die erste sein wollen, habe Kardinäle beiseite gestoßen, weil sie den Rang vor ihnen einnehmen wollte usw.

„Durch Usedom hatte sie dem König vorgestellt, daß ihre Beziehungen in England der Mission ihres Mannes förderlich sein würden. Sie war auch sehr dabei interessiert, die Sendung des letzteren in die Länge zu ziehen und ihn auf Kosten der Stellung meines Mannes in den Vordergrund zu schieben. Dabei hat sie wohl auch den geheimen Hintergedanken, uns gänzlich zu ihren Gunsten zu verdrängen. Erzählte sie doch überall, mein Mann liebe England nicht, sei sehr liberal, u. s. w. Zum Glück für uns hatte sie sich durch ihr Auftreten unmöglich gemacht, daß schließlich niemand mehr viel Wert auf ihre Reden legte"*).

An dieser Stelle muß erwähnt werden, daß die Unterhandlungen auch deshalb nicht vom Flecke rückten, weil der König darauf bestand, daß der preußische Staat als Signatarmacht des Traktats von 1841 eo ipso das Recht besitze an den in Aussicht genommenen Wiener Konferenzen teilzunehmen, während die englischen Staatsmänner erst den Beitritt der preußischen Monarchie zur Sache der Westmächte verlangten, ehe sie dies „Zugeständnis" machen wollten. Die Schwierigkeiten Preußens steigerte noch das neueste österreichische Verlangen, das auf Mobilisierung von 200 000 Mann preußischer Truppen hinauslief. Trotz seines Streiches mit dem Dezembervertrag hatte nämlich Graf Buol jetzt die Stirn, im Namen Österreichs diese Mobilisierung von Preußen zu fordern. Sei doch — das war seine Motivierung — für die

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

preußische Regierung die Verpflichtung der Zusatzakte in Kraft getreten, der zufolge der Berliner Hof nach Osten zu ein Heer aufstellen müßte, falls Österreich an der polnischen Grenze von Rußland bedroht würde. Am 5. Januar ward diese Forderung von Preußen abgelehnt, mit der wahrheitsgemäßen Antwort, daß zur Zeit eine solche Gefahr für Österreich nicht bestehe. Darauf hin erklärte nun Drouyn de L'huys in einer Depesche an den französischen Gesandten in Berlin: unter solchen Umständen könnten die Westmächte den preußischen Staat unmöglich zu den Wiener Konferenzen zulassen. Man drehte sich also, wie die Gräfin mit Recht urteilt, immer im Kreise herum.

So viele Mühe sich auch Bernstorff gab, diesen Standpunkt der leitenden französischen und englischen Kreise in London zu bekämpfen, so blieben doch die englischen Minister für alle seine Gründe taub. Für ihn selbst trat jetzt allerdings insofern eine Erleichterung ein, als sich Usedom für einige Zeit von der englischen Hauptstadt entfernen mußte. General v. Wedell ging nämlich in Spezialmission des Königs nach Paris, um daselbst über den Kopf des ständigen preußischen Vertreters, des Grafen Hatzfeldt, hinweg über einen preußisch-französischen Vertrag zu verhandeln. Usedom erhielt Befehl, nach Brüssel zu reisen. Er sollte dort den General treffen und ihn mündlich über die Stimmung in London informieren. Bei dieser Zusammenkunft bat General v. Wedell Usedom, daß dieser ihn nach Paris begleiten und ihm dort mit seinen Ratschlägen zur Seite stehen möge. Darauf begaben sich beide nach der französischen Hauptstadt.

„Frau v. Usedom, die in London geblieben war, gab sich die allergrößte Mühe, um überall auszusprengen, daß General v. Wedell und ihr Gatte die eigentlichen Organe des Königs seien, welcher letztere sich in der versöhnlichsten Stimmung befinde und dringend mit den Westmächten einen Traktat abzuschließen wünsche — dagegen wären mein Mann und Graf Hatzfeldt in Paris die Agenten Manteuffels und wie dieser durch und durch russisch gesinnt*). . . . Unaufhörlich versicherte sie, daß die Dinge in Paris vortrefflich stünden. Anfangs wurde ihr vieles geglaubt, und man

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

war deshalb in London gegen meinen Mann, der sich nicht so zuversichtlich aussprach, ziemlich verstimmt. .... Endlich aber, da nichts von dem, was sie gesagt, sich bestätigte, fing man an sich über sie zu mokieren und sagte ganz laut, sie wäre gerade wie Herr v. Bunsen, der immer Hoffnungen zu erwecken gesucht, die sich hinterher niemals verwirklicht hätten. ....

„Als Usedom dann endlich aus Paris zurückkehrte, zeigte es sich klar, daß die ganze Aktion bezüglich des Abschlusses eines Vertrages mit den Westmächten gescheitert war. Nur unter dem einen Gesichtspunkt ließ sich dabei ein Erfolg verzeichnen, wenn man annahm, der König habe die Entscheidung künstlich hinausziehen wollen, um nicht in die Zwangslage zu kommen, sich entweder für Rußland oder für die Westmächte entscheiden zu müssen!*)

„Während Lord John Russell sich noch zu Verhandlungen in Berlin befand, trat ein unerwartetes Ereignis ein, das den Traktats-Projekten ein neues Hindernis in den Weg legte. Am 2. März mittags entschlief Kaiser Nikolaus von Rußland, der Urheber dieses unglücklichen Krieges, der mächtige Monarch, der ganz Europa zu seinen Füßen gesehen, und ihm während mehrerer Jahre seinen eisernen Willen aufgeprägt hatte; der große und ritterliche Mann, ein Autokrat in des Wortes vollster Bedeutung. Am 2. mittags erhielt mein Mann eine Depesche aus Berlin, welche die Nachricht brachte, die Grippe, die den Kaiser an das Bett gefesselt, habe

*) An dem Scheitern der Verhandlung waren weder Manteuffel noch Hatzfeldt schuld, wie Usedom und Wedell später behaupteten, der König änderte im Laufe der Beratungen selbst seine Meinung. Er wünschte kein Offensiv- und Defensivbündnis mit den Westmächten, wie es der Entwurf der letzteren verlangte, er hatte bloß im Sinn, die Aufstellung eines preußischen Korps an der russischen Grenze zuzugestehen (Punkt 4 der von Wedell und Usedom ausgearbeiteten „esquisse paraphée“) und wollte zur Verteidigung Österreichs gegebenenfalls militärisch einschreiten, selbst wenn dieses der Angreifer sei „en cas de revers sur les frontières du royaume de Pologne.“ Am 26. Februar aber verlangte Napoleon telegraphisch von Preußen die einfache Unterzeichnung des von den Westmächten vorgeschlagenen Vertrags, falls es zu den Konferenzen zugelassen werden wolle. Da brach der König alle weiteren Verhandlungen ab (siehe Poschinger: a. a. O. Bd. III. S. 50, S. 53, S. 62). Auf die Durchmärsche durch Deutschland und Polen hatten die Westmächte allerdings dem Wunsche des Königs gemäß verzichten wollen.

plötzlich einen so schweren und bedenklichen Charakter angenommen, daß man die größte Besorgnis für das Leben des Herrschers hege, die Depesche sei jedoch zunächst nur vertraulich. Mein Mann teilte das Telegramm — ebenfalls im Vertrauen — dem Prinzen Albert mit, der ihm mit sehr liebenswürdigen Worten in einem eigenhändigen Briefe für diese Aufmerksamkeit dankte und ihm schrieb, auch er habe soeben eine Kunde erhalten. Um ein Uhr schrie man die Nachricht bereits in den Straßen aus und wollte sogar wissen, daß der Monarch gestorben sei. Die Bestätigung vom Ableben des Kaisers kam jedoch erst am Abend. Es war ein Ereignis von packender Gewalt, bei welchem jeder sich fragte, welche wichtigen Folgen es haben würde." *)

Frau von Usedom sowie ein großer Teil der englischen Gesellschaft nahm an, daß nun der letzte Grund für Friedrich Wilhelm IV. wegfalle, dem Bunde der Westmächte fernzubleiben. Bernstorff und seine Gemahlin teilten jedoch diese Anschauung keineswegs:

„Bei dem lebhaften Gefühl für die Macht und Gewalt,

*) „Frau von Usedom befand sich gerade bei mir, als die authentische Todesnachricht eintraf. Sie war in ihrer Erregung darüber so weit gegangen, daß sie meinte: sei die Meldung wahr, so läge gewiß Vergiftung vor, wobei sie auch gleich alle Angehörigen mit vergiftet sein ließ und bereits Konstantin, den am kriegerischsten gesinnten der russischen Großfürsten, auf dem Throne sah. Anderseits meinte sie, der Tod des Zaren sei ein zu großes »Glück« für Preußen, als daß die Nachricht wahr sein könne. Als mein Mann eintrat mit der Depesche, die allen Mutmaßungen ein Ziel setzte, erhob sie sich und lief im Zimmer hin und her, die Arme zum Himmel erhebend und einmal über das andere ausrufend: „Gracious heavens; gracious heavens!" Dann ließ sie sich erschöpft auf einen Stuhl nieder, schwieg einige Augenblicke, legte die Hand aufs Herz und sagte: „I am a very wicked woman!" Wieder erhob sie sich und rief immer leidenschaftlicher: „Prussia is saved, Prussia is saved!" Sie hatte eine sehr schweigsame Nichte bei sich, eine jener Engländerinnen, die beim Sprechen kaum den Mund öffnen. Als diese die große Erregung ihrer Tante sah, brach sie ihr Schweigen und fragte mit größtem Phlegma: „Is this good for Prussia, dear aunt?" Mit vor Erregung bebender Stimme antwortete Frau von Usedom: „My child, Prussia is saved!" „Oh, I am very glad of it," erwiderte die junge Engländerin mit derselben Ruhe. Dieser Auftritt wirkte so komisch und ungewöhnlich, daß ich nicht umhin konnte zu lachen, so wenig ich sonst in dem Augenblick dazu aufgelegt war." (Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.)

die Gott den Königen gegeben, stand es ganz außer Zweifel, daß unser König mehr auf die Seite Rußlands neigte, an das ihn Tradition und alte Familienbande fesselten.*) Bisher hatte der Ehrgeiz des russischen Kaisers ihn oft verstimmt und erschreckt. Auch war er von dem entschiedenen und herrischen Charakter des letzteren .... oft abgestoßen worden. Da er überdies in dem Angriffe des Zaren auf die Türkei ein Unrecht sah und dessen Sucht, Rußlands Einfluß auf alles und jedes zu erstrecken, mißbilligte, so ließ es sich erklären, wenn er eine Zeitlang an einen Anschluß an die Westmächte gedacht hatte.**) Im ganzen jedoch stand das russische Regierungssystem in seiner Wertschätzung stets höher als das englische .... Jetzt lag, meines Erachtens, große Wahrscheinlichkeit vor, daß der edle Sinn des Königs alles ihm von seiten des russischen Herrschers zugefügte Unrecht vergessen würde, um nur noch an die unbestreitbare Größe des Charakters des Verschiedenen und an die Verwandtschaft zu denken ...***) Auch flößte ihm der junge Thronfolger weder durch seine politischen Anschauungen noch durch seine Charakter-Eigenschaften Besorgnis ein.

„Die Nachricht des Todes wurde noch am selben Abend den beiden Häusern des Parlaments mitgeteilt und mit völligem Schweigen aufgenommen. Das Publikum war weniger taktvoll. In mehreren Theatern ließ man die Vorstellung unterbrechen und „God save the Queen" spielen. An allen Höfen wurde sofort Trauer angelegt; aber als Walewski Clarendon gegenüber anregte, ob dies nicht auch in England geschehen könne, wies der Staatssekretär dies Ansinnen mit Entschiedenheit zurück. Ja die Königin besuchte sogar in den ersten Tagen das Theater, während Louis

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

**) Das war sogar noch kurz nach dem Tode des Zaren der Fall, wie der im Anhang abgedruckte Brief Friedrich Wilhelms IV. an Napoleon vom 8. März beweist. Das Verhalten des französischen Kaisers, das den König veranlaßte, die Unterhandlungen abzubrechen (wie bereits erzählt), gab letzterem auch die Freiheit wieder, seiner Neigung für Rußland zu folgen.

***) Darüber gibt das im Anhang des Werkes abgedruckte Schreiben Friedrich Wilhelms IV. an Napoleon III., Bellevue, 8. März 1858, Aufschluß.

Napoleon ein Konzert, das am Hofe stattfinden sollte, sofort hatte absagen lassen."

Die Stimmung blieb in London nach wie vor kriegerisch. Sie steigerte sich in dieser Hinsicht sogar noch, als das Manifest des neuen Zaren erklärte, daß er im wesentlichen die Politik seines Vaters fortsetzen werde.

Was Preußen anlangte, so sandte Friedrich Wilhelm IV. unter dem Eindrucke der Todesnachricht einen Kurier mit einer Depesche an Bernstorff, in der er seinen Empfindungen über das Hinscheiden des Monarchen in tief empfundenen Worten Ausdruck gab. Diese Depesche, die am 11. März abends in London anlangte, war von einem eigenhändigen Briefe des Königs an Usedom begleitet, in welchem der Monarch zum ersten Male seinem Unmut über das Verhalten des letzteren Ausdruck gab. Usedom, der inzwischen wieder in England eingetroffen, hatte nämlich in seinem Optimismus dem englischen Kabinett wieder einmal allzuviel Hoffnung auf einen baldigen Beitritt Preußens zu dem Bunde der Westmächte gemacht und das Recht Preußens in die Konferenzen einzutreten dabei, nach des Monarchen Meinung, nicht mit dem nötigen Nachdruck verfochten.

„Der König tadelte seinen Spezialgesandten in der schärfsten Weise dafür, daß dieser die englische Regierung hätte glauben lassen können, er (der König) werde auf sein gutes Recht, an den Beratungen teilzunehmen, verzichten und das was ihm von Rechts wegen zukomme, erst durch Konzessionen erkaufen.*) Er sei im hohen Grade erstaunt, wie Usedom dergleichen nur hätte in den Mund nehmen können, da der König ihm doch schriftlich ausdrücklich zu sagen befohlen: Preußen wäre zwar bereit, das Protokoll zu unterzeichnen und die Integrität der Pforte, vereint mit Frankreich und England gegen Angriffe Rußlands zu übernehmen, die Voraussetzung dazu aber bleibe nur die unbedingte Zulassung zu den Konferenzen. Im übrigen verlange er (der Monarch) jetzt einen Aufschub der Verhandlungen, weil er durch den Tod des Kaisers Nikolaus zu sehr ergriffen worden sei, um seine Entschlüsse in der nötigen Ruhe fassen zu können."

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

Indes ein großer Teil Europas bereits die Friedensaussichten erörterte, wurde in England eine große Flotte ausgerüstet, die sich in die Ostsee begeben sollte. Dies deutete wahrlich nicht auf Einstellung der Feindseligkeiten, ebensowenig wie die militärischen Vorbereitungen auf französischer Seite. Auch in Rußland nahm man eine neue Massenaushebung vor. Die britische Nation hoffte auf große Waffenerfolge. Aber wie sollten solche möglich sein, wenn die mit der Kriegsverwaltung betrauten Persönlichkeiten die Sache noch immer auf die leichte Achsel nahmen. Mehr als ganze Bände spricht in dieser Hinsicht die schlichte Erzählung der Gräfin über ihre Begegnung mit dem damaligen englischen Kriegsminister, Lord Newcastle, auf einem Balle. Man zeigte ihr dort einen Herrn, der, wie man ihr sagte, diese Stellung innehabe.

„Erst glaubte ich, es wäre ein schlechter Scherz und wandte mich noch an zwei andere Personen, die mir aber wieder denselben jungen Herrn als den Mann bezeichneten, der mit Recht oder Unrecht in der Öffentlichkeit so scharf angegriffen wurde und den man zum großen Teil für die entsetzlichen Zustände in der englischen Armee verantwortlich machte.*) Da ich von der Heimat her gewohnt war, höhere Militärs und zwar ernste und gesetzte Männer als Leiter des Kriegsministeriums zu sehen, so konnte ich anfangs nicht glauben, daß dieser elegante junge Herr mit den degagierten Manieren und dem glücklichen Lächeln, welches aussah, als kenne er keine Sorgen, jener Minister sein sollte, in dessen Händen die Leitung eines gerade jetzt so wichtigen Amtes liege. Ich mußte mich aber doch von der Identität der Person des Staatssekretärs mit der jenes jungen Mannes überzeugen. Wie ein Schleier fiel es von meinen Augen und ich begriff jetzt, was mir bisher unfaßbar gewesen, wie es möglich geworden, daß die Kampagne für die Engländer so unglücklich ausgefallen war. Nicht als ob ich den Herzog von Newcastle allein für das traurige Resultat verantwortlich machen will — aber ich klage das ganze System an, das von Grund aus falsch und verderblich ist, führt

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

es doch dazu, wie hier ersichtlich war, einen jungen Mann ohne irgendwelche militärische Erfahrung auf einen solchen Posten zu setzen, lediglich um eine Majorität im Parlament zu haben. Wenn es sich in England darum handelt, jemanden zum Minister zu machen, so denkt man nur an die Zahl der Stimmen, die derselbe im Unterhause hinter sich hat, und verleiht ihm je nach Bedarf bald dieses bald jenes Portefeuille, ob er nun für dasselbe paßt oder nicht. Der Herzog von Newcastle hätte sich, wie es scheint, recht gut für das Ministerium der Kolonien geeignet, aber für das des Krieges hat er gewiß niemals Talent gezeigt.... Im englischen politischen Leben hält man vor allem an seiner Stellung fest, und wenn man nur Minister bleibt, so kümmert man sich wenig darum, was als Resultat dabei herauskommt ...."

Das Bedenkliche bei der damaligen parlamentarischen Lage war, daß das neue englische Kabinett, auf dem eine so große Verantwortung ruhte, jeder Zeit gestürzt werden konnte. Die Peeliten hielten die Entscheidung in der Hand. „Niemand", meint die Gräfin, „wußte genau, ob diese Fraktion die damalige Regierung beseitigen oder erhalten wolle. Aus dem Schoße der Torypartei selbst hervorgegangen, waren die Peeliten von den Torys nicht durch ihr Programm, sondern nur durch die Erinnerung an die Angriffe der letzteren auf Sir Robert Peel getrennt. In besonderer Gegnerschaft standen sie zu Disraëli, der Peel persönlich beleidigt hatte und mit welchem Lord Derby, der Chef der Torys, ein Herz und eine Seele war." Im Lande selbst begann eine kleine, aber streitbare Partei, unter Führung des Friedensapostels John Bright, dem Kabinett ebenfalls Schwierigkeiten zu machen. Man fragte sich, ob die Peeliten sich nicht mit dieser vereinigen würden. Ein Mitglied der Torys, der Romanschriftsteller Bulwer, sagte zur Gräfin damals: „Wir halten uns jetzt ruhig, weil wir sicher sind, das Kabinett jeder Zeit stürzen zu können." *)

*) Den Romanschriftsteller Lytton Bulwer hatte die Gräfin schon bei früherer Gelegenheit kennen gelernt. Sie schreibt über ihn: „Bei Lady Granville machte ich die Bekanntschaft des Romanschriftstellers Bulwer. Er hat ein sehr intelligentes Gesicht und sehr schönes buschiges Haar; leider ist

Inzwischen hatte sich Frankreich in einer auffälligen Weise Österreich genähert. Bekanntlich erblickte Drouyn de L'Huys, der damalige Leiter der französischen Politik — denn die Direktive lag doch immer bei Napoleon — in Österreich den geeignetsten Bundesgenossen für Frankreich, weil, wie er zu Vertrauten sagte, die österreichische Politik schon aus Egoismus die für das französische Volk so notwendige Zersplitterung Italiens und Deutschlands konservieren müsse, und weil der alte Kaiserstaat schon als katholische Macht den Franzosen so nahe stehe. Diese Annäherung war für Bernstorff ein Grund mehr, die Lage ungünstig zu beurteilen. Hatte er doch schon öfters vor der Gefahr einer Verständigung Österreichs und Frankreichs auf Kosten Preußens gewarnt. Jetzt fühlte er sich gedrungen, diese Warnung zu erneuern. In seinem Bericht an Manteuffel vom 2. April schrieb er sehr bemerkenswerte Worte über diesen Gegenstand und über die damalige Wiener Politik überhaupt.

Aus dem Bericht Bernstorffs an Manteuffel.

London, 2. April 1855.

„Mögen nun die Absichten Österreichs nach dem etwaigen Friedensschluß geradezu kriegerisch sein oder nicht, daran zweifle ich allerdings nicht, daß es suchen wird, aus seiner in der gegenwärtigen Krise eingenommenen Stellung den Vorteil in Deutschland zu ziehen, welchen es sich davon verspricht, und welcher ihm vielfältig von seinen jetzigen Bundesgenossen als der natürliche Preis derselben verheißen worden ist, *nämlich entschieden an die Spitze von Deutschland zu treten und die ausschließliche Führerschaft zu übernehmen.*

---

er so schweigsam, daß die Konversation mit ihm sehr schwer ist, trotzdem brachte ich es dahin, mit ihm längere Zeit über einige seiner Romane zu sprechen; er fragte mich, ob ich „Pelham" sehr scharf fände, und sagte dann auf meine Frage, welches seiner eigenen Werke er am meisten bevorzuge, daß dies „Eugen Aram" sei. Als er seinerseits dieselbe Frage an mich richtete, entgegnete ich, die Wahl würde mir wirklich schwer, weil ich alle seine Romane so sehr liebte, aber ich hätte vielleicht eine besondere Vorliebe für »Nacht und Morgen«, wobei er ein Zeichen der Zustimmung machte. Den unglücklichen Dichter, der als Gatte wahrscheinlich nicht so liebenswürdig wie als Autor ist, hat seine Frau eines schönen Tages heimlich verlassen."

„Hierzu wird es vermutlich damit beginnen, das Schwarzenbergische Testament — die Aufnahme Gesamtösterreichs in den deutschen Bund und in den Zollverein zur Ausführung bringen zu wollen. Graf Buol, welchen Fürst Schwarzenberg seinerzeit selbst dem Kaiser zu seinem Nachfolger empfohlen und als den Depositar seiner Ideen bezeichnet hat, Herr von Bach, der vielleicht der eigentliche Erfinder dieser Ideen ist und noch für den Haupturheber der jetzigen Politik in Gemeinschaft mit dem ersteren gilt, sowie endlich auch der Freiherr von Bruck, welcher, wenngleich weniger feindlich gegen Preußen, doch die großen Ideen von dem europäischen Mittelreich seinerzeit sehr warm ergriffen hat, sind ganz die Männer, um mit Nachdruck und Beharrlichkeit, sowie mit äußerster Falschheit, Pläne zu verfolgen, die auf den moralischen oder materiellen Untergang Preußens gerichtet sind. Wenn daher in der gegenwärtigen Lage der Dinge keine Einigung zwischen den beiden deutschen Mächten über ein gemeinschaftliches Vorgehen zu erreichen ist, so geht meine unmaßgebliche Ansicht dahin, daß für Preußen die größtmögliche Vorsicht und Kriegsbereitschaft auf allen Enden der Monarchie unumgänglich geboten ist."

Der Prinz von Preußen, welchen Bernstorff, wie bereits erwähnt, durch die Übersendung von Abschriften einzelner seiner Depeschen auf dem laufenden über die Londoner Vorgänge erhalten, teilte die Befürchtungen Bernstorffs in vollem Maße. In bezug auf die England gegenüber zu befolgende Politik war der Prinz ein Gegner der Usedomschen Mission gewesen. Seiner Ansicht nach hätte Preußen einfach der Tripelallianz erklären sollen, daß Preußen ihr beitreten werde, wenn Rußland nicht bis zum 1. Januar unzweideutigste Beweise seines Friedenswunsches gegeben. Diese Erklärung hätte gleichzeitig nach Petersburg gehen müssen und würde, so meinte der hohe Herr, den Kaiser Nikolaus zur Darlegung seiner wahren Absichten gedrängt haben. Allerdings war für den Prinzen die genaueste Kenntnis der Interpretation der 4 Punkte die Voraussetzung dieses Schrittes. „Es soll eine Forderung darunter sein", so lautete eine Stelle eines seiner damaligen Briefe, „die ich als unmöglich unterstützbar erklären muß, solange

nicht ein entscheidender Sieg in der Krim erfochten ist — ich meine die Forderung der Schleifung Sebastopols und Reduzierung der russischen Flotte im Schwarzen Meer — bevor man beides besitzt. — — Diese Forderung im voraus stellen, heißt in meinen Augen den Frieden nicht wollen."*)

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Koblenz, 9. 4. 55. (Handschreiben.)

„Erst jetzt komme ich dazu bei Rücksendung der Anlage, Ihnen meinen besten Dank für deren Zusendung zu sagen, da ich nach und nach Muße gefunden habe, auch die älteren Papiere nachzulesen. Für Sie werden diese Pièces dereinst eine Satisfaction sein, weil Sie vorhersagten, wie die Dinge werden müßten, wenn wir so eigentümliche Politik treiben, aus der Niemand sich einen Vers machen kann! Wo soll das Vertrauen herkommen? Wir büßen bereits diesen unseren unsicheren Gang! Und wenn ich auch nicht blind bin gegen Verletzungen, die uns aus Wien, London und Paris zugefügt wurden, so rathe ich doch immer in Berlin, sich nicht auf ein zu hohes Pferd zu setzen und zu fragen: Warum handelte man so und so gegen Preußen? Weil Preußen zuerst Verletzung und verdächtigende Schritte ausgehen ließ!! —

Leicht können Sie denken, wie furchtbar erschüttert ich bin über den Tod meines unersetzlichen Kaiserlichen Freundes, — aber eine andere Auffassung von Rußlands und der daraus für Preußen resultierenden Politik deshalb mir zu construiren, ist mir nicht eingefallen, und darum habe ich auch nicht die Umkehr der Usedom-Wedel Unterhandlungen erwartet oder gutgeheißen! In wenig Tagen muß in Wien Entscheidendes geschehen. Daß wir inactiv bei Allem bleiben werden, bis eine Seite uns zwingt zu handeln, ist mir klar — gewiß die unpassendste Rolle, die eine Großmacht spielen kann: »Mais que faire!« Da ich mich von Allem zurückhalte, um nicht nochmals compromittirt zu werden. Halten Sie nur aus, solange Ihr Gewissen es Ihnen erlaubt.

Ihrer Gemahlin mich bestens empfehlend

Ihr

Prinz v. Preußen."

---

*) Das Schreiben (v. Dezember 1854) ist bei Geffcken a. a. O. S. 160 mitgeteilt.

Am 29. März abends 1855 traf Drouyn de L'Huys in London ein, angeblich um mit den britischen Ministern den dritten der vier Punkte zu erörtern, in Wirklichkeit hatte er eine geheime Mission, die einen Besuch Napoleons und seiner Gemahlin am englischen Hofe betraf. Am 16. April wollte der Kaiser in die englische Hauptstadt kommen.

„Der Moment war gut gewählt.*) Napoleon wünschte die Allianz neu zu befestigen, seinen Einfluß in der großen Politik zu vermehren und England die Gebote seines eisernen Willens aufzuerlegen. Das englische Volk versprach ihm einen enthusiastischen Empfang; die oberen Zehntausend waren allerdings davon weniger entzückt — sie beklagten die Königin laut, weil sie den Besuch dieses »Parvenü-Ehepaars« empfangen müsse. Ja, man ging sogar so weit zu sagen, daß der ganze Vorgang eine Erniedrigung für die Königin sei. Zugleich hegte man ernste Besorgnisse, es möchte dem Kaiser während seines Aufenthaltes in England irgend etwas zustoßen, und die Polizei verdoppelte deshalb ihre vorbeugenden Maßregeln. Man hatte sogar Polizisten aus Paris zur Verstärkung kommen lassen. — — Also wirklich — Louis Napoleon kam nach England — er, den man einst in London als Flüchtling in einer recht traurigen Verfassung kennen gelernt — Napoleon, den man nicht einmal zur guten Gesellschaft gerechnet hatte! Dieser Mann sollte als mächtiger Monarch hier wieder einziehen und von der Beherrscherin Englands mit den größten Ehren empfangen werden. Und seine Gemahlin, die Enkelin eines englischen Konsuls, früher eine kokette Abenteuerin — allerdings aus gutem Hause — konnte sie wirklich Gegenstand der Aufmerksamkeiten einer Königin sein — und gerade dieser Königin, dieser trefflichen Familienmutter, die so streng auf ihre häuslichen Pflichten hielt? Wie war zwischen dem königlichen Ehepaar und seinen Gästen ein Verkehr auf dem Fuße der Gleichheit möglich? Wie vor allem zwischen diesen beiden Frauen? Und welche peinlichen Tage standen der Königin bevor! Sie, die die Freundin und Verwandte der aus Frankreich vertriebenen Orleans war, mußte jetzt den Todfeind

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

dieser Familie bei sich empfangen! Mit beißendem Sarkasmus fragte spöttelnd die »Times«, was man denn eigentlich Napoleon in London zeigen wolle, er kenne ja alles, »bis auf das Innere des königlichen Hofes«, und dies letzte Vergnügen würde er, der solange in Europas Acht und Bann gewesen, mit Wonne auskosten. Andere Blätter meinten höhnisch, es sei ganz angebracht, wenn Napoleon in ein Land komme, dessen eigentlicher Beherrscher er sei. Von einem Witzblatt wurde der Kaiser dargestellt, wie er auf einem Kübel im Wasser sitzend, mit der Magnetnadel eine recht abgemagerte Ente lenkte. Das war der wahre, wenn auch recht trübselige Zustand der englischen Politik!

„Trotz aller dieser Einwände der oberen Klassen hatte der Napoleonide bei seinem Besuche die breiten Massen in England für sich. Gewiß war das Volk von den Leistungen der englischen Heeresverwaltung sehr enttäuscht und müde der vielen Schilderungen über die Kriegsgreuel und die unsagbaren Leiden der Soldaten, aber der Krieg — die Feindseligkeiten vor Sebastopol hatten in der Osterwoche wieder begonnen — mußte doch fortgeführt werden, und da galt es denn den Beherrscher Frankreichs bei guter Laune zu erhalten. Binnen kurzem war man auch mitten im Enthusiasmus drin, der sich sogar auf die Kaiserin erstreckte.

„Die Königin von England, welche anfangs große Bedenken gegen den Besuch gehabt, war allmählich anderer Ansicht geworden und hatte sich entschlossen, ihre Gäste auf das würdigste zu empfangen. In der Rücksichtnahme auf deren Empfindungen ging sie soweit, den »Waterloo-Saal« im Schloß Windsor fortan »Gemälde-Saal« nennen zu lassen. Desgleichen zeigte sie sich ängstlich besorgt, durch Vorsichtsmaßregeln jeder Art das Leben ihres mächtigen Verbündeten bei seiner Anwesenheit in London sicher zu stellen. Die Furcht, daß auf Napoleon ein Attentat ausgeübt werden könnte, war ungeheuer. Unter den französischen Beamten, die man zur Aushilfe herbeigerufen, befand sich auch der Polizei-Präfekt von Paris. Graf Walewski zeigte sich sehr besorgt und fürchtete besonders die Fahrt durch die City; seine Gattin schrieb aus Windsor an eine Freundin: »Wir leben kaum noch!« Endlich hatte man alle Vorsichtsmaßregeln beendet. Die

Königin unterzog dieselben, wie in der Zeitung stand, selbst einer eingehenden Prüfung — sie nahm auch die Vorbereitungen, die man in den für die kaiserlichen Gäste bestimmten Gemächern getroffen, persönlich in Augenschein — und am 15. abends reiste Prinz Albert nach Dover, um dort am nächsten Morgen das kaiserliche Paar, das in Calais übernachtet hatte, zu begrüßen.

„Der Himmel schien entweder die englische Gastfreundschaft oder den kaiserlichen Reisenden begünstigen zu wollen. Das bis dahin recht schlechte Wetter wurde plötzlich prachtvoll — und am 16. morgens strahlte die Sonne in ganz ungewohnter Klarheit auf die Häuser von London. Leider war ich gerade damals acht Tage krank gewesen und konnte deshalb dem Einzug des Kaisers nur vom Fenster aus zusehen. Auf dem Waterloo-Platz herrschte in der Tat großer Enthusiasmus, aber mein Mann meinte, in Hyde-Park sei der Jubel geringer gewesen. Folgendes schrieb eine Zeitung über den Einzug: »Als der kaiserliche Zug, ungefähr 6¼ Uhr Charing Cross passierte, waren die Kaiserin und Prinz Albert in einer sehr animierten Unterhaltung begriffen. Die letztere schien an den Prinzen Fragen zu richten, die dieser eingehend beantwortete, während der Kaiser lächelnd von Zeit zu Zeit einige Bemerkungen machte!« Die Robe sowohl wie der Hut der Kaiserin waren dunkelfarbig, was den Engländern mißfiel, welche grelle Farben lieben. Trotz des schönen Sonnenscheins, der London beleuchtete, blieb doch das englische Klima seinen Gewohnheiten getreu, denn am Morgen war der Nebel nahe bei Calais so dicht, daß er den Reisenden ernstliche Sorge verursachte, denn die kaiserlichen Schiffe konnten nur mit Schwierigkeiten vorwärts kommen.*) Immerhin hatte Napoleon doch seinen Einzug bei hellem Sonnenschein gehalten.

*) Eines der Schiffe, erzählt die Gräfin, rannte sogar an die Felsen von Dover an. Auch über die Verwirrung in den Arrangements nach der Ankunft berichtet sie scherzhaft: „Die Kaiserin konnte keinen Coiffeur bekommen und mußte sich selbst frisieren — ihre Kammerfrauen lagen infolge der überstandenen Seefahrt alle noch wie halbtot danieder. Die Koffer und Kofferschlüssel waren auch nicht zur Stelle. Eine Kassette mit den Diamanten der Kaiserin wurde vergebens gesucht und kam erst am dritten Tage in dem Hotel, in welchem der Seine-Präfekt wohnte, zum Vorschein. Sie war aus

„Am Morgen des 19. April sahen wir den Hof von Windsor her in die Stadt kommen. Kaiser Napoleon saß im Wagen auf dem Rücksitz gegenüber der Kaiserin, und Prinz Albert gegenüber der Königin. Als der Wagen an House Carlton Terrace, wo wir uns als Zuschauer befanden, herankam, machte die Königin Napoleon auf das Gebäude aufmerksam. Der Kaiser beugte sich ein wenig vor, um nachdenklich die Stätte zu betrachten, wo er während seines einstigen Aufenthaltes in England als Flüchtling und Verbannter einige Zeit gelebt. Stammten doch von daher die bekannten „Napoleonischen Ideen". Die beiden Herrscherpaare fuhren in einem geschlossenen Wagen, den berittene Policemen geleiteten. Die Zuschauer bildeten überall Spalier und wurden von einer Unzahl von Polizisten in Schranken gehalten. Das Wetter war wieder wunderschön. Eine Stunde später kehrten der Kaiser und die Kaiserin auf demselben Wege wieder zurück — begleitet vom Grafen Walewski und dem General Vaillant — um sich nach Guildhall zu begeben. Im Parke hatte man einige Schildwachen aufgestellt; an einigen Stellen, z. B. am Waterlooplatz, stimmte die Musik das alte Napoleonlied an: »Partant pour la Syrie«; niemals habe ich London so heiter gesehen, alle Glocken läuteten, die Luft war klar und sonnenhell. Die Fenster prangten im Schmuck der Trikolore."

Bei dem Empfange des diplomatischen Korps in der französischen Botschaft herrschte ein so furchtbarer Andrang, daß der Graf und die Gräfin, deren Wagen zwischen eine Unzahl von Kutschen eingeklemmt, sehr lange warten mußte, nur zu Fuß und beinahe zu spät ans Ziel kamen.

„Die Wagen des Kaisers hielten bereits vor dem Tor, und man versicherte uns, daß der Empfang schon vorüber sei,*) aber

Versehen dort abgegeben worden. Man sandte das wiedergefundene Objekt nach Windsor — aber das Schloß war dicht von Polizisten umgeben, welchen der Überbringer verdächtig erschien. Als man dann erfuhr, was er bei sich hatte, war die Freude groß. Die aus Rosenholz gefertigte Kasette trug den Namenszug des Kaisers. Sie befand sich aber in einem Etui aus Wachsleinwand, wodurch das Versehen möglich geworden." —

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

ich fand, man müsse soviel als irgend möglich noch seinen guten Willen zeigen, und ging zwischen Pferden und Wagen hindurch ins Haus hinein. Auf der Treppe begegneten wir einigen Mitgliedern des diplomatischen Korps, die nach Hause wollten, was den Eindruck machte, als ob die Zeremonie wirklich schon beendigt sei. Aber der Kaiser hielt den Empfang nicht nach dem auf dem Kontinent üblichen Brauche, sondern nach englicher Sitte ab. Das diplomatische Korps hatte vor ihm defiliert, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß wir trotz unserer Verspätung noch zur Zeit kamen. Der Kaiser und die Kaiserin standen mit dem Rücken nach dem Fenster zu, hinter ihnen hatte ihr militärisches Gefolge Platz genommen. Zur Seite des Kaisers befand sich Graf Walewski, zur Seite der Kaiserin die Gräfin Walewski, dann kamen die Damen der Kaiserin. . . . . Der Kaiser sprach recht lange mit meinem Mann und gab diesem offen zu verstehen, daß er den lebhaften Wunsch hege, sich mit Preußen verständigen zu können; der König, so sagte er, sei von gütiger Gesinnung für ihn persönlich beseelt, aber man könne zu keiner Übereinkunft gelangen. Endlich teilte er meinem Manne mit, daß Herr von Usedom noch einige Zeit hier in London bleiben werde. Über diese Eröffnung amüsierten wir uns sehr — zeigte sie uns doch wieder einmal deutlich, wie es mit der Offenheit dieses außerordentlichen Gesandten uns gegenüber bestellt war. Wir wußten von dieser Absicht nicht das geringste und mußten das erste Wort darüber von Louis Napoleon hören. Während mein Mann mit dem Kaiser sprach, hatte ich eine längere Unterhaltung mit der Kaiserin. Letztere gefiel mir durch ihre Einfachheit, durch ihre Leichtigkeit, zu konversieren, und durch ihr liebenswürdiges Wesen. Sie sprach mir und meinem Manne gegenüber den Wunsch aus, uns in Paris während der Ausstellung zu sehen, dann erzählte sie von der Reise, von dem freudigen Empfang in London und bedauerte mein Unwohlsein, wobei sie der Hoffnung Ausdruck gab, daß mir mein heutiger Ausgang nicht schaden möge. Dann sprach Napoleon mit mir von Paris, von meinem langen Aufenthalt daselbst, von meinem Vater usw. . . . . Der dänische Gesandte, der noch später als wir kam, machte dieser Unterhaltung ein Ende.

„Mit den anderen Diplomaten redete der Kaiser sehr wenig. Eine unglückliche Rolle spielte der Gesandte von Neapel, Prinz Carini. Als dieser sah, daß der Kaiser kein einziges Wort an ihn richtete, suchte er selbst eine Unterhaltung zu beginnen, indem er bemerkte, er habe schon früher in Rom die Ehre gehabt, Seine Majestät kennen zu lernen, worauf der Kaiser kurz erwiderte: „Das ist schon so lange her, daß ich mich nicht mehr darauf besinnen kann!" Drollig war auch die Episode mit dem amerikanischen Gesandten Mr. Buchanan, mit welchem der Kaiser über New York sprach sowie über den guten Empfang, den er einst dort während seiner Verbannung gefunden. Mr. Buchanan sagte: »Oh, ich hoffe sehr, daß Eure Majestät nicht wieder dahin zurückkehren werden«! Der Kaiser, ohne sich dadurch aus dem Gleichmut bringen zu lassen, versetzte: »Warum nicht? Die Entfernungen sind ja jetzt so sehr abgekürzt, daß ich dort eben so leicht einen Besuch abstatten könnte, wie hier in London«. »Und dann«, nahm der Amerikaner das Wort wieder auf, »ist noch von einer anderen Reise die Rede, die Sie hoffentlich auch nicht machen werden, ich meine die in die Krim!« »Das wird sich noch später finden,« versetzte der Kaiser.*) Graf Walewski, welcher uns dies erzählte, fügte hinzu, der Amerikaner habe seine Verlegenheit in Gegenwart der Monarchen durch die künstlich gespielte Sicherheit, mit der er die unglaublichsten Dinge sagte, bemänteln wollen.

„Wir warteten noch eine Weile, um den Kaiser und die Kaiserin in ihren Wagen steigen zu sehen — einen geschlossenen Landauer, den mein Mann nicht gerade sehr elegant fand. Die Fenster, die Balkons, die Straßen waren von Menschen dicht besetzt, man schwenkte die Taschentücher, man stieß Hochrufe aus, und die

*) Damals war viel davon die Rede, der Kaiser werde nach der Krim gehen und sich an die Spitze des Heeres stellen. Die öffentliche Meinung — namentlich die außerhalb Frankreichs — war durchgängig gegen diese Reise. Man füchtete, daß erstens der Kampf dadurch noch erbitterter werden würde, was im Interesse eines baldigen Friedens beklagenswert gewesen wäre, zweitens besorgte man, daß dem Kaiser im Felde etwas zustoßen könne. In England speziell wünschte man die Fahrt schon deshalb nicht, weil sie dem Ansehen des Prinzen Albert, der während des Krieges auf Befehl der Königin zu Hause blieb, geschadet haben würde.

Musik spielte wieder das Napoleonlied. Graf Walewski, gefolgt von seinen Sekretären und Attachés, begleitete den Kaiser an den Wagen. Obwohl er die Vorschriften der Konvenienz völlig einhielt, war seine Haltung dem Kaiser gegenüber weder sehr untertänig, noch sehr respektvoll. Dagegen legte einer der Attachés, Herr de Saur, ein junger, übrigens sehr eleganter Herr, eine so ernsthafte Ergebenheit, ein solches Gefühl des Durchdrungenseins von der kaiserlichen Nähe an den Tag, daß ich mich nicht enthalten konnte, zu meinem Manne die Bemerkung zu machen, dieser Herr tue ja gerade, als ob er sich in Gegenwart eines wirklichen Monarchen befinde, und scheine die Sache ernst zu nehmen.

„Nach der Abfahrt sah ich noch kurz die Gräfin Walewski, die mir sagte, bis jetzt sei alles vortrefflich gegangen, aber sie wären sehr in Sorge angesichts des bevorstehenden Zuges durch die City, sowie der Fahrt nach dem Theater am Abend. Aber alles verlief ohne irgendwelchen Zwischenfall. Im Theater führte die Königin den Kaiser an die Logenbrüstung, wo er das Publikum etwas steif und zeremoniell begrüßte. Es ist geradezu unglaublich, was man zu dieser Vorstellung für die Sitzplätze bezahlen mußte; man gab 20 Guineen für die Erlaubnis, sich hinter die Kulissen zu den Sängern zu stellen, die das »God save the Queen« und »Partant pour la Syrie« anstimmten. Am selben Abend waren alle großen Etablissements der Stadt, öffentliche Gebäude und Privathäuser, in verschwenderischer Weise illuminiert. An den Balkons der Klubs leuchteten in Gasflammen die Anfangsbuchstaben der Namen des kaiserlichen Paares, sowie jene der Königin und des Prinzen Albert, was das Wort ergab: N. E. V. A. (Neva), eine traurige und eisige Erinnerung inmitten dieser Flut von Licht, dieser allgemeinen Freude und Ausgelassenheit. Durch die Straßen wälzte sich eine ungeheure Menschenmenge, so daß die Wagen nicht durch das Gedränge hindurchkonnten.

„Am andern Tage sahen wir den Hof sich nach Sydenham begeben, diesmal in einem offenen, aber wohlbewachten Wagen, hinter ihnen eine lange Reihe von Karossen. Piqueurs in roten Röcken ritten voran, was einen prächtigen Anblick darbot. Das Fest in Sydenham verlief in glänzender Weise, und zwar wiederum bei wundervollem Wetter, das den Kaiser offenbar begünstigte.

Fünfzigtausend Personen sollen dort gewesen sein, und der Enthusiasmus war geradezu überwältigend. Die Königin war infolge des Volksjubels genötigt, mehrere Male auf dem Balkon, der auf die Gärten hinausführt, zu erscheinen, wobei sie den Kaiser an der Hand führte. Am Abend fand ein Konzert bei der Königin statt, zu der man das diplomatische Korps eingeladen hatte — die erste Einladung, die seit der Ankunft des Kaisers an dasselbe ergangen. Die Anzahl der eingeladenen Personen war eine sehr beschränkte, was zu lebhaften Klagen unter der englischen Aristokratie Anlaß gab. Ohnehin zeigte sich die letztere verstimmt darüber, daß die Königin nicht ein großes und schönes Fest gegeben, welches man mit dem großartigen Feste in der City hätte vergleichen können. Wie man mir erzählte, soll übrigens der Kaiser an jenem Abend das linke, mit dem Hosenbandorden geschmückte Bein möglichst viel vorgestreckt haben. Bei der Festlichkeit war auch die Prinzeß Royal anwesend, die unverwandt die Kaiserin ansah, als wolle sie dieselbe mit den Augen verschlingen. Am Sonnabend Morgen um 10 Uhr verließen die kaiserlichen Gäste den Buckingham-Palast und reisten nach Dover, vom Prinzen Albert und dem Herzog von Cambridge begleitet. Dort schifften sie sich nach einem sehr herzlichen Abschied ein und begaben sich nach Calais, wo sie übernachten wollten.

„Der kaiserliche Besuch hatte also glücklich sein Ende erreicht, die Königin und ihre Minister, kurz alle Welt, atmeten nun freier. Der Kaiser kehrte heil und gesund wieder nach Frankreich heim, ohne daß die Allianz während seines Aufenthaltes in England durch irgend ein am politischen Himmel heraufziehendes Gewölk, oder durch ein Attentat getrübt worden. Napoleon war seinen zahlreichen Feinden bei dieser Reise entgangen; freilich darf man nicht vergessen, daß die zu seinem Schutz getroffenen Sicherheitsmaßregeln nichts zu wünschen übrig gelassen. Die französische Polizei umgab nicht nur die Schlösser von Windsor und Buckingham, solange der Kaiser in denselben seinen Aufenthalt hatte, gleichsam mit eisernem Gürtel, sondern sie hatte sogar zwei Sicherheitsbeamte am Eingange des Parks von Claremont Posto fassen lassen, sowie einen dritten an dem nächstgelegenen Bahnhofsgebäude. Der Herzog von Aumale, der sich alle Tage zum Besuch

seiner Mutter nach Claremont begab, erkannte einen dieser Polizisten, einen ehemaligen Zuaven, der ihn grüßte, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Der Beamte zeigte ihm eine schriftliche Vollmacht des Polizeipräsidenten von Paris, in welchem derselbe die englische Polizei ersuchte, dem Inhaber dieser Vollmacht im gegebenen Falle energisch Hilfe zu leisten. Diese Maßregel erzürnte die Orleans sehr. Dieselben erhielten übrigens während des Aufenthaltes des Kaisers viele Besuche, und zwar ebensosehr von französischer als von englischer Seite; selbst englische Minister erschienen bei ihnen.

„Nachträglich gebe ich hier noch verschiedene Einzelheiten über den Besuch, die ich von glaubwürdigen Augenzeugen erfahren. Die Königin war in der Tat vor dem Besuch sehr aufgeregt gewesen, so daß sie am Tage der Ankunft ihrer Gäste auf- und abgehend beständig sagte: »How nervous I am!« Der Kaiser hatte sich mit den bekannten Talent, das man ihm nicht absprechen kann, die Art und Weise seines Auftretens in London genau vorgeschrieben und dabei einen großen Takt und eine genaue Kenntnis Englands bewiesen. Er markierte immer die Haltung eines Mannes, der sich des Unterschiedes zwischen dem Träger einer alten Monarchie und der eines »Parvenü« genau bewußt ist, und zwar bemühte er sich, die Mitte zwischen diesen beiden Positionen genau einzuhalten. Die Kaiserin Eugenie trat einfach, ja fast schüchtern auf und zeigte sich herzlich bewegt von dem freundlichen Empfang, den man ihr bereitet; während ihres Aufenthaltes hielt sie sich immer hinter der Königin, die zwar bei verschiedenen Gelegenheiten unter höflichen Komplimenten Miene machte, ihr den Vortritt zu lassen, aber schließlich doch immer selbst voranging. Die beiden kaiserlichen Gäste beschäftigten sich auch oft und mit großer Liebenswürdigkeit mit den Kindern der Königin. Noch etwas anderes war bemerkenswert. Der Kaiser zeigte sich in London auch nicht im geringsten ergriffen, erstaunt oder dankbar über den Enthusiasmus und die Ovationen, die das englische Volk ihm darbrachte. Nur während der Investitur mit dem Hosenbandorden soll, so sagen einige Beobachter, eine gewisse Erregung in seinen wenig ausdrucksvollen und wenig beweglichen Zügen bemerkbar gewesen sein. Niemals verleugnete er die Vergangenheit und

wußte gerade dadurch den Engländern zu schmeicheln und sie bei ihrer schwachen Seite zu fassen. Er sprach nicht nur in Guildhall öffentlich von der Zeit, da er als Verbannter die Gastfreundschaft dieses Landes genossen, sondern er äußerte sich im selben Sinne auch in Privatkreisen. Z. B. sagte er zu dem Sohne von Lord Derby, Lord Stanley, den er von weitem sah und zu sich heranrief: »Entsinnen Sie sich nicht mehr, wie wir zur Zeit der Carlisten-Demonstration (als der Herzog von Wellington die Einwohner Londons bei dem Mangel an Soldaten aufforderte, sich unter die Sicherheitsbeamten zum Schutze Englands einreihen zu lassen) beide Konstabler gewesen sind?« Der Kaiser wollte natürlich auch Lord Derby für sich gewinnen, mit dem er während seines Aufenthaltes verschiedene Besprechungen hatte — und in der Tat, seine Absicht gelang ihm; denn der Ton, den die Tories gegen die französische Allianz bisher angeschlagen, änderte sich ganz beträchtlich.

„Auch die Kaiserin äußerte sich immer offen über ihr vergangenes Leben. Sie sprach einfach und schlicht mit ihren alten Bekannten, indem sie dieselben an gemeinsam verbrachte Tage erinnerte, und trug der Königin gegenüber eine ehrfurchtsvolle Haltung zur Schau.*) »Die Lektion war vor dem Besuch gut einstudiert worden«, sagte zu mir eine englische Dame. Gewiß kann man die Haltung Louis Napoleons und seiner Gemahlin als wohl berechnet und einstudiert bezeichnen, aber man vermag auch ebensowenig zu leugnen, daß er seine Rolle mit äußerster Geschicklichkeit durchgeführt, und daß er die Engländer dahin gebracht, an der mit lockendem Bissen versehenen, so geschickt ausgeworfenen Angel anzubeißen. Sein taktvolles Benehmen gewann ihm und der Kaiserin die Zuneigung der Königin — eine Zuneigung, die über die Grenzen der Annäherung hinausging, welche die Politik ihr

*) „Man wunderte sich übrigens“, schreibt die Gräfin, „doch darüber, daß die Königin bei allen Gelegenheiten, wo sie sich öffentlich zeigte, mit dem Kaiser voran geschritten war, und die Kaiserin mit dem Prinzen Albert hatte hinter sich gehen lassen. Ich selbst fand dies Verhalten, wie ich offen gestehen muß, vollständig in der Ordnung, aber so mancher meinte doch, es wäre schicklicher gewesen, wenn sie die Kaiserin nicht so vollständig hätte in den Schatten treten lassen.“

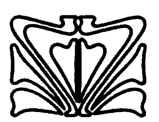
vorschrieb. Da die Königin erfahren hatte, daß der Geburtstag des Kaisers, und gleich nach diesem der Namenstag der Kaiserin, in die Zeit des Aufenthaltes in London fielen, so schenkte sie ihm ein mit Smaragden reich besetztes Portemonnaie und seiner Gemahlin ein aus ihren (der Königin) Haaren verfertigtes Armband. Bei der Abfahrt war die Königin sehr bewegt, und die Kinder weinten. Die Prinzeß Royal, die ganz besonders von der Kaiserin eingenommen war, vergoß heiße Tränen, und der Prinz von Wales schluchzte. Der Kaiser frühstückte während seines Londoner Besuches morgens im Familienkreise mit der Königin und ihren Kindern und hatte namentlich den kleinen Prinzen Arthur ganz in sein Herz geschlossen. Die Kaiserin stand, ihrer zarten Gesundheit wegen, später auf. . . . .*)

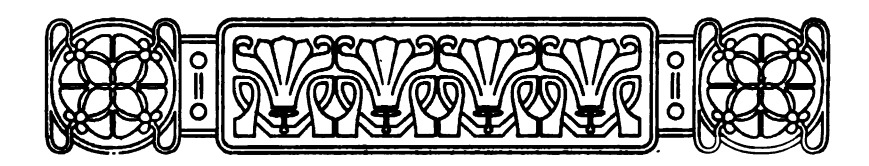
„Auch in seinen Reden zeigte sich der Kaiser sehr friedlich gesinnt — von Preußen sprach er mit großer Mäßigung, weil er sehr wohl herausfühlte, daß der Monarchin ein Krieg mit dieser Macht durchaus nicht sympathisch war. Kurz und gut — die Komödie wurde von Anfang bis zu Ende bewunderungswürdig gespielt und erhielt ungemeinen Beifall. Niemals hatte man einen solchen Enthusiasmus auf den Straßen Londons seit der Krönung der Königin gesehen, was um so erstaunlicher erschien, als der Kaiser nichts Bestrickendes oder Anziehendes in seinem äußeren Wesen hatte. Er ist häßlich, seine Augen haben einen matten, erloschenen Ausdruck, und man sucht vergebens in seinem Antlitz nach Spuren seiner Begabung, seines Geistes und seines Willens, er macht den Eindruck eines Mannes, der sich heimlich, zur Beschwichtigung der Nerven, dem Opiumgenuß hingibt — seine Haut ist gelb und runzlig und seine Figur untersetzt. Man fand ihn steif und ohne distinguierte Manieren, wenn auch höflich. Sein Gefolge gefiel ganz und gar nicht. Auch die Kaiserin kann kaum eine schöne Frau genannt werden; sie ist eine hübsche, elegante Persönlichkeit und sehr ladylike; — nicht mehr und nicht weniger. Das war der Eindruck, den sie auf alle hervorbrachte. »Das ist

*) Auch Bernstorff selbst bestätigt in seinem Bericht an den König (London, 27. April 1855), daß sowohl der Kaiser als die Kaiserin sich das Herz der Königin gewonnen. Auch die Mitglieder des Kabinetts habe er vollständig „bezaubert", selbst Clarendon und Palmerston.

keine Kaiserin und keine Prinzessin, aber eine liebenswürdige Frau, comme il faut«, sagte die Herzogin von Cambridge zu mir. »Ist sie nicht entzückend?« (»N'est elle pas délicieuse?«) so lautete eine Äußerung der Königin, die sie gegenüber dem hier seit langen Jahren beglaubigten Vertreter Hannovers tat. Die Kaiserin kleidete sich außerordentlich elegant und trug herrliche Juwelen, welche zu den Kronkleinodien gehörten. Ihre Kleider waren von auffallender Weite, aber sonst zeugten ihre sehr eleganten und reichen Toiletten von bestem Geschmack und machten einen einfachen Eindruck. . . ."

Während der Festlichkeiten ereignete sich angeblich ein unangenehmer Zwischenfall. Der Herzog von Wellington ließ sich dem Grafen Edgar Ney vorstellen. Dieser aber drehte ihm den Rücken zu, aus Haß gegen den großen Herzog von Wellington, dem die Familie des Marschalls Ney noch jetzt zum Vorwurf macht, den Tod des letzteren nicht verhindert zu haben. Der »Punch« hatte also Recht gehabt mit seinem Witze: „man solle doch lieber den Sohn des Siegers von Waterloo während des Besuches Napoleons hinter einer Tapetenwand verstecken!" In diesem Scherzwort zeigt sich unverhüllt die innerste Empfindung des englischen Volkes in jenen Tagen; fühlte es doch, daß ungeachtet aller Feste, Huldigungen und Freundschaftsbezeugungen zwischen London und Paris, dies englisch-französische Bündnis, in dem Napoleon die leitende Rolle spielte, der englischen Tradition widerspreche, und daß es deshalb nur als ein künstliches Machwerk anzusehen sei. Auf diese Unterströmung hatte Bernstorff hinweisen wollen, als er die leitenden englischen Kreise warnte, „die Macht Frankreichs nicht vergrößern zu helfen"!





X. Kapitel.

Vom Abbruch der Wiener Konferenzen bis zum Besuche des Königs von Sardinien in London. 1855.

Abbruch der Wiener Konferenzen. — Österreichisch-französische Entente im Sinken. — Bernstorffs Warnungen. — Abberufung Walewskis aus London. — Persigny. — Bernstorff über die englischen Parteien. — Rückkehr der ersten englischen Truppen aus der Krim. — Usedom und Wedell gegen Manteuffel, Hatzfeld und Bernstorff. — Urlaubsreise nach Deutschland; Koblenz und Stolzenfels; die Rheinfahrt mit dem Könige. — Der Fall Sebastopols. — Prinz Friedrich Wilhelm und seine Fahrt nach Balmoral. — Die Pariser Weltausstellung. — Der Empfang des Königs von Sardinien.

Nach der Abreise des Kaisers trat in London die nüchterne Betrachtung wieder in ihr Recht, und Bernstorff konnte aus dem Munde vieler die Ansicht hören, daß man mit den den kaiserlichen Gästen erwiesenen Ehrenbezeigungen des Guten zu viel getan. Auch auf die öffentliche Meinung Frankreichs hatte der Londoner Jubel keinen großen Einfluß. Guizot äußerte sogar, es würde „fortan keine Ehre mehr für einen Souverän sein, in England empfangen zu werden."*) Erst das acht Tage nach der Rückkehr des Kaisers nach Paris auf diesen ausgeführte Attentat eines Italieners lockte einem Teile der englischen Bevölkerung wieder Sympathiebezeugungen ab. Schon bald darauf aber stellte sich Frankreich gegenüber wieder eine kühle Stimmung ein.

---

*) François Pierre Guillaume Guizot, berühmter französischer Staatsmann, Historiker und Publizist (1794—1874); 1847—1848 Chef des Kabinetts, das bis zur Revolution des letzteren Jahres amtierte. Lebte dann in England in der Verbannung, wo er die Ausgleichung zwischen den beiden Königslinien publizistisch vertrat. Kehrte nach dem Staatsstreich nach Frankreich zurück. 1854 wurde er Präsident der Pariser Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Es schien, als sollten Napoleon die Früchte seines Besuchs sehr schnell wieder geraubt werden. Das Ansehen Palmerstons, seines Günstlings, sank von Woche zu Woche. In den Zeitungen wurde der englische Staatsmann der „Diener“ Napoleons genannt, ja, man sagte, daß es ihm an politischen Ideen fehle, daß er überhaupt keine Projekte habe. Desgleichen mußte er den Vorwurf hören, er hätte es nicht verstanden, Österreich fester an die englische Macht zu ketten, das seit dem Tode des Zaren Nikolaus sich höchst reserviert verhalte und die Welt über seine Pläne im dunkeln lasse. Aus den Verhandlungen, die England, Frankreich und der österreichische Staat ohne Zuziehung Preußens in Wien führten, drang nur die Nachricht herüber, daß man sich wohl über die zwei ersten der „vier Punkte“ geeinigt habe, aber über den dritten, die Verringerung der russischen Flotte im Schwarzen Meere, nicht ins reine kommen könne. Endlich wurden die Konferenzen überhaupt nicht mehr weiter geführt. Lord John Russell, der englische Unterhändler, der eben von Wien nach London zurückgekehrt war, erklärte zwar, die Beratungen seien nur „suspendiert“, nicht abgebrochen. Aus seiner gewundenen Erklärung schloß man jedoch, daß man sich auf Österreich nicht mehr unbedingt verlassen könne, was die Erregung in England steigerte. Einen Augenblick ließ die Kunde von der angeblichen Einnahme Sebastopols das Selbstbewußtsein der Engländer wieder anschwellen, bis man vernahm, wie es sich nur um die Eroberung einiger Schanzen vor den Außenwerken gehandelt habe. Die Entlassung des österreich-freundlichen Ministers Drouyn de L'huys in Paris machte endlich bei den Briten das Maß des Ärgers voll. Denn sie meinten daraus zu ersehen, daß es mit dem Plane, Österreich auf dem Wege einer Entente mit Frankreich für die Westmächte endgültig einzufangen, zu Ende sei. Zu alledem kam noch die Meldung: Walewski, der bisherige Vertreter Frankreichs in London, solle Minister des Auswärtigen werden und Persigny an seine Stelle in England treten.

„Diese Nachricht erregte allgemein große Unruhe.*) Graf Walewski, ein ehrenhafter Mann, galt bekanntlich als polen-

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

freundlich gesinnt. In der Londoner Gesellschaft nannte man ihn sogar im Scherz den »künftigen König von Polen«. Er war keine unabhängige und selbständige Natur wie Drouyn de L'huys, trotz aller seiner Fähigkeiten. Auch war er mehr als der letztere an Napoleon gekettet — nicht nur infolge größeren Ehrgeizes und mangelnden Vermögens, sondern auch kraft der Blutsverwandtschaft. Immerhin blieb er doch eine vornehme Persönlichkeit. Herrn v. Persigny, welcher ihn in London ersetzen sollte, kannte jedermann als persönlichen Freund des Kaisers und als dessen Geschöpf. Mit dem letzteren zusammen hatte er einst unter dem Namen »Fierlin, dit de Persigny« vor dem englischen Tribunal gestanden. Man konnte in England mit dieser Wahl, die im Grunde eine neue Demütigung für das englische Selbstgefühl bedeutete, kaum zufrieden sein. Bei der ersten unbestimmten Kunde von jener Ernennung sagte Lady Palmerston erregt zu einem Freunde: »Das wäre schrecklich!« Aber als die Nachricht einige Tage später bestätigt wurde, zeigte sich Lord Palmerston meinem Manne gegenüber sehr zufrieden mit dieser Wahl. Persigny, so äußerte er, wäre ein geistreicher Mann, der ihm (Palmerston), als er ihn in Paris gesehen, ungemein gefallen habe. Es galt eben in England, gute Miene zum bösen Spiele zu machen."

Über den Charakter dieses Politikers wird aus den Aufzeichnungen der Gräfin später noch näheres berichtet. „Herr v. Persigny war," so schreibt sie, „in der Gesellschaft nicht sehr beliebt, und man fand, daß seine Manieren zu sehr den ehemaligen Croupier sowie den Parvenü verrieten. Er war zerstreut und wenig »à son aise«. Von Anfang an hatte er den Frieden befürwortet und gegen den Krieg geeifert und sprach jetzt sehr laut über die in demselben begangenen Fehler. Man sagt, daß er bei näherer Bekanntschaft gewänne. Er sollte, wie es hieß, sehr gut erzählen können; desgleichen sagte die Fama, er sei interessant und besitze eigenes Urteil. . . . Mit großer Beredsamkeit versicherte er meinem Mann auf einer Soiree bei Lady Stanley of Alderly, daß Deutschland von Frankreich nichts zu befürchten habe, wohl aber von Rußland, einem Lande, dessen Bevölkerung einerseits alle Hilfsquellen der Zivilisation besitze, anderseits den in der Zucht

des Despotismus erlernten blinden Gehorsam. Diese letztere Gefahr sehe Deutschland nicht, während es ungerechtfertigte Befürchtungen hinsichtlich Frankreichs hege, das doch bei diesem Kriege von Anfang an durchaus keine Vergrößerungsprojekte verfolgt habe. »Ich schwöre Ihnen dies bei dem Haupte meiner Frau und meiner Kinder,« sagte Herr v. Persigny, »ich schwöre es Ihnen auch bei meinem Seelenheil, daß wir keine Eroberungspläne in dieser Hinsicht hegen! Selbst, wenn man uns das linke Rheinufer anböte, würden wir es nicht annehmen; wir können nicht für einige Dörfer mehr oder weniger das in uns gesetzte Vertrauen, das wir dringend zu erhalten wünschen, dahingeben. Ich weiß, wir haben dabei gegenüber den Erinnerungen aus der Geschichte der Vergangenheit einen harten Stand: aber sobald Deutschland einmal erst die wahre Gefahr bemerkt, die ihm von dort (vom Osten) her droht — an dem Tage wird es sich mit uns vereinigen!«"

Kurz vor seinem Rücktritt hatte Drouyn de L'huys noch dem Vorschlage Österreichs zugestimmt, der die russische Pontusflotte nicht auf die Linienschiffe beschränken, sondern in dem Bestande von 1853 erhalten wollte. Diese Zustimmung wurde jetzt von Napoleon im Einverständnis mit Palmerston widerrufen, und der Krieg nahm zunächst weiter seinen Lauf. Alle Parteien in England wetteiferten in der Bekundung kriegerischer Erklärungen. Von den Tories befürwortete besonders Lord Derby im Oberhause die Fortführung des Kampfes anläßlich seiner Anfrage über den Stand der Verhandlungen in Wien.

„Bemerkenswert," schreibt Bernstorff, „war dabei die von Lord Derby gebrauchte Wendung, daß Preußen eine Haltung einnehme, deren Feindseligkeit (gegen die Westmächte) kaum noch zu bezweifeln sei, und daß Österreich gegenwärtig gewissermaßen als Alliierter Rußlands gelten könne.*) .... Dieser Anschauung wurde von keinem der Minister entgegengetreten. Erwähnt muß dabei werden, wie es gerade die Tories sind, die zur Fortsetzung des Krieges drängen. Wenn das nur eine oppositionelle Taktik ist, um dem

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 4. Mai 1855. (Aus dem Französischen.)

Ministerium Verlegenheiten zu bereiten, so ist ein solches Verhalten wenig patriotisch und wenig ehrenhaft.*) Lord Derby wartet, wie man annimmt, auf den Zeitpunkt, wo Lord Palmerston vollständig abgenutzt sein wird, um die Zügel der Regierung zu ergreifen. Zunächst freilich wird er noch nicht an seine Stelle treten können, solange die Situation so schwierig ist, wie gerade jetzt!"

Seitens der englischen Minister wurden den Kammern die Protokolle der Wiener Konferenzen vorgelegt. Diese Aktenstücke riefen neue Angriffe hervor, gegen die das Kabinett sich nur mühsam verteidigen konnte. Am 22. Mai brachte Disraëli ein Tadelsvotum ein, das aber zur Freude Palmerstons mit 319 gegen 219 Stimmen verworfen wurde. In dieser Debatte entschuldigte Lord John Russell das Verhalten Österreichs und fügte hinzu, der Wiener Hof würde viel energischer vorgehen, wenn er nicht durch die Sorge vor Intrigen Preußens, dieses seines ewigen Rivalen, zurückgehalten würde. Diese Ausführungen machten großen Eindruck, worauf Palmerston noch eine sehr kriegerisch klingende Erklärung abgab und das Ministerium rettete.

Mit dem Beginn der Feindseligkeiten in der Krim stellten sich auch die Drohungen gegen die Neutralen wieder ein. Bezeichnend für die Stimmung war Lord Albemarles Antrag im Parlament, daß man die preußischen Häfen blockieren möge — ein Ansinnen, das nur mit geringer Majorität verworfen wurde. Einer der diplomatischen Kollegen Bernstorffs, der zum Lager der Westmächte gehörte, erwiderte auf dessen Frage: „Was werden Sie tun, wenn Österreich nicht am Kriege teilnimmt?": „In diesem Falle werden wir Europa an allen vier Ecken anstecken!" Die Animosität der öffentlichen Meinung in England gegen Preußen speziell wurde noch durch Verleumdungen geschürt, die man von österreichischer Seite in London verbreitete. Wie sehr man in London auch augenblicklich gegen Österreich verstimmt war, so blieb für die englischen Staatsmänner Preußen doch nur der am meisten schuldige Teil.

---

*) In seinem Bericht an den König, London, 27. April 1855 (aus dem Französischen) sagte Bernstorff allerdings, ein Kabinett Derby würde selbständiger sein als das jetzige. Freilich sei Disraëli „falsch und hinterlistig", man könne nie wissen, inwieweit er Derby beeinflussen würde.

„Lord Clarendon," heißt es in einem sehr interessanten Berichte Bernstorffs,*) „zu dem ich in scherzendem Tone sagte, in diesem Momente schiene mir Österreich durchaus nicht in höherem Grade kriegführende Macht als Preußen zu sein," erwiderte mir: »Trotzdem habe die Neutralität Österreichs nicht einen so russophilen Charakter als diejenige Preußens.« Der beständigen grundlosen Anklagen gegen uns müde, rief ich darauf aus: „Wieso russophil! vielleicht weil wir Eure Flotten in unseren Häfen verproviantieren und den Transit von Waffen und Munition nach Rußland verbieten?"

„Trotz dieses Verbotes," versetzte er, „findet dieser Transitverkehr von Waffen und Munition nach wie vor statt!"

Ich: „Wie sollte das möglich sein, wenn er verboten ist?"

Clarendon: „Man hat das Verbot zwar erlassen, aber der preußische Finanzminister gehört zur Kreuzzeitungspartei und wünscht deshalb, daß dieser Befehl unausgeführt bleibt!"

Ich: „Ich will gern glauben, daß der Finanzminister zur Kreuzzeitungspartei gehört, aber Herr v. Bodelschwingh ist ein Ehrenmann, und wenn das Verbot erlassen ist, so bin ich auch sicher, daß er es ausführen läßt. Ich bitte Sie, gegen diese beständigen Insinuationen auf der Hut sein zu wollen. Sie glauben immer, es genüge schon, zur Kreuzzeitungspartei zu gehören, um Infamien zu begehen!"

Clarendon: „O nein, aber diese Partei herrscht bei Ihnen!"

Ich: „Da sind Sie im Irrtum. Bei uns herrscht keine Partei, sondern der König!"

Clarendon: „Gewiß! Aber der König ist von dieser Partei ganz umgeben, er hört nur, was jene Leute sagen, und das kann nicht ohne Einfluß auf ihn bleiben!"

Ich: „Warum machen Sie nicht auch Ihre Interessen geltend? Wenn Sie glauben, daß das Transitverbot von Waffen und Munition verletzt worden ist, warum führen Sie der preußischen Regierung gegenüber nicht den Beweis dafür und verlangen die Bestrafung der Personen, die das getan?"

Clarendon. O wir haben schon so oft diesen Beweis ge-

*) Aus dem Berichte Bernstorffs an den König. London, 15. Juni 1855.

führt und es hat nie etwas genützt. Ich nehme von den Tatsachen Akt und schweige!"

Am anderen Tage wurde auf Bernstorffs Verlangen, der die englischen Anklagen nicht auf Preußen sitzen lassen wollte, die Unterhaltung über diesen Gegenstand fortgesetzt. Clarendon behauptete, es seien, wie ihm mitgeteilt worden, an hunderttausend Gewehre aus Preußen nach Rußland gelangt, desgleichen eine große Quantität Blei, ebenfalls aus Preußen. Bernstorff verlangte den Nachweis, daß diese Dinge wirklich aus Preußen stammten. Er hob aber dabei ausdrücklich hervor, daß die Ausfuhr von Erzeugnissen Preußens (und des Zollvereins überhaupt) keineswegs verboten sei.

„Das Gespräch", fährt Bernstorff fort, „kam dann später auf den russischen Transitverkehr in den preußischen Ostseehäfen. Lord Clarendon behauptete, Preußen füge den Seemächten unermeßlichen Schaden zu, indem es Rußland Nahrungsmittel liefere und dabei selbst einen enormen Profit mache. Ich erwiderte darauf, ich vermöge gar nicht zu begreifen, wie man diese Angelegenheit in so parteiischer Weise beurteilen könne. Man verstehe es eben in England nicht, sich in die Lage Preußens zu versetzen. Ich stelle, so sagte ich, an ihn (Lord Clarendon) die Frage, warum Preußen seinen eigenen Staatsangehörigen verbieten solle zu leben — denn den Handel auf der ganzen langen russischen Grenze zu verbieten, heiße so viel, als den preußischen Untertanen verbieten, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Er (Lord Clarendon) selbst, fuhr ich fort, bezeichne die Stellung und Haltung Preußens in diesem Moment mit dem Namen Neutralität — und da möchte ich ihn denn doch fragen, wie das Verbot des legitimen Handels mit Rußland mit der Neutralität zu vereinbaren sein würde? Müßte das nicht als ein Akt der Feindseligkeit gegen Rußland angesehen werden? Was den enormen Profit anlange, den nach seiner (Clarendons) Meinung Preußen bei dem Transithandel mache, so wollte ich ihm ins Gedächtnis zurückrufen, wie die englischen Minister selbst im Parlament erklärt hätten, daß dieser Profit keineswegs enorm sei und daß man bei Aufstellung der Zahlen übertrieben habe. Ich sei, so schloß ich, im Besitz der

authentischen Zahlen und wäre bereit, falls er dafür Interesse habe, ihm dieselben mitzuteilen:" ....

Unter solchen unerquicklichen Auseinandersetzungen vergingen die Tage, ohne daß sich für Bernstorff die Aussicht ergab, den Bannkreis des gegen Preußen gerichteten Mißtrauens in England zu durchbrechen. Dazu kam die quälende Unsicherheit, die durch Usedoms verlängerte Anwesenheit in London in seine Lage als preußischer Vertreter gebracht wurde. Damals war es, als er dem Prinzen von Preußen, der am 8. Juni wieder ein Schreiben an ihn gerichtet, sein Herz ausschüttete und ihm eingestand, wie sehr er unter den Verhältnissen leide:

Bernstorff an den Prinzen von Preußen.

London, 16. Juni 1855. (Privatschreiben.)*)

„Durchlauchtigster Prinz!

.... Eure Königliche Hoheit werden inzwischen ab und zu durch die Briefe meiner Frau an die Frau Prinzessin Nachrichten von hier erhalten haben. Heute, da ich weiß, daß Höchstdieselben in Coblenz sind, nehme ich mir die Freiheit, Eurer Köuiglichen Hoheit hierbei 41 Abschriften mit der untertänigsten Bitte zu übersenden, sie mir nach genommener Kenntnis wieder .... gnädigst zugehen lassen zu wollen. Ich fürchte allerdings, daß viele derselben durch die Länge der Zeit einen großen Teil ihres Interesses verloren haben. Es ist mir im Drange der Geschäfte leider unmöglich, von den frischeren Berichten schnell genug Abschriften zu beschaffen, um sie Eurer Königlichen Hoheit schicken zu können.

Eurer Königlichen Hoheit gnädigen Aufforderung, hier solange auszuhalten, als es mir mein Gewissen erlaubt, werde ich nachkommen, aber Höchstdieselben können Sich keinen Begriff davon machen, in welchem Grade mir, ohne irgend einen Nutzen — im Gegenteil, zum größten Schaden des Königlichen Dienstes — meine Stellung und Wirksamkeit hier durch die verlängerte Anwesenheit des Herrn von Usedom erschwert und verleidet worden ist und noch wird. Ich ertrage diesen unregelmäßigen Zustand nun sechs Monate lang und ich sehe noch kein Ende ab. Das Ministerium läßt mich im Stich, und ich muß nach allem was ich

*) Vom Prinzen von Preußen zurückerhalten.

höre, vermuten, daß der König einen entschiedenen Schritt von meiner Seite, um der Sache ein Ende zu machen, so übel aufnehmen würde, daß ich Bedenken tragen muß, ihn zu tun, weil es nicht in meinem Wunsche liegen kann, die Gnade Sr. Majestät völlig zu verscherzen.

Ew. K. Hoheit
ganz unterthänigster
Bernstorff."

„Während die englische öffentliche Meinung, ungeachtet der traurigen Nachrichten von dem Elend der Truppen, eifrig die Fortsetzung des Krieges verlangte, erschien" so erzählt die Gräfin in ihren Aufzeichnungen, „in London plötzlich wie ein Mene Tekel die erste Schar der aus der Krim zurückgekehrten Offiziere und Soldaten. Die Königin von England sollte an sie vor dem Gebäude der Horseguards die den tapferen Kämpfern längst zugesprochene Kriegsmedaille verteilen. .... Ich suche vergebens nach Worten, um den Eindruck dieses Vorgangs zu schildern. Bleich, ohne Kräfte, auf Krücken, defilierten diese armen, unglücklichen Leute an der Königin vorbei — ohne daß sie aus dem Publikum auch nur der leiseste Ausruf des Enthusiasmus begrüßte. Die Zeitungen sagten später — das ganze Schauspiel wäre zu peinlich gewesen, und es hätten sich bei der infolgedessen vorherrschenden traurigen Stimmung der Zuschauer Zurufe von selbst verboten.

„Meines Erachtens hätte der Anblick dieser armen Leute, von denen einige in bejammernswertem Zustande waren, und die jetzt aus den Händen einer Frau, ihrer Königin, die auf dem Schlachtfeld durch ihre Tapferkeit verdiente Medaille erhielten, rühren müssen.*) .... Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzu-

*) „Von einem der vorüberdefilierenden Soldaten", schreibt die Gräfin, „wird übrigens ein hübscher Zug erzählt. Er war gerade vor der Königin angekommen, um die Medaille in Empfang zu nehmen. — Lord Panmure reichte die letztere der Königin, die sie fallen ließ. Als nun der Soldat die Medaille aufhob und der Kriegsminister ihm darauf sagte: »es ist gut!« d. h. er solle sie nur gleich behalten — da war der also Bedachte mit solchem Verfahren durchaus nicht einverstanden. Stolz sagte er vielmehr zum Kriegsminister: »Nein, das ist nicht gut, ich muß sie von der Königin selbst haben!« und gab die Dekoration Lord Panmure zurück, um sie von der Monarchin dann wieder entgegenzunehmen."

fügen, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen unter den Umstehenden bewegt oder gerührt gesehen habe. — Eine englische Dame, der ich später mein Erstaunen darüber ausdrückte, wie kalt sich das Publikum gegen jene Krieger erwiesen, die sich doch so tapfer im Felde gehalten und die so ehrenvolle wenn auch traurige Zeichen der Betätigung ihres Mutes an ihrem Körper trügen, entgegnete mir: „One cannot feel satisfied — there has been so much mismanagement. It is so very sad to see that all the exertions of these poor men have not been able to procure success!“ Und ich glaube, sie hatte vollkommen Recht. Man fragte sich im Volke mit Schmerz, warum all das Blut eigentlich geflossen, und dachte mit Kummer daran, wie viel noch fließen würde. Die Opposition und die Unzufriedenheit im Lande hatten jedenfalls durch diesen Vorgang neue Nahrung erhalten. Die Opposition richtete sich mit gleicher Lebhaftigkeit ebenso gegen die englische Aristokratie wie gegen das Ministerium, das man »das Familien-Kabinett« nannte, weil sich — worauf der »Morning Herald« aufmerksam machte — unter den vierzehn Mitgliedern desselben zehn befänden, die durch Bande des Blutes miteinander verknüpft seien."

Während des Winters hatten Bernstorff und seine Gemahlin infolge der verunglückten Usedomschen Mission noch manches zu leiden. Usedom und Wedell waren durch das Mißlingen ihrer Sendung aufs äußerste gekränkt. Sie glaubten, wie bereits erwähnt, daß Manteuffel ihnen heimlich entgegengearbeitet und dabei Bernstorff und Hatzfeldt als Helfershelfer gehabt hätte. „So schmiedeten sie denn", schreibt die Gräfin, „beide gemeinsam eine wirkliche Anklage gegen Herrn von Manteuffel und Hatzfeldt und teilweise auch gegen meinen Mann, unter dem Vorwande, daß diese durch Privatkorrespondenzen und andere Mittel die Annahme der von ihnen in Paris und London eingebrachten Vorschläge verhindert hätten."*)

*) Siehe hierüber: Poschinger a. a. O. III, Manteuffel an Hatzfeldt. Berlin, 23. Februar 1855 (Handschreiben): „Die Wedell-Usedomsche Berichterstattung war eine vollständige Beschwerdeführung über E. Excellenz." Hatzfeld hatte sich nur geweigert, ohne direkten amtlichen Befehl auf Grund der von dem Obersten v. Olberg nach Paris gebrachten „esquisse“

Das Ergebnis war, daß Bernstorff durch eine von einem Kurier überbrachte Königliche Kabinettsordre aufgefordert wurde, „die geheimen Instruktionen, die er von Herrn von Manteuffel hinsichtlich der Usedomschen Mission erhalten" einzusenden. Bernstorff antwortete sofort, daß ihm solche Instruktionen nicht zugegangen seien und daß er über diese Angelegenheit nur einen einzigen Brief von Herrn von Manteuffel bekommen — einen Brief, den Herr von Usedom schon kenne, da er (Bernstorff) letzterem dies Schreiben gleich bei seiner ersten Ankunft in London zu lesen gegeben.

„So verharrten wir ungefähr zehn Tage in Unklarheit.*) Während dieser Frist fragten wir uns immer wieder, ob die offene und würdige Antwort, die mein Mann gegeben (er hatte unter anderem betont, daß er niemandem, auch nicht dem Könige, das Recht zugestehe, die Zurückgabe von Privatbriefen zu verlangen), in Berlin befriedigen oder mißfallen würde. Sie trug so sehr den Charakter der Offenheit und Wahrheit, daß sie mir im höchsten Grade geeignet schien, überzeugend zu wirken und den Faden der Intrige, die von jenen beiden Männern, um sich selbst zu rechtfertigen, angezettelt worden, zu zerschneiden.

„Ich hatte mich getäuscht. Ein neuer an meinen Mann (im Juli) von Berlin aus gerichteter Brief war durchaus unbefriedigender Natur. Diese kurze in sehr trockenem Tone abgefaßte Kabinettsordre enthielt die Erklärung, daß der Brief meines Mannes in direktem Widerspruche mit einem Billett stehe, das er selbst an Herrn von Usedom geschrieben — einem Billett, dessen Kopie beigeschlossen war ....**) Mein Mann fühlte sich durch die Beschuldigung, nicht die Wahrheit gesagt zu haben, aufs äußerste ver-

---

mit Usedom und Wedell zu verhandeln. Über die Rechtfertigung Manteuffels siehe Poschinger a. a. O. III. 215: Manteuffel an den König. Berlin, 18. Febr. 1856. Im April 1857 kam es zur Herausforderung Manteuffels zum Duell, das der König vergebens zu verbieten suchte.

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

**) Das Königliche Handschreiben an Bernstorff datiert vom 2. Juli 1855 (mit einem amtlichen Schreiben des Oberpostdirektors Hasse vom selben Datum).

Sogar auf polizeilichem Wege wurden Aktenstücke gegen Manteuffel zu erlangen gesucht: (Denkwürdigkeiten des Geh. Regierungsrates Dr. Stieber, herausgegeben von Dr. Leopold Auerbach. S. 99).

letzt. Die ganze Aktion Herrn von Usedoms lag jetzt klar zu Tage. Er hatte ein durchaus unverfängliches Privatschreiben, das mein Mann einst an ihn gerichtet und in dem dieser lediglich jenes einzigen Briefes Manteuffels Erwähnung getan nach Berlin eingesandt. Gerade jenes Schreiben aber bildete eine vollständige Rechtfertigung Manteuffels, da letzterer (wie schon früher erwähnt) statt meinen Gatten gegen Herrn von Usedom einzunehmen, diesem vielmehr geraten, diese Mission von der besten Seite aufzufassen und sie so weit wie möglich zu unterstützen. . . . . Mein Mann entschloß sich nun, so viel Selbstüberwindung es ihm auch kostete, in einem Immediatbericht dem Könige eine lange, in gemäßigtem Ton gehaltene Erklärung des Vorfalles einzusenden, in der er den ganzen Zusammenhang der Sache und den Irrtum der Anklage darlegte. Der Schluß dieser Erklärung enthielt folgende bemerkenswerte Sätze:

London, 20. Juli 1855.

. . . . „Der von mir angeführte Grund, daß ich überhaupt die Spezialmissionen für schädlich und Mißtrauen erregend hielt, und daher unmöglich darauf antragen konnte, daß Herrn von Usedom noch eine zweite Spezialmission nach Paris übertragen würde — welche überdies des religiösen Elementes wegen, das Herrn von Manteuffels Mitteilungen zufolge hier (in London) hatte in den Vordergrund gestellt werden sollen, dort (in Paris) ganz unmöglich war — scheint mir ebensowenig mit meinem alleruntertänigsten Bericht v. 4. d. M. in Widerspruch zu stehen, als jene meine Ansicht Eurer Königlichen Majestät hat unbekannt bleiben können.

„Wenn ich es auf der einen Seite für meine Pflicht hielt, die Zwecke der Usedomschen Mission, weil Eure Königliche Majestät sie angeordnet hatten, hier, soweit es in meinen Kräften stand — zu fördern, so hielt ich es auf der anderen Seite eben so sehr für meine zwar höchst peinliche und unangenehme, aber dennoch unabweisliche Pflicht, den nachteiligen Eindruck, welchen diese Mission hier gemacht hatte und den schädlichen Einfluß, welchen sie auf das Vertrauen der hiesigen Regierung übte, mit der mir stets zur Richtschnur dienenden Offenheit und Wahrheit durch meinen vorgesetzten Chef zu Eurer Königlichen Majestät Kenntnis zu bringen.

„Ob meine Überzeugung eine richtige war oder nicht, darauf kann es meines ehrfurchtsvollsten Erachtens um so weniger ankommen, als ich einerseits, wenn sie auch eine falsche gewesen wäre, dennoch die Pflicht gehabt hätte, sie auszusprechen, anderseits aber dieselbe durchaus keinen Einfluß auf meine Handlungen geübt hat."

„Wir erwarteten", fährt die Gräfin in ihren Aufzeichnungen fort, „in noch größerer Spannung als vorher die Antwort auf diesen Brief, der den König erzürnt haben konnte. Ich meinerseits glaubte es nicht, und ich hatte die Vermutung, die sich später als vollständig richtig erwies, daß der König dem General Wedell, um ihn zufrieden zu stellen, die Erlaubnis gegeben, Nachforschungen über diese Angelegenheit anzustellen und sich dann wenig um die Form und Ausdrucksweise der Kabinettsordres, die in der Tat recht trocken abgefaßt waren, gekümmert hatte. Unsere Ungeduld sollte nicht befriedigt werden, denn mein Mann erhielt niemals eine Antwort auf diesen Brief."

Bernstorff sehnte sich nach allen diesen Vorkommnissen nach einer persönlichen Aussprache mit Friedrich Wilhelm IV. Die Reise, die der König binnen kurzem nach Schloß Stolzenfels am Rhein anzutreten beabsichtigte, sollte, so hoffte Bernstorff, ihm dazu Gelegenheit bieten. Er fragte darüber brieflich bei Manteuffel, der auch an jener Fahrt teilnehmen wollte, an und erhielt von ihm eine zustimmende Antwort. Dabei kam dieser auch auf die Beschuldigung, als ob er hinter dem Rücken des Königs gegen dessen Pläne intrigiert hätte, zu sprechen:*)

„Ich meinerseits," so schrieb er, „habe gar nichts dagegen, daß meine Privatbriefe auch produziert werden, denn wenn man sich auch in einem so vertraulichen Gedankenaustausch nicht mit amtlicher Vorsicht ausspricht, also mancher Ausdruck unterlaufen kann, den man nicht publiziert zu sehen wünschen möchte, so bin ich mir doch bewußt, nur im Interesse der Sache und meines Vaterlandes geschrieben zu haben. Übrigens kommt mir die ganze Untersuchung insofern lächerlich vor, als die

*) Manteuffel an Bernstorff. Berlin, 19. September 1855.

Person, welche das Verbrechen begangen haben soll zu verraten, es sei mit dem Abschluß des Vertrages so ernstlich nicht gemeint, ganz wo anders zu suchen ist. Mir, der ich bei der Unterhaltung zwischen Seiner Majestät und Lord John Russell zugegen war, waltete auch nicht der mindeste Zweifel darüber vor, daß der König im Herzen den Vertragsabschluß nicht wollte. So hat auch Lord John die Sache aufgefaßt, er hat auf eine Besprechung mit mir, die er mir angekündigt, verzichtet und gewiß sowohl nach London als nach Paris durch Telegraph gemeldet und amtlich geschrieben, daß man hier keine Neigung zum Abschluß zeige. Und da sucht man nach dem Verräter!

„Ich habe nun die ganze Anklage ausführlich beantwortet und in einem besonderen eigenhändigen Schreiben noch den König auf die Unzuträglichkeit mit dem Bemerken aufmerksam gemacht, daß, wenn er irgend Neigung habe, mich zu entlassen, „je ne demanderais pas mieux." So steht es in der Tat; ich bin dieser Dinge recht herzlich müde, und wenn ich mir nicht sagte, daß mit dem Weggehen auch eine schwere Verantwortlichkeit verbunden sei, so würde ich schon energisch darum gebeten haben. Seine Majestät haben mich zwar des vollen Vertrauens wiederholt versichert, aber wenn das nicht auch praktisch sich beweist, so hilft es in der Tat nichts."

„Der Zustand, in dem wir während der sieben Monate der Dauer der Usedomschen Mission leben mußten," fährt die Gräfin in ihrer Erzählung fort, „war ein durchaus unbefriedigender. Wir fühlten uns traurig und niedergeschlagen, mehr ermüdet als sonst von der Stadt und von den heißen Salons; wir sehnten uns nach der Luft und der Ruhe des Landes, und am 17. August schifften wir uns nach Antwerpen ein. Am 22. tranken wir bereits unsern Brunnen in Ems und führten dort ein von unserm Londoner Dasein ganz verschiedenes Leben. Die Saison war für Ems schon etwas vorgeschritten; wir fanden daselbst eine zwar kleine, aber sehr angenehme Gesellschaft von Engländern, mit denen wir viel verkehrten, unter anderem mit einem sehr geistreichen Manne, dem Vater Lord Clarendons, Mr. Charles Villiers. Wir

besuchten in Coblenz die Prinzessin von Preußen, die sehr liebenswürdig zu uns war.. Aber wir konnten auch von ihr nichts erfahren über den weiteren Verlauf der gegen meinen Mann seitens Usedoms und Wedells erhobenen Anklage. Die ewige Ungewißheit und Sorge wirkten unvorteilhaft auf meine Kur.

„Mitten in unserem Aufenthalt erhielten wir die uns sehr überraschende Nachricht, daß Prinz Friedrich Wilhelm nach London zu reisen beabsichtige. Wir glaubten erst, die Nachricht sei falsch. Dann, als sie sich bestätigte, meinten wir, mein Mann würde nach London zurückkehren müssen, den hohen Reisenden zu empfangen. Dies war aber nicht nötig. Der Prinz reiste möglichst unauffällig nach Balmoral, dem Landsitz der Königin in Schottland, wo Ihre Majestät sich von den Strapazen ihrer Pariser Reise erholte.*) Wir fanden den Zeitpunkt für den Besuch des Prinzen nicht glücklich gewählt. Letzterer vermochte die Vorliebe des englischen Hofes für das französische Kaiserpaar nicht zu teilen, weshalb zu befürchten stand, daß die dort noch immer sehr stark nachwirkenden Eindrücke der Pariser Reise ihn unangenehm berühren würden. Das war auch tatsächlich der Fall, wie mir der Prinz von Preußen später sagte, aber die anderen günstigen Eindrücke blieben die entscheidenden. Jene Reise des Prinzen hatten die Königin von England und die Prinzessin von Preußen gemeinsam verabredet, die prüfen wollten, ob ihre Kinder sich gegenseitig gefielen. Sie fanden es besser, die Probe zu machen, noch ehe der Prinz ganz ins heiratsfähige Alter gekommen, und zwar sollte die Fahrt zu einer Zeit vor sich gehen, wo die englische Gesellschaft auf dem Lande weilte oder auf Reisen war, wo die Geschäfte ruhten und wo die Königin in tiefster Abgeschiedenheit sich in den schottischen Bergen aufhielt. Der Prinz bat nun den König um die Erlaubnis zu dem Besuch in Balmoral. Dieser drückte ihm seine größte Freude darüber aus, umarmte ihn und gab ihm sein Einverständnis zu erkennen, sprach aber mit keinem Menschen ein Wort über die Angelegenheit, so daß die russische Partei bei Hofe erst durch die Zeitungen davon erfuhr.

*) Die Königin von England hatte kurz vorher den Besuch Napoleons erwidert.

„Prinz Friedrich Wilhelm traf gerade in London ein, als die Nachricht von der Einnahme Sebastopols (8. September) dort anlangte ... Der ungeheure Eindruck, den dies Ereignis in England machte, lenkte die Aufmerksamkeit von seiner Reise ab, die übrigens sehr geheim gehalten worden war. Die englischen Zeitungen erwähnten seinen Namen nur in dem Hofbericht, in dem lediglich gesagt wurde, daß der hohe Gast mit dem Prinzen Albert gejagt habe. Der Empfang, der ihm zuteil geworden, war ein vortrefflicher gewesen und er selbst kam entzückt von seinem Aufenthalt, von der Liebenswürdigkeit der Königin, von dem ganzen Familienleben und von der jungen Prinzessin, wieder zurück. Nach seiner Abreise richtete die „Times" einen wutschnaubenden Artikel gegen ihn, in dem sie das vorgeschlagene Heiratsprojekt bekämpfte. Sie bemerkte unter anderem, der Prinzessin stehe bei einer solchen Verbindung kein anderes Los in Aussicht, als schließlich eine Zufluchtsstätte in England zu suchen, da der König von Preußen und seine Familie unzweifelhaft einst aus Preußen weggejagt werden würden. Die „Times" beschloß diese schauerliche Prophezeiung mit dem Ausspruche, daß ihr Fluch (der der „Times") auf dieser Verbindung ruhen werde. Noch am selben Abend entgegnete die „Morning-Post" in lebhafter Weise der „Times" und dementierte jenen Schmähartikel, der in Deutschland einen sehr schlechten Eindruck machte und den Prinzen Albert tief verletzte. Dieser schrieb selbst an den Prinzen Friedrich Wilhelm, um ihm sein Bedauern auszudrücken und nach Kräften zu versuchen, den Eindruck jenes Aufsatzes bei ihm zu verwischen. Letzterer selbst nahm die Sache sehr ruhig auf.

„Unser König war während des ganzen Sommers in hohem Grade leidend gewesen, und man wußte nicht, ob er sein Versprechen, bei der Grundsteinlegung der Kölner Brücke anwesend zu sein, würde halten können. Lange blieb man über die königlichen Entschließungen im ungewissen, aber endlich erfuhren wir, daß der König am 24. September auf acht Tage in Begleitung Herrn von Manteuffels nach Stolzenfels kommen würde. Wir selbst reisten, nachdem wir unsere Kur beendet, am 24. nach Coblenz. Der König hatte auch den Grafen Hatzfeldt zu sich berufen lassen, damit er sich gegen die Anklagen, die die Herren von Wedell und

von Usedom gegen ihn gerichtet, zu verteidigen vermöge. Es scheint, daß er sich bis dahin nicht zu rechtfertigen vermocht. Freilich war der Graf ein so unruhiger, mißtrauischer und so wenig mitteilsamer Charakter, daß wir nie erfahren konnten, was er gesagt oder getan. Wir hörten auch jetzt nur, daß er zweimal beim Könige gewesen, und daß er beide Male sehr erregt zurückgekehrt sei, aber er versicherte, daß die Sache noch nicht zu Ende sei und daß er nicht wisse, ob der Abschluß derselben nahe bevorstehe oder nicht. Das Merkwürdigste war, daß Seine Majestät bei dieser Gelegenheit sowohl die Angeklagten, wie die Ankläger um sich versammelt hatte; denn Herr von Wedell, der Gouverneur von Luxemburg, befand sich im Gefolge des Königs, und als wir nach Stolzenfels eingeladen wurden, fanden sich an demselben Tische Herr von Manteuffel, General Wedell, Graf Hatzfeldt und mein Mann. General Wedell sah übrigens so unzufrieden aus, daß man ihn nur zu betrachten brauchte, um über das Schicksal der Intrige beruhigt zu sein ....

„Die acht Tage in Coblenz vergingen sehr heiter und glänzend. Die Straßen waren am Abend illuminiert, der König machte morgens Fahrten auf dem Rhein in einem mit Blumen geschmückten Schiff, und die Forts von Ehrenbreitstein grüßten mit Kanonenschüssen die königliche Flagge. Der König von Württemberg,*) der Herzog von Nassau**) kamen, um dem Könige ihren Besuch zu machen; wir nahmen an mehreren Soireen teil, die zuweilen bei dem Könige, zuweilen bei der Prinzessin von Preußen stattfanden. Bei einer solchen Festlichkeit, die auf Schloß Stolzenfels zu Ehren des Königs von Württemberg stattfand, waren wir auch zugegen. Die Gäste saßen um einen viereckigen Tisch, im sogenannten Waffensaal, der König von Württemberg hatte seinen Platz zwischen dem König und der Königin. Unser König unterhielt sich lebhaft, las aber dann dazwischen auch in der Kreuz-

---

*) Wilhelm I., König von Württemberg, 1816 bis 1864, geb. 27. September 1781 zu Lüben i. Schlesien.

**) Herzog Adolf von Nassau, regierte 1839 bis 1866, dem Jahre seiner Entthronung durch Preußen. Starb 1905 als Großherzog von Luxemburg.

zeitung. Am 30. September sollte die Verlobung der jungen Prinzessin Luise mit dem Prinzregenten von Baden*) gefeiert werden, der am Abend vorher mit seiner Mutter, seinem Bruder und einem Oheim, dem Prinzen Wasa, ankam. Am nächsten Morgen fand die Verlobungsfeier statt, und am Abend wurden wir zu einer kleinen Soiree beim Prinzen von Preußen eingeladen. Die junge Braut sah sehr hübsch aus und hatte ein reizendes, echt weibliches und bescheidenes Benehmen. Einige Tage vorher waren meine Kinder bei der Prinzessin von Preußen gewesen, und sie konnten nicht genug erzählen, wie liebenswürdig und einfach Prinzessin Luise mit ihnen verkehrt. Der Prinzregent von Baden sieht sehr gut aus, obwohl er klein ist. Das junge Paar war allerliebst miteinander, sie schienen sich gegenseitig sehr zu gefallen. Der Prinz und die Prinzessin von Preußen zeigten sich hierüber sehr erfreut. Ich fand den König wohl aussehend; es stand ihm gut, daß er etwas magerer geworden. Die Königin fand ich sehr gealtert. Die Prinzessin von Preußen war in diesen Tagen sehr in Anspruch genommen, ihre Freundlichkeit für mich blieb sich aber stets gleich. Zu meinem Bedauern sprach sie weniger eingehend über Politik mit meinem Manne, als ich gewünscht hätte. Sie wandte sehr auffällig ihre ganze Gunst dem Grafen Hatzfeldt zu, was wir uns erst erklären konnten, als wir erfuhren, daß Louis Napoleon den Grafen der Königin Viktoria gegenüber sehr gelobt, die dies wiederum der Prinzessin geschrieben. Die Königin Viktoria ist die einzige, die Einfluß auf die Prinzeß hat; sie ist für sie ein Orakel. Dem Grafen Hatzfeldt kamen diese großen Gunstbezeugungen, die häufigen Gespräche, Einladungen usw. nicht ganz gelegen, da er fürchtete, daß sie ihm beim königlichen Hofe schaden könnten. Das Einvernehmen zwischen Coblenz und Stolzenfels war nicht immer das beste, doch machte sich in diesen acht Tagen alles sehr gut; die Prinzessin erging sich in Aufmerksamkeiten für König und Königin und vermied alles, was Meinungsverschiedenheiten hätte

*) Friedrich I., Großherzog von Baden, geb. 1826; von 1852 bis 1856, Prinzregent; vermählte sich am 20. September 1856 mit der Prinzessin Luise von Preußen, (geb. 3. Dezember 1838) der Tochter des späteren Kaiser Wilhelms I.

hervorrufen können. Mit mir sprach sie viel über England und die feindlichen Gesinnungen, die man dort gegen uns hege, wollte jedoch nicht glauben, daß Lord Clarendon Preußen nicht wohl gesinnt sei. Übrigens beurteilte die Prinzessin, so geistvoll sie auch war, die politische Lage nicht mit Unparteilichkeit. Sie sah alles durch die Augen der Königin Viktoria und sprach unter anderem von der englisch-französischen Allianz als von einem sehr glücklichen Ereignis, was vom preußischen Standpunkte aus doch mindestens fraglich erschien.

„Die Abreise des Königs war auf den 2. d. M. festgesetzt. Er wollte sich unterwegs in Apollinaris aufhalten, wo die Fürstenberg eine wundervolle Kapelle erbaut, die er zu besichtigen wünschte .... Wir hatten den König während der ganzen Zeit sehr oft gesehen; er war stets sehr liebenswürdig gegen uns gewesen, aber er hatte meinem Mann bisher noch keine Gelegenheit geboten, sich mit ihm über die Politik und über die letzten unglückseligen Korrespondenzen auszusprechen. Am Montag Morgen, dem letzten Tage seines Aufenthaltes in Coblenz, sagte mein Mann zu dem diensttuenden Adjutanten, er müsse unbedingt den König noch sprechen, und bat, darüber die Befehle Seiner Majestät einzuholen. Der König ließ ihm antworten, er möge ihn am nächsten Morgen bis Apollinaris begleiten, er würde dann auf dem Schiffe mit ihm reden. Auch ich erhielt eine Einladung zur Fahrt. Am nächsten Morgen um 9 Uhr öffnete sich die Coblenzer Schiffbrücke, um das königliche Schiff hindurchzulassen, das wieder ganz mit Blumen geschmückt war. Es hielt in Coblenz, und der König und die Königin gingen ans Land, um der Großherzogin von Baden und deren Sohn Lebewohl zu sagen, die dort auf die Majestäten warteten. Während dieses Abschiedes begaben wir uns an Bord. Die Fahrt war für uns so befriedigend und angenehm als möglich. Mein Mann hatte eine lange Unterredung mit dem Könige, der ihm sagte, er sowohl wie Graf Hatzfeldt seien beide vollständig gerechtfertigt. Er gab meinem Gatten auch die Versicherung, daß er sein (des Königs) volles Vertrauen besitze, lobte seine Depeschen, seinen kurzen, eleganten und klaren Stil und ging dann, ohne die Mission Usedoms zu berühren, auf Familienthemata über. Er sprach von der Ruine Hammerstein, die einst der Familie meiner

Schwiegermutter gehört hatte, und zeigte sich sehr liebenswürdig, heiter und wohlwollend.

„Ich meinerseits hatte während dieser Zeit ein Gespräch mit der Königin, der ich von der Königin Viktoria erzählen mußte, sowie von dem Besuche des Kaisers Napoleon in London. Sie schien entzückt zu sein, daß ich den Enthusiasmus für letzteren nicht teilte, und tadelte lebhaft die Königin von England, weil sie die Reise nach Paris gemacht und ihre Kinder dahin mitgenommen. Sie meinte, das Scharlachfieber der jüngeren Kinder wäre doch ein so guter Vorwand gewesen, diesen Besuch zu vermeiden. Überdies habe die Fahrt sowie die dabei lebhaft zur Schau getragene Freundschaft der Königin den Eindruck einer Undankbarkeit gegen die Familie Orleans gemacht. Diese Bemerkung überraschte mich, da unsere Königin früher niemals auch nur die geringste Sympathie für diese Dynastie gezeigt; ich erkannte daraus, wie groß ihre Animosität gegen den jetzigen Besitzer der Krone Frankreichs war. Viel mußte ich auch von den Kindern der Königin Viktoria und des Prinzen Albert erzählen. Die Monarchin bemerkte bei der Erwähnung des letzteren, die Stellung des Prinzen sei doch eine sehr ungewöhnliche, er werde vollständig von der Königin beherrscht. Dabei zitierte sie ein Wort der alten Herzogin von Koburg, die immer gesagt hätte: „Albert trägt Ketten von Rosen, aber es bleiben doch immer Ketten!"

„Der König blieb während der ganzen Fahrt in bester Stimmung. Wiederholt veranlaßte er die Königin, die Volksmassen am Ufer, welche auf die Vorüberfahrt der Majestäten warteten, mit ihrem Taschentuche zu grüßen. Nach dem Dejeuner verabschiedeten wir uns von den Majestäten, die uns in der freundlichsten Weise Lebewohl sagten und kehrten nach Coblenz zurück, wo wir noch zeitig genug ankamen, um einer Soiree bei der Prinzessin von Preußen beiwohnen zu können. Von auswärtigen Gästen waren dort lediglich Graf Hatzfeldt und seine Frau zugegen, sonst nur Coblenzer. Am andern Morgen verließen wir die freundliche Stadt. Die Prinzessin von Preußen hatte mich in der innigsten Weise verabschiedet, mir für die Briefe gedankt, die ich ihr aus London geschrieben, und mich gebeten, mit dieser Korrespondenz fortzufahren.

„Dieser Tag war für uns ein sehr wichtiger; für unsere Stellung, unsere Zukunft eröffneten sich ganz andere Aussichten. Nachdem wir einmal des Vertrauens und der gnädigen Gesinnung des Königs sicher waren, hatten alle jene Intrigen für uns nicht mehr so viel zu sagen. Wir erfreuten uns eines Wohlempfindens, das uns seit sieben Monaten gänzlich fremd geworden. .... Mein Mann, der sich mit dem Erfolge seiner Unterredung mit dem Könige sehr zufrieden zeigte, bat Seine Majestät um die Erlaubnis, seinen Urlaub noch etwas verlängern zu dürfen. Lagen doch augenblicklich keine wichtigen Geschäfte vor, zumal London noch verödet war, und für seine Gesundheit hatte er eine etwas längere Ruhepause nötig. Auch wollte er sich gern eine kurze Zeit in Berlin aufhalten, um den Faden der gegen ihn gerichteten Zetteleien weiter zu verfolgen. Da uns am nächsten Morgen die Verlängerung des Urlaubs in gütigster Weise bewilligt wurde, so begaben wir uns, anstatt nach London zurückzukehren, nach Westfalen, zu einer Schwester meines Mannes, deren Obhut wir unsere jüngsten Kinder anvertrauten. Wir selbst setzten mit Andreas unsere Reise nach Sachsen fort, wo wir zwölf Tage bei meinen Eltern blieben. Mein Vater, der von Ischl zurückgekehrt war, wohin er die Königin von Sachsen in seiner Eigenschaft als Oberhofmeister begleitet, erzählte uns viel von der jungen Kaiserin von Österreich, die sich mit großer Kühnheit zu Pferde bewege und mit ihrem Gefolge alle Arten von kindlichen Spielen spiele, z. B. Blindekuh. Der Kaiser Franz Joseph mische sich nie in diese unschuldigen Vergnügungen, aber er lasse seiner jungen Frau vollständige Freiheit sich zu amüsieren..... Der Kaiser und die Erzherzogin Sophie, berichtete er, seien sehr für Louis Napoleon eingenommen, ein in der Tat charakteristisches Moment für die damalige auswärtige Politik Österreichs.

„In Berlin angelangt, fanden wir alle Welt über die Wedell-Usedomschen Zetteleien unterrichtet und entrüstet. Noch immer aber gab es kein Anzeichen dafür, welches Ende diese Dinge nehmen sollten. Man erwartete, Manteuffel würde vom Könige eine Genugtuung erhalten, ja eine solche selbst verlangen. Nichts davon aber erfüllte sich, nur das eine wußte man, daß er sich gegen die bewußten Anschuldigungen beim Monarchen verteidigt

habe. Man berichtete uns, es seien Versuche gemacht worden, den König zu bewegen, die falschen Anklagen gegen Manteuffel öffentlich als solche zu kennzeichnen, Seine Majestät aber habe geantwortet: »Er hat das nicht getan, dessen man ihn beschuldigt, aber er hat andere Fehler begangen!« Als hier Herr von Wedell nach Berlin kam, wohnte er im königlichen Schlosse. Es lag eben im Charakter des Königs, alle Parteien (am Hofe) gegeneinander auszuspielen und sich schließlich auf die Seite dessen zu stellen, den er für den Unterliegenden und Unglücklichsten hielt. So wollte er auch den General Wedell durch die Einladung ins Schloß trösten.

„Was mich bei meinem Aufenthalt in Deutschland am meisten frappierte, war die Beobachtung, wie sehr die Sympathien für Rußland gewachsen, die für England im Abnehmen begriffen waren. Die englische Presse, die Reden im Parlament, das Verhalten des britischen Kabinetts hatten der Sache Englands in der deutschen öffentlichen Meinung sehr geschadet, um so mehr, als die Vertreter Englands ein sprödes und hochmütiges Wesen zur Schau trugen, während der Repräsentant Rußlands, Herr v. Budberg, sich milde, geduldig und versöhnlich zeigte. . . . Deshalb gestalteten sich auch die Beziehungen zu ihm angenehmer als zu den Engländern. Ich beklagte den Schaden, den die letzteren sich selbst zugefügt hatten, ungemein. Die gesellschaftlichen Beziehungen in Berlin litten darunter, und das diplomatische Korps war vollständig in zwei Lager gespalten. . . . .

„Vor meiner Abreise von Berlin ward mir noch die Freude zuteil, den Prinzen Friedrich Wilhelm zu sehen, der mir die Ehre seines Besuches schenkte. Ich fand ihn im Wesen gemütlich, wie ich ihn damals in Italien verlassen — schlicht, herzlich, frei und offen, worüber ich sehr glücklich war. Er erzählte mir viel von seinem Aufenthalt in Schottland und sagte dabei, er hätte schon viel über die Prinzeß Royal aus meinen Briefen an seine Mutter vernommen. Als ich ihn mit den Worten unterbrach: »Nicht wahr, ich habe nicht zu viel von ihr gesagt?« entgegnete er: »Im Gegenteil, nicht genug!« Er lobte besonders ihre Vorliebe für Deutschland und konnte sich nicht genug in Schilderungen ergehen von der Liebenswürdigkeit der Königin, von dem Familienleben derselben und von der Einfachheit ihrer Sitten. Der Prinz

leugnete nicht, daß die Prinzeß Royal keine hervorragende Schönheit sei, aber fügte hinzu, daß er hierauf keinen Wert lege. Er erzählte uns, daß er im Monat Mai nach London kommen würde, um seine Verlobung zu feiern, und gab seiner Freude Ausdruck, daß Preußen gerade jetzt dort durch meinen Mann vertreten sei. Seine Absicht sei, erst in zwei Jahren zu heiraten. Er fragte sehr herzlich nach unseren Kindern. Wir verbrachten mit ihm eine reizende Stunde, in der wir auch unsere schönen Erinnerungen an Italien wieder auffrischten. Die projektierte Heirat fand übrigens in Berlin keinen Beifall; man war gerade damals schlecht auf England zu sprechen und fürchtete, daß die Prinzessin zu verwöhnt sei. ....

„Am 14. November langten wir in Paris an, wo wir nur eine sehr schlechte Wohnung fanden. Die Stadt wimmelte noch von Fremden; sie besuchten die Weltausstellung, deren Schluß samt der Verteilung der Preise am nächsten Tage stattfinden sollte. Herr von Rosenberg, der preußische Geschäftsträger hatte die Güte gehabt, uns zu diesem Tage Plätze zu besorgen, und obwohl erst in der Nacht angelangt, waren wir doch am nächsten Morgen um 11 Uhr in großer Toilette im Ausstellungspalaste. Es kostete uns große Mühe, auf die für das diplomatische Korps reservierten Plätze zu gelangen. Der Anblick, den der Saal darbot, war ein großartiger — im Sonnenlicht funkelten die Fenster und erglänzten die Gegenstände, welche einen Preis erhalten hatten und in diesem Raume, den die gesamte große Welt von Paris erfüllte, ihren Platz gefunden. Im Saale herrschte eine unangenehme Kälte, und ich war sehr verstimmt, in ausgeschnittenem Kleide gekommen zu sein; auf den Tribünen links und rechts saßen die Damen alle in hohen Kleidern teils mit teils ohne Hut. Wir warteten bis Mittag, wo Kanonenschüsse ankündigten, daß Napoleon soeben die Tuilerien verlassen. Ungefähr eine halbe Stunde später trat er in den Saal. Niemals habe ich etwas so Theatralisches gesehen; es erinnerte mich geradezu an den Zirkus. Die Hofchargen schritten vor dem Kaiser her, der an der Seite der Kaiserin eintrat, begleitet von der Prinzessin Mathilde,*) dem Herzog von Cambridge, dem Prinzen

*) Mathilde, Tochter Jérôme Bonapartes und der Prinzessin Katharina von Württemberg.

Jérôme und dem Prinzen Louis Napoleon. Die Kaiserin trug ein grellrotes Samtkleid, dessen knapp anliegende, hohe Taille ganz ungarniert war, während der Rock fast ganz von einem herrlichen Spitzenvolant bedeckt wurde. Auf ihrem Haupte funkelte ein sehr hohes Diadem. Diese für den Vormittag ungewöhnliche Toilette, die schreienden Farben, die ganze wenig königliche Haltung des Ehepaares gemahnten sehr an den Eintritt eines Königs und einer Königin auf der Bühne. Der Kaiser und die Kaiserin setzten sich auf den Thron, zur Seite der letzteren nahm der Herzog v. Cambridge Platz, dann kam die Prinzessin Mathilde und die anderen Prinzen der kaiserlichen Familie. Zur Rechten des Kaisers saßen Prinz Jérôme und dessen Sohn, hinter den Majestäten befanden sich die übrigen Personen des Hofes. Die Musik spielte verschiedene Stücke; hochelegante Programme wurden an die Damen verteilt, die sich auf der Estrade befanden, wo der Thron stand. Einige Augenblicke später trat der Prinz Louis Napoleon vor und verlas, nachdem er sich dem Kaiser gegenüber aufgestellt, seine Rede — aber so undeutlich, daß ich auch nicht ein Wort verstehen konnte. Der Kaiser antwortete mit einer sehr klaren und sehr deutlichen Stimme, aber in einem ausländisch anmutenden Akzent, welcher halb schweizerisch, halb deutsch klang. Der Inhalt der Ansprache ward als wenig friedlich bezeichnet. Der Kaiser wandte sich darin an die Neutralen und sagte, daß man von ihnen bald einen entscheidenden Entschluß verlangen würde. Von den Engländern wurde die Rede lebhaft applaudiert. Ich fand, daß der Kaiser im Aussehen einen besseren Eindruck machte, als in London. Seine Miene erschien heiterer, sein Auge belebter uud sein Teint weniger gelb als damals. Die Kaiserin dagegen, die in der Hoffnung war, blickte recht angegriffen drein, und ich glaube kaum, daß jemand, der sie zum ersten Male gesehen, sie hübsch gefunden haben würde. Sie hatte scharfe Züge bekommen. und erschien mit den dunkelumränderten Augen und den eingefallenen Schläfen bei weitem älter als sie wirklich war. Nachdem der Kaiser seine Rede verlesen, stieg er vom Throne herab. Diejenigen, die von ihm dekoriert werden sollten, defilierten an ihm vorüber und empfingen aus seiner Hand die Medaille als Belohnung für ihre Arbeit und ihren Fleiß. Der Prinz Napoleon reichte dem

Kaiser die Medaillen; die Musik spielte dazu und die Kaiserin plauderte während dessen stehend mit dem Herzog von Cambridge. Nachdem die Auszeichnungen verteilt, machten der Kaiser und die Kaiserin einen Rundgang durch den Saal, um die mit Preisen bedachten Ausstellungsobjekte zu besichtigen, worauf sich beide zurückzogen. Die Arrangements bei dem ganzen Vorgange waren schlecht getroffen. Kaum hatte der Hof den Saal verlassen, so stürzte sich die Volksmasse in den Raum. Die Wagen konnten nicht am Portal anhalten, so daß wir genötigt waren, zu Fuß durch den Schmutz der Champs Elysées zu gehen. Wir sahen bei dieser Gelegenheit eine Menge früherer Bekannten wieder, darunter den Grafen Walewski.

„Da der Kaiser uns in London mit einigen freundlichen Worten seinen Wunsch ausgedrückt hatte, uns in Paris einmal als seine Gäste zu sehen, so wollten wir nicht die Stadt verlassen, ohne uns bei Hofe gemeldet zu haben. Am Sonntag Vormittag ließ uns Herr von Rosenberg wissen, daß der Kaiser und die Kaiserin uns um zwei Uhr in den Tuilerien empfangen würden. Zur genannten Zeit dort erschienen, wurden wir in einen mit Gobelins geschmückten Saal geführt, in welchen sich der schwedische Gesandte mit einem seiner Landsleute, Graf und Gräfin Lavradio, unsere Kollegen aus London, Herr von Rosenberg und Baron Brockhausen, der preußische Gesandte in Brüssel, befanden. Nach einigen Augenblicken ließ man uns in einen anderen, ebenfalls mit Gobelins ausgestatteten Saal eintreten, der eine Aussicht auf den Garten der Tuilerien darbot; hier mußten wir dann im Halbkreis Platz nehmen. Der Kaiser trat unmittelbar hinter der Kaiserin ein, die ein Gespräch mit den Damen anknüpfte, während er sich an die Herren wandte. Die Kaiserin trug eine dunkelgrüne Robe, einen reich mit Spitzen besetzten Samtmantel mit ganz einfachen Ärmeln und gesteiften Manschetten und Kragen; schwarze Spitzen auf dem Kopf. Sie machte keinen sehr eleganten Eindruck. Napoleon trug, wie auch unsere Herren, Uniform. Die Kaiserin war gesprächig, und der Kaiser ließ sich in eine längere Unterhaltung mit dem Grafen Lavradio und uns ein. Er sprach von England, von Preußen, von all dem Schönen, das letzteres auf die Ausstellung gesandt, sowie von den Ausstellungsobjekten im

allgemeinen. Meinem Manne gegenüber berührte er nicht das Gebiet der Politik. Der ganze Empfang hatte durchaus nichts Kaiserliches. Es war unmöglich, nicht sofort zu bemerken, daß die Kaiserin eine Rolle spielte, die sie genierte. Ihre Manieren hatten etwas Unfertiges und Unsicheres, sowohl bei der Begrüßung, wie beim Abgang. Keine Bewegung glich der einer wirklichen Prinzessin. Das war das letzte Mal, daß wir in die Tuilerien kamen. Man hatte von einer Einladung zum Diner gesprochen, aber es wurde nichts daraus. Der Graf und die Gräfin Lavradio wurden ebenfalls nicht eingeladen; sie schrieben diesen Mangel an Höflichkeit dem Umstande zu, daß sie ebenso wie wir als Orleanisten bekannt seien. Aber ich glaube nicht, daß dies der wahre Grund war; es sollte wohl eher eine Demonstration gegen die Neutralen sein.

„Wir blieben länger als zwei Wochen in Paris, und während unseres Aufenthaltes daselbst traf der König von Sardinien dort ein.*) Dieser seit langem projektierte und immer wieder verschobene Besuch hatte nicht den erwarteten Erfolg. Wir sahen den Empfang des Königs — eine Zeremonie, die einen sehr frostigen Eindruck machte. Man hatte es so eingerichtet, daß der König bei der Einfahrt die Boulevards vermied, weil, wie man sagte, man dort politische Demonstrationen seitens der ins Ausland geflohenen Italiener fürchtete. So kam denn Viktor Emanuel während eines kalten, bis auf die Haut dringenden Regens fast unbeachtet in Paris an.

„Der Kaiser war bei seiner Ankunft nicht zugegen, sondern empfing ihn in den Tuilerien. Der König legte sich gleich nach seiner Ankunft zu Bett — er klagte, daß er sich leidend fühle. Die Sarden verbargen nicht ihre Mißstimmung und sprachen es laut aus, daß einst Ludwig XIV. zum Empfange des Prinzen von Savoyen persönlich erschienen sei. Auch der übrige Aufenthalt war nicht geeignet, sie in bessere Stimmung zu versetzen oder ihnen den Eindruck zu verschaffen, als lege man Wert auf die

---

*) Er sollte als Bundesgenosse gefeiert werden, da er sich im Kriege offen auf die Seite der Westmächte gestellt. Viktor Emanuel II., König von Sardinien, 1849 bis 1861, dann von Italien, 1861 bis 1878, ältester Sohn König Karl Alberts, geb. 14. März 1820.

Allianz mit ihnen. Es fand zu Ehren des Königs kein einziges Fest in den Tuilerien statt, und bei der Parade, die veranstaltet wurde, ging der Kaiser stets voran, ohne seinem Gaste, wie üblich, den Ehrenplatz und den Vortritt zu lassen. Man sagte, daß das Programm ursprünglich ein ganz anderes gewesen sei. Man habe die Absicht gehabt, den verbündeten König zu feiern, zwei Umstände aber hätten unerwartet die Situation verändert, nämlich ein Artikel des »Journal des Débats«, der den König Viktor Emanuel lobend den einzigen Souverän nannte, der in loyaler Weise seinem Volke eine Konstitution gegeben und sie aufrecht erhalten habe, und die Tatsache, daß sich die französische Politik von neuem Österreich näherte, und es deshalb konsequenterweise vermeiden wollte, diesen unentschiedenen Alliierten zu verletzen, was der Fall gewesen wäre, wenn es dessen alten Feind und Gegner in Italien mit zuviel Wärme empfangen hätte. Die Stadt Paris veranstaltete zu Ehren des Königs einen Ball im »Hotel de Ville« Die ganze Fassade war glänzend mit Gasflammen illuminiert und mit den Buchstaben »V. E.« geschmückt. Die glänzend ausgestatteten Räume boten einen großartigen Anblick. Am meisten aber frappierte der innere Hof, der in einen Salon verwandelt worden: Die Fenster waren mit roten Velours behangen, ebenso wie die Treppe, an deren Fuße sich herrliche, ringsum mit Blumen geschmückte Fontänen befanden. Dazu die tageshelle Beleuchtung, das Ganze mit den Toiletten der Damen erfüllt — kurz, es war ein feenhaftes Bild, das an die Erzählungen von »Tausend und Eine Nacht« erinnerte. Eine ungeheuere Menschenmenge erfüllte das Rathaus. Wir sahen auch den Hof seinen Rundgang machen. Der König, welcher der Prinzessin Mathilde den Arm gereicht hatte, schritt voran, und der Kaiser folgte ihm mit seiner Cousine, der Herzogin von Hamilton, geborenen Prinzessin von Baden. Die Kaiserin war beim Feste nicht anwesend. Der König von Sardinien gefiel nicht. Man fand ihn sehr brüsk und erzählte, daß er Dinge sagte, die man nicht wiederholen könne. . . .

„Paris machte mir einen anderen Eindruck als früher; es erschien in meinen Augen nicht mehr als eine in erster Linie französische, sondern eine europäische Stadt. In den Straßen hörte man viele fremde Sprachen — in den großen Geschäften

strömten Leute aus allen Teilen der Welt zusammen. Alles hatte sich ausnehmend verschönert, namentlich die „Rue de Rivoli" und der „Louvre" machten einen günstigen Eindruck. Paris zeigte auch nicht mehr die geringste Spur einer einstigen Revolution. Niemand, der nicht die Geschichte dieser Stadt kannte, hätte vermutet, wieviel Blut in ihren Straßen vergossen worden, wie oft die Fahne der Revolution auf ihren Türmen geflattert. Berlin war nur während vier Wochen im Jahr die Residenz seines Königs. London, Neapel, Wien und Petersburg erschienen nicht mehr so glänzend wie einst. Paris allein war wie ein Phönix aus jener Katastrophe erstanden. Nun saß Louis Napoleon in anscheinend fest begründeter Herrschaft auf dem Throne dieses schönen Frankreichs und hielt in seinen Händen die Geschicke Europas. Auch in diesem Jahr war er vom Glück begünstigt gewesen; er hatte in Paris die Königin von England, den König von Portugal und zahlreiche Prinzen empfangen können, deren Besuch für ihn eine Huldigung bedeutete — eine Huldigung, welche Louis Philipp niemals zuteil geworden. . . . .

„Den 1. Dezember kehrten wir nach London zurück, das uns einen sehr öden Eindruck machte. Die Stadt lag in Nebel gehüllt und die Gesellschaft hatte sich in alle Winde zerstreut. Da der König von Sardinien am Abend vorher angekommen war, um einige Tage in der englischen Hauptstadt zuzubringen, so herrschte momentan etwas mehr Leben in den gesellschaftlichen Beziehungen. Der König wohnte in Windsor, wohin die Königin den französischen Botschafter und die Gesandten der Türkei und Sardiniens mit ihren Frauen und einigen hervorragenden Persönlichkeiten der englischen Aristokratie einlud.*) Der König von Sardinien gefiel auch hier nicht sehr. Man fand, daß er die Kunst der Unterhaltung nicht

*) Die Gräfin erzählt hier folgende köstliche Anekdote: „Drei frühere Minister der Königin, Lord Malmesbury, Mr. Sidney Herbert und Lord Derby, befanden sich in Windsor. Der König richtete an den ersten derselben die Frage: »Sie sind Minister gewesen?« »Ja, Sire!« — »Sie sind es nicht mehr?« — »Nein, Sire!« — »Was machen Sie denn jetzt?« — »Ich lebe auf dem Lande!« — »Was machen Sie denn da?« — »Ich amüsiere mich!« entgegnete Lord Malmesbury. »Ah, c'est très bien dit!« rief der König, der dann an Sidney Herbert herantrat und ihm dieselben Fragen stellte. Er

verstände, und daß die Konversation, die er mit den Damen führe, mehr als sonderbar sei. Trotzdem ward der König in großartiger Weise gefeiert. Am 4. Dezember bot die Stadt London durch Vermittlung des Lordmayors dem Könige ein Dejeuner an, an dem wir auch teilnahmen. Guildhall war tageshell beleuchtet durch unzählige Gasflammen, die in allegorischen und beziehungsreichen Figuren arrangiert waren. Es mußte so früh beleuchtet werden, da man in London im Dezember schon um zwei Uhr nicht mehr deutlich sehen kann. Der Saal war vollständig von Menschen gefüllt. In der Mitte befand sich ein Thron für den König. Der Teppich, die Vorhänge trugen den Namenszug des Monarchen. Beim jedesmaligen Eintritte von Mitgliedern des diplomatischen Korps wurden deren Namen laut von Ratsdienern in den Saal gerufen. Uns speziell hatte man bei unserem Erscheinen im Saale lebhaft applaudiert, was viele als ein Zeichen der friedlichen Gesinnung der City betrachteten. Ich glaube jedoch, daß es Zufall war. Jedenfalls mißbilligten die Zeitungen diese Demonstration, denn sie beschrieben das Erscheinen vieler anderer Gesandten und die denselben gespendeten Beifallsbezeugungen, erwähnten uns aber nicht .... Der König, dem sowohl der Lordmayor, als der Sheriff und die Aldermen in ihren mittelalterlichen Kostümen voranschritten, und der von einem zahlreichen Gefolge — darunter Ministerpräsident Graf Cavour — begleitet war, nahm gleich nach seinem Eintritt auf dem Throne Platz.

„Der König ist klein und trägt einen sonderbaren langen Schnurrbart, der teilweise mit dem Backenbart zusammenwächst, was seiner Physiognomie den Ausdruck eines Ebers verleiht. Seine Augen haben einen durchdringenden und ausdrucksvollen Blick. Er fixiert den, der ihm vorgestellt wird, lange, als wenn er seine Gedanken erraten wolle. Es liegt etwas Hartes, Stolzes und Arrogantes in seinem Ausdruck, aber man kann auch Charakter und festen Willen in seinen grauen Augen lesen. Vornehm sieht er nicht aus. Das Gefolge bildete einen Halbkreis um den

---

erhielt dieselben Antworten, nur daß Sidney Herbert statt sich zu amüsieren, jagte. Der König richtete nun zum dritten Mal dieselben Fragen an Lord Derby. Bei der letzten, was er auf dem Lande mache, entgegnete der Chef der Tories: »Ich warte!«"

Monarchen. Zu seiner Linken befand sich sein Gesandter in London, zu seiner Rechten der Chef seines Kabinetts. Der Lordmayor nahm dem hohen Gast gegenüber Platz, und ein Sheriff las im Namen des ersteren eine Rede in englischer Sprache vor, um dem Könige den Dank für die Ehre auszusprechen, die dieser der Stadt London durch seinen Besuch erwiesen. Die britische Hauptstadt beglückwünsche sich, den Alliierten der westmächtlichen Sache in ihren Mauern begrüßen zu können. Graf Cavour überreichte hierauf dem Könige eine Antwort, die derselbe nach meiner Ansicht nicht besonders gut verlas. Seine Aussprache war hart und ich erkannte die Weichheit der Sprache Dantes in seinem Munde nicht wieder."

Auch bei Hofe war der König mit den größten Ehren empfangen worden. „Er amüsierte sich nicht besonders in Windsor," schreibt die Gräfin, „war aber sehr geschmeichelt über den Empfang, der ihm dort zuteil wurde. Nichts wurde unterlassen, ihn zu feiern.*) Er empfing den Hosenbandorden aus den Händen der

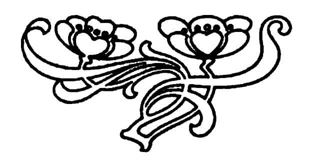
*) Über den Verlauf eines jenem Feste unmittelbar folgenden, dem Könige zu Ehren gegebenen Dejeuners, erzählt die Gräfin sehr hübsch:

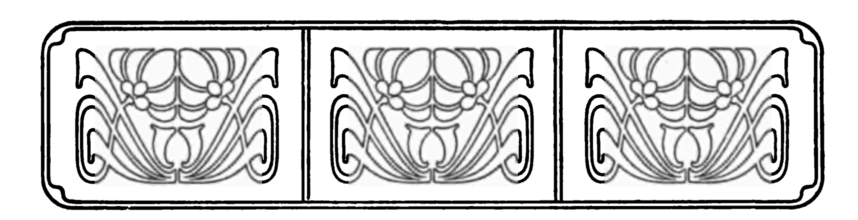
„Wir langten noch vor dem Könige bei Lord Palmerston an. Vor dem Hause des letzteren hielt eine militärische Eskorte mit Musik, und als der König in einer mit sechs Isabellen bespannten Equipage dort eintraf, ertönten nationale italienische Weisen. Der Marquis von Azeglio hatte Lady Palmerston zu verstehen gegeben, daß sie den König am Fuße der Treppe erwarten müsse. Aber es verging noch viel Zeit, ehe sie und ihr Gemahl in ihrem nonchalanten Phlegma sich entschlossen, die Stufen hinunter zu steigen. Die Lady kehrte am Arme des Königs zurück, welchem Lord Palmerston im Salon verschiedene Personen vorstellte. Dann führte Lady Palmerston den armen König, der eben von einer reich besetzten Tafel kam, an eine andere, auf der sich eine Fülle von Kuchen, Früchten und Eis befand. Die Gastgeberin hatte aber große Mühe, ihren Gast dazu zu bewegen, Platz zu nehmen, und ich glaube, der König verwünschte im Innern die Freundschaft seines Gesandten für das Haus Palmerston. Die Engländer legen großen Wert darauf, Fürsten bei sich zu bewirten — das Glück von Lady Palmerston war deshalb doppelt groß, weil sie sich rühmen durfte, die einzige Persönlichkeit Londons zu sein, der die Ehre des königlichen Besuches widerfahren. Azeglio hatte dies vermittelt. Der König zeigte sich gar nicht liebenswürdig gegen die Damen, die er sich auch nicht vorstellen ließ — und da die Konversation ihm nicht leicht fiel, so kürzte er das Dejeuner so viel als möglich ab und begab sich ohne Gruß nach der Türe. Als ob er sich im letzten Momente

Königin, und als am Tage seiner Abfahrt der frühe Eintritt der Flut ihn zwang, bereits um drei Uhr morgens abzureisen, sah er, sowie sein Gefolge mit ungeheurem Erstaunen die Königin mit ihrem ganzen Hofe zu jener Stunde bei ihm eintreten, um Abschied von ihrem Gaste zu nehmen. Der Kontrast mit dem Empfange in Paris war groß." So hoch schätzte das in dem gewaltigen Kampfe gegen Rußland begriffene England das Bündnis des kleinen sardinischen Staates ein. Aber vielleicht war der Empfang nur so demonstrativ glänzend, um den Neutralen zu zeigen, wie weit die Arme der englischen Nation auch für sie geöffnet sein würden, wenn sie sich noch in letzter Stunde entschließen sollten, offen der Sache der Westmächte beizutreten.

---

noch besonnen, kehrte er dann wieder um und machte eine ganz kurze merkwürdige Verbeugung, wie ein Mensch, der glücklich ist, entwischen zu können!"





XI. Kapitel.

Vom Falle Sebastopols bis zum Pariser Frieden. 1855—1856.

Neue Auslegung der „vier Punkte"; das österreichische Ultimatum; Beust und Seebach. — Neuer Entrüstungssturm in England gegen Preußen. — Rußlands Annahme der Friedensbedingungen; Verstimmung in England darüber. — Geplante Ausschließung Preußens von der Pariser Konferenz. — Der König und sein „Recht auf Zulassung". — Bernstorffs Beziehungen zur englischen Presse; Disraëli. — Nachträgliche Einladung Preußens. — Schluß des Kongresses. — Aufnahme des Friedens in London. — Der Prinz von Preußen und seine Kritik der preußischen Politik während des Krimkrieges. —

Nach dem Falle Sebastopols am 8. September 1855 war die Möglichkeit einer Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen vorhanden. Die politischen Papiere Bernstorffs und die Aufzeichnungen seiner Gemahlin zeigen, daß man von einem Aufhören des Krieges in London auch damals noch nichts wissen wollte. Aber man mußte dort mit der Stimmung des französischen Kaisers rechnen, der der Königin brieflich in dringender Weise erklärte, daß er den Kampf nicht länger fortsetzen könne, ohne dem Volke ein wirkliches Ziel zu zeigen.

Es ist hier nötig, mit wenigen Worten auf die Verhandlungen zwischen Frankreich und Österreich einzugehen, die den Zweck verfolgten, Rußland etwas annehmbarere Bedingungen zu stellen, und zwar auf Grund einer neuen Auslegung der vier Punkte. Bekanntlich einigten sich beide Mächte mit England, welches angesichts der französisch-österreichischen Entente anfangs sehr verstimmt gewesen war, über ein von Österreich an Rußland zu stellendes Ultimatum. Verwarf man in Petersburg die neuen Vorschläge, dann sollte, so lautete die Abmachung, das Wiener Kabinett seine

diplomatischen Beziehungen zu Petersburg abbrechen. England hatte bei der Formulierung der Bedingungen hauptsächlich darauf bestanden, „daß die Neutralisierung des Schwarzen Meeres eine Wahrheit werde und nicht bloß eine illusorische Stipulation, was der Fall sein müßte, wenn dieselbe nur durch einen russisch-türkischen Vertrag festgestellt werde." Es blieb also fest in seiner ersten Forderung, derzufolge der zu schließende Vertrag zwischen der Türkei und Rußland als integrierender Teil des Gesamtvertrages betrachtet werden sollte.

„Alles vereinigte sich, um Rußland zur Annahme zu bewegen.*) Auch von seiten Preußens war an Rußland das Ersuchen gerichtet worden, nachzugeben. Mein Mann hatte mehrere Depeschen über die kriegerische Disposition Englands und dessen gigantische Kriegsvorbereitungen für den Feldzug im kommenden Frühling geschrieben und dabei auch den geheimen Wunsch Englands hervorgehoben, daß Rußland die Vorschläge des Ultimatums ablehnen möchte. Denn traurigerweise sprach man in London, während alle anderen Kabinette darin einig waren, den Frieden herbeiführen zu wollen, beständig vom Kriege und suchte dem Frieden entgegenzuarbeiten. Die Spalten der britischen Presse strotzten wieder von Invektiven, sie schleuderte Drohungen gegen Preußen und redete von neuem von einer Blockade der preußischen Häfen. Mein Mann machte auf alles dies aufmerksam, und seine Depeschen wurden in Berlin als so überzeugend und interessant angesehen, daß sie auf Befehl des Königs dem preußischen Gesandten in Petersburg zugeschickt wurden, damit dieser von ihnen Gebrauch mache."

Am 11. Dezember richtete der Prinz von Preußen nachstehendes Schreiben über die politische Lage an Bernstorff. Der

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff. Sie berichtet dabei auch von der zugunsten des Friedens vermittelnden Tätigkeit Beusts, den Napoleon bei seiner Eitelkeit zu fassen verstanden. Er hatte Beust zu einer geheimen Unterredung gebeten, in der er mit ihm die ganze Lage wie mit dem Vertreter einer Großmacht erörterte. Beust schmeichelte dies umsomehr, als er selbst wohl wußte, wie wenig das Wort des Königreichs Sachsen in dieser Angelegenheit bedeutete. v. Seebach, der sächsische Vertreter in Petersburg, entwickelte dann an der Newa eine emsige Tätigkeit im Sinne des Friedens.

Prinz war im Laufe des Sommers in Petersburg gewesen, aber ohne politische Mission. Der Brief enthält noch nichts von der günstigen Wendung der Verhandlungen:

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Coblenz, 11. 12. 1855. (Privatschreiben.)

„Beiliegend remittire ich Ihnen dankend die interessanten Depeschen. Auch ich fürchte, daß aus dem Frieden nichts wird, da Rußland troß fortgesetzter Revers nicht soweit niedergeworfen ist, um zu schweren Bedingungen sich entschließen zu müssen. Dieses Muß kann, wie ich Ihnen schon immer mündlich sagte, nur eine Frage des Magens sein, nämlich ob es hinlänglich Geld hat, die Armee zu erhalten. Noch scheint dies der Fall zu sein; ob noch ein ganzes Jahr oder mehr ist hier Orts nicht zu entscheiden; das große militair Conseil in Petersburg wird wohl bald Licht darüber geben. Jedenfalls erachte ich die künftigjährige Campagne für die Alliirten für eine sehr schwierige. Ueber Perecop und über den Pruth zu gehen, verstrickt die Alliirten in die unabsehbaren Nachteile des Jahres 1812.

Eine imposante Landung von der Ostsee verlangt eine große Schwächung in der Krim. Trotz aller Canonenboote glaube ich nicht, daß Cronstadt zu demoliren ist, und die Flotte liegt zu weit rückwärts um erreicht werden zu können — ohne Demolirung einiger Forts wenigstens. — Immerhin, die chancen stehen 1856 gegen die Alliirten, obgleich sie 1855 nach menschlicher und militairischer Berechnung auch gegen sie standen!

Ganz einverstanden bin ich mit Ihnen, daß, wird der Krieg namentlich in die und an die Ostsee getragen, Preußens critische Lage durch seine hinhaltende Politik wiederum sehr peinlich werden kann.

Der Besserung ihres Kindes mich freuend und Ihrer Gemahlin mich bestens empfehlend

Ihr

Prinz von Preußen."

Im englischen Auswärtigen Amt war die Parole ausgegeben, Preußen zu brüskieren, selbst auf die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung hin. Schon im März hatte Clarendon zu Bernstorff

anläßlich einer Interpellation über die eventuelle Zulassung Preußens zu den Wiener Konferenzen gesagt, die Berliner Politik scheine ihm „unbegreiflich, da sie weder europäisch noch deutsch noch preußisch sei“, sondern sich lediglich im russischen Fahrwasser bewege, und als Bernstorff darauf einwendete, England habe das gute Verhältnis Preußens zu Rußland nicht zu bedauern, da jede Konzession, die Rußland bisher gemacht, der Vermittlung Preußens zu verdanken sei, hatte der edle Lord sarkastisch hinzugefügt, der Zar werde doch einem Staate keine Konzessionen machen, den er gewissermaßen als „russische Provinz“ betrachte.

In den darauf folgenden Monaten wußte Bernstorff seine Unparteilichkeit in vollem Maße zu zeigen. Er suchte in Berlin den Wunsch Englands, nicht vor einem großen Erfolge Frieden zu schließen, begreiflich zu machen, widersprach aber anderseits in London mit Festigkeit der Ansicht, daß England es dahin bringen müsse, den Frieden nach Willkür diktieren zu können. Um die Mitte des Monats Dezember fanden neue erregte Auseinandersetzungen zwischen ihm und Clarendon statt. Während Bernstorff den aufrichtigen Wunsch Rußlands betonte, zum Frieden zu gelangen, zieh Clarendon die russische Diplomatie des machiavellistischen Hintergedankens, durch die Annahme der vier Punkte, die Großmächte miteinander zu verfeinden und das Schwert Österreichs in der Scheide zu halten. Gleichsam als ob es sich von selbst verstehe, daß der Krieg noch weiter geführt werde, verlangte der englische Staatssekretär eine endgültige Auskunft, ob Preußen nunmehr dem Bund der Westmächte beitreten wolle oder nicht. Als Bernstorff ruhig entgegnete, er wisse noch nicht, wie die Entschließung des Königs lauten werde, wohl aber würden England und Frankreich dem Berliner Hofe eine Annäherung an die Verbündeten durch rechtzeitiges Entgegenkommen gegen Rußland erleichtern, rief Clarendon: „Wie sollen wir uns überhaupt zusammenfinden? Sie stehen auf einem ganz anderen Terrain als wir. Sie wollen den Frieden um jeden Preis erhalten und tun alles mögliche, um der Welt zu offenbaren, daß Sie neutral bleiben wollen und daß Rußland von Ihrer Seite nichts zu fürchten hat. So lange diese wohlwollende Neutralität für Rußland andauert, können wir uns nicht mit Ihnen verständigen.

Es ist als ob einer hebräisch und der andere deutsch spräche." *) Auf die gleichzeitigen Friedensverhandlungen ging Clarendon nur ganz von obenher ein, als ob er überzeugt sei, dieselben würden doch binnen kurzem von neuen kriegerischen Ereignissen abgelöst werden.

Die Kriegsdrohungen der englischen Minister und der englischen Presse erregten Bernstorff sehr. **) Er nahm sie um so ernster, als ihm von Manteuffel der Bericht eines Geheimagenten mitgeteilt wurde, in welchem von geheimen Verhandlungen zwischen Rußland und Frankreich die Rede war. ***) Napoleon, so hieß es darin, biete in Petersburg den Frieden an, falls Rußland gegen eine Einverleibung der preußischen Rheinprovinz in Frankreich nichts einwenden wolle. Bernstorff hielt eine solche Wendung durchaus nicht für unmöglich, zumal er sich überzeugt hatte, daß die englischen Minister gegebenenfalls eine Vergrößerung Frankreichs auf Kosten Preußens leichten Herzens zugestehen würden, d. h. sobald es zwischen letzterem und den Westmächten zum offenen Bruch gekommen.

Von einem geheimen Korrespondenten.

Brüssel den 26. Dezember 1855.

.... „Von Paris wird schon seit nunmehr vierzehn Tagen aus ganz zuverlässiger Quelle hierselbst versichert und an hoher Stelle auch für vollkommen wahr gehalten, daß bei Gelegenheit der durch den königlich sächsischen Gesandten von Seebach dort im Auftrage des Russischen Kabinetts mit den Tuilerien neuerdings gepflogenen Separat-Friedensbesprechungen der Kaiser der Franzosen sich vertraulich erboten habe, die Offensive gegen Rußland aufzugeben und von der englischen Allianz, soweit es sich dabei um den jetzigen Krieg handle, für seinen Teil zurückzutreten, falls die Preußische Rheinprovinz an Frankreich abgetreten werde." Von Petersburg sei hierauf die Rück-

*) Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. Den 14. Dezember 1855. (Aus dem Französischen.)

**) Vor allem zeichnete sich dabei die „Morning Post" aus, die gehässige Angriffe gegen die Person Friedrich Wilhelms IV. brachte.

***) Manteuffel an Bernstorff. Berlin 1. Januar 1856. (Privatschreiben.)

äußerung erfolgt, „daß man gegen eine solche Forderung russischerseits **nichts** einzuwenden habe!“

Dem Schreiber dieses sind über diesen im höchsten Grade befremdenden Gegenstand solche detaillierten Notizen und von solchen zuverlässigen hohen Stellen auch anderwärts her zugekommen, daß er für seine Person in die vollkommene Wahrheit des in vorstehendem Berichteten keinen Zweifel setzt. Allein er kann und mag das hierüber in Erfahrung Gebrachte, eben weil es allzu delikater Natur ist und zu hochgestellte Personen berührt, diesem Papiere nicht anvertrauen.

In den Tuilerien erzählt man sich allerlei über die entschiedene persönliche Abneigung, welche die Kaiserin Marie von Rußland gegen das hohe preußische Königshaus und Preußen überhaupt an den Tag lege.

Ebenso will man in den vertrauten Zirkeln Ludwig Bonapartes wissen, daß man in Potsdam wegen der englischen Heirat dem Abschlusse des Friedens mit großer Ungeduld entgegensehe!“ *)

Zu Beginn des neuen Jahres teilte der Prinz von Preußen Bernstorff seine Ansichten über die schwebenden Friedensverhandlungen in folgenden Ausführungen mit:

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Coblenz, 9. 1. 1856. (Handschreiben.)

„Anliegend remittire ich Ihnen die letzten zwei erhaltenen interessanten Depeschen. Seitdem sind die neuesten Propositionen in Extenso mir communizirt worden sowie unsere Haltung zu

*) Die Antwort Bernstorffs, die sich auch unter den nachgelassenen Papieren findet, ist abgedruckt bei Poschinger a. a. O. III. 190. Manteuffel schrieb darüber auch an Hatzfeldt (Eigenhändig privat, Berlin 1. Januar 1856). Gerlach erwähnt a. a. O. II, 374 dieselbe Nachricht, bezweifelt aber ihre Richtigkeit. Das Anerbieten hatte angeblich Seebach im Namen Napoleons in Petersburg gemacht. Bernstorff sprach darüber mit Clarendon. Dieser sagte: Falls das Anerbieten wirklich gemacht worden sei, so zweifle er an der Wahrheit des Inhaltes der russischen Antwort, die ihm Bernstorff mitgeteilt, nicht. Seit sechs Monaten habe Rußland alles versucht, um Frankreich von der Allianz zu trennen. Jedenfalls würde Rußland kein Bedenken tragen, Frankreich das linke Rheinufer auszuliefern.

denselben, die wiederum, wie vorher zu sehen war, eine zwitterartige ist und daher wohl wenig Eindruck machen wird, weil man in Petersburg weiß, daß man von Preußen niemals etwas Nachhaltiges zu fürchten hat. Auch suchen wir in Wien und anderen Orten jeden Ernst gegen Rußland zu lähmen, und somit wird die Komödie der letzten Wiener Konferenzen, wieder bis zum Aufgehen der Sonne gespielt werden.

Wenn diesmal nach diesem entreact der Vorhang gezogen wird, so dürfte freilich die Scene sich anders als im Juni 1855 zeigen. Unsere Position wird dabei die schwierigste werden, da wir unbedingte Zuschauer bei dem Drama bleiben wollen. Gelingt uns dies, wer wird nach dem ausgespielten Stück nach den Zuschauern fragen? Die acteurs nur werden sich über die réussite desselben einigen. Müssen wir Parthie ergreifen, so gehen mir Indizien zu, die mir leider beweisen, daß der Umschlag nach Osten dann eintreten wird. Man ist in Berlin über die englische und theilweis die französische Presse (freilich mit Recht) so erhitzt, daß die regierende Parthei Alles in Bewegung setzt, um jenen Umschlag vorzubereiten und zu nähren! Gibt es denn kein Mittel diese englische Presse zu zügeln, wenn man ihr vorstellt, daß sie dadurch die Rupture herbeiführt, statt sie zu hindern; denn es sei dies nicht das Mittel, Preußen bei seinen regierenden Individualitäten zum Anschluß an die Westmächte zu bringen. Gott stehe Preußen bei, wenn diese Ruptur erfolgte!

Ihrer Gemahlin mich angelegentlichst empfehlend

Ihr

Prinz v. Preußen."

Der Monat Dezember hatte übrigens der politischen Welt noch zwei wichtige Ereignisse gebracht, nämlich die Einnahme von Kars durch die Russen und einen zwischen den Alliierten und Schweden abgeschlossenen Vertrag, in dem letzterem Schutz gegen einen eventuellen Angriff Rußlands zugesagt wurde. England hoffte, auch Dänemark würde binnen kurzem Schwedens Beispiel folgen. Da — am 17. Januar 1856 wurde die Welt durch die Nachricht überrascht, daß Rußland die Friedensvorschläge vorbehaltlos annähme. — Die Börsen begrüßten die Meldung mit einer Hausse,

in Paris und Wien herschte heller Jubel — nur England verhielt sich ablehnend.

„Wahr ist es ja, daß die Engländer sich durch die Stellung, in die sie geraten waren, gedemütigt fühlten*). Sie hatten im Schlepptau Frankreichs den Krieg begonnen, der ihnen so wenig Lorbeeren gebracht. Jetzt stand Frankreich, ihr alter Rivale, überall an der Spitze und zwang sie nun zum Frieden. Es tat dies im Vereine mit Österreich, welches sie im tiefsten Herzen verabscheuten — mit Österreich, welches während des Krieges eine so sonderbare Rolle gespielt und nun die Vorteile der Situation genießen wollte, ohne einen Soldaten verloren und einen Tropfen Blutes vergossen zu haben. Frankreich — so war der Eindruck in London — ging triumphierend aus diesem Kampfe heraus, in dem England sein militärisches Prestige verloren hatte! .... Und das, nachdem Kronstadt gefallen, nachdem man die umfassendsten Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges getroffen. Die englischen Zeitungen verbargen ihre Mißstimmung durchaus nicht und brachten Artikel, die dem besiegten Feinde gegenüber wenig ritterlich waren. Unablässig suchten diese Blätter nach neuen Gründen und Hindernissen, um den Frieden unmöglich zu machen.“

Das Schlimmste blieb, daß die englischen Minister dieselben Empfindungen hegten, weil der Friede die Existenz des Ministeriums Palmerston bedrohte.**) Palmerston bewahrte zwar so ziemlich seine Ruhe, Clarendon aber konnte seine Erregung nicht verbergen. In seiner Wut bestritt er, wie Bernstorff in seinen Berichten schildert, jedes Verdienst Preußens an dem Zustandekommen des Friedens und beschuldigte die preußische Regierung, insgeheim die russischen leitenden Kreise in kriegerischem Sinne beeinflußt zu haben. Bernstorff suchte dies zu wiederlegen, sah aber bald ein, daß der edle Lord keine Gründe hören wollte.

„Nachdem ich dann noch in einer kurzen, in freundschaftlichem Ton gehaltenen Besprechung,“ schreibt Bernstorff an den König, „andere

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

**) Von den Gesandten sprach sich auch Azeglio in sehr zorniger Weise gegen Bernstorff über den Frieden aus. Nur Österreich, der gemeinsame Feind Sardiniens und Preußens, werde aus demselben den größten Vorteil ziehen. —

Gegenstände mit Lord Clarendon behandelt hatte, bat ich ihn schließlich sein Mißtrauen gegen Preußen doch einigermaßen einzuschränken*). »Halt«, unterbrach er mich — »da haben wir ja wieder nette Neuigkeiten über allerlei Transporte von Schießpulver aus Preußen nach Rußland. Ganze Wagen davon sind nach Warschau expediert und unterwegs auf der Eisenbahn von preußischen Sicherheitsbehörden eskortiert worden!« »Daraus«, versetzte ich, »können Sie ersehen, daß wir wenigstens sehr unparteiisch sind, denn wie ich erfahren, haben auch Sie in England soeben große Quantitäten von Schießpulver aus Preußen erhalten!« Da Lord Clarendon darauf nichts erwidern konnte, lächelte er nur und versetzte: »aber dieses Pulver soll nach dem Befund sehr schlecht sein!« »Nun wohl« erwiderte ich darauf, indem ich mich bei diesen Worten empfahl, »bei unserer Unparteilichkeit können Sie ganz sicher sein, daß das von uns nach Warschau gesandte Pulver ganz ebenso schlecht ist!«"

In den nächsten Tagen gab es wieder scharfe Auseinandersetzungen. Es handelte sich um die Zulassung Preußens zu den gemeinsamen Konferenzen, in welchen über die einzelnen Artikel des Friedens beschlossen werden sollte. Die englischen Minister stellten sich auf den Standpunkt, daß Preußen, weil es sich während des Krieges absolut „passiv", wie sie sagten, verhalten, jetzt auch kein Recht besitze an jenen Beratungen teilzunehmen. Bernstorff führte alle ihm irgend zu Gebote stehenden Argumente gegen diese Anschauung ins Feld, gerade wie einst bei der Verhandlung über die Wiener Konferenz. Er machte mit Nachdruck Palmerston darauf aufmerksam, wie England nicht vergessen dürfe, daß es durch seine dauernden Interessen, religiöser, politischer und wirtschaftlicher Art in Europa auf Preußen als seinen natürlichen Bundesgenossen angewiesen sei und schon deshalb konsequenterweise gar nicht den Wunsch hegen könne, Preußen von den großen europäischen Verträgen auszuschließen. Als Palmerston auf diese Bemerkung ärgerlich erwiderte, „Preußen wolle sich England immer nur dann nähern, wenn es die englische Hilfe notwendig brauche — die englische Nation vermöge deshalb Preußens Hilfe zu

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, d. 18. Jan. 1856.

entbehren.", wallte Bernstorffs Blut auf*). „Da konnte ich mich", schreibt er, „nicht enthalten ihm zu erwidern: bei Waterloo wären die Engländer doch sehr froh gewesen, daß die Preußen rechtzeitig gekommen .... es dürfte wieder einmal eine Zeit nahen, wo England eine enge Allianz mit Preußen als sehr wünschenswert betrachten werde!"

Clarendon, mit dem Bernstorff dasselbe Thema erörterte, war in der Form milder als Palmerston, stellte sich aber sachlich auf denselben Standpunkt. Preußen, so sagte er, habe kein Recht, jetzt auf seine Rechte als europäische Macht zu pochen, da es während des Krieges sich stets auf seine Stellung als deutscher Bundesstaat zurückgezogen habe. Eins aber stehe fest, fuhr er fort — wenn Preußen an den Verhandlungen teilnehme, so dürfe es auch, wenn der Krieg wider Erwarten von neuem entbrennen sollte, sich nicht abermals in die Neutralität zurückziehen und die Vorteile einer solchen einheimsen. Als einzige und letzte Bedingung für die Zulassung Preußens zur Konferenz bezeichnete er die Zustimmung des Berliner Kabinetts zu dem Wunsche der Westmächte, daß Preußen bedingungslos die Forderungen und Beschlüsse Englands, Frankreichs und Österreichs auf der Konferenz unterschreibe.

Gegen eine solche Zumutung bäumte sich der Stolz Friedrich Wilhelms auf. Welchen Standpunkt der Monarch gegenüber der Frage der Zulassung Preußens einnahm, lehrt am besten sein Brief, den er in zwei gleichlautenden Exemplaren am 4. Februar an Bernstorff und Hatzfeldt sandte.

Aus einem Briefe Friedrich Wilhelms IV an Bernstorff.

Berlin, den 4. Februar 1856. (Handschreiben).

„Es ist sehr richtig, daß meine Minister im Auslande gerade in dieser wichtigen Zeit unzweifelhaft klar über die Grundansicht sind, welche nach meiner Ueberzeugung (die ganz mit der meines Ministers des Auswärtigen übereinstimmt) unsere Politik leiten muß. Wir betrachten Preußens Theilnahme an den Friedens-Unterhandlungen als unser unzweifelhaftes Recht und dürfen auf der einen Seite diese Ueberzeugung nie verläugnen, sondern

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 26. Jan. 1856.

dieselbe vielmehr, bei vorkommender Gelegenheit aussprechen; auf der anderen Seite aber — eben wegen dieser Grundanschauung und außer dem freien Aussprechen derselben — **nicht das Mindeste** thun, was irgend wie gedeutet werden könnte oder danach aussähe, als wollten wir dies unser gutes Recht durch Concessionen oder Schritte, **welcher Art sie wären** »erkaufen«. — Meine Repräsentanten an den großen Höfen müssen zu gleichem Maaße Alles das vermeiden, was als morgue, als Tugendstolz gedeutet werden könnte, wie Alles, was nach Schwäche, nach Marchandiren aussieht. Folglich wird jede fremde Bedingung, um uns zu unserm »guten Rechte« zu verhelfen: verworfen. — Die Situation gleicht sehr der vor einem Jahre. Damals war ich bereit in der Annäherung an die West-Mächte ziemlich weit zu gehen, so weit als Ehre und Pflicht es irgend zuließen. Meine unabweisliche Bedingung war aber: »die thätige Anerkennung von **Preußens Recht**, zu den Friedens-Verhandlungen nach Wien geladen zu werden«. Mit der definitiven Verweigerung dieses Rechts mußte nothwendig jede Verhandlung fallen. Heute verlangen Frankreich und Oesterreich gewisse Bedingungen, die Preußen eingehen soll, um nach Paris zum Friedens-Congreß zugelassen zu werden. Jedermann muß durch unsere freundlichen aber festen Erwidrungen von der Wahrheit durchdrungen werden, daß es nicht verhandeln will um in jenes Concert aufgenommen zu werden. Zugleich erfordert die einfache Wahrheit es auszusprechen, daß einmal berufen und auf seinem, ihm gebührenden Stuhle sitzend, es nicht russisch, noch weniger antiwestmächtlich stimmen würde. So z. B. wollen wir so wenig wie England, die Befestigung der Aalands-Inseln oder überhaupt einen Frieden auf nicht soliden Basen oder einen solchen, der die Pforte nicht vor russischen Eroberungs-Gelüsten schützte. Also — weil das der Wahrheit entspricht, kann es auch gesagt werden, jedoch niemals unter Umständen, die den soupçon rechtfertigen würden »als wollten wir etwas damit durchsetzen«.

Das Resumé der Situation ist folglich:

1, wir gehen keine Verpflichtung ein, ehedem wir nicht im Concert sitzen und darum 2, können wir auch auf dem Bundes-

tage keine andere Rolle spielen und nicht rathen, daß ein Bundes-Beschluß Preußen in eine Lage setze, in der es in Widerspruch mit den ausgesprochenen leitenden Grundsätzen geriethe.

Friedrich Wilhelm."*)

„Als bald darauf das »Journal de St. Pétersbourg« die Annahme der Friedensvorschläge anzeigte, wurde die Stimmung in London etwas beruhigter.**) Die »Times« natürlich trat noch immer für die Fortführung des Krieges ein und setzte auch die Hetzereien gegen Preußen fort. Man müsse, schrieb jenes Blatt, diesen Staat um jeden Preis von den Konferenzen ausschließen. Als geeigneten Ort bezeichnete es, gemeinsam mit anderen englischen Blättern, Frankfurt und verlangte, Palmerston solle der Leiter der Beratungen werden. Die Russen dagegen verfolgten eine sehr geschickte diplomatische Taktik und schlugen Paris als Sitz der Konferenz vor, wodurch sie Napoleon schmeichelten — das englische Kabinett aber mußte mit sauersüßer Miene seine Zustimmung geben. Man tröstete sich freilich in London damit, daß man sich an Preußen schadlos hielt — verlangte doch schließlich fast die ganze englische Presse: »exclusion of Prussia«, indem sie dabei dem Beispiel des Blattes Lord Palmerstons, der »Morning Post«, folgte. Preußen wurde auch dadurch zu verhöhnen gesucht,

*) Begleitet war der königliche Brief von einem Handschreiben Manteuffels vom 5. Februar 1856 (Manteuffel an Bernstorff): „E. Exc. erhalten anbei ein von Seiner Majestät paraphiertes Schriftstück, welches eigentlich eine Abschrift eines vom Könige an den Grafen Hatzfeldt eigenhändig gerichteten Briefes ist!

„Österreich peinigt uns jetzt mit einer Vorlage am Bunde. Man will uns dort auf die Probe stellen und aus unserer bisherigen Stellung herausdrängen, indem man uns vorhält, daß deren Aufrechthaltung unseren Zutritt zu den Konferenzen erschwere oder verhindere. Euere Exzellenz wollen, wenn die Sache dort in einem nachteiligen Lichte dargestellt werden sollte, darauf aufmerksam machen, wie die deutschen Sachen und Intrigen ihren besonderen schwer verständlichen Charakter hätten und wie man aus den Dingen, die in Frankfurt etwa vorkommen möchten, nicht auf unsere Ansichten als europäische Macht schließen dürfe; auch liege es doch gewiß nicht im englischen Interesse, uns und unsere politische Stellung sowie unseren Einfluß in Deutschland Österreich gegenüber herabzudrücken."

**) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

daß man ihm vorhielt, wie man das kleine Sardinien zu den Konferenzen sofort zugelassen habe. Die Sarden schienen freilich diese Ehre nicht so hoch anzuschlagen, wie man geglaubt. Hatten sie doch auf einen Bruch Österreichs mit Frankreich bei längerer Dauer des Krieges gerechnet, Hoffnungen, die nun zu Wasser geworden waren."

Mit Spannung sah Bernstorff der Eröffnung des englischen Parlamentes entgegen, die in jenen Tagen erfolgte. Bei der Verlesung der Thronrede durch die Königin konnte er leider nicht zugegen sein, weil er an schwerer Erkältung daniederlag. Trotzdem wurde sein Fernbleiben als eine politische Demonstration aufgefaßt. Die ersten Debatten waren der Sache des Friedens günstig, da die Tories keine Opposition machten. Von seinem Widerstreben gegen die Zulassung Preußens wollte das englische Kabinett auch jetzt nicht abgehen, obwohl Rußland dieselbe forderte, Österreich dies Verlangen unterstützte und Frankreich keine prinzipiellen Einwendungen dagegen erhob. Die Hartnäckigkeit der britischen Minister war um so auffälliger, als nunmehr sogar verschiedene englische Blätter besorgt meinten, ob es denn wirklich „politisch klug sei, Österreich, der katholischen Macht, in Deutschland zu einem so großen politischen Übergewicht über das protestantische Preußen zu verhelfen". Namentlich »The Press«, das Organ Disraëlis, schrieb mehrere Artikel in diesem Sinne und führte Englands Haltung gegen Preußen auf eine Rankūne Lord Palmerstons zurück. Diese Aufsätze verdankten der Einwirkung Bernstorffs auf Disraëli ihre Entstehung. In mehreren Unterredungen setzte er dem englischen Staatsmann den Standpunkt Preußens während des Krimkrieges und die „erfolgreiche Wirksamkeit Preußens bei Anbahnung des Friedenswerkes" auseinander. Disraëli ging auf die Anregung Bernstorffs ein, nicht aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern weil er schnell erkannte, wie sich aus den Argumenten des preußischen Gesandten Waffen gegen die englische Regierung schmieden ließen. Bekanntlich sucht die Opposition in England gerade auf dem Gebiete der auswärtigen Politik gern die herrschende Majorität zu bekämpfen. Disraëli sagte deshalb sofort, daß er sich überlegen werde, ob es möglich sei, über diese An-

gelegenheit eine Interpellation im Unterhause zu machen, wovon Bernstorff aber abriet. Die bald darauf erschienenen, bereits erwähnten Artikel in dem Blatte »The Press« waren das Ergebnis jener Unterhaltungen. „Es kam darauf an", schreibt Bernstorff, „daß Preußen nicht als in seinem Interesse für seine Zulassung zu den Konferenzen agitierend, sondern als den Ausgang ruhig abwartend erschiene, und daß die Sache von dem Gesichtspunkte des englischen Interesses aus dargestellt werde. Dies ist mir bei der Tory-Presse gelungen, und ich habe dabei, wie überhaupt von Anfang an in allen meinen Unterredungen, sowohl mit den englischen Ministern, als mit anderen Personen alles sorgfältig vermieden, was nach dem Wunsche Eurer Königlichen Majestät Regierung aussähe, sich — in die Konferenzen einzudrängen, oder ihrer Würde im geringsten hätte Eintrag tun können."*) Die Artikel machten in vollem Maße den gewünschten Eindruck — Bernstorff konnte deshalb mit dem Ergebnis seiner Anregung durchaus zufrieden sein.

Bis zur Mitte März hielten die englischen Minister in ihren Gesprächen mit Bernstorff zäh an der Ausschließung Preußens von der Konferenz fest. Es waren traurige Wochen, die Bernstorff und seine Gemahlin damals in London verlebten.**) Die Zeitungen

*) Diese Stelle und die obigen Angaben über Disraëli sind dem Bericht Bernstorffs an den König, London, 16. Februar 1856, entnommen. Hierauf bezieht sich auch der Bericht Bernstorffs an den König, London, 15. März 1856.

**) In seinem Bericht an den König (ganz geheim), London, 23. Februar 1856, berichtete Bernstorff über die Gereiztheit der englischen Minister gegen Preußen und schrieb dabei, er ziehe aus verschiedenen Äußerungen letzterer den Schluß: „daß ein großer und wichtiger Teil der Korrespondenz Eurer Königlichen Majestät Regierung mit dem russischen Hofe dem englischen Kabinett vollständig bekannt ist, und daß es namentlich den textuellen Inhalt einer Reihe von Briefen kennt, die Eure Königliche Majestät Allerhöchstselbst an den Kaiser Alexander gerichtet haben". Clarendon habe ihm (Bernstorff) gegenüber einige Wendungen daraus zitiert und besonders jene übel genommen, daß durch die Verlängerung „des scheußlichen Krieges" die „subversiven Leidenschaften in Europa entfesselt" und die „Stabilität aller legitimen Throne bedroht" würde. Manteuffel antwortete darauf am 6. März 1856 brieflich: „daß der erste Brief des Königs an Kaiser Alexander, den ich Eurer Exzellenz abschriftlich mitgeteilt habe, kein Geheimnis geblieben und namentlich

hörten nicht auf, den preußischen Staat anzugreifen, und selbst die offiziellen Blätter beteiligten sich an diesem Treiben. Der Ärger Frieden schließen zu müssen, äußerte sich in jeder Zeile. Obwohl Palmerston noch am 9. März versicherte, Preußen werde die Teilnahme an den Beratungen niemals durchsetzen, hatte doch Bernstorff damals schon aus Berlin erfahren, daß Napoleon für die preußischen Wünsche eintreten wolle, und daß der preußische Staat zu der Konferenz eingeladen werden würde, sobald die Beratung zur Verhandlung der Revision des Traktates von 1841 gelangt sei.

Den weiteren Verlauf der Angelegenheit erzählt die Gräfin in ihren Aufzeichnungen folgendermaßen: „Am 11. März erhielt mein Mann die Nachricht, daß Preußen zu den Konferenzen ohne Bedingung eingeladen worden sei, und am 13. wurde diese wichtige Meldung an den Straßen angeschlagen. Disraëli interpellierte am selben Abend Lord Palmerston, um sich bei ihm nach der Wahrheit dieser Nachricht zu erkundigen; Lord Palmerston antwortete sonderbarerweise, daß er nichts wisse, und verschanzte sich so ängstlich hinter dem Geheimnis, welches über den Beratungen der Konferenzen walten müsse, daß das Erstaunen und die Mißbilligung allgemein waren. .... Mein Mann, der Gelegenheit hatte, mit ihm beim »Lever« am 12. über andere Gegenstände zu sprechen, berührte die Konferenzen nicht, obgleich beide bereits von der Einladung wußten. Die letztere war in einer sehr zufriedenstellenden Form im Namen des Kongresses durch den Grafen Walewski ergangen, und der König zögerte nicht, dieselbe anzunehmen".

Das Interesse für die Konferenz wurde eine Zeitlang durch die aus Paris anlangende Nachricht von der Geburt des kaiserlichen Prinzen abgelenkt, ein Ereignis, durch das die kühnsten Hoffnungen Napoleons erfüllt wurden. Fast alle Staaten veranstalteten Freudenfeiern. In England ließ man dem Neugeborenen zu Ehren alle Glocken läuten, und die Königin zeigte beim Empfang der Kunde die größte Teilnahme. Nachdem die geradezu lächerlich über-

---

in die Hände der Franzosen (wenigstens teilweise) gekommen, ist mir auch anderweit bekannt geworden". Wahrscheinlich habe Herr v. Seebach, der sächsische Gesandte in Petersburg, die Piece erhalten und einem Franzosen mitgeteilt.

schwänglichen Festlichkeiten verrauscht waren, wandte sich allerdings die öffentliche Aufmerksamkeit den Beratungen der Diplomaten um so eifriger zu.*) Auch Bernstorff sollte mit den Verhandlungen in Berührung kommen. Am 20. März erhielt er telegraphische Weisung von Manteuffel, nach Paris zu reisen. Die Fahrt mußte so eilig angetreten werden, daß die Gräfin ihn nicht begleiten konnte, so dringend sie auch einen Luftwechsel im Interesse ihrer Gesundheit ersehnt hatte.

„Seit Preußen in Paris auf dem Kongresse wirklich vertreten war, änderten die englischen Blätter ihre Sprache.**) Sie versicherten nun (der Losung Palmerstons folgend) — um das Zugeständnis, das man diesem Staate gemacht, abzuschwächen — daß die eigentliche Arbeit der Konferenz bereits abgeschlossen sei, und daß nur noch eine Sitzung, und zwar lediglich zur Unterzeichnung des Friedenstraktates stattfinden würde. Als nun aber der Friede weder am 20., noch am 22., noch am 23., und auch am 25. und 27. nicht geschlossen wurde, wie die englische Presse es angekündigt, erhob letztere jetzt ein großes Geschrei darüber, daß Preußen angeblich den Verhandlungen Hindernisse in den Weg lege. Schon am 24. konnte man in London überall von den »preußischen Intrigen« lesen. . . . . Man griff in den heftigsten Artikeln Preußen, Friedrich Wilhelm IV. und dessen Minister an, und da einige Londoner Blätter von der mutmaßlichen Heirat der Prinzeß Royal mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm gesprochen hatten, ging man sogar so weit, diese für die englische Prinzessin so vorteilhafte Verbindung eine »bittere Pille« zu nennen, die man hinunterschlucken müsse. Andere Zeitungen lobten den Prinzen von Preußen auf Kosten seines Bruders.

„Mein Mann kehrte am 27. abends aus Paris heim. Man hatte ihn dahin kommen lassen, um bei der Redaktion des »préambule«, der Einleitung des Vertrages, eine Schwierigkeit

*) Die Art und Weise, wie die Geburt des kaiserlichen Prinzen in Paris gefeiert wurde, war geradezu widerlich infolge des Übermaßes von Byzantinismus. So verglich ein französisches Blatt den Prinzen mit einem „süßen, blonden Jesuskind".

**) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

ordnen zu helfen, die sich zwischen den englischen Delegierten und den unseren ergeben. Die ersteren hatten, wie es scheint, den Eintritt der preußischen Vertreter in die Konferenz solange als möglich hinausschieben wollen, und da Graf Walewski — dem die englische Presse vorwarf, daß er ein schwacher Charakter sei und jedermanns Freund sein wolle — die Einladung eher (als die englischen Minister wünschten) nach Berlin abgeschickt — so war nun Herr von Manteuffel nach britischer Anschauung viel zu früh nach Paris gekommen. Damals ereignete sich auch die recht sonderbare aber vollständig verbürgte Tatsache, daß an dem Tage, wo die Einladung zur Konferenz in Berlin eintraf, aus Wien die Kunde anlangte, Preußen würde keine Einladung erhalten. Es herrschten also Meinungsverschiedenheiten nicht nur zwischen den bei den Konferenzen vereinten Repräsentanten der Mächte, sondern auch zwischen den Regierungen und deren leitenden Staatsmännern. Als sich Herr von Manteuffel und Graf Hatzfeldt nach dem Sitzungsraum begaben, mußten sie zunächst noch vor dem Saale, wo die Verhandlungen stattfanden, warten, da Graf Buol gerade eine lange Rede über die Donaufrage begonnen und die Forderung gestellt hatte, daß die preußischen Bevollmächtigten nicht eher hereingelassen werden sollten, als bis er diese beendigt habe. Aber schließlich erklärte Graf Walewski, man könne die preußischen Bevollmächtigten nicht länger harren lassen, und ließ sie eintreten.*) Als man dann daran ging, den (»préambule«) zu redigieren, erhoben sich Schwierigkeiten."

Bernstorff schrieb über die letzteren aus Paris an seine Gattin:

Paris, den 26. März 1856.

.... „Die Schwierigkeiten, um die es sich handelte, waren der »préambule« zum Friedensvertrag und die Stellung, welche Preußen darin einnehmen sollte. Hierbei hatten die Engländer

*) In der Tat nahmen dann auch die preußischen Vertreter vom Tage des Eintrittes an auf dem Fuße der Gleichheit an allen Sitzungen teil. Der Widerspruch zwischen England und Frankreich darüber, wurde dadurch nachträglich ausgeglichen, daß man den „préambule" in möglichst unbestimmten Ausdrücken abfaßte, um den Gegensatz zu verbergen.

allerhand für uns nicht annehmbare Phrasen hineinbringen wollen und drohten abzureisen, wenn man ihnen nicht ihren Willen täte. Allen anderen war die Sache gleichgültig und mußte daher nur zwischen uns und Clarendon abgemacht werden. Manteuffel und Hatzfeldt waren sehr perplex und wünschten meine Meinung sowohl über die verschiedenen Vorschläge, Redaktion usw., als über die Stellung des englischen Ministeriums und darüber, ob es die Sache wirklich zum Bruch kommen lassen würde, zu hören. Manteuffel wollte gestern Abend nach Berlin, um des Königs Befehle einzuholen, hatte auch daran gedacht, mich hinzuschicken. Nun bestand Clarendon darauf, daß Manteuffel und Hatzfeldt nicht in die Konferenz kommen sollten, wenn sie erst den König befragen müßten usw. Ich habe nun meine Meinung abgegeben und wollte auf jeden Fall eine Rückfrage an den König und eine Konferenz ohne uns vermeiden. Ich sagte daher: Manteuffel und Hatzfeldt müßten die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. So ist denn gestern eine Redaktion angenommen, die noch günstig genug für uns ist, wodurch nur die chronologischen Tatsachen konstatiert werden, wonach wir, aber vollkommen gleichberechtigt, die ganze Redaktion des Vertrages mitberaten. Manteuffel und Hatzfeldt zusammen sind höchst komisch anzusehen, ersterer klagt aber sehr über die Langsamkeit und Nervosität des letzteren.

„. . . . Daß die parlamentarische Stellung die Engländer so bockbeinig macht, ist natürlich, und dazu Palmerstons Eigensinn und Ranküne, die doch noch eine gehörige Schlappe bekommen, da unsere Stellung ganz anders ist, als er gesagt und gewollt. . . . . Jetzt sind wir Gottlob über den Berg!“

„Mein Mann“, fährt die Gräfin fort, „durfte nun nach London zurückkehren. Er berichtete mir vieles. So hatte Manteuffel in Paris wenig gefallen, wozu auch manche gesellschaftlichen Verstöße beigetragen. Mein Mann war von Paris und Napoleon nicht sehr entzückt; auch fand er, daß der Enthusiasmus, der im Hause Hatzfeldt für den Kaiser, für die Kaiserin und für das kaiserliche Kind herrschte, über alle zulässigen Grenzen hinausging. Er meinte auch, Graf Hatzfeldt sei sehr nervös und bei der politischen

Arbeit wenig angenehm. Hatzfeldt war sehr erregt und in einem Zustand äußerster Gereiztheit.

„Am Sonntag, den 30. März erhielt mein Mann um 2 Uhr eine Depesche, die mitteilte, daß der Friedenstraktat unterzeichnet sei. Um 3 Uhr brachte eine zweite Auflage des „Globe“ diese große Neuigkeit mit dem Zusatz, das Ergebnis werde in Paris durch Kanonenschüsse gefeiert. Um 4 Uhr schrieb Mr. Hammond, der Unterstaatssekretär des Äußeren, meinem Manne ein kleines Billet mit derselben Kunde, die durch eine Depesche aus Berlin bestätigt wurde, und um 9½ Uhr erdröhnten unsere Fenster von Kanonenschüssen, die man im Park von St. James abfeuerte. Die Glocken spielten ein heiteres Glockenspiel, das man zwischen den einzelnen Schüssen hörte und in das sich das Geschrei des in den Parkanlagen versammelten Volkes mischte. Graf Kielmansegge, Graf Vitzthum und zwei preußische Offiziere waren gerade während dieses Vorganges bei uns. Wir zählten 101 Schüsse, und gleich darauf vernahm man aus der Ferne den Kanonendonner vom „Tower“ her. Das Organ der Regierung sprach von großem Enthusiasmus, doch als am Morgen darauf um 10 Uhr der Lordmayor, begleitet von hohen städtischen Beamten, sich auf den steinernen Balkon von Mansion House begab und die Depesche Sir George Greys verlas, die das Zustandekommen des Friedens anzeigte, erschienen bei diesem Akt nur sehr wenige Personen. In einzelnen Stadtteilen konnte man hie und da einige Fahnen an den Fenstern bemerken, aber eine Illumination fand am Abend in London nicht statt, während die in Paris, wie man mir sagte, alles bisher Dagewesene übertraf. Schon bald darauf aber änderte sich die Stimmung der Engländer ein wenig zugunsten des Friedens. .... Allmählich befreundeten sich die englischen Zeitungen mit dem Abkommen und bezeichneten es als vorteilhaft für England. Lord Palmerston erklärte am Montag, den 31. März im Parlamente, daß der Vertrag zufriedenstellend, das Ziel des Krieges erreicht und die Allianz mit Frankreich eine sehr feste sei. Mißvergnügen verursachte in London die Bekanntmachung, der Vertrag werde erst nach dem Austausch der Ratifikationen amtlich veröffentlicht werden — man mußte sich also noch drei bis vier Wochen gedulden. Bald darauf brachte der Telegraph die Nachricht von

einem kaiserlich russischen Manifeste, das die Herstellung des Friedens mit der Wendung anzeigte, es sei durch die in Paris zum Schutz der Christen des Orients bewilligten Garantien das Ziel des Krieges erreicht worden. Wie unangenehm vielen Engländern noch immer der Abschluß des Friedens war, zeigte so recht das Verhalten eines englischen Blattes: „The Sun", das am Tage nach der Bekanntmachung des Friedens mit einem Trauerrande erschien. Übrigens wurden alle öffentlichen Demonstrationen bis auf den Tag der Ratifikation verschoben!"*)

Nach dem Schlusse des Kongresses erhielt Bernstorff ein Schreiben des Prinzen von Preußen. Dieser trat darin — trotz aller politischen Verstimmungen der letzten Zeit — für die Notwendigkeit eines guten Einvernehmens Preußens und Englands zur Abwehr gegen kommende Gefahren ein. Vom Eingreifen in die Politik hatte sich der Prinz übrigens schon seit langem ganz fern gehalten. Er war zu stolz auf seine Stellung, um sich bei den leitenden preußischen Kreisen Mißerfolgen auszusetzen.

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Coblenz, den 22. April 1856. (Handschreiben.)

„Ueber einen Monat stehe ich Ihnen als Briefschuldner gegenüber, welche Stellung ich heute endlich aufgebe, da ein bedeutender Abschnitt erreicht ist, der, als ich Ihren letzten Brief empfing mit seiner sehr interessanten Beilage, die hierbei zurückerfolgt, noch in Aussicht stand. Daß Clarendon sein Wort gehalten hat und trotz Palmerston noch vor Schluß der Conferenzen zu denselben eingeladen, freut mich ungemein für ihn u. auch für uns. Ein Mehreres, d. h. von Anfang an zu den Konferenzen zugelassen zu werden konnten wir wohl nicht füglich erwarten noch verlangen, da wir ja nicht Einmal den Muth hatten die Bedingungen uns anzueignen, die der Feind angenommen hatte! So sind wir denn

*) Bernstorff urteilte in einem Briefe an Hatzfeldt vom 17. März 1856 über die Stellung, die Preußen bei diesen Vorgängen eingenommen:

„Sie haben ganz recht geurteilt, weshalb ich unsere Lage trostlos fand. Wir hätten viel besser abschneiden können, müssen aber doch noch froh sein, daß es so geschehen ist, aber die Nachwehen unserer moralischen Schlappen werden wir noch lange fühlen!"

nach Innehaltung unserer eben nicht kauscheren Politik noch mit dem blauen Auge davon gekommen. Ob Preußen im Vertrauen und in der Achtung Europas gewonnen hat muß die Zukunft lehren. Die Hauptsache ist, daß Friede ist. Wollen ihn Viele nur einen Waffenstillstand nennen, so ist es ein Gemeinplatz; denn an einen zweiten 40jährigen Frieden wird kein vernünftiger Mensch glauben; — aber Alles kam darauf an, diesem Kriege ein Ende zu machen. Rußland mußte eine Lection bekommen, und es hat sie gehörig bekommen, ja ernster als ich sie gewünscht hätte. Dagegen haben die Alliirten gesehen, daß jenes Reich doch nicht so leicht umzustoßen ist; daß es schwer, ja unmöglich ist, Nebenabsichten zu erreichen, wenn die Hauptabsicht schon Jahre, Menschen und Millionen verschlang, auf die man nicht gefaßt war.

„Welche neuen Constellationen am politischen Himmel sich zeigen werden, muß man abwarten. Die ekelhafte Cour Macherei von Russen und Franzosen kann eine sehr beachtenswerthe Folge haben, und man muß die Augen auf haben, gegen wen eine derartige Verständigung führen soll, ob Östreich oder England gemeint ist? In beiden Fällen kann Preußen nur mit England Hand in Hand gehen, dies ist meine Ueberzeugung. Diese Absicht wird jetzt, wo die Relationen meiner Familie mit der Königl. Englischen zum Abschluß kommen — au corps défendant meiner Feinde der †-Zeitungs Parthei — von dieser auf das Entschiedenste bekämpft, wie mir eine lange Unterredung mit Bisk.-Sch. (Bismarck-Schönhausen) schon bewiesen hat. Hoffentlich wird die gesunde Vernunft einst siegen, wobei es jedoch darauf ankommt, daß Jeder seine Selbstständigkeit wahrt. Diese immer und immer an Rußland zu opfern, wird in Berlin die Parole bleiben, so lange die jetzigen Faiseurs am Ruder bleiben!

„Unsere Projecte zur englischen Reise stehen so ziemlich fest, indem wir in der ersten Hälfte July's wahrscheinlich rüberkommen werden auf 14 Tage. Wir müssen aber bei dem Gesundheitszustand Ihrer Frau wünschen, daß Sie Sich mit einer Badereise deshalb durchaus nicht géniren lassen, denn die Gesundheit geht allem andern vor. Das fühle ich jetzt wieder recht, wo das alte Leberleiden der Prinzeß wieder aufgewacht ist, mit welchem sie nun gewiß Monate lang zu kämpfen haben wird.

„Schließend ersuche ich Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen und verbleibe stets

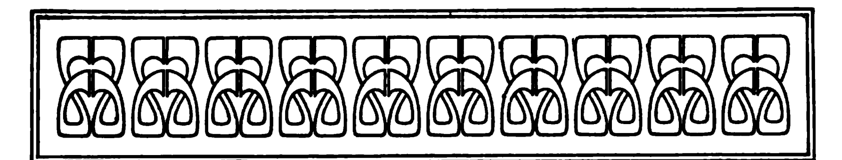
Ihr

Prinz v. Preußen."

So war denn der Friede zustande gekommen und zwar zum Teile noch unter Mitwirkung Preußens. Fast hätte England sich erlaubt, den Staat, der einst die Schlachten gegen den großen Korsen siegreich geschlagen, bei der Neuordnung der europäischen Verhältnisse einfach beiseite zu schieben. Wäre es nach Palmerston gegangen, so würde der „préambule" vom Kongreß noch im letzten Momente mit einer Preußen verletzenden Spitze versehen worden sein. Mit Recht hatte die Königin Victoria davor gewarnt, Preußen, wenn man es nun doch einmal zulasse, nicht noch vorher zu beleidigen. Fühlte sie doch heraus, wie unklug es sei, die einzige protestantische Großmacht in Europa geradezu vor den Kopf zu stoßen. Die Tatsachen gaben ihr recht. Nicht lange sollte es dauern, bis das so prunkvoll aufgeführte Gebäude der englisch-französischen Freundschaft zusammenbrach und Englands Blicke sich wieder erwartungsvoll auf Preußen, den festen Hort Mitteleuropas, richteten.

Bernstorff hatte während dieser Zeit alles, was er nur irgend vermochte, getan, um das Ansehen und das Recht Preußens den englischen Ministern und der erregten englischen Meinung gegenüber zu verteidigen. Eine große zielbewußte Aktion durchzuführen, war ja bei dem Hin- und Herschwanken der preußischen Politik in jenen Jahren absolut unmöglich, namentlich bei der damals so beliebten Methode, alles durch Spezialsendungen durchzusetzen. Aber er hatte jeder Anwandlung des Hochmutes Palmerstons und jeder Drohung der Westmächte gegenüber tapfer standgehalten und immer wieder auf die latenten ungeheuren Kräfte Preußens hingewiesen. Seine feste Haltung in kritischer Zeit war den englischen Staatsmännern eine wohltätige Warnung gewesen, der preußischen Monarchie gegenüber den Bogen nicht zu überspannen.





XII. Kapitel.

Offizielle Verlobung der Prinzeß Royal und des Prinzen Friedrich Wilhelm. — Die Neuenburger Frage. — Englisches Hof- und Gesellschaftsleben. 1856—1857.

Mißvergnügen der englischen politischen Welt nach dem Kongreß. — Die evangelische Allianz. — Deklarierung der Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeß Royal im engeren Hofkreise in London. — Der Prinz Friedrich Wilhelm in England; Schranken der Etikette zwischen den Verlobten; der Brand im Schlosse. — Plan einer Reise des Prinzen Friedrich Wilhelm nach Paris; Abfahrt nach der Heimat. — Besuch des Königs von Belgien und seiner Tochter Charlotte in London. — Rückkehr der Gardetruppen aus der Krim. — Der Prinz und die Prinzessin von Preußen in London. — Bernstorff und seine Gemahlin in Ems. — Die Neuenburger Frage; englische Gegnerschaft gegen Preußen in dieser Angelegenheit. — Die Prinzeß Royal Patin im Bernstorffschen Hause. — Beginn der Verhandlungen über den Heiratskontrakt. — Das Fest in „Prussia House".

Auch nach der Auflösung des Kongresses und nachdem alle Welt auf dem Kontinent sich bereits in die Tatsachen gefunden, dauerte in England die Verstimmung über den „verfrühten" Friedensschluß fort. Lord Clarendon hielt Bernstorff gegenüber mit den Äußerungen seines Mißvergnügens nicht zurück, wenn er dabei auch mehr die Ironie des Weltmannes hervorkehrte. So bemerkte er zur Gräfin, die er auf einem Kinderball bei der Königin mit den Ihrigen zuerst wieder sah, daß die preußischen Vertreter gewissermaßen „nur zum Dessert" gekommen wären, daß Baron von Manteuffel sich „recht gut auf französisch verständlich gemacht" und daß Graf Hatzfeldt „kein großer Redner" sei. Freilich hätten „Beide doch nicht viel Wichtiges zu sagen gehabt." Bernstorff und seine Gemahlin antworteten mit gutem Humor und überließen es dem wohltätigen Einfluß der Zeit, den Schmerz der englischen Minister zu heilen.

Unterdessen war dem gräflichen Ehepaar nach der letztverflossenen schweren Zeit eine kleine Erholung zuteil geworden. „Mein Mann" — fährt die Gräfin fort, „hatte in Paris Herrn von Manteuffel um die Erlaubnis gebeten, einige Tage mit mir und den Kindern auf dem Lande zubringen zu dürfen. Während die Bevollmächtigten noch in Paris weilten, um die Ratifikation abzuwarten und verschiedene andere politische Angelegenheiten zu regeln, entschlossen wir uns, die kurze Zeit zur Muße zu benutzen. Jedenfalls wollte mein Mann vor der Rückkehr Lord Clarendons wieder in London sein, weil dann aller Wahrscheinlichkeit nach im Parlamente zahlreiche Interpellationen seitens der Opposition in Aussicht standen. Wir brachten einige schöne Tage in dem 280 englische Meilen von London abgelegenen Torquay zu, wohin Sir Culling Eardley, der dort ein Landhaus besaß, uns eingeladen. Wir hatten ihn und seine Familie in Deutschland kennen gelernt. Er war eines der eifrigsten und hervorragendsten Mitglieder der „Evangelical Alliance". Unser Aufenthalt in Torquay gestaltete sich durch die Liebenswürdigkeit unserer Wirte zu einem sehr angenehmen, so daß wir mit den freundlichsten Eindrücken nach London zurückkehrten. Hier war es neblig und kalt; sogar in unserem Hause erschien es uns kellrig und feucht!"

Die Beziehungen Bernstorffs zu Sir Culling erleichterten es ihm, zur Erfüllung eines Lieblingswunsches der Königin beizutragen. Der Monarch, dessen Streben auf eine größere Einheit des Protestantismus und besonders auf die Herstellung eines engeren Verhältnisses zwischen der anglikanischen und der preußischen Landeskirche gerichtet war, hatte zu Bernstorff gesagt, daß er sich unendlich freuen würde, wenn die „Evangelical Alliance" Berlin zum Orte ihrer nächsten Tagung wählen würde. Es gelang Bernstorffs Vermittlung dies zu bewirken, wofür ihm der König brieflich seinen wärmsten Dank aussprach.

König Friedrich Wilhelm IV. an Bernstorff.

Charlottenburg, 21. April 1856. (Handschreiben.)

„Ihr Brief vom 10. d. M. hat mich mit Entzücken erfüllt — das ist, lieber Graf, der wahre Ausdruck! Ich fürchtete, daß die »Evangelical Alliance« aus Furcht vor »preußischer Unduldsam-

keit« gar nicht an Berlin denken würde, um ihre Versammlung zu halten. Ich fühle mich wahrhaft geschmeichelt und erhoben über dies Vertrauen eines Bundes, dessen Grundsätzen ich mich so von ganzer Seele (in der Hoffnung auf eine reichgesegnete Zukunft für das Ganze der evangelischen Kirche) anschließe. Drücken Sie das recht warm gegen Sir Culling Eardley in Meinem Namen aus. Aus dem Gesagten ergiebt sich von selbst, daß ich die diesjährige Versammlung der Alliance zu Berlin mit höchster Freude genehmigt. Ich habe dem Cultusminister und dem Oberkirchen-Rath Kunde davon gegeben und etwaige Vorbereitungen zu treffen befohlen. Durch Krummacher werd' ich noch besonders darauf hinwirken lassen, daß die Versammlung von der Landeskirche recht zahlreich besucht werde. Grüßen Sie die Vorsteher der Alliance herzlich von mir. Was die französischen Unthaten gegen die Evangelischen betrifft, so sehe ich dem ferneren Verlauf der Sache und der Kunde von dem, was die „Ev. Alliance" thun wird, mit größtem Interesse entgegen.

Friedrich Wilhelm."

Gleich nach der Rückkehr von Torquay wurde Bernstorff im Auftrage der Königin mitgeteilt, daß die Verlobung der Prinzeß Royal mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen bei Hofe bereits deklariert sei. Auch erfuhr er, König Friedrich Wilhelm IV. habe in Berlin bei einem Dejeuner dasselbe getan, dabei aber freilich hervorgehoben, die Königin wolle die Verlobung noch nicht zu einer offiziellen machen. Der Monarch schrieb an Manteuffel, man solle die Verlobung zwar nicht ableugnen, wenn man danach gefragt werde, sie aber auch nicht absichtlich ins Gespräch ziehen. Als die Königin Bernstorff auf dem oben erwähnten Balle zum ersten Male wiedersah, teilte sie ihm mit, daß sie den Prinzen Friedrich Wilhelm in drei Wochen in England erwarte. Nachdem Prinz Albert die Erlaubnis dazu erteilt, sprachen der Graf und die Gräfin der Prinzeß Royal ihre Glückwünsche aus. „Sie empfing diese Wünsche sehr verlegen, aber doch sehr anmutig.*) Mit anderen tanzte sie nicht mehr, wie noch im vorigen Jahr,

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

sondern saß meist bei ihrer Mutter; nur an zwei Françaisen beteiligte sie sich. Sie hat sich zu ihrem Vorteil verändert und ist magerer geworden. Ihre Züge sind ja nicht hübsch, sie hat aber einen offenen, heiteren Blick und einen sehr intelligenten Ausdruck. Obgleich sie für ihr Alter schon recht erwachsen aussieht, zeigte sie noch ein allerliebst kindliches natürliches Wesen; sie bewegte sich leicht und anmutig. Ihre Toilette war geschmackvoller als sonst, auch trug sie Rosen in den Haaren, die ihr gut standen."

Auf sein Glückwunschschreiben an den Prinzen Friedrich Wilhelm erhielt Bernstorff nachstehende Antwort.

Potsdam, 10. Mai 1856.

„Mein teurer Graf.

Ich sage Ihnen und der lieben Gräfin den besten Dank für Ihre treuen Wünsche zu meiner Verlobung. Von Ihrer Teilnahme war ich überzeugt und wie freue ich mich, daß dies für mich so glückliche, wichtige Ereignis gerade in die Zeit fällt, in welcher Sie uns in England vertreten!

Das Benehmen Ihres Chefs ist klassisch, auch hat er bis dato mir keine Silbe gesagt oder auch nur angedeutet, während mir sonst von allen Seiten, wenn auch nur privatim, die herzlichsten Beweise von Teilnahme erwiesen werden.*)

So ist denn durch Neigung ein Band geknüpft, welches wir andeutungsweise öfters in Napoli berührten, das ich aber aus anderen Rücksichten wie denen des Herzenstriebes, wie Sie sich erinnern werden, stets zurückwies. Gott führte unsere jungen Herzen zueinander und ich wünschte, entweder Sie wären unsichtbar in Balmoral gewesen oder Sie könnten Sich ein Bild von meinem Glück machen, denn ich weiß jetzt, was glücklich sein bedeutet. Am 17. abends reise ich von hier ab.

.... Jedenfalls bin ich dann den 21. in Osborne und bleibe bis Ende Juni in England.

Meine Begleitung besteht aus General v. Schreckenstein, Oberst v. Moltke, Hauptmann v. Heinz und Dr. Wegner ....

(gez.) Friedrich Wilhelm."

---

*) Bezieht sich auf Manteuffel, der sich dem Heiratsprojekt gegenüber anfangs sehr zurückhaltend zeigte.

Um die Pfingstzeit langte der hohe Herr in England an. Der größere Teil des Gefolges blieb in London, während der Prinz, dem man telegraphiert, daß er nur eine Person des Platzmangels wegen mitbringen möchte, mit General v. Schreckenstein nach Osborne reiste. Aus demselben Grunde waren auch Bernstorff und seine Gemahlin dahin nicht eingeladen. Moltke, Heinz und Dr. August Wegner wurden übrigens einen Tag später doch noch nach Osborne beschieden. Gleich nach der Rückkehr von dort besuchte der Prinz die Gräfin Bernstorff, wobei er ihr viel von seiner Verlobung berichtete und auch noch einmal auf seine erste Fahrt nach Balmoral zurückkam.

„Der Prinz erzählte, am Vorabend seiner Abreise von Balmoral hätte Prinz Albert, nachdem er sich versichert, daß der Prinz einen günstigen Eindruck auf die Prinzeß Royal gemacht, zu ihm gesagt, es würde wohl am besten sein, wenn er (Prinz Friedrich Wilhelm) selbst mit der Prinzessin von seinen Absichten spräche.*) Die Verlobung habe am Tage vor seiner Abreise stattgefunden, jedoch sei gleich die Bedingung gestellt worden, daß niemand etwas davon wissen dürfe und daß er (der Prinz) trotzdem abreisen müsse. Dies sei ihm freilich recht schwer geworden, aber er habe sich dem Willen der Königin und des Prinzen Albert gefügt. Beim Abschied hätte er eine kleine venetianische Kette, auf die er besonderen Wert gelegt, der Prinzessin geschenkt und sie dabei selbst gebeten, sie möge ihm lieber nicht schreiben, um in der ernsten Zeit der Vorbereitung auf ihre Konfirmation durch nichts abgelenkt zu werden. Sofort nach der letzteren sei seitens der Königin die Verlobung deklariert**) und ihm dann gestattet worden, mit seiner Braut zu korrespondieren. Der Prinz erzählte, die Hochzeit würde in London stattfinden, er habe aber sehr gebeten, daß alles nach deutscher Sitte geordnet werde, namentlich lege er großen Wert darauf, auch einen Trauring zu haben, den in England sonst nur die Frau erhalte. Der Prinz sprach mit begeisterter Liebe von seiner Braut; ihr sei, sagte er, eine für ihre Jugend ungewöhnliche Tiefe des Gemüts zu eigen, dabei war er so bescheiden, daß er die Prinzessin beklagte, alles verlassen zu müssen, um ihm in die Fremde zu folgen. Er

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. von Bernstorff.

**) Aber nicht offiziell.

erzählte manche hübschen kleinen Züge von ihr. So hätte sie auf dem ersten „drawing room“,*) bei dem sie erschienen sei, eine ganz weiße Toilette tragen sollen, habe aber demungeachtet darauf bestanden, Kornblumen anzustecken, weil diese die Lieblingsblumen von »Fritz« seien. Er klagte, daß er in Osborne die Prinzessin so wenig allein und ungestört gesehen, weil die anderen königlichen Kinder immer dabei gewesen. Indessen hoffte er, daß es hier besser sein würde.

„Wir fragten den Prinzen, ob wir in unserem Hause ein Fest für ihn veranstalten dürften, er lehnte es aber mit liebenswürdigem Bedauern ab, da es, wie er sagte, gegen die im Buckingham Palast herrschende Etikette verstoße, wenn er abends allein in Gesellschaft ginge. Er habe nur die Nachmittagsstunden zu seiner eigenen Verfügung.

„Am nächsten Morgen empfing der Prinz das diplomatische Korps bei uns in der Gesandtschaft. Wir hatten vorgeschlagen, daß dasselbe, nach deutschem Brauche, bei seiner Ankunft bereits versammelt sein sollte, worauf er dann Cercle gemacht hätte; der Prinz jedoch hatte die englische Art vorgezogen, jeden Gesandten einzeln zu empfangen nach der Anciennität. Da er nun aber diese Form des Empfanges nicht gewohnt war und voller Liebenswürdigkeit und Güte mit jedem der Diplomaten ein längeres Gespräch führte, so dauerte die ganze Sache über drei Stunden, weshalb die letzten der Besucher sehr lange zu warten hatten. Der amerikanische Gesandte ging fort, ohne den Prinzen gesehen zu haben, weil er einen Kurier expedieren mußte. Alle waren entzückt vom Prinzen. „Er hat mit mir von der Gegenwart, von der Vergangenheit und von der Zukunft gesprochen!“ sagte sehr beglückt der belgische Gesandte.

„Einige Abende später fand ein Konzert bei Hofe statt. Der Prinz saß neben seiner Braut, sah aber nicht so strahlend und liebenswürdig aus als sonst; er sprach auch sehr wenig mit ihr. Ich sah dem Prinzen an, daß ihm etwas nicht behage, konnte mir aber nicht erklären, was es sei. Einige Tage später fragte ich ihn, warum er damals so ernst ausgesehen. Er sagte mir, die

*) Damen-Cour bei der Königin.

Königin habe ihn gebeten, er möge, wenn er in der Öffentlichkeit mit der Prinzessin erscheine, nicht zu viel mit dieser sprechen; die Bitte habe ihn verwirrt und befangen gemacht, es sei so schwer, die richtige Mitte zu finden. Der Prinz litt überhaupt sehr darunter, daß die Verlobung noch immer nicht offiziell erklärt wurde, zumal die Königin ihn infolgedessen fast immer fern von seiner Braut hielt. Wollte man, der großen Jugend der Prinzeß wegen, noch keine öffentliche Verlobung, so wäre es wohl besser gewesen, den Prinzen zunächst wieder abreisen zu lassen. Einerseits wurde er als Familienglied behandelt, in welchem Verhältnis er nicht den Rang erhielt, der ihm gebührte, anderseits versagte man ihm die Privilegien eines zur Königlichen Familie Gehörigen. Der General v. Schreckenstein sagte mir, der Prinz sei in die Prinzessin „überaus verliebt" und habe nur Gedanken für sie, er suche jede Gelegenheit zu erspähen, wo es ihm vergönnt sein könnte, allein mit ihr zu sein. Ich möge daher auch nicht darauf rechnen, daß der Prinz zu einem Nachmittagsempfange zu uns käme. Die Wagen hätten einige Tage vorher schon zu einer Fahrt nach Sydenham bereit gestanden, da habe der Prinz im letzten Moment darauf verzichtet, weil er gehört, daß die Prinzeß Royal eine halbe Stunde frei sein würde und er sie sehen könne. Der Prinz konnte sich nicht recht darein finden, daß die Königin in seiner Braut, die er als Erwachsene ansah, noch ein zu erziehendes Kind erblickte, und daß sie ihr z. B. in seiner Gegenwart noch zurief, sich gerade zu halten und dergleichen. Der Prinz hätte ja vielleicht mehr durchsetzen können, wenn er energischer aufgetreten wäre und mehr verlangt hätte; dazu war er aber zu bescheiden und rücksichtsvoll. So wollte er gern mit der Prinzessin ausreiten, eröffnete aber der Königin seinen Wunsch nicht, sondern sprach nur zu anderen darüber. Eines Morgens nahm die Prinzessin an einem Ausritt des Prinzen teil; aber auch da ließ man das Brautpaar nicht allein, ein Dritter war stets an ihrer Seite. Bei Ausflügen fuhr die Prinzessin mit ihrer Mutter, der Prinz ritt mit dem Prinzgemahl zur Seite des Wagens.

„Am Mittwoch den 3. Juni begleitete mein Mann den Prinzen nach Oxford, wo derselbe zum Ehrendoktor promoviert wurde. Meinem Manne, Lord Clarendon und zwei anderen englischen

Herren erwies man dieselbe Ehre. Der Prinz erzählte mir abends bei Hofe, er habe zeitweise bei der Feierlichkeit eine solche Lust zum Lachen verspürt, daß er gar nicht gewagt habe, meinen Mann anzusehen. Es waren ihnen allen über ihre Uniformen mit Hermelin verbrämte Mäntel aus rotem Samt gehängt worden, und in diesem Aufzuge, mit ihren Helmen oder Uniformshüten auf dem Kopfe, seien sie durch die Stadt Oxford gezogen, um alle Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Sein Mantel, versicherte lachend der Prinz, sei ihm viel zu kurz gewesen.

„Als der hohe Herr bald darauf von Claremont, wo er die Exkönigin Marie Amélie besucht hatte, zurückkehrte, erfuhr er durch den Prinzen Albert, daß seiner Verlobten ein Unglücksfall zugestoßen sei, bei dem sie fast ums Leben gekommen wäre. Ihr Ärmel aus leichtem Musselin hatte Feuer gefangen; die Prinzessin, ohne ihre Fassung zu verlieren, rief sofort ihrer Gouvernante und ihrer Musiklehrerin zu, die sich im Nebenzimmer befanden: »Erschrecken Sie nicht, aber ich brenne!« Alle beide stürzten sich auf die Prinzessin und warfen ihr einen Teppich über, der aber zu dick und steif war, um sich ihr anzuschmiegen. Sie fühlte, wie das Feuer unter dem Teppich weiter brannte, klingelte nun und befahl dem eintretenden Bedienten ihr Wasser zu bringen. Dann bat sie ihre Schwester, ihr aus einem zufällig in der Nähe befindlichen Schmuckkasten Watte zu geben. Auch nicht einen Augenblick verlor sie ihre Geistesgegenwart, der sie diesmal die Rettung ihres Lebens verdankte. Sie hatte aber doch zahlreiche Brandwunden am Arm und erduldete einige Tage und Nächte nach dem Unfall furchtbare Schmerzen. Der arme Prinz war geradezu trostlos. Dabei mußte er sich noch am selben Abend auf den Ball zu Lady Westminster begeben, wo er sein Erscheinen bloß deshalb zugesagt hatte, um noch einmal mit seiner Verlobten tanzen zu können. Die Königin nahm den Vorfall sehr ruhig auf und sagte, die Ärzte hätten ihr die Versicherung gegeben, daß keine Narben zurückbleiben würden. Unser König und unsere Königin waren außerordentlich erregt über die Nachricht von dem Unfall und telegraphierten an meinen Mann, um näheres von ihm zu hören, indem sie ihn gleich beauftragten, der Prinzessin und deren Eltern ihr tiefstes Mitgefühl auszusprechen .... Der Prinz, welcher vor

seiner Abreise stand, schob dieselbe einige Tage auf, weil die Prinzessin noch zu leidend war, als daß er sie beruhigt hätte verlassen können. Bekanntlich sollte er damals nach Paris an den französischen Hof gehen. Auf dem Balle in Windsor, der unmittelbar nach dem Wettrennen in Askot stattfand, sagte mir Madame de Persigny, sie habe unseren Prinzen gefragt, ob er auch nach Paris kommen werde, worauf er entgegnet, er fürchte, daraus werde nichts werden, weil er auch nicht einen einzigen Tag verlieren wolle, den er an der Seite seiner Verlobten zubringen könne, und weil er zu bestimmter Zeit wieder in Berlin sein müsse. Ich fragte gleich darauf den Prinzen, ob er wirklich gern nach Paris gehen würde, er antwortete darauf mit einem »Ja!« es interessiere ihn, den dortigen Hof kennen zu lernen. Diese Antwort frappierte mich, weil sie mir zeigte, wie in dieser Hinsicht bereits die Sympathien der englischen Königsfamilie für Napoleon auf ihn Einfluß übten. König Friedrich Wilhelm IV. gab dem Prinzen telegraphisch die Erlaubnis zum Besuche der schönen Seine-Stadt, aber mit der Bedingung, daß dieser dem französischen Kaiser eine Visite machen müsse. Da nun Louis Napoleon gerade damals Paris verlassen und sich nach Plombières begeben hatte, so kam die Fahrt vorläufig nicht zustande, was dem Prinzen etwas unangenehm war. Auch eine andere Angelegenheit wollte sich in Berlin nicht nach seinen Wünschen gestalten. Er erhielt von dort die Mitteilung, daß an dem ihm vom König als zukünftige Wohnung zugewiesenen Palais Friedrich Wilhelms III. keine baulichen Veränderungen gemacht werden dürften.

„Der Prinz hatte sich ursprünglich über die Zuweisung dieses Schlosses sehr gefreut und bereits mit dem Prinzen Albert und der Prinzeß Royal, unter Beirat eines aus Berlin herbeigerufenen Architekten, Pläne hinsichtlich der an jenem Bau vorzunehmenden notwendigen Veränderungen entworfen. Als aber am Todestage des Königs Friedrich Wilhelm III. die königliche Familie sich in jenem Schloß versammelte, siegte die Pietät und die durch dieselbe erzeugte Gemütsbewegung über die Erwägungen des praktischen Lebens. Man beschloß das Palais unverändert zu lassen. Erst weil später gelang es dem Prinzen, die Erlaubnis zu einem Umbau zu erhalten.

„Am Sonnabend den 26. Mai war für den Prinzen der Tag der Abreise herangerückt. Der Prinzeß Royal ging es bedeutend besser, worüber er sehr glücklich war. Wie er mir sagte, hätte der Unfall für ihn das Gute gehabt, daß er seine Braut häufiger und länger habe sehen dürfen als sonst. Über den Zeitpunkt seiner Hochzeit wußte er noch nichts außer der Mitteilung, die ihm die Herzogin von Gloucester gemacht, daß dieselbe vielleicht im nächsten Herbst stattfinden werde. Mit der Königin hatte er, wie ich aus seinen Bemerkungen erriet, nicht darüber sprechen zu dürfen geglaubt. Die Prinzessin war bei der Abfahrt des Prinzen tiefbewegt. Über die Liebe der jungen Verlobten zueinander konnte kein Zweifel sein. Die Prinzessin sagte zu ihrer Umgebung mit der Naivität eines Kindes: „I am desperatly in love!“ Als jemand ihr gegenüber in einer Unterhaltung über den zu Besuch in London weilenden Prinzen Oskar von Schweden bemerkte, daß derselbe sehr gut aussähe, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: „you do not mean to say he is as good looking as my Fritz!“ .... Bei der Abfahrt teilte uns der Prinz eine Nachricht mit, die unsere Pläne für den Sommer zu durchkreuzen drohte. Seine Eltern hätten beabsichtigt, im Juli nach Osborne zu reisen, statt dessen aber würden sie nach London kommen: »Denn Mama«, so sagte er, „wünscht, daß meine Schwester noch etwas von der Londoner Gesellschaft sehe und dort gesehen werde. Die Nachricht überraschte uns sehr .... Da auch die Abreise der Königin (von England) nach den bisherigen Dispositionen auf den 4. Juli festgesetzt gewesen, so hatten wir gehofft, zu jenem Zeitpunkt unseren Urlaub antreten und uns etwas erholen zu können. Damit war es nun vorbei!“

Bald darauf langte der König der Belgier mit seiner Tochter, Prinzessin Charlotte, die später als Gemahlin des Erzherzogs Max von Österreich und des einstigen Kaisers von Mexiko einer so traurigen Zukunft entgegengehen sollte, und mit seinem Sohne, dem Grafen von Flandern, in London an. Bernstorff und seine Gemahlin sahen die drei fürstlichen Persönlichkeiten bei einem Hofkonzerte.

„Dem König der Belgier merkte man noch jetzt an, wie schön er in seiner Jugend gewesen.*) Die Prinzessin Charlotte hat regelmäßige Züge und erinnert im Aussehen an ihre Mutter, ist jedoch noch schöner als diese einst war. Ihr Ausdruck hat etwas Kaltes und Lebloses. Ihr ganzes Wesen bildet einen großen Gegensatz zu dem der Prinzeß Royal, die ich jetzt, wo ich beide zusammensah, tausendmal anziehender fand. Letztere erschien an diesem Abend zum erstenmal seit dem Unfall wieder bei Hofe. Seit dem traurigen Ereignis, das ihr eine Zeit des Leidens bereitet, hatte sie einen interessanten Ausdruck in ihren Zügen, der ihr wunderbar stand. Durch geschickte Anordnung ihrer Toilette von weißem Krepp war der kranke Arm, den sie noch immer nicht in einem Ärmel tragen durfte, verhüllt. Sie litt aber noch sehr, wie sie mir sagte. An dem Feste nahm auch der französische Botschafter, Herr von Persigny, mit seiner Gemahlin teil, welchem die Königin, obwohl beide erst lange nach Beginn des Konzerts anlangten, schon von weitem freundlich zunickte. Der Botschafter war beim Eintritt verlegen und benahm sich sehr ungeschickt, da er bei seiner Verneigung vor der Gesellschaft der Königin fast den Rücken zudrehte. Man übersah damals am englischen Hofe dem Vertreter Napoleons im Punkte der Etikette, die man sonst so streng nahm, noch vieles. Die Königin, die sonst den geringsten Mangel an Respekt oder Ehrfurcht vor ihrer Person sehr übel nahm, ging leicht über solche Sachen hinweg, wenn sie bemerkte, daß dieselben auf Unkenntnis der höfischen Bräuche beruhten. Madame de Persigny galt am Hofe als ein Kind, und deshalb lachte und amüsierte sich die Königin lediglich über ihre Verstöße. Die beiden Gatten bildeten überhaupt den Gegenstand des Amüsements für die ganze Hofgesellschaft, weil ihre kleinen Ehestreitigkeiten sich meist vor aller Welt abspielten. Es würde jedoch zu weit führen auf alle die Scherze, die man über sie erzählte, hier einzugehen."

Während jenes Festes wurde viel über die Schönheit der Prinzessin Charlotte von Belgien gesprochen. „Ich selbst," sagt die Gräfin, „zog ihr die kleine aufgeweckte und geistreiche Prinzeß Royal vor." Letztere war selbst freilich von jener am meisten

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

entzückt. Als sie zu einer der anwesenden Damen sagte: „Wie schön Charlotte ist!“ entgegnete die Angeredete: „Ja sie ist sehr schön, aber ich finde, daß ihrer Schönheit noch etwas fehlt!“ Da wandte sich die Prinzeß Royal zu ihrer Hofdame, Lady Caroline Barrington und sagte ihr: „Wenn man Charlotte nicht schön findet, was wird man dann erst von mir sagen!“

Am 9. Juli kehrten die Garde-Regimenter aus der Krim zurück und wurden vom Volke mit Jubel empfangen. Freilich war nur der kleinste Teil derselben wirklich in den Schlachten bei Alma und Inkerman gewesen. Die Königin interessierte sich, wie die Gräfin erzählt, sehr für jene Truppen und hielt bei Aldershot über sie verschiedene Revuen zu Pferde ab, wobei sie eine Art Uniform trug — einen roten Waffenrock mit Marschallsabzeichen und einen Hut mit roten und weißen Federn. Am selben Tage, wo die Gardetruppen in London anlangten, trafen auch der Prinz und die Prinzessin von Preußen in England ein. Bernstorff sah deren Ankunft, namentlich des ersteren, mit hoher Freude entgegen. Drängte es ihn doch nach einer Aussprache über die politischen Angelegenheiten mit dem Prinzen, mit welchem er während des ganzen Krieges in vertrautem Briefwechsel gestanden.

An dieser Stelle soll noch ein Schreiben nachträglich eingeschaltet werden, welches der Prinz v. Preußen an Bernstorff während der letztvergangenen Monate gerichtet. Es behandelt den Tripelvertrag vom 15. April 1856, der zwischen England, Frankreich und Österreich zum Schutze der Integrität der Türkei geschlossen wurde. Die Idee zu diesem Abkommen war vom Grafen Buol schon nach dem Abbruch der Wiener Konferenzen angeregt worden. „Das von England nicht unterzeichnete österreich-französische Memorandum vom 14. November 1855 nahm dann diesen Gedanken wieder auf, und beide Mächte verpflichteten sich dadurch, eventuell beim Definitivfrieden einen Vertrag zum Schutze der Unabhängigkeit und Integrität des osmanischen Reiches zu unterzeichnen. Die Aussicht auf diesen Vertrag wurde dann als ein Hauptargument benutzt, um England zum Eingehen auf das österreichisch-französische Ultimatum zu bewegen.“*) Während des Kongresses war dann Buol wieder

*) Geffken, a. a. O. S. 287.

auf die Angelegenheit zurückgekommen, weil ihm vor einer Isolierung Österreichs im Südosten und in Italien bangte; fürchtete er doch die Rache Rußlands, die, wie er meinte, nach dem Frieden in der auswärtigen Politik Österreich überall verfolgen würde. England und Frankreich gingen auf seinen Vorschlag ein, obwohl Napoleon ursprünglich Bedenken dagegen hatte. Die Bekanntmachung des im tiefsten Geheimnis abgeschlossenen Abkommens erregte in Rußland ungeheure Entrüstung. Der Vertrag erschien ihnen als der „Sonderbund des Mißtrauens gegen Rußlands guten Glauben" und sie meinten jetzt zu erkennen, daß sie, ohne es zu wissen, während des Kongresses „einem stummen Bund der Drei gegenüber gesessen hätten."*) Diese durch den Vertrag hergestellte neupolitische Situation behandelt das Schreiben des Prinzen, das sich der Verurteilung des ganzen Vorganges anschließt:

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Berlin, den 17. Mai 1856. (Handschreiben.)

„Für Ihre zwei Briefe, von denen der erste sich mit dem meinigen kreuzte, wie dies der zweite mir auch anzeigte, sage ich Ihnen meinen besten Dank und freue mich zu ersehen, daß Sie endlich Anzeige wegen der Verlobung meines Sohnes erhielten! Dieser überbringt Ihnen diese Zeilen. Ich hoffe Sie werden ihm und seinen Umgebungen namentlich ein freundlicher Leiter sein.

In der Politique ist der 15. April separat Vertrag wohl dies Bezeichenste Acten Stück neuester Zeit! Eben hat man sich ewigen Frieden geschworen und 14 Tage nachher schließt man einen Vertrag, der im Frieden schon enthalten ist, also eine Provocation Rußlands ist. Ich halte dies für eine politische Taktlosigkeit, wenn man so sagen kann. Preußen hat sich vor 2 Dingen zu schützen, 1. vor einem Ländergarantie-Vertrag mit Östereich, und 2. vor einem contre-Vertrag gegen den vom 15. April, mit Rußland. Wir müssen uns freie Hände erhalten nach allen Seiten. Manteuffel ist auch dieser Ansicht bis jetzt; wenn aber nach Rußland hin gedrängt wird, so wird er nicht wiederstehen; ebenso nicht gegen Östereich! Dies ist einmal unser sort! — —

Prinz v. Preußen."

*) Geffken. a. a. O. S. 259.

Die Politik, die Preußen für die nächste Zeit zu befolgen hatte, war hier von dem Prinzen klar und sicher vorgezeichnet worden. Nur volle Unabhängigkeit konnte Losung derselben sein. Die Durchführung dieser Politik erschien jetzt, wo nach den Schlachtenwettern des Krimkrieges eine gewisse Ermüdung überall eingetreten war, nicht allzuschwer. Die preußische Staatskunst hatte sich in den letzten Jahren schwankend und unsicher gezeigt, weil sie unvereinbares miteinander verknüpfen wollte, aber sie war Rußland sowohl als Österreich und den Westmächten gegenüber ehrlich gewesen. Sie hatte nicht, wie die österreichische Politik unter Buol, überall Hoffnungen erregt, von denen dann keine einzige erfüllt worden. So kam es denn auch, daß selbst in London, wo man gegen Preußen bis zuletzt sehr erbittert gewesen, sehr bald nach dem Frieden ein freundlicheres Urteil über diesen Staat sich geltend machte und zwar ein besseres als über Österreich. Die Stimmung in der englischen Hauptstadt sollte sich in dieser Hinsicht noch verbessern, als jetzt der Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin in London eintraf, um seine zukünftige Schwiegertochter kennen zu lernen. Ein enges Band schien sich hinfort um beide Dynastien schlingen zu wollen.

Die Gräfin gibt eine reizvolle Schilderung von dem Auftreten des prinzlichen Ehepaares in London. Sie sah den Prinzen von Preußen gleich am Tage nach der Ankunft bei einem Diner am königlichen Hofe. „Ich mochte ihn gar zu gerne ansehen. Mit seinem edlen, vornehmen Wesen erschien er mir als ein wahrer Ritter und als der Typus eines Prinzen aus großem Hause!" — — Der Prinz fühlte sich durch die englische Hofetikette etwas beengt; er wäre lieber im Verkehr nicht so gebunden gewesen und nach seinem Belieben ausgegangen, um die Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten Londons zu genießen. Die Prinzessin von Preußen ließ sich jedoch nicht zurückhalten, besichtigte vielmehr alles, was es in London zu sehen gab und besuchte alle großen und eleganten Geschäfte. Ihre Tochter, Prinzessin Luise, befreundete sich sehr schnell mit der Prinzeß Royal. „Die beiden jungen Prinzessinnen", so lautet der Bericht der Gräfin über den ersten Abend, an dem sie sie beisammen sah — „waren allerliebst anzusehen, alle beide verlobt, beide ungefähr in demselben Alter

— man konnte sich lebhaft vorstellen, wieviel sie sich anzuvertrauen hatten und wie glücklich sie waren."

„Die liebliche Anmut der Prinzeß Royal gewann schnell das Herz ihres Schwiegervaters. Er fand sie auch größer an Wuchs als er nach den Beschreibungen geglaubt. Auf einem bald darauf stattfindenden kleinen Hofball sah sie besonders gut aus in einem duftigen weißen Kleide. Ihr Arm war nur noch mit einer leichten Spitzen-Scharpe bedeckt; sie ließ ihn aber beim Tanzen noch hängen. Einmal tanzte sie auch mit ihrem Vater. Es war ein hübsches eigenartiges Bild; den jungen noch immer sehr schönen Vater mit seiner jugendfrischen Tochter tanzen zu sehen. Übrigens paßte sie mit ihrem noch schonungsbedürftigen Arm gut zur übrigen Gesellschaft, da viele der anwesenden Tänzer in der Krim verwundet worden waren. Einer hatte eine Hand, ein anderer sogar den ganzen Arm verloren. Die Prinzessin von Preußen nahm nur soviel an den Tänzen teil, als unbedingt erforderlich war — andere, bei welchen die Königin mittanzte, benutzte sie zu längerer politischer Unterhaltung mit Lord Clarendon. Nach meinem Gefühl stellte sie sich auch an diesem Abend zu sehr in den Schatten, fürchtete sie doch stets die Königin zu sehr in Anspruch zu nehmen. Sie scheute auch davor zurück, sich einzelne Persönlichkeiten vorstellen zu lassen, und nur mit großer Mühe konnten der Prinz von Preußen und ich es bei ihr durchsetzen, daß Herr und Frau v. Malaret ihr vorgestellt wurden, welche nach dieser Ehre, die ihnen in Berlin nicht zuteil geworden, lebhaft verlangten. Der Prinz v. Preußen und seine Tochter gefielen allgemein. Ersterer führte im Laufe des Abends mit Lord Clarendon ein längeres Gespräch, ebenfalls über politische Dinge, nach dessen Ende der englische Minister, wie ich hörte, sich in den lobendsten Ausdrücken über den Prinzen äußerte. Am anderen Morgen begab ich mich mit meinen Kindern zur Prinzessin von Preußen, um ihr dieselben zu zeigen. Ich fand sie sehr heiter und sehr befriedigt von ihren Aufenthalt. Nach kurzer Unterhaltung verabschiedete ich mich von ihr, weil der ganze Hof sich an diesem Tage nach Osborne begeben sollte. Die Prinzessin fuhr jedoch einige Stunden vor dem gemeinsamen

Aufbruch fort, um der Königin Marie Amélie in Claremont einen Besuch zu machen — —"

Der Aufenthalt des Prinzen und der Prinzessin von Preußen am englischen Hofe verlief also im großen und ganzen in sehr schöner und harmonischer Weise. An kleinen Verstimmungen, ohne die es ja in der großen Welt nirgends abzugehen pflegt, fehlte es allerdings nicht. Die Königin, die gern alles nach ihren Gewohnheiten regelte, war auch ihren Gästen gegenüber etwas eigenwillig und nahm ungern auf besondere Wünsche derselben Rücksicht. So wäre der Prinz von Preußen gern in die Oper gegangen, um die preußische Sängerin, Fräulein Wagner, als Lucretia Borgia zu hören, äußerte dies auch der Königin gegenüber, die aber nicht darauf einging.

Sobald die hohen Gäste nach Osborne abgereist, begaben sich der Graf und die Gräfin zur Erholung nach Ems*) und Homburg, kehrten aber sehr bald in die Riesenstadt an der Themse zurück. Für die öffentliche Meinung Europas schien jetzt eine Zeit des Friedens und der Beruhigung anzubrechen, besonders seitdem auch die Differenzen zwischen England und Amerika über die Behandlung der Schiffe neutraler Mächte während eines Krieges durch die Seerechtsdeklaration vom 16. April geordnet worden war. Auch die Beziehungen zwischen England und Preußen mußten, so meinte Bernstorff, bei der allgemeinen Friedensneigung wieder die alten guten werden. Da zerstörte im September 1856 der abermalige Ausbruch des Neuenburger Streites, der auf dem Pariser Kongreß keine Erledigung gefunden, wiederum seine Hoffnungen. Ein Putsch der preußischen Royalisten in jenem Ländchen, welche die preußische Herrschaft mit Waffengewalt wiederherstellen wollte, scheiterte, und die Leiter des Unternehmens wurden ins Gefängnis geworfen. In England nahm man natürlich sofort für die republikanische

*) „Unter den 4000 Personen", schreibt die Gräfin, „die sich in dem engen Tal von Ems zusammendrängten, befand sich auch unser Prinz Georg von Preußen. Er zeichnete die dort anwesende berühmte französische Schauspielerin Rachel besonders aus und dinierte zuweilen mit ihr. Sie war sehr leidend und zeigte sich nur selten an ihrem von weißen Draperien umgebenen Fenster. Dann aber stritten sich förmlich die Spaziergänger, einen Blick auf sie zu werfen."

Neuenburger Regierung Partei und verlachte Preußen, weil es sich auf seine Besitztitel in diesem Ländchen berief, ohne zu bedenken, wie zähe man selbst auch an dem kleinsten Recht Englands im In- und Auslande festhielt. Bernstorff hatte deshalb während dieses diplomatischen Handels beständig mit englischen Machenschaften zu kämpfen, die jeden Schritt Preußens zu durchkreuzen suchten.

„Diese Neuenburger Angelegenheit bereitete meinem Manne während des ganzen Winters viele Unannehmlichkeiten.“*) Endlich nahm geschäftlich Napoleon die Sache in die Hand. Da Frankreich von Anfang an weniger bösen Willen als England gegen uns bei dieser Frage zeigte, so war es schließlich noch das Beste, daß die Angelegenheit in Paris zum Austrage gebracht wurde. Lord Palmerston und die englischen Zeitungen ergriffen mit Heftigkeit Partei gegen uns; die Neuenburger Royalisten wurden von ihnen als Revolutionäre behandelt und die auf Grund der Revolution eingesetzte Regierung jenes Ländchens als die gesetzliche Autorität anerkannt. Diese Haltung Englands, die der Schweiz eine moralische Stütze verschaffte, drohte die Verhandlungen mehrmals zu völligem Scheitern zu bringen.**)

Die beiden Briefe, welche König Friedrich Wilhelm IV über den Neuenburger Handel an die Königin von England richtete, lauten, nach der im Nachlasse Bernstorffs befindlichen Abschrift:

Friedrich Wilhelm IV. an die Königin von England.

Heilsberg (Ermland, Ostpreußen), den 8. September 1856.
(Handschreiben.)***)

„Ew. Majestät wissen das neue Unglück, welches Gott über mein zertretenes Neuenburg zugelassen hat! Acht Jahre ist es meinen Vorstellungen, wenn auch nur mit Mühe gelungen, den Ausbruch der Gemißhandelten aufzuhalten. Das Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 ist der Damm gewesen, der den Strom

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

**) Über diese Frage liegt eingehendes Material in dem literarischen Nachlaß des Grafen Bernstorff nicht vor. Außer den beiden hier mitgeteilten Briefen findet sich unter den Papieren kein Aktenstück über Neuenburg.

***) In Poschinger nicht enthalten.

aufhielt. Seitdem meine Stimme für Neuenburg auf dem Pariser Kongreß wenig oder gar keine Tragweite ergab, ist eine dumpfe, Unglück verkündende Stille gefolgt und die Absicht »der Treuesten«, sich selbst zu helfen, reifte und hat den gegenwärtigen Jammer geboren.

Allergnädigste Königin! Ich lege das Wohl und Wehe dieses herrlichen, noch vor neun Jahren so glückseligen, jetzt tief gebeugten Ländchens in Ew. Majestät Hände und in die derjenigen Europäischen Mächte, die des Landes und mein Recht so feierlich anerkannt haben. E. Majestät können ein jedes Wort dieses Briefes in Wahrheit ansehen, als sey es mit meinem Herzblut geschrieben. Ich bitte Ew. Majestät, ich beschwöre Allerhöchstdieselben mir beizustehen, indem Sie Kraft jenes Protokolls von 52 jetzt die Berathungen der Großmächte über das Schicksal Neuenburgs fordern und indem Sie, in Folge desselben Protokolls »alle und jede Verfolgung gegen meine treuen Unterthanen untersagen und deren Leben, Freiheit und Vermögen unter Ew. Majestät Schutz gestellt erklären«. Dies letztere wird bei den begonnenen Repressalien zur dringenden Notwendigkeit.

Wenden Ew. Majestät einen Augenblick ihre Blicke auf Genf. Diese Metropole der reformirten Kirchen des Continents ist im vollen Gange eine römisch katholische Stadt zu werden, denn in deren Reihen suchen und finden die — buchstäblich gottlosen — Zertrümmerer des alten Freistaates ihren Seïden. Der Blick, um den ich bitte, wird E. M. das klare Bild der Zukunft Neuenburgs geben!

Ew. Majestät Willen und Wunsch kenne ich. Jetzt bitte ich Gott auf Knieen, daß Er, auch in dieser Sache, auch in diesem kleinen Ländchen Ew. Majestät siegreich mache!

In dieser Hoffnung, die mich und meine liebe Elise in unserem tiefem Schmerze aufrecht hält, lege ich mich zu Ihren Füßen,

Allergnädigste Königl. Schwester
als Ew. Majestät
tiefanhänglichster, treuester
Bruder und Diener
(gez.) Friedrich Wilhelm."

Friedrich Wilhelm IV. an die Königin von England.

Berlin, 23. September 1856.*) (Handschreiben.)

„Allergnädigste Theuerste Königin.

Ew. Majestät werden, so fürchte ich, ein neues grünes Blatt mit Schauern empfangen. Ich beginne dasselbe, indem ich Allerhöchstdenenselben meinen ehrfurchtsvollen und herzlichen Dank für Ihre so gütige und gnädige Antwort auf meinen Brief in den unseligen Neuenburgischen Händeln hiermit zu Füßen lege und bitte dringendst und vertrauensvoll einigen kurzen Worten Ihre Aufmerksamkeit leihen zu wollen.

Die Neuenburger Sache hat zwei wesentlich verschiedene Theile. Den Haupttheil, d. h. das definitive Arangement über das Ländchen, habe ich in die Hände der Großmächte gelegt, die das Londoner Protokoll vollzogen haben. Der 2. Theil aber ist es allein, für den ich Ew. Majestät um schleunige und nachdrückliche Hülfe anflehe.

Ich bitte Ew. Majestät um Ihr mächtiges und energisches Wort an die Schweiz, damit die Bundes-Regierung und zwar sofort zur **Freylassung** der unglücklichen Gefangenen schreite! — Ew. Majestät Regierung führt in diesem Augenblicke im Namen der Humanität eine Sprache gegen den neapolitanischen Hof, die ich als providenziell in der Neuenburger Sache mit Hoffnung begrüße.

Gnädigste Königin! Sollte England die Sprache, die es für die im Unglück schmachtenden Feinde eines Königs führt, nicht mit gleicher Energie für die unglücklichen Freunde eines Königs tun wollen? Dahin aber geht jetzt meine einzige Bitte. Verlangen Ew. Majestät die sofortige Freylassung dieser lieben, treuen aber leider höchst unbesonnenen Männer und drohen Sie im Verweigerungsfalle mit dem Abbruch der diplomatischen Verhältnisse! Allertheuerste Königin. Die Hand auf's Herz! — bin ich nicht am Ende doch noch würdiger so großer Wohlthat, als Puerio**) und seine Genossen — ich, der ich der verwandten Königlichen Ge-

*) In Poschinger ebenfalls nicht enthalten.

**) Puerio und seine Freunde, die man als Revolutionäre in Neapel in den Kerker geworfen, wurden von der englischen Presse Tag für Tag verteidigt.

bietherin ein heißes Flehen darum zusende — als jene unglücklichen Italiener, die aus ihren Kerkern nicht bitten können? Diese erhalten Hülfe, ohne darum gebeten zu haben. Ich bitte darum, wie ein Mensch nur bitten **kann**. Ein ernstgemeinter Wink bricht die Ketten meiner Unglücklichen, wie er in Neapel die Kerker brechen wird. Gott der Herr wird Ew. Majestät diese That seegensreich angewandter Macht 1000fach vergelten. Ich werde den Armen sogleich in meinen Landen ein Unterkommen anweisen, bis die ganze Sache regulirt ist. Ich und meine höchsten Räthe sind fest entschlossen in keine Art der Regulirung einzugehen, ehe denn die Schweitzer Bundesbehörde die Gefangenen nicht frank- und freygegeben. Das **kann**, ich weiß es, die vereinte »deutliche« Sprache Großbritanniens und Frankreichs durchsetzen. Lassen Ew. Majestät mich nicht vergeblich bitten und hoffen.

Ich küsse die Hände Ew. Majestät als meiner theueren Königlichen Schwester treuanhänglichster Diener und guter Bruder

Friedrich Wilhelm."

„P. S. Ich muß zur Unschicklichkeit einer Nachschrift schreiten, um Ew. Majestät Verzeihung zu erbitten wegen der so fehlerhaften Schreibart dieses Briefes, den ich in großer Eil und Herzens-Not mitten aus den Vermählungs-Feyerlichkeiten des lieben, jungen Badischen Ehepaares schreiben muß, in der Nacht vor einer längeren Reise. Hätte ich eine Secunde Zeit, so würde ich nicht die Stirn haben, Ew. Majestät ein so disgrazioses Blatt zuzusenden. Ich umarme den theuren Prinzen und meinen lieben Pathen und grüße herzinniglich die Princess Royal, auf die Haus und Land so seelige Hoffnung bauen!

Noch einmal erlauben mir Ew. Majestät um der Gerechtigkeit Willen, um des Vergleiches mit Neapel und um der Consequenz Willen des Britischen Cabinets: Fordern Sie mit der ganzen Majestät heiliger Berechtigung die sofortige Freyheit meiner unglücklichen Freunde in Neuenburg, der Männer, die Ew. Majestät selbst als meine **legitimen** Unterthanen anerkannt haben. Dazu helfe Gott der Herr!"

Bekanntlich fand der König bei Napoleon in dieser Angelegenheit Entgegenkommen. Auf den Kaiser machte namentlich ein an ihn gerichtetes Handschreiben des Königs tiefen Eindruck. Entschlossen, den Krieg zu hintertreiben und zugleich sich Preußen zu verbinden, verwandte er sich in Bern zugunsten der gefangenen Royalisten. Die Hartnäckigkeit, mit der die Schweiz seine ersten Vorstellungen zurückwies, verletzte seinen Stolz. Seine Drohungen, im Verein mit preußischen Rüstungen, machten trotz aller Gegenzüge Palmerstons die Schweiz gefügiger, bis dann die Pariser Konferenz über das Schicksal Neuenburgs den Ausschlag gab. Der König erreichte, was er erreichen konnte — der Verzicht auf das treue Land blieb ihm aber nicht erspart.

Vielleicht ist dem Monarchen keine Entsagung in seinem vielbewegten Leben so schwer als diese geworden. Er hing mit der ganzen Kraft seines Herzens an Neuenburg, dessen Bevölkerung er liebte und dessen Naturschönheit seinen künstlerischen Sinn gefangen genommen. Nicht ohne tiefe Rührung kann man noch heute die Briefe über diese Angelegenheit an die Königin Viktoria lesen. Sie klingen wie ein Schrei tiefster Qual aus todwunder Seele.

Um Napoleon den Dank des Königs auszudrücken, wurde damals Prinz Friedrich Wilhelm nach Paris gesandt. Die Fahrt ging über England, wo der Prinz einen kurzen Aufenthalt nahm, um der Feier des Geburtstages seiner Verlobten beizuwohnen. Gerade damals starb der Bruder der Königin, Prinz von Leiningen, der erstgeborene Sohn der Herzogin von Kent aus deren erster Ehe.

„Es war das erste schwere Unglück, das die Königliche Familie heimsuchte.*) Der Schmerz der Königin war deshalb auch über alle Beschreibung groß. Sie weinte oft, nahm sich aber sehr zusammen, wenn sie mit unserem Prinzen Friedrich Wilhelm zusammenkam. . . . . Die Prinzeß Royal erschien vom Schmerz wie gebrochen — zwei Tage brachte sie auf der Chaiselongue liegend unter heißen Tränen zu — was den Prinzen in hohem Grade beunruhigte und in Mitleidenschaft zog. . . . . Er erzählte uns, der König habe der Prinzessin zu ihrem Geburtstage einen geradezu entzückenden Brief geschrieben; das gleichzeitig angelangte

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

Schreiben der Königin Elisabeth sei so rührend gewesen, daß seine Verlobte beim Lesen Tränen vergossen habe. Der Prinz beunruhigte sich einigermaßen über die hochgradige Weichheit ihres Gemütes und fürchtete sich förmlich vor dem Moment, wo er sie ihrer Familie entreißen würde." — Bei diesem Aufenthalt des Prinzen in Windsor setzte man übrigens fest, daß die Heirat im nächsten Frühjahr im Parlamente deklariert werden sollte.

„Im November brachten wir einige Tage auf dem Lande bei Lord und Lady Clarendon zu.*) »The Grove« liegt nicht weit von London an der Eisenbahn, die nach Manchester und Birmingham führt. Es ist eigentlich kein Schloß, sondern ein höchst komfortables, wohlerwärmtes Haus, das durch seine große Bibliothek und seine schöne Gemäldesammlung, in der sich viele Van Dyks befinden, bekannt ist. Diese Sammlung stammt noch von dem berühmten Großkanzler Lord Clarendon her, dem Großvater zweier englischer Königinnen, Marie und Anna. Seine Tochter hatte den Herzog von York geheiratet, der nach dem Tode seiner Gattin unter dem Namen Jakob I. König von England wurde. Die Bilder der beiden Königinnen, des Königs, des Großkanzlers und die anderer Zeitgenossen oder Verwandten des letzteren hängen hier vereint. Auch ein Bild Friedrichs des Großen, das dieser Monarch einst Lord Clarendon, dem Großonkel des jetzigen Staatssekretärs, verehrt — der König verlieh jenem auch den preußischen Freiherrntitel — befindet sich dort. Bekanntlich war Lord Clarendon, der Zeitgenosse des großen Königs, englischer Gesandter in Berlin. Wir trafen in »The Grove« Lord und Lady Shelborne, Lord Palmerston, und zwar diesen allein, da seine Gattin leidend war, den sardinischen Gesandten, den portugiesischen Vertreter, dann Charles Villiers, den Bruder Lord Clarendons und Herrn Panuzzi, den Oberbibliothekar des Britischen Museums — eine sehr angenehme Gesellschaft. Während des ganzen Aufenthaltes war Lord Clarendon von gewinnender Höflichkeit und Liebenswürdigkeit gegen uns — seine Antipathie gegen die preußische Politik, die er mit ganz England teilte, wußte er sorgfältig zu verbergen. Bereits am andern Morgen nach unserer Ankunft hatte mein Mann eine

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

lange politische Unterredung mit ihm — und eines Abends blieben er und Lord Palmerston bis zwei Uhr nachts zusammen auf, um über die (damals noch ungelöste) Neuenburger Frage zu diskutieren."

Palmerston erwies sich nach dem Berichte der Gräfin auch in dieser Angelegenheit wieder als der erbitterte Feind der preußischen Politik. Sogar hier in »The Grove«, wo er mit Bernstorff als Gast weilte, ließ er seiner Animosität gegen Preußen freien Lauf. Im Eifer des Gefechtes erlaubte sich auch einmal Clarendon, aus seiner eben geschilderten reservierten Haltung herauszugehen. Dabei schnitt er aber schlecht ab, d. h. er erlitt in der Diskussion eine vollständige Niederlage. Kam es doch dabei zu einer interessanten Episode, die hinterher in folgender Form in alle englischen Blätter überging. „„Man erzählt sich", hieß es da, „eine pikante Replik, die Seine Exzellenz der preußische Gesandte auf eine Äußerung Lord Clarendons getan. Als beide über Neuenburg debattierten, sagte der englische Minister des Äußern: „Ich begreife gar nicht, wie man soviel Worte über diesen Gegenstand verlieren kann. Die Frage ist ganz einfach und kann von jedem ersten besten Schüler gelöst werden! Wenn Sie einen solchen fragen: »Was ist Neuenburg?« so wird er sagen: »Eine schweizerische Stadt!«" „Ja," entgegnete Graf Bernstorff, „das ist gerade ebenso, als wenn Sie einen deutschen Schüler fragen: »Was ist Gibraltar?« Er wird Ihnen antworten: »Eine spanische Stadt!«" Lord Clarendon wird wahrscheinlich sein Argument nicht wiederholen! . . . .""

In jene Zeit fällt auch ein Schreiben des Prinzen von Preußen, welches den Ausgang der Neuenburger Krisis bespricht. Der Prinz war während des ganzen Handels von den peinlichsten Empfindungen beseelt gewesen. Gern hätte er damals das Schwert für Preußens gutes Recht gezogen. Aber er kannte die schwierige Stellung Preußens zwischen mißgünstigen Großmächten und sah selbst ein, wie wenig auf die englische Hilfe zu rechnen sei. Schließlich ergab er sich mit Resignation in das Unvermeidliche und betrachtete es noch als ein Glück, daß Preußen ohne Schädigung aus dieser Frage herausgekommen sei:

... und eines Mannes brechen
... nichts erkennen und den
... Frage zu erklären."
... Berichte der Gräfin auch in
... Feind der preußischen
..., wo er mit Bernstorff ...
... gegen Preußen freien Lauf
... auch einmal Clarendon, aus
... Haltung herauszugehen. Dabei
... erlitt in der Diskussion eine
... kam dabei zu einer interessanten
... Form in alle englischen Blätter
... es da, „eine pikante Replik, die
... wandte auf eine Äußerung Lord
... Neuenburg debattierten, sagt
... begreife gar nicht, ...
... niemand verlieren kann. ...
... jedem ersten besten Schul...
... fragen: Was ist Neuen...
... schweizerische Stadt!" „Ja,"
... „das ist gerade ebenso, als wenn Sie
...: Was ist Gibraltar? Er wird
... spanische Stadt!" Lord Clarendon
... Argument nicht wiederholen! ..."

... hat auch ein Schreiben des Prinzen von
... Ausgang der Neuenburger Krisis berichtet.
... und des ganzen Landes von den persönlichsten
... gewesen. ... hätte er damals das Schwert
... vielleicht gezogen. Aber er kannte die ...
... Großmächten und ...
... Hilfe zu rechnen sei. ...
... in das ... und ...
... erklärt, daß ... ohne Schädigung
aus ... gekommen ...



A Gräfin Bernstorff
geb. v. Könneritz

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Berlin, den 6. Februar 1857. (Handschreiben.)

„Indem ich obiges Datum schreibe, schäme ich mich eigentlich zu denken, daß dieser Brief eine Antwort auf einen so freundlichen Glückwunsch zum 1. Januar bringen soll. Aber die Masse Antworten, der Wunsch Ihnen eigenhändig zu schreiben und eine 17 tägige Grippe haben mich in die Unmöglichkeit versetzt, früher zu diesen Zeilen zu schreiten. So empfangen Sie denn heute noch meinen aufrichtigen Dank für Ihre so freundliche Theilnahme bei Gelegenheit meines Jubiläums. Sie vermehrten die Zahl derer, welche mich viel zu hoch bei diesem Ereignis stellten. Meinen guten und redlichen Willen anerkannt zu sehen, nehme ich gern hin; was dagegen meine Leistungen betrifft, so stehen die doch in sehr minimen Verhältniß zu der Zeit meiner Thätigkeiten. Diese Leistungen in erhöhtem und ehrenvollen Grade zu vermehren, sollte mir auch nicht in dem beabsichtigten Feldzuge vergönnt werden; dies trübte für mich sehr die Feier des 1. Januar.

„Für die Armeen tut es mir leid, daß wir nicht zu den Waffen gegriffen; in allem Uebrigen aber bin ich froh, daß wir ehrenvoll ohne Krieg, aus dieser intempestiven Frage herauskamen bisher. Jetzt ist es dem politischen Takt anheimgestellt ehrenvoll die Sache rasch zu Ende zu bringen. Möge Englands nicht energisches und nicht freundliches Vorgehen gegen uns, welches auf Mißtrauen basirt, nicht gerechtfertigt wegen dieses Mißtrauens am Ende des Ganzen hervorgehen! Denn die Veleitäten einer gewissen Parthei hier übersteigen allen Glauben. Vor der banc de justice könnte man vielleicht gewisse Verheißungen als nicht bindend hinstellen, vor dem Richterstuhl des Gewissens gewiß nicht, und so weit wird hoffentlich die †!! Parthei ihren Souverain nicht mißbrauchen.

Ihr Prinz von Preußen."

Zu Beginn des Jahres 1857, am 19. Februar, wurde das gräfliche Ehepaar durch die Geburt einer Tochter erfreut, die den Namen Viktoria erhielt, weil bei ihrer Taufe die Prinzeß Royal

in liebenswürdigster Weise die Patenstelle übernahm.*) Der Brief der Prinzessin, in dem sie dem gräflichen Ehepaar ihren Entschluß anzeigte, war in deutscher Sprache geschrieben. (Sie hatte auch trotz der Trauer den Brief zartfühlend rot gesiegelt, was die Gräfin sehr rührte.)

Buckingham-Palast, den 16. März 1857.

„Liebe Gräfin Bernstorff.

Mit Vergnügen beeile ich mich Ihnen mitzuteilen, daß meine Eltern mir die Erlaubnis erteilt haben, den von Graf Bernstorff mir ausgedrückten Wunsch, Ihr Töchterchen aus der Taufe zu heben, zu erfüllen. Ich werde mich diesem Amte um so freudiger unterziehen, als ich weiß, daß mein Bräutigam bereits bei Ihrem Sohne Patenstelle vertreten hat.

Mit den besten Wünschen für Ihr und meiner künftigen Patin Wohlbefinden bin ich

Ihre Ihnen stets in Freundschaft ergebene
Viktoria."

Am 8. Juni fand die Taufe statt, bei der die Prinzeß Royal in anmutigster Weise ihr Patenamt versah. Die Königin kam nicht zur Festlichkeit, um ihrer Tochter den Vorrang zu lassen, wohl aber war Prinz Albert anwesend. Die Monarchin, welche

*) Das gräfliche Ehepaar hatte den großen Wunsch, die Prinzessin um Übernahme der Patenstelle zu bitten, wußte aber nicht recht, ob die Königin trotz ihrer großen persönlichen Freundlichkeit ihre Einwilligung dazu geben würde, weil man dies im Publikum leicht als politische Demonstration zugunsten Preußens hätte auffassen können. Bernstorff fragte daher schriftlich beim Prinzen Friedrich Wilhelm an, wie er darüber dächte. Ehe dessen Antwort eintraf, wurde Bernstorff zu einem Hofdiner eingeladen, wo sich ihm Gelegenheit bot, der Prinzeß Royal, die sich eingehend nach der Neugeborenen erkundigte, selbst zu sagen, wie er und seine Gemahlin den Wunsch hegten, die Kleine Viktoria zu nennen und ihre Königliche Hoheit um Übernahme der Patenstelle zu bitten. Da rief sie freudig aus, daß es ihr erster Täufling sei! Hierauf sprach Bernstorff mit dem Prinzen Albert, der seine Bitte sehr gut aufnahm. Am nächsten Morgen erhielt dann die Gräfin das oben mitgeteilte Handbillett der Prinzeß Royal. —

inzwischen von einer Tochter*) entbunden worden, hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, die Taufe der letzteren später anzusetzen, damit das Kind des Grafen der erste Täufling der Prinzeß Royal sein solle. Die Taufe wurde mit königlicher Bewilligung im Bernstorffschen Heim mit der üblichen Zahl der Taufpaten und Taufpatinnen abgehalten.**) Die Prinzeß Royal und ihr Vater blieben dann noch lange in heiterer Unterhaltung mit den Gästen vereint. Dabei macht die Gräfin in ihrer Schilderung die Bemerkung, wie sehr der Prinzgemahl doch in seinen ganzen Anschauungen Engländer geworden war. In einem Gespräch über deutsche und englische Bräuche gab er durchweg den englischen Sitten den Vorzug, die „würdig und vernünftig" seien, während die deutschen oft einen Anstrich von „Sentimentalität" hätten. Er wurde mit großem Unrecht, meint die Gräfin, von der englischen Presse stets als »foreigner« behandelt.

„Die Königin erholte sich übrigens auffallend schnell von ihrer Entbindung. In den ersten Tagen lag sie in eine ganz leichte Decke gehüllt, in einem nur wenig geheizten Zimmer, so daß den preußischen Arzt Dr. August Wegner, der der Entbindung als zukünftiger Leibarzt der jungen Prinzessin beigewohnt hatte, um die in England übliche Behandlung der Wöchnerinnen kennen zu lernen, »ordentlich fror.« Schon am dritten Tage ließ sich die Königin — sie hatte ein dazu besonders konstruiertes Bett — in den Salon rollen, um »andere Luft« zu atmen, während ihr Schlafzimmer indessen gelüftet wurde.***) Bereits nach vier Wochen behauptete die Monarchin so weit zu sein, um nach der Insel Wight reisen zu können, wo sie ihre Kräfte völlig wieder erlangen würde, ob-

*) Prinzessin Beatrice, Marie, Viktoria, Fedora, geboren 14. April 1857 (später 1885 vermählt mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg). — Als man der Königin nach der Geburt sagte, daß es ein Mädchen sei, rief sie: „How glad I am, that it is a girl!"

**) Bernstorff und seine Gemahlin hatten ursprünglich gemeint, die Etikette verlange, daß die Prinzeß Royal die einzige Patin sei. Die Königin wünschte dies jedoch nicht, und so wurden noch mehrere andere Damen der Aristokratie, darunter Lady Clarendon, die Gattin des Staatssekretärs, als Patinnen gebeten. Später, am 4. Juli, sandte die Prinzeß Royal ihrem Patenkinde einen silbernen Tafelaufsatz, zu dem Prinz Albert die Zeichnung gemacht.

***) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

wohl die Ärzte versicherten, daß sie nicht so widerstandsfähig wie sonst sei. Sie schoben dies auf die Nervenerregung, welche der russische Krieg der Monarchin verursacht habe. Wie sich dies auch verhalten mochte — jedenfalls führte sie die Reise nach Osborne in einem Tage aus, inspizierte die Truppen in Portsmouth, nahm Kanonen in Augenschein und fuhr nach ihrer Ankunft in Osborne durch den Park spazieren."

Inzwischen hatten ernste Ereignisse die öffentliche englische Meinung beschäftigt. Der Krieg zwischen China und England war erklärt worden, und die Meinungsverschiedenheiten, welche die dadurch verursachte Krisis zeitigte, führten am 4. März 1857 im Parlamente eine Diskussion herbei, in der die Regierung über den gegen sie gerichteten Antrag Cobdens nur mit einer Majorität von 16 Stimmen siegte. Lord Palmerston entschloß sich das Parlament aufzulösen; bisher hatte er ja noch immer mit dem unter Lord Derby gewählten Hause regiert. Unter großer Erregung begannen die Wahlen. Alle Welt interessierte sich für dieselben. Sie fielen für Palmerston sehr günstig aus. Am 30. April trat das neue Haus zusammen und wurde feierlich eröffnet.

„Gerade damals fingen die Unterhandlungen über den Heiratsvertrag des Prinzen Friedrich Wilhelm an.*) Man schrieb meinem Manne von Berlin aus, daß er die Beratung darüber nunmehr beginnen möge, und sandte ihm zu diesem Zwecke die letzten Heiratskontrakte der Prinzen des preußischen Königshauses. Lord Clarendon nahm diese Aktenstücke mit Interesse entgegen und übergab dafür meinem Manne die letzten in der englischen Königsfamilie geschlossenen Kontrakte. Unter denselben befand sich auch der Heiratsvertrag der Königin, in welchem man dem Prinzen Albert nur eine Jahressumme von 30000 Pfd. Sterling ausgesetzt hatte. Dieses Aktenstück war von den englischen Ministern und von Herrn v. Stockmar, als Vertreter des Prinzen, unterzeichnet. Bei den Verhandlungen über den vorliegenden Heiratskontrakt kam man überein, daß die Verlobung des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeß Royal am selben Tage in Berlin und in London proklamiert werden solle — in Berlin durch den »Staatsanzeiger«

---

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

und in London durch eine an die beiden Häuser des Parlamentes gerichtete Botschaft. Einige Tage vor dem genannten Zeitpunkt fand ein Konseil in Osborne statt, in dem die Monarchin die Verlobung den dort Versammelten anzeigte, und am 16. Mai las der Großkanzler die darauf bezügliche Botschaft der Königin dem Parlamente vor.

„Es blieben noch einige kleine Schwierigkeiten zu beseitigen, unter anderm auch hinsichtlich des Titels, den man der Prinzeß Royal in der für Preußen bestimmten Verlobungsanzeige beilegen sollte. Der erste in Berlin aufgesetzte Entwurf gab den Titel der Prinzeß Royal nicht genau in deutscher Sprache wieder, was den Prinzen Albert verdroß. Er schrieb einen recht pikierten Brief an den Prinzen Friedrich Wilhelm und sandte auch eine Kopie davon an meinen Mann. Letzterer wandte sich sofort schriftlich nach Berlin, um zu veranlassen, daß der Titel nicht übersetzt, sondern wörtlich beibehalten werden solle nämlich die englische Bezeichnung »Prinzeß Royal«. Man würde es in London vorgezogen haben, wenn die Prinzessin den Titel »Kronprinzessin« erhalten hätte, aber unser König wollte das nicht, und er hatte Recht damit, denn jene Bezeichnung hätte ihr nach der Hochzeit verbleiben müssen. Endlich wurden auch diese Differenzen beseitigt und die Verlobung am selben Tage hüben und drüben öffentlich verkündet. Man hatte sich in England auf lebhafte Debatten im Parlamente und in der Presse über diese Angelegenheit gefaßt gemacht, aber die Popularität der Königin trug den Sieg über die im Lande herrschenden, für Preußen so wenig günstigen Gesinnungen sowie über alle Sparsamkeitsrücksichten davon. Einige unbekannte Mitglieder des Parlamentes griffen freilich das Heiratsprojekt in den Debatten an, aber ihre Einwände waren so albern, daß niemand sie beachtete.

„Die Königin wurde im Parlamente sehr gelobt, man betonte namentlich die Sparsamkeit und Ordnung ihres königlichen Haushaltes im Vergleich zu denen ihrer Vorgänger, die immer nur Schulden gemacht hätten. Disraëli zeichnete sich durch eine patriotische und für Preußen sehr wohlwollend gesinnte Rede aus; das Endresultat war, daß man der Prinzessin die Summe, die die Minister für sie gefordert hatten, nämlich 8000 Pfd.

Sterling jährliche Rente und 40000 Pfd. Sterling Kapital bewilligte. Ich sprach an demselben Tage Mr. Charles Villiers, den Bruder von Lord Clarendon; er erzählte mir, man habe im Parlamente beim Anhören der Rede Disraëlis gesagt, derselbe komme wahrscheinlich von einem Diner von Bernstorff. Villiers fügte hinzu, daß Disraëli als großer Höfling bekannt sei, und daß er (Villiers) bereits im letzten Jahre, als er bemerkt, wie ich Disraëli dem Prinzen Friedrich Wilhelm vorgestellt, geäußert habe: „How wise that is of Madame de Bernstorff!“ Nachdem die Mitgift bewilligt und die Gesundheit der Königin wieder hergestellt war, setzte der Hof seine Rückkehr nach London auf den 5. Juni fest, wodurch der Beginn der Saison sehr hinausgeschoben wurde.

„Bald darauf traf Prinz Friedrich Wilhelm auf wenige Tage wieder in Windsor ein und nach ihm der österreichische Erzherzog Max Ferdinand, der Verlobte der Prinzessin Charlotte von Belgien. Die Königin hatte gewünscht seine Bekanntschaft noch vor seiner Hochzeit zu machen. Er war auf dem Wege zur See (von Triest aus) gekommen .... Am 17. dinierten mein Mann und ich mit dem Erzherzog zusammen bei Hofe. Der letztere war ungemein liebenswürdig und gefiel der englischen Königsfamilie sehr. Gegen uns zeigte er sich sehr freundlich und begrüßte uns wie alte Bekannte; seine ganze Art und Weise schien uns zu beweisen, daß man für meinen Mann in Wien denn doch freundlichere Gesinnungen hegte, als er nach seiner Abberufung im Jahre 1851 hätte vermuten können.“

Am 4. Juli gab Bernstorff zu Ehren der Königin und des Brautpaares einen großen Ball in der preußischen Gesandtschaft — ein glänzendes Fest, das in allen seinen Arrangements auf das beste gelang und noch lange in der Erinnerung der Londoner Gesellschaft fortlebte. Das Gesandtschaftsgebäude ward zu diesem Tage sogar kleinen baulichen Veränderungen unterzogen und dann in herrlicher Weise geschmückt. Als Toilettenzimmer der Königin — die Herstellung eines solchen galt für solche Veranstaltungen als unbedingte Vorschrift — war ein kleines Zelt in der Gesandtschaftskanzlei aufgeschlagen worden in zarten Farben mit reicher Blumendekoration. Auch die oberen Räume erhielten —

nach der Schilderung der Gräfin — eine prächtige Ausstattung. In dem einen Kabinett befand sich eine Art von Thron für die Königin, dem schwere rote Vorhänge als Hintergrund dienten, die von einem vergoldeten, mit der englischen Königskrone und den beiden preußischen Adlern verzierten Karnies gehalten wurden. In die Lehne des Fauteuils, auf dem die Königin sitzen sollte, war auf rotem Atlas das englische Wappen gestickt. Zur Seite dieses Sessels standen kleinere Stühle für die Mitglieder der königlichen Familie. Die Illumination war aus 17000 Lampen zusammengestellt.*) Einige humoristische Züge aus den Vorbereitungen zu diesem Feste mögen hier Erwähnung finden.

„Am Nachmittag vor dem Ball erschien Lord Breadalbane, um nachzusehen, ob auch alles nach Wunsch arrangiert sei. Mit dem gewohnten feierlichen Tone fragte er uns höchst ernsthaft, sorgenvoll und voller Wichtigkeit, ob wir auch ganz sicher seien, daß der Stuhl der Königin die richtige Höhe habe.*) Es machte den Eindruck, als ob er überzeugt sei, daß wenn der Stuhl nicht ganz bequem sei, man ihn verantwortlich machen würde. Nachdem wir ihn darüber beruhigt hatten, meinte er, „ob auch genügend für frische Luft gesorgt sei »plenty of air?« Wir wiesen ihm nach, daß auch dafür alle Vorkehrungen getroffen wären — waren doch Türen und Fenster ausgehoben — so daß wir fast Sorge hatten, ob nicht Zugluft entstehen werde. Trotzdem bestand er darauf, daß wir noch das letzte Fenster ausheben müßten, das sich über der für die Königin bestimmten Estrade befand. Kaum hatte Lord Breadalbane uns verlassen, als Lord Ernest Bruce ankam, um wieder dieselben Fragen zu stellen. Wir konnten uns nicht enthalten über die Furcht zu lachen, die die Hofchargen offenbar vor der Königin haben mußten, eine Furcht, die nach meinen persönlichen Beobachtungen nicht motiviert war. Allerdings soll die Monarchin in den ersten Regierungsjahren sehr strenge und übertriebene Anforderungen an ihre Umgebung gestellt haben — von der Herzogin von Sutherland habe sie sich einmal ihre Schuhe schnüren lassen. Diese Angst der Hofchargen war nicht gerade sehr

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

ermutigend für mich, und ich gestehe, daß mir für den Erfolg unseres Balles zu bangen begann.

„Endlich war der Abend gekommen, und erwartungsvoll harrten wir der Ankunft der Königin. Die Monarchin wollte auch an diesem Tage ihre Trauer nicht ablegen, sondern in Schwarz mit lila Blumen kommen, was ich sehr bedauerte, weil ich dadurch genötigt war, in Halbtrauer zu erscheinen. Allmählich begann sich das Haus zu füllen, auch die Prinzen waren erschienen und zunächst in einen der unteren Salons geführt worden. Die Königin ließ etwas auf sich warten — erst um zehn Uhr wurde ihre Ankunft signalisiert. Bei ihrem Eintritt bot sich ein schöner Anblick dar. Die Monarchin war von einer Eskorte ihrer herrlichen »life guards« begleitet, deren Kürasse im Lichte der taghellen Illumination leuchteten und schimmerten. Nachdem die übliche Begrüßung vorbei, nahm die Königin den Arm meines Mannes, der sie, während die Hofchargen voranschritten, bis vor die Tür des Toilettenzimmers führte. Ich folgte am Arme des Grafen von Flandern, während Prinz Albert die Prinzessin Charlotte und unser Prinz seine Verlobte führte. Dann kam der Prinz von Hohenzollern mit der Herzogin von Sutherland. Die Herzogin von Cambridge erschien erst sehr viel später und wurde vom Grafen Brandenburg empfangen.

„Die Königin trat nun mit den Prinzessinnen in das Toilettenkabinett, über welches sie ihre Bewunderung aussprach. Sie sah in den Spiegel, bediente sich der Kämme, und als ich ihr sagte, ich hätte ein Bukett für sie, das ich ihr nicht anzubieten wage, weil ich fürchtete, sie hätte schon ein anderes, entgegnete sie, sie habe keins, und nahm das meinige mit freundlichem Lächeln an. Den ganzen Abend über war sie von der größten Liebenswürdigkeit. Sie tanzte mehrere Françaisen mit uns und lachte dabei über die Fehler des damals zum Besuche in London anwesenden Prinzen von Hohenzollern, der noch niemals getanzt hatte. Zuweilen entstand ein großes Gedränge. Sind doch die Engländer bei solchen Gelegenheiten etwas schwerfällig und sammeln sich immer dort an, wo schon viele stehen. Die Königin hatte auf der für sie bestimmten Estrade Platz genommen, vor der die Ge-

sellschaft ursprünglich hätte vorbeidefilieren sollen — die wenigsten entschlossen sich jedoch dazu, was die Monarchin sehr amüsierte. Einen Moment bekamen wir einen Schreck, als die Königin über leichten Zug klagte, — denn wir konnten, wie die Dinge lagen, nur einige Musselinvorhänge zuziehen; wenn das nicht half, so vermochten wir nicht Rat zu schaffen. Schon kurz darauf jedoch wurden wir wieder beruhigt, da die Monarchin verlangte, daß man das einzige noch geschlossene Fenster des großen Salons ihr gegenüber öffne. Mein Mann hatte große Mühe sich durch die Menge durchzudrängen, um dahin zu gelangen. Einige Minuten später rief die Königin nach dem Herzog von Cambridge; wünschte sie doch Walzer zu tanzen, was sie bei großen Bällen sonst niemals tat. Als sie und der Herzog zum Tanze antraten, gaben die Hofchargen Zeichen mit ihren großen, weißen Stäben, um Platz zu schaffen. Die Musik nahm dies leider für ein Zeichen, daß sie aufhören sollte, und verstummte gerade, als die Königin zu tanzen anfing. Es wurde zwar gleich weiter gespielt, aber es war doch für uns ein kleines Mißgeschick, glücklicherweise das einzige an diesem Abend. Man stieg nun in derselben Ordnung, in der man gekommen, zum Speisesaal.

„Der Eindruck, den der Speisesaal machte, war ein reizender. Durch die Fenster sah man die Illumination und zugleich den prächtigen Vollmond am Nachthimmel, dessen milder Glanz dem Ganzen einen poetischen Zauber verlieh.

„Die Königin wurde beim Essen von ihren Pagen und Lakaien bedient. Während ihres Soupers ließ man nur Angehörige der königlichen Familie und Mitglieder des königlichen Gefolges eintreten. Nach dem Souper kehrte die Königin in das Zimmer meines Mannes zurück und begab sich dann in das Toilettenkabinett, wohin Prinz Albert ihr diesmal folgte. Sie lobte dasselbe und das ganze Haus. »Die Treppe ist das Beste daran«, sagte Prinz Albert. Beim Abschiede umarmte sie mich herzlich, bedankte sich sehr freundlich und stieg dann in den Wagen, während das Musikkorps das »God save the Queen« anstimmte. Ich gestehe, es war für mich ein Moment der Befriedigung, als ich Ihre Majestät heiter und lächelnd in ihrem Wagen abfahren sah. Das Fest war

in jeder Weise gelungen, und wir konnten uns sagen, daß unsere große Mühe von Erfolg gekrönt worden war. Auch Prinz Friedrich Wilhelm war über den Verlauf des Festes sehr befriedigt.*)"

Für den nachhaltigen Eindruck, den das Fest hinterlassen, legt noch ein Handschreiben des Prinzen von Preußen Zeugnis ab:

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Baden, 23. 7. 1857.

„Für Ihre so freundlichen Wünsche zu meinem Avancement zum Großpapa sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.**) Ein solches Alters brevet läßt man sich schon gefallen. Gott sei Dank geht alles vortrefflich in Carlsruhe, indem Mutter und Kind fortwährend sichtlich unter ganz besonders gnädigem Schutz und Segen der Vorsehung stehen. Möge es so bleiben! — Mein Sohn hat uns mündlich bestätigt, was Sie und Ihre Gemahlin, der wir unseren aufrichtigen Dank für ihre Theilnahme hiermit aussprechen — schriftlich mittheilten, daß nämlich Ihr Fest für die Königin und das Brautpaar so vollkommen geglückt ist. Wie gern hätte ich ihm beigewohnt! Die so verspätete Niederkunft der Königin hat alle unsere Pläne gestöhrt. Wir sollten zum Glanz der season Ende Mays kommen, da kommt die Auflösung des Parlaments und die verspätete Einladung, so daß die Königin uns später erst wünschte — und dies ging garnicht wegen der Kur der Prinzeß, wegen meines Besuchs in Wildbad usw. Also bis zur Hochzeit, wo ich wenigstens erscheine, sehen wir uns nicht in Prussia House. Nicht ohne Besorgniß folge ich den indischen Verhältnissen.***) Wird Blutbad und Unterdrückung, wenn über-

*) Die Kosten des Festes betrugen: Das Zelt 212 Pfd. Sterl. 17 Schill., der Thron 111 Pfd. Sterl. 6 Schill., das Toilettenkabinett 122 Pfd. Sterl., die Blumen 180 Pfd. Sterl., das Souper 202 Pfd. Sterl., die Musik 46 Pfd. Sterl. 7 Schill., die Beleuchtung der Salons 14 Pfd. Sterl. 10 Schill., die Illumination 314 Pfd. 16 Schill. usw.: Alles in allem 1506 Pfd. Sterl. und 18 Schill.

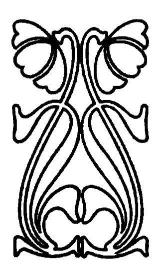
**) Geburt des Erbgroßherzogs von Baden, Friedrich Wilhelm, 9. Juli 1857.

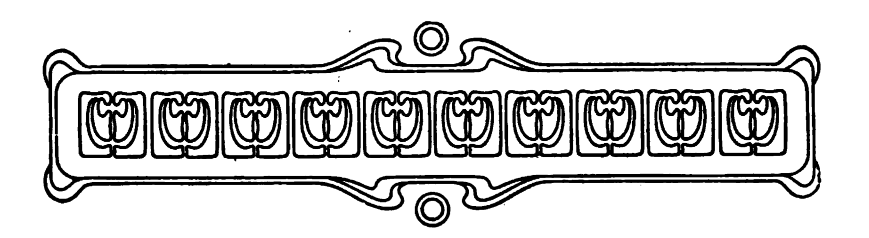
***) Der damalige indische Aufstand zog das Interesse der ganzen Welt auf sich.

haupt, wohl auf die Dauer die dortigen Verhältnisse in bisheriger Art zurückführen und erhalten können? Wenn jene Länder das Geheimniß, welches sie regiert, in seiner materiellen Schwäche erkennen, werden sie dann in sclavischem Gehorsam zu erhalten sein? Wird nicht auch ein Fortschritt dort nöthig werden, wenn die bisherige Macht sich erhalten will, wenn sie überhaupt zu erhalten ist?? Ihre Ansicht zu kennen, wäre mir wichtig.

Stets Ihr

Prinz von Preußen."





XIII. Kapitel.

Hymenäen. — Das Kabinett Derby. 1857—1858.

Ankunft des Prinzen Friedrich Wilhelm; seine Rede in Guildhall; Abreise. — Schwere Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. Neue Schwierigkeiten beim Heiratskontrakt; Unterzeichnung. — Chreptowitsch; Graf Vitzthum. — Das Hochzeitsfest. — Abreise der Neuvermählten. — Mißstimmung in England gegen Palmerston. — Das Gesetz gegen politische Verschwörer. — Der Sturz Palmerstons. — Das Kabinett Derby. — Der Prinzgemahl über die Stellung der Prinzeß Royal in Berlin. — Bernstorffs gute Beziehungen zu allen englischen Parteien. — Abnahme der englischen Sympathien für Frankreich; Persignys Demission; der Herzog von Malakoff französischer Vertreter in London. — Konfirmation des Prinzen von Wales. Das Bombenattentat Orsinis. — Baron Brunnow russischer Vertreter in London. — Konflikt der Westmächte mit Neapel; Bernstorffs Vermittlung; der Fall „Cagliari“. — Malmesburys auswärtige Politik. — Die Königin von England in Berlin. — Plan des Prinzen von Preußen einer Versetzung Bernstorffs nach Wien. — Bernstorff und seine Gemahlin auf dem Landsitze Lord Derbys.

Der Tag war nun gekommen, an dem die Stadt London dem Prinzen Friedrich Wilhelm das Ehrenbürgerrecht verleihen wollte. Selbstverständlich hatte man Guildhall zum Schauplatz dieser Zeremonie erwählt, der ein solennes Frühstück im Mansion House folgen sollte. Die Londoner Bürger, stolz den Bräutigam der Prinzeß Royal einmal in ihrer Mitte zu haben und sich ihm in der Ausübung ihrer alten Bräuche zu zeigen, freuten sich schon lange vorher auf diese Festlichkeit.

„Bei seinem Erscheinen in Guildhall“, erzählt die Gräfin, „wurde der Prinz lebhaft begrüßt. Die von Sir John Key, dem früheren Lordmayor, jetzigen Kämmerer der Stadt London, gehaltene Rede war seit langer Zeit die erste Kundgebung zugunsten Preußens und seines Monarchen. Des Königs Friedensgesinnung, seine Liebe für die Künste, seine religiösen Empfindungen wurden hier zum ersten Male gepriesen und geschätzt, was uns um so glücklicher machte, weil er sonst in England immer verkannt wurde. Der Prinz

sprach bei seiner Erwiderung mit fast zu lauter Stimme, die uns daher nicht angenehm klang. Aber das Publikum war zufrieden, weil keines seiner Worte verloren ging. Er verlas eine von ihm selbst verfaßte Rede in englischer Sprache, die er vorher schon einigemal seiner Braut vorgelesen hatte, um sich möglichst die richtige englische Aussprache anzueignen. Bei dem Frühstück in Mansion House, das nach dem bei solchen Gelegenheiten in der City üblichen Zeremoniell stattfand, brachte der Prinz — als Antwort auf den ihm gewidmeten Toast — die Gesundheit auf die City von London, »das Herz der Handelswelt« aus. Jene Phrase stammte von Pertz, dem Bibliothekar des Königs, der sich damals in London befand und sie dem Prinzen empfohlen hatte. Letzterer bediente sich dieser Wendung mit Erfolg, denn sie wurde stark applaudiert, nachher war es ihm jedoch unangenehm, sie benutzt zu haben, weil sie, wie er sagte, nicht von ihm herrühre. Bei Tische saß ich nach dortiger Sitte an der Seite meines Mannes, mein anderer Nachbar war Lord Clarendon. Man gab uns an diesem Tage den Vorrang vor den anderen Diplomaten. Nach dem Frühstück ging es in die Bank von London, wo wir die Fabrikation von Papiergeld mitansehen, sowie die große Menge der in die Wände eingemauerten Tresors besichtigen sollten. Man ließ uns eine Million Pfund Sterling in die Hand nehmen. Von da aus fuhren wir nach Hause, wo eine Deputation von Deutschen den Prinzen in unserem Hause erwartete, an die er eine Ansprache hielt". . . . .

Über die äußere Erscheinung des Prinzen bei jenem Aufenthalt in London heißt es in den Aufzeichnungen: „er habe gut, aber etwas mager ausgesehen". Die Gräfin fährt dann fort: „Als wir nach dem Diner, das zu Ehren des Erzherzogs Max von Österreich und der Prinzessin Charlotte von Belgien gegeben wurde, um den runden Tisch saßen, kritisierte die Königin die Frisur unseres Prinzen und bedauerte, »daß er sich die Haare habe schneiden lassen, gerade ehe er sich zur City nach Guildhall begeben«. Der Prinz liebte solche Bemerkungen nicht, was man ihm deutlich anmerkte. Das englische Hofkostüm mit den Kniehosen kleidete ihn nicht besonders. Überhaupt sah er in Zivil nicht so gut aus, wie in Uniform, wie es ja bei unseren deutschen Prinzen oft der Fall ist. . . . .

„Am Abend begleiteten wir den Prinzen bei seiner Abreise auf den Bahnhof. Er sah recht traurig aus und war überdies verstimmt, weil er seinen kleinen Hund vergessen hatte. Eifrig bat er uns, dafür zu sorgen, daß das Tierchen ihm nachgesandt werde*). Dann sprach er mit uns über die Eindrücke des Tages und sagte, wie sehr er mit dem Empfange in der City zufrieden gewesen wäre. So ungern der Prinz London verließ, so einverstanden war sein Adjutant, Herr v. Moltke**), mit der Abreise. Dieser kühle, wortkarge und etwas steife Mann sprang mit so glücklichem Ausdruck und mit so großem Elan in den Wagen, daß ich ihn damit neckte. »Oh wie bin ich froh«, rief er mir hastig zu, »diesen goldenen Käfig verlassen zu können«.

„Am 10. Oktober morgens, erhielten wir eine telegraphische Depesche mit der Nachricht, daß eine Indisposition, worunter unser König schon seit einigen Tagen gelitten, einen bedenklichen Charakter angenommen hätte. Man konnte sich die Wichtigkeit dieser Kunde, die uns direkt von Manteuffel zukam, nicht verhehlen — bei uns im Hause erregte sie tiefen Kummer und den größten Schrecken. Die Depesche war so abgefaßt, daß man das Schlimmste vermuten konnte. Blutkongestionen nach dem Gehirn und eine große Schwäche wurden als die ersten Symptome des Leidens angegeben. Die Depesche schloß mit den Worten, wir möchten unsere innigen Bitten mit denen ganz Preußens für die Erhaltung des kostbaren Lebens unseres vielgeliebten Herrn und Königs vereinen. Am liebsten hätten wir uns gleich nach Berlin begeben, lösten zunächst aber nur unsern Haushalt in Brighton auf, um schnell abreisen zu können. Am 14. Oktober waren wir wieder in unseren alten Räumen in London.

*) Das Hündchen wurde bald darauf dem Grafen und der Gräfin überbracht. „Es verursachte“, schreibt die Gräfin, „sowohl uns als dem preußischen Kurier, der es mitnehmen sollte, viel Mühe. Heulte es doch immerwährend und wollte vor Heimweh nach seinem Herrn nichts fressen. Wir waren sehr froh, als wir endlich hörten, der Prinz habe es wieder erhalten.“

**) Hellmuth Karl Bernhard, Graf v. Moltke, geb. 26. Oktober 1800 zu Parchim, gest. 24. April 1891 zu Berlin. Moltke bekleidete damals, mit dem Charakter als Generalmajor die Stellung eines ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm.

„In dieser Zeit trafen wir Sir Culling und Lady Eardley*), die soeben von Berlin zurückgekommen waren, bei einem zweitägigen Besuche, den wir dem Lordkanzler und seiner Frau auf ihrem Landsitz machten. .... Eardleys waren sehr entzückt von ihrem Aufenthalt in Berlin, welches sie noch vor der letzten schweren Krankheit des Königs verlassen. Er hatte den König mehreremal gesehen und konnte nicht genug seine hervorragenden Eigenschaften rühmen. Sir Culling war nach Berlin zum Besuche der bereits erwähnten Versammlung der »Evangelical Alliance« gegangen, die eine Vereinigung aller Protestanten anstrebte. Mein Mann hatte sich in England für diese Sache viel Mühe gegeben, mehr als Bunsen, sagte Eardley — was auch wahr war — trotzdem hatte der König Bunsen zu dem genannten Zwecke nach Berlin kommen lassen, und meinen Mann nicht. Sir Culling zeigte sich mit dem Erfolg jener religiösen Vereinigung sehr zufrieden. Seien doch, so berichtete er, Leute aus allen Teilen Europas dort gewesen, und selbst Amerika hätte ein starkes Kontingent gesandt. Dem Charakter des Königs erwies er volle Gerechtigkeit und meinte — er begreife gar nicht, warum man in England so falsche Ansichten über den Monarchen und dessen Intentionen hege. Er versprach diese Vorurteile nach Kräften zu bekämpfen — leider nur konnte der gute Sir Culling nicht als ein sehr geeigneter Anwalt dabei gelten, weil er selbst in England nicht sehr beliebt war!"

Ende Oktober weilten der Graf und die Gräfin bei einem ihrer Freunde, Mr. Baring, auf dem Lande. Die Gräfin fühlte sich an jenem Orte nicht sehr behaglich; sie war stets stark erkältet, hustete viel und beunruhigte sich selbst innerlich über ihr beständiges Leiden, wenn sie auch vor der Welt so wenig als möglich davon merken ließ. Endlich kehrten beide Gatten nach einer langen und unangenehmen Reise wieder nach London zurück.

Als die Nachrichten aus Berlin immer trauriger lauteten und der leidende Zustand des Königs immer länger dauerte, mußte, der gesamten politischen Lage wegen, eine Vertretung für den Monarchen geschaffen werden. Am 23. Oktober wurde der Prinz von Preußen, vorläufig auf drei Monate, damit beauftragt.

*) Vgl. S. 331.

Unter diesen Umständen durfte der Prinz Friedrich Wilhelm im Oktober nicht nach Windsor kommen, und es war sogar zweifelhaft, ob er zum Geburtstage seiner Verlobten, am 21. November, würde nach England reisen können. Erst als die Meldungen über den König wieder etwas besser lauteten, hieß es, daß dieser Termin doch eingehalten werden solle.

Bernstorff hatte seit Mitte August die unterbrochene Unterhandlung mit den englischen Ministern über den Heiratskontrakt der Prinzeß Royal wieder aufgenommen. In Berlin wünschte man gewisse Stellen des Vertragsentwurfs zu ändern, besonders die, welche sich auf die Rückkehr der Prinzessin nach England für den Fall ihrer Witwenschaft bezog.*) Hinsichtlich des letzteren Punktes war seitens des Prinzen von Preußen schon im September eine besondere Bestimmung vorgeschlagen worden, über die sich in einem unter den Papieren Bernstorffs befindlichen Schreiben des ersteren näheres vorfindet.

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Cöln, 5. 9. 57. (Handschreiben).

„Ihre gütigen Mitteilungen über die indischen Verhältnisse haben mich ungemein interessirt. Ich glaube allerdings, daß so lange das Volk sich nicht an dem Militair-Aufstand betheiligt, die Empörung durch Europäische Kräfte, niedergeworfen werden kann. Aber es wird viel Blutvergießen und Geld-Kosten verursacht u. dann das Weitere sehr schwierig werden.

„Sie haben nunmehr längst die Ehe-Pakten contre Projecte erhalten und sind vielleicht sogar schon bis zum Abschluß gediehen, da die Königin sie vor der Reise nach Schottland erledigen wollte. Ich hatte einige erhebliche Bedenken dem Könige vorlegen lassen, die er aber nicht theilt. Es war dies die Entziehung der ganzen appanage bei möglicher Rückkehr der Wittwe nach England und ein Zusatz der Stipulirung des Verbleibens der Kinder in solchem Falle in Preußen bei Minderjährigkeit hinzuzufügen. Ebenso war ich für Beibehaltung des engl. Entwurfes, daß die Kinder

*) Man wünschte in England, daß die Prinzessin für den Fall des Eintrittes der Witwenschaft die Freiheit haben sollte, nach der Heimat zurückzukehren, eine Klausel, die in Preußen sehr mißfiel.

neben dem Vermächtniß des Vermögens der verstorbenen Mutter, Preußische appanage beziehen werden, weil die Streichung dieses Satzes Mißtrauen erwecken könnte, wenngleich sehr ungerechter Weise. In allem Uebrigen war ich mit dem Preußsch. contre Project einverstanden und bin begierig zu hören wie man sich arrangirt hat.

„Ich befürchte, daß Ihre Badereise sich so verspätet, daß sie kaum mehr von Erfolg sein wird was ich für Ihre Frau Gemahlin sehr bedauere, der mich angelegentlich zu empfehlen bitte, indem ich bleibe

Ihr

Prinz v. Preußen."

„In London herrschte bei den Verhandlungen über den Heiratskontrakt beständig Mißtrauen und eine gewisse Gereiztheit gegen Preußen vor, in Berlin dagegen Schwerfälligkeit und Langsamkeit.*) Ich übergehe die Einzelheiten dieser Beratungen, die sich gewaltig in die Länge zogen und meinem Manne große Arbeit machten. Er hatte in Berlin mit zwei Ministern zu tun, und in England mußte Lord Clarendon zu jeder Änderung die Einwilligung der Königin und sämtlicher Minister einholen. Schließlich aber wurden alle Schwierigkeiten gut und glücklich gelöst. Die Prinzeß Royal erhielt die 8000 Pfd. Sterling Rente für ihren ausschließlichen Gebrauch, nach ihrem eigenen Ermessen. Die Zinsen des Kapitals von 40 000 Pfd. Sterling dagegen sollten in die gemeinschaftliche Kasse des hohen Ehepaares zur Bestreitung des prinzlichen Haushaltes gegeben werden. Mein Mann hatte alles durchgesetzt, was man in Berlin gewünscht; ich glaube aber nicht, daß jemand, der die fertigen Ehepakten las, sich einen Begriff machen konnte von aller Mühe, die die Herstellung gekostet". . . .

Als Prinz Friedrich Wilhelm am 17. November in Windsor anlangte, erhielten der Graf und die Gräfin eine Einladung zum Geburtstage der Prinzeß Royal, am 21. November. Sie erreichte an diesem Tage ihr 17. Lebensjahr. Außer Bernstorffs erschien nur noch der Herzog von Cambridge bei jener Festlichkeit. Gerade damals war die Herzogin von Nemours — der „Sonnenstrahl" der verbannten un=

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

glücklichen Königsfamilie in Claremont — in der Blüte ihrer Jugend und Schönheit kurz nach der Entbindung von einem Töchterchen gestorben. „Die Königin und Prinz Albert", berichtete die Gräfin, „sprachen fast über nichts als über den Tod der Herzogin, die Prinz Albert fast wie seine Schwester ansah, da sie zusammen erzogen waren. Die Monarchin hatte, wie die Prinzeß Royal uns mitteilte, die Dahingeschiedene auf dem Totenbette lächelnd wie im Schlummer liegen sehen, umwallt von ihren langen blonden Haaren. Schuld an dem Unglücksfall wäre, so hieß es, die ungesunde Lage von Claremont, die schon so manches Opfer gefordert..... Unser Prinz sagte mir: so sehr er das traurige Ereignis beklage, so sei er doch zufrieden, den Hof infolge der Familientrauer in Ruhe und Abgeschlossenheit von der Welt vorzufinden, weil das zu seiner ganzen Stimmung passe. Er fühlte sich ja selbst schwer bedrückt durch die Ereignisse in der Heimat. Täglich empfing er detaillierte Nachrichten vom Könige, der das für einen Winteraufenthalt viel zu kalte Sanssouci verlassen und sich nach Charlottenburg begeben hatte".

In den Aufzeichnungen der Gräfin aus jenen Tagen befindet sich auch eine sehr frische Schilderung der Persönlichkeit des jungen Prinzen von Wales, späteren Königs Eduard VII. von England. Bernstorff und seine Gattin sahen ihn bei einer Soiree, die zu Ehren der Prinzeß Royal in kleinerem Kreise gegeben wurde. „Der Prinz von Wales trug zum erstenmal den Frack von Windsor, der ihn nicht besonders kleidete. Mit Freude und Interesse sprach er von der Reise, die er nach Deutschland gemacht, wo er zwei Monate in Königswinter am Rhein sich aufgehalten. Er hatte von dort aus in Bonn Unterricht genommen, sich bei zahlreichen Ausflügen an der schönen Umgebung erfreut und dann, nachdem er der Prinzessin v. Preußen einen Besuch in Coblenz gemacht, eine Reise in die Schweiz angetreten. General Grey war zu Beginn dieser Fahrt sein Begleiter gewesen, später aber durch General Sir W. Codrington ersetzt worden, was in den englischen Zeitungen sehr getadelt wurde. Schrieben doch manche Blätter, ein General habe besseres anderwärts zu tun, solange der Krieg in Indien dauere, als den Gouverneur eines jungen Prinzen abzugeben. Man vergaß, daß dieser junge Prinz einst König von

England werden sollte und daß seine Erziehung — weil von der größten Wichtigkeit für das Land — nur hervorragenden Persönlichkeiten anvertraut werden konnte. Der Prinz von Wales hatte sehr in Deutschland gefallen und während der Reise in seinem ganzen Wesen bedeutend gewonnen. Auf Wunsch der Königin war er von einigen gleichaltrigen Schülern von Eaton aus den vornehmsten Familien des Landes, die man ohne Rücksicht auf deren politische Parteistellung ausgewählt, begleitet worden. Ich bewundere übrigens immer die Sorgfalt und Klugheit, die bei der Erziehung der königlichen Kinder obwaltet. Freilich stehen solchen Herrschaften die besten Kräfte und Mittel in jeder Hinsicht zu Gebote, aber alle Eltern sind nicht so einsichtsvoll und vernünftig wie die Königin und der Prinzgemahl. Der Prinz von Wales hat feinere und regelmäßigere Züge als seine älteste Schwester, aber er sieht noch etwas kindlich und zart aus; man möchte ihm wünschen, daß er noch wachse und sich kräftige. Sein Ausdruck ist sanft und freundlich, sein Lächeln besonders hübsch — es erinnert an das seiner Mutter. Die Königin selbst bedauert sehr, daß er so klein ist."*)

Auch die andern Kinder der Monarchin machten auf die Gräfin einen sehr günstigen Eindruck. „Prinzessin Helene sieht sehr geweckt und intelligent aus; Prinzessin Luise ist viel stiller. Sie erzählten mir auf deutsch von ihren Stunden, sowie von ihrer ganzen Tageseinteilung, und ich konnte dabei die gute An-

*) Einige Monate später wohnten Bernstorff und seine Gemahlin der Konfirmation des Prinzen bei: „Die Zeremonie", schreibt die Gräfin, „war ergreifend und würdig. Der Prinz antwortete auf alle Fragen mit klarer und sicherer Stimme. Weniger verständlich war der Erzbischof von Canterbury, dessen Stimme schwach und gebrochen klang, während das sonore und herrliche Organ des Bischofs von Oxford, als er einen Teil der Gebete verlas, mächtig durchdrang. Nach der Feierlichkeit versammelte sich die königliche Familie im grünen Salon. Hier beglückwünschte man den Prinzen von Wales und sprach dann im Laufe der Unterhaltung viel von unserem König, dessen Abwesenheit sehr bedauert wurde. Der Prinz von Wales fragte mich (nach der Zeremonie) in einem Tone, der mich geradezu rührte: »Glauben Sie, daß der König weiß, daß heute der Tag meiner Konfirmation ist, und daß er an mich denkt?«

wendung, die sie von ihrer Zeit machten, nur loben. Sämtliche Kinder der Königin werden sehr einfach erzogen. Die Prinzeß Royal, die sich in sechs Wochen verheiraten sollte, hatte immer noch kein eigenes Zimmer, sondern wohnte mit ihren Schwestern zusammen. Als ich ihr meine Glückwünsche im Schlosse darbringen wollte, sagte man mir, daß sie nicht zu sprechen sei. Später teilte mir dann unser Prinz mit, sie habe mich nicht empfangen können, weil sie kein eigenes Zimmer habe. Nach Tisch entschuldigte sie sich mit den Worten: „Ich konnte Sie nicht zu mir hereinbitten, meine Stube befand sich in Unordnung, da alle Kinder darin waren!" .... Nach dem Lunch, als die Königin sich zurückgezogen hatte und wir in der Galerie ihrer weiteren Befehle harrten, wurde uns die Prinzessin Beatrice*) herübergebracht, die die Königin zu mir gesandt. Es war ein hübsches kleines Kind. Ihre Bonne, die mir sehr gefiel, erzählte mir, daß die Prinzessin sehr an den Zähnen litte, aber im übrigen still und freundlich sei. Zweimal täglich müsse die Kleine die Königin besuchen und zeige schon eine ausgesprochene Vorliebe für ihren Vater, der sie zur Freude der anderen Kinder auf seinen Knieen schaukele. Wir machten dann allein eine Promenade in dem schönen für die königliche Familie reservierten Park von Windsor und lenkten unsere Schritte nach dem Hundezwinger. Dort sahen wir den großen Neufundländer, der der Liebling der hohen Herrschaften war. Königin Viktoria, die mit ihrem Gemahl, sowie mit unserem Prinzen und ihren Kindern ebenfalls im Garten promenierte, kam etwas später als wir dorthin und ließ den Hund, der im Park ihr steter Begleiter ist, heraus. Die Familie, gefolgt von dem prächtigen Tiere, bot das Bild einer friedlichen Idylle. ....

„Noch immer hatte die Königin nicht ihre Gewohnheit aufgegeben, die Prinzessin als ein Kind zu behandeln. Sie fand es nicht leicht, eine verlobte Tochter zu haben, die seit dem vierzehnten Jahre ihre Zeit zwischen ihrem Verlobten und so manchen höchst notwendigen und ernsten Studien teilen mußte, denn nach der Seite der Kenntnisse hin war die Erziehung der Prinzeß Royal noch nicht vollendet. Die Monarchin sagte mir eines Tages in

---

*) Siehe S. 355, Anm. *).

sehr überzeugtem Tone, daß sie dasselbe zwiespältige Verhältnis niemals wieder bei einer ihrer anderen Töchter zulassen werde. Freilich würde die Königin es sich und dem Prinzen haben leichter machen können, wenn sie diesem ein wenig mehr Freiheit gewährt und ihn gebeten hätte, etwas mehr von England — von dessen landschaftlichen Schönheiten, Altertümern und Kunstschätzen zu sehen. Auf die Stimmung des Prinzen Friedrich Wilhelm fielen unter solchen Umständen auch bei diesem Aufenthalte kleine Schatten. Er fühlte sich von den häufigen Besuchen in England etwas ermüdet, da sie ihm nicht das boten, was er erhofft. Seine Braut durfte er noch immer nur zu bestimmten Stunden sehen, und dabei ward es ihm unmöglich gemacht, in der Zwischenzeit etwas anderes zu unternehmen. Er blieb also entweder allein oder bewegte sich im großen Familienkreise, was ihn beides nicht befriedigte. Nebenbei gesagt, verstimmte es ihn auch, daß man alle auf die Hochzeit und sein künftiges Leben bezüglichen Arrangements statt mit ihm selbst mit seiner Mutter ordnete, z. B. auch die Ernennung der für seinen künftigen Hofhalt nötigen Persönlichkeiten. .... Die Prinzessin verlangte ebensosehr wie ihr Verlobter nach einem größeren Maße von Freiheit. .... Auch sie fühlte sich einigermaßen bedrückt durch die Anordnungen ihrer Mutter und schien sich mehr zu ihrem Vater hingezogen zu fühlen, der sich stets eingehend mit ihrer Erziehung beschäftigt hatte, und dessen Charakter mehr mit dem ihren übereinstimmte. Obwohl sie der Gedanke bekümmerte, sich bald von ihrer Familie trennen zu müssen, erwartete sie doch mit Ungeduld den Zeitpunkt der Hochzeit. Im Sommer, als der Prinz verreist war, sagte sie zu mir: »Oh, wünschen Sie mit mir, daß diese Monate schnell vergehen«, und zur Herzogin von Wellington hatte sie geäußert, sie würde am liebsten die Wochen bis zu ihrer Hochzeit verschlafen.

„Für meinen Mann und mich verging freilich die Zeit, die uns noch von der großen Feierlichkeit trennte, nur allzuschnell. Am 18. Dezember unterzeichnete er mit Lord Clarendon und den englischen Bevollmächtigten den Heiratskontrakt. Die Ratifikationen sollten so schnell wie möglich ausgetauscht werden. .... Wie so oft tat auch diesmal die englische Presse wieder ihr möglichstes, die britische öffentliche Meinung zu alarmieren. Sie verleidete der-

selben förmlich die Hochzeit. Wetterte sie doch darüber, daß viel gutes englisches Geld bei dieser Gelegenheit nach Preußen wandere. Auch klagte sie darüber, daß die Trauung nicht in Westminster stattfinde, sondern in der Kapelle von St. James, die erst mit großen Kosten für diesen Zweck hergerichtet werden müsse und in der für das Volk überhaupt kein Platz sei. Trotz alledem waren die Königin und die Prinzeß Royal in England populär, während sich die ganze Antipathie gegen den Prinzen Albert und gegen Preußen, die beide stets an allem Schuld haben mußten, richtete. Glücklicherweise überwog in der Volksseele das erstere Gefühl, und später bildete sich, dank dem guten Eindruck, den unser Prinz machte, für das junge Paar eine echte und sogar rührende Zuneigung heraus.

„Die Hochzeit selbst fand in überaus glänzender Weise am 25. Januar 1858 statt. Außer der Familie des Bräutigams waren von der Königin noch eingeladen worden: der König der Belgier, der Herzog und die Herzogin von Brabant, der Graf von Flandern, der Großherzog und die Großherzogin von Baden (die letzteren beiden konnten nicht kommen, weil Großherzog Ludwig, der ältere Bruder des Großherzogs ernstlich erkrankt war), der Markgraf von Baden, der Herzog und die Herzogin von Koburg, der Prinz und die Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, sowie Prinz Viktor Hohenlohe-Langenburg (von den Hohenlohes erschien bei der Hochzeit nur dieser) usw.*) Die preußischen Prinzen machten einen vorzüglichen Eindruck in England. „Den Prinzen Friedrich Karl," schreibt die Gräfin, „hatte ich lange nicht gesehen und fand, daß er weniger gut aussah als früher. Seine Zähne, sowie sein Haar hatten in diesen Jahren gelitten, auch war er stärker geworden. Aber sein Antlitz trug einen milden freundlichen Ausdruck, der mich bei ihm überraschte, da er im allgemeinen für schroff und hart galt. Sehr streng im Punkte der Sitten, einfach in seinen Gewohnheiten, nimmt er es daheim mit seinen militärischen Pflichten fast zu ernst. Hier zeigte er sich von einer Liebenswürdigkeit, die jedem, der ihn von Berlin her kannte, ungewohnt war. Er gefiel der Königin

*) Außer den Genannten nahmen noch viele andere bekannte Persönlichkeiten der verschiedensten Länder an der Festlichkeit teil.

und der Prinzeß Royal sehr, die beide nach Tische sich sehr anerkennend über ihn äußerten." ....

Die heilige Handlung wird von der Gräfin eingehend geschildert. „Es machte," so erzählt sie, „einen tief ergreifenden und rührenden Eindruck, als die Königin mit ihren sieben Kindern, die beiden jüngsten Prinzen an der Hand haltend, die Kapelle betrat, um auf der für die Fürstlichkeiten bereiteten Erhöhung Platz zu nehmen. Viele fanden ihren Eintritt zu theatralisch und meinten, daß sie an »Norma« mit ihren Kindern erinnere; ich fand ihn aber sehr hübsch und dem Charakter der Königin entsprechend.... Die Monarchin sah blaß und traurig aus, aber doch gefaßt, wie jemand, der eine starke innere Bewegung niederkämpft. Man erriet die Mutter unter der ruhigen Haltung der Herrscherin. ... Der Prinz von Preußen und der Prinzgemahl geleiteten den Bräutigam, der ein ruhiges und glückliches Aussehen hatte. Er betrat ebenfalls die Estrade, grüßte ehrerbietigst die Monarchin und seine Mutter und kniete dann einen Augenblick vor dem Altar nieder. Sobald er sich erhoben, blieb er mit der ganzen übrigen Versammlung aufrecht stehen, die Augen auf die Tür gerichtet, durch welche bald darauf unter den Klängen der Musik seine hohe Verlobte mit ihrem Vater und dem König der Belgier eintrat. Die Prinzessin war bleich, aber sehr ruhig und hatte einen allerliebsten Ausdruck von Unschuld und Natürlichkeit. Die Einfachheit ihres Gefolges, ihr weißes Brautkleid, zu welchem sie, mit Ausnahme eines Diamanthalsbandes und eines Armbandes, keinen Schmuck trug und die acht jungen weißgekleideten Mädchen hinter ihr, welche ihre weißseidene mit Orangenblüten geschmückte Schleppe trugen — das alles machte einen echt jungfräulichen Eindruck, der zum Herzen ging und angenehm mit den mit Brillanten besäten Toiletten der anderen Damen kontrastierte.*) Die Zeremonie begann nun, und nach einem Chorgesang aus dem

*) Die Gräfin meint, die jungen Damen hätten alle nur zu bleich ausgesehen, weil sie vorher lange in einem ungeheizten Gemache hatten warten müssen. Während dieses Wartens soll die Prinzeß Royal, wie die Brautjungfern hernach erzählten, einen köstlichen Humor entwickelt haben. — So sei von ihr scherzend bemerkt worden, wenn sie etwa in Ohnmacht falle, möchte man sie in ihre ellenlange Schleppe legen und wegtragen.

Jahre 1599 von einfacher aber wirkungsvoller Melodie richtete der Erzbischof von Canterbury die üblichen Fragen an den Bräutigam, der mit lauter und deutlicher Stimme antwortete. Die kleine Silberstimme der Prinzeß Royal klang, obwohl der Ton etwas gedämpft hervorkam, doch ganz verständlich — ich konnte jedes Wort von ihr genau unterscheiden. An der englischen Trauformel war nichts geändert worden und der Erzbischof sagte ganz einfach: »Wer gibt dies Weib dem Manne? Der Prinzgemahl trat hierauf vor und sagte mit lauter Stimme: ›I do!« Dann ergriff Prinz Friedrich Wilhelm die Hand seiner Braut und wiederholte langsam und deutlich die heiligen und bedeutsamen Worte, die der Erzbischof ihm vorsprach: »Ich Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl nehme hiermit Viktoria Adelaide Marie Luise von diesem Tage an zum Weibe, um sie als solches zu halten und zu schützen im Glück wie im Unglück, in Reichtum wie in Armut, in Krankheit wie in Gesundheit, und sie zu lieben und hochzuhalten, bis der Tod uns trennt, nach den heiligen Geboten Gottes — das verspreche ich und gelobe ich.« Der Prinz wandte sich nun um, worauf sein Vater ihm einen Ring überreichte, den er an den Finger seiner Gemahlin steckte. Die Prinzessin wiederholte dann diese Formel, indem sie das gleiche Versprechen in bezug auf ihren Gatten gab. In England trägt nur die Frau einen Ehering, der Prinz Friedrich Wilhelm wollte durchaus auch einen solchen haben, und als bestimmt worden war, daß die Hochzeit in London und nach englischem Ritus stattfinden sollte, hatte ihm der Prinzgemahl versichert, daß sich sein Wunsch leicht erfüllen lassen würde. Ich fragte dann den Erzbischof, wie er es mit den Ringen gemacht habe — er erwiderte mir lächelnd: »Ich habe nur einen gesehen, wenn aber zwei dagewesen wären, so würde ich es auch arrangiert haben!« Das englische Trauzeremoniell hat manche harte und wenig angenehme Worte, die keinen Zweifel über die ehelichen Pflichten aufkommen lassen, aber die ganze Handlung ist doch sehr feierlich; auch habe ich die oben wiedergegebene Formel immer sehr schön, ausdrucksvoll und klar gefunden.

„Nachdem die Gebete beendet waren, schritt die Prinzeß Royal auf ihre Mutter zu, machte eine Bewegung, als ob sie nieder-

knieen wollte, wurde aber von der Königin aufgehoben und mit Inbrunst umarmt. Derselbe Vorgang wiederholte sich bei ihrem Vater, worauf sie sich zu ihren Schwiegereltern hinwandte. Sie wollte ihrem Schwiegervater die Hand küssen, was dieser aber nicht litt; vielmehr küßte er ihr zärtlich und ritterlich die Hand. Prinz Friedrich Wilhelm war inzwischen an seine Eltern herangetreten. Seine Mutter glaubte, daß sie ihn hier nicht umarmen dürfe und reichte ihm nur die Hand, während sein Vater ihn voll Zärtlichkeit an sein Herz drückte. .... Die interessanteste Szene war vielleicht die, welche sich hinterher im Thronsaal abspielte, wo die Familie vereint nnd nur von einem beschränkten Kreise umgeben, sich ihren Gefühlen der Freude und Zärtlichkeit überließ. Die Prinzessin Friedrich Wilhelm sah mit glückstrahlenden Augen ihren Gatten an, der laut rief: »Ich bin nun wirklich verheiratet!« Er nannte die Prinzessin mit starker Betonung: »Meine Frau«, dann sagte er, er könne noch gar nicht an das Glück glauben, daß diese Hochzeit seine Hochzeit sei! Hierauf zeigte er uns triumphierend seinen aus schlesischem Golde angefertigten Ring.

„Die königliche Familie frühstückte nach der Trauung allein mit den fürstlichen Gästen. In den unteren Sälen speisten die übrigen Geladenen. Das junge Paar reiste um 4 Uhr unter sehr herzlicher Teilnahme der Bevölkerung nach Windsor. Auch dort wurde es sehr freudig begrüßt. Die Schüler von Eaton spannten die Pferde aus und zogen den Wagen den Berg bis zum Schlosse hinauf, ein Freundschaftsbeweis, der unseren Prinzen nicht sehr gefiel. In London fanden an dem Abend Illumination und ein großes Konzert bei Hofe statt. Tags darauf reisten die meisten fürstlichen Gäste ab.

„Am Donnerstag waren wir nach Windsor eingeladen und wohnten dort der feierlichen Investitur unseres Prinzen mit den Hosenbandorden bei, einer Zeremonie, die mich sehr interessierte. Die Ordenstracht ist sehr schön — ein langer wallender Samtmantel, den die Herren über ihrem gewöhnlichen Anzug tragen; unser Prinz erschien in Uniform, aber mit Kniehosen. Die zwei jüngsten Ritter führten ihn in den Saal. Dort befestigte die Königin selbst das Hosenband unter seinem Knie und legte ihm das blaue Band um. Die sämtlichen Ritter verließen hierauf

rückwärts gehend den Saal, eine schwierige Leistung bei den langen Mänteln. Lord Clarendon und Lord Abercorn machten es am geschicktesten. Dem Prinzen war es peinlich, den Orden zu erhalten, den sein Vater nicht besaß; man hatte die Fiktion aufgestellt, daß er von Georg II. abstamme, um ihm diese Auszeichnung verleihen zu können. Es machte uns viel Freude, das vor Glück strahlende junge Ehepaar wieder zu sehen; die Prinzessin zeigte bereits ein ganz sicheres Auftreten. Mit großem Takte schlug die Königin nunmehr einen ganz anderen Ton ihrer Tochter gegenüber an, ließ sie neben sich auf dem Sofa sitzen, veranlaßte sie, sich eine wärmere Hülle auf den kalten Gängen umzunehmen (was sie früher nie gedurft) und dergleichen mehr.

„In den nächsten Tagen gab es bei Hofe noch viele Empfänge, Theaterbesuche, einen kleinen Ball und ein großes Diner, bis dann am Dienstag die Trennungsstunde schlug.

„Dieser Tag war ein trauriger für die Königin und deren Familie, und es schien, als wollte der Himmel sich dieser Trauer anschließen. Er sah trübe, fast düster darein, und der Schnee fiel in großen Flocken — ein für London recht ungewohntes Schauspiel. Es machte den Eindruck, als gäbe es nichts Traurigeres auf der Welt, als diese Abfahrt vom Königspalaste. Die Königin hatte gewünscht, daß man in der Familie nicht zu sehr die Gemütsbewegung beim Abschied zeigen solle, aber diesmal half alles nichts. Die Monarchin selbst vergoß heiße Tränen. Sie hatte die Souveränin ganz vergessen und war nur Mutter. Viele bei der Abreise Anwesende sagten mir später,*) der ganze Vorgang habe den Eindruck eines Leichenbegängnisses gemacht; alle Welt habe geweint. Die Prinzeß Royal hätte ihre kleinen Brüder und Schwestern stets aufs neue umarmt, ihre Gesichter mit Küssen bedeckt und sich dann immer wieder in die Arme ihrer Mutter geworfen. Man spendete auch der Haltung des Prinzen Friedrich Wilhelm großes Lob. Er sprach seiner weinenden Gattin Mut zu, war über die allgemeine Trauer durchaus nicht verletzt und sagte zu Lady

*) Bei der Abreise selbst hatte die Gräfin nicht anwesend sein können. Sie war schon vor der ganzen Festlichkeit sehr leidend gewesen und hatte sich zur Teilnahme an derselben förmlich zwingen müssen. Gleich nach der Hochzeit aber wurde ihr Zustand so schlimm, daß sie das Zimmer zu hüten genötigt war.

Churchill, die sie nach Deutschland begleiten sollte, mit viel Wärme: »Sie werden ihr ein Trost sein, Sie werden mit ihr von England sprechen, Sie werden ein Teil der Heimat sein!« Endlich galt es doch sich zum Wagen zu begeben und zu scheiden, und das junge Paar stieg in eine offene Kalesche, die es trotz des schlechten Wetters gewählt, um der City von London einen Gefallen zu tun. Die Prinzessin mit rotgeweinten Augen und heruntergelassenem Schleier, dem Schnee ausgesetzt, grüßte doch nach Kräften die Menge, die sich durch das schlechte Wetter nicht hatte abschrecken lassen. Sobald die Abfahrenden auf dem mit vielen Emblemen geschmückten Bahnhof angekommen waren, bestiegen sie den bereitstehenden Extrazug und begaben sich nach Gravesend, wo wieder eine große Menschenmenge und viele Deputationen die Reisenden erwarteten. Auf dem Schiffe führte der Prinzgemahl seine Tochter in ihre Kabine, während der Rest der Gesellschaft von Lord Sydney zum Frühstück gebeten wurde. Die junge Prinzessin zeigte sich jedoch nicht mehr. Die Königin sagte mir viel später, der Abschied sei herzzerreißend gewesen. Die Prinzessin habe versichert, als ihr Vater das Schiff verlassen, hätte sie nur den einen Wunsch empfunden, daß das Schiff untergehen möchte. Sie habe geglaubt, das Herz müsse ihr zerspringen. Der Prinzgemahl und die jungen Prinzen verließen weinend das Schiff. Prinz Friedrich Wilhelm blieb solange auf dem Verdecke, bis alle das Fahrzeug verlassen hatten. Jedem sagte er Lebewohl und dankte auch noch in herzlicher Weise meinem Manne für alles, was er für ihn getan habe. Das Signal zur Abreise wurde nunmehr gegeben, und die herrliche königliche Yacht setzte sich in Bewegung, gefolgt von einer kleinen Flotille, die sie ein Stück Weges begleiten sollte. Aber bald verschwanden die bewimpelten Fahrzeuge im Schneesturm." — —

Die Prinzessin ward in Preußen überall mit Jubel empfangen, und bald vernahmen Bernstorff und seine Gemahlin, wie ihr liebenswürdiges, von kindlicher Frische erfülltes Wesen alle Herzen gewonnen und auch den Rest von Antipathie gegen die „Engländerin" siegreich verscheucht hatte. Über den Eindruck, den sie damals in ihrer neuen Heimat machte, unterrichtet am besten ein Brief des Prinzregenten an Bernstorff aus dem April jenes Jahres:

Der Prinz von Preußen an Bernstorff.

Berlin, 2. April 1858. (Handschreiben.)

„Empfangen Sie meinen aufrichtigsten Dank für Ihre freundliche Erinnerung meines alten Geburtstages und für Ihre mir so gütig ausgesprochenen Wünsche. Mit meinem Fuße fängt es an besser zu gehen, und kann ich doch schon am Stocke einige Minuten lang im Zimmer gehen.

Meine Schwiegertochter fährt fort die allgemeinste Aufmerksamkeit zu erregen und nimmt sie schon eine ganz gute assiette: sie ist durchaus populair und gewinnt jeden Tag mehr in Jedermanns Augen.

Die Ministerielle Katastrophe in London*) ist kein erfreuliches Moment im constitutionellen Leben gewesen. Die momentan hergestellte entente betrachte ich gerade wie Sie. Aber momentan sehe ich keine Crisen vorher, da man sich réciproquement braucht.

Mit dem König geht es ungemein langsam aber doch vorwärts. Daß das Interimisticum verlängert wird, versteht sich von selbst und scheint es als würden die Häuser so richtigen Takt haben über diese ganze Sache zu schweigen.

Ihre Dêpéche über die gestrige Confirmation**) habe ich heute gesehen und nach Charlottenburg gesendet. In Windsor, Haag und Charlottenburg trafen die feierlichen Augenblicke in 24 Stunden zusammen.

Indem ich Sie ersuche mich der Gräfin angelegentlichst zu empfehlen,

Ihr

Prinz von Preußen."

Inzwischen führten die Vorgänge der inneren und äußeren Politik zum Sturze des Ministeriums Palmerston. Schon seit langem hatte sich eine große Unzufriedenheit gegen den letzteren in der

---

*) Bezieht sich auf die Ersetzung des Kabinetts Palmerston durch ein Kabinett Derby, wovon weiter unten die Rede sein wird.

**) Die hier erwähnte Konfirmation war die bereits geschilderte des Prinzen von Wales.

Nation angesammelt. Jetzt sollten ihm die Affäre Clanricarde*) und das Bombenattentat Orsinis, welches dieser am 14. Januar 1858 gegen Napoleon verübte, verhängnisvoll werden. Das Gesetz gegen politische Verschwörer, das Palmerston dem französischen Kaiser zu Liebe im Parlament durchsetzte, erregte den Zorn vieler Liberalen, umsomehr als die betreffende Bill nur mit Hilfe der Konservativen bewilligt wurde. Die Verstimmung wuchs, auch infolge anderer Vorgänge, und erreichte ihren Höhepunkt bei der Veröffentlichung der Depesche Walewskis an Persigny vom 20. Januar, derzufolge der letztere energisch verlangen sollte, England möge die Gastfreundschaft für politische Verfolgte aufheben, welche Mördern nicht gebühre. Diese Kundgebung bezeichnete ganz England als eine „Unverschämtheit". Im Parlamente brachte Gibson ein Amendement ein, welches der Regierung einen Tadel aussprach, weil sie nicht schon auf die Depesche Walewskis geantwortet, bevor sie noch die Bill gegen politische Verbrecher dem Hause vorgelegt. Am 19. Februar sollte das Amendement beraten werden. Palmerston, der zuversichtlich auf den Sieg hoffte, wurde jedoch von vielen seiner eigenen Anhänger im Stiche gelassen und erlitt bei der Abstimmung eine furchtbare Niederlage. Im entscheidenden Momente gab Disraëli gegen Palmerston den Ausschlag. Appellierte er doch an seine konservativen Parteigenossen und bestimmte sie, gegen das Kabinett zu stimmen. Das Ministerium gab seine Demission. Man besprach zahlreiche neue Kombinationen und so manche politische Persönlichkeit wurde bereits als neuer Premierminister genannt. Stets aber stand dabei Lord Derby im Vordergrunde.

„Zufällig", schreibt die Gräfin, „hatten wir Lord Derby auf Montag, den 22. Februar zum Diner gebeten, zu welchem schon seit langem die Einladungen ergangen waren und zwar ohne Unterschied der Partei; auch Lord Granville und Lord Grey sollten erscheinen. Wir glaubten Lord Derby werde wegen seiner neuen

*) Clanricarde, den Lord Palmerston und Lady Palmerston, dessen politische Egeria, lebhaft verteidigten, wurden Verbrechen schlimmster Art zugeschrieben. So sollte er ein Testament zu seinen Gunsten gefälscht und sich vermittels Giftmordes den Weg zu seinem Vermögen gebahnt haben.

Pflichten absagen, aber er kam wirklich, wie seine Gattin mir schon vorher gesagt. Mit einer etwas abgehetzten Miene trat er ein und bat uns im voraus um Entschuldigung, wenn er sich bald nach der Tafel wieder entfernen werde. Die Anwesenheit von Lord Derby, das Geheimnis, das seine jetzigen Bemühungen umgab, die Ungewißheit der Zukunft, sowie der Umstand, daß sowohl Lord Grey, von dem man sagte, er habe es abgelehnt, in ein Kabinett Derby einzutreten, als auch Lord Granville, einer der hervorragenden Minister des letzteren Kabinetts, zugegen waren, gab unserem Diner ein großes Interesse. Graf Lavradio nannte es ein „historisches Diner". Auch der Herzog von Cambridge und der Herzog und die Herzogin von Aumale waren anwesend, aber sie traten an diesem Tage in den Hintergrund neben der Persönlichkeit Lord Derbys, um die sich alles drehte. Man suchte in seinen Augen zu lesen und aus seiner Haltung zu erraten, ob er mit der Kabinettsbildung reüssieren werde oder nicht. Der Herzog von Cambridge sprach lange mit ihm; Lord Granville versuchte Lady Derby auszuhorchen, aber sie hielt sich tapfer und ließ sich keine Indiskretion zuschulden kommen; im Laufe des Abends sagte sie zu meinem Manne, sie habe Lord Derby versprochen, verschwiegen zu sein.

„Tausenderlei Gerüchte schwirrten umher. Die Peeliten sollten sich geweigert haben, sich mit Lord Derby zu verbinden usw. . . . . »Am Sonnabend ungefähr um 7 Uhr« so erzählte Lady Derby mir später den Verlauf, »ließ die Königin Lord Derby kommen, der durchaus keine Lust bezeigte, die Regierung zu übernehmen und vorsichtig die Monarchin darauf aufmerksam machte, daß er keine Majorität im Parlamente besitze. Er gab ihr den Rat, sich an Lord John Russell zu wenden, damit dieser mit Lord Palmerston sich ins Einvernehmen setze.« Lord Derby kehrte darauf nach Hause zurück. Als er am andern Morgen um elf Uhr mit seiner Gattin und seiner Tochter die Treppe hinabschritt, um sich zur Kirche zu begeben, sagte er zu ersterer: er nehme an, daß die Königin, da sie ihm nichts weiter habe sagen lassen, Lord Palmerston als Premierminister behalten werde. Kaum aber war er einige Schritte die Straße hinunter gegangen, als er einem Boten der Königin begegnete, der ihm ein Handschreiben der letzteren überbrachte — des Inhalts, die Monarchin

bestehe darauf, daß er die Bildung des Kabinetts übernehmen solle. Daraufhin ging er ans Werk. Lady Derby erzählte, ihr Mann mache sich ganz und gar nichts aus der Stellung eines Premierministers, aber seine Partei habe von ihm die Übernahme der Regierung verlangt — und er selbst hätte eingesehen, daß, wenn er diesmal ablehne, es mit der konservativen Partei auf lange Zeit hin aus sei. Auch Lord Clarendon sagte mir, daß Lord Derby es im Grunde vorziehe, der glänzende Führer der Opposition zu sein, als die Last und Verantwortlichkeit der Geschäfte zu tragen.

„Ich gestehe, daß ich noch keine so interessante Zeit in England erlebt habe, als während jener Wochen. Die Veränderungen, die eine solche Krisis mit sich bringt, sind außerordentliche, da sie sich bis auf die Hofämter und die nächste Umgebung der Königin erstrecken. Jeder der eine Stellung in der neuen Regierung übernimmt, muß seinen Sitz im Parlament niederlegen und sich einer Neuwahl unterziehen. Die fröhlichen Züge der einen, die langen Gesichter der anderen, die von jeder Partei zur Schau getragene Zuversicht, das Vertrauen Lady Palmerstons auf den »Stern« ihres Gatten — alles das war für uns von größtem Interesse.*) Glücklicherweise standen wir mit allen Parteien auf gutem Fuße. Am Dienstag besuchten wir Lady Palmerston, in deren Salon wir zahlreiche Gäste vorfanden. Sie war sehr erregt und entrüstet gegen das Parlament, das sie der größten Undankbarkeit gegen ihren Gatten beschuldigte. Auch behauptet sie, letzterer hätte ruhig bleiben und ein Vertrauensvotum verlangen können, das man ihm gewiß gewährt haben würde, aber er habe vorgezogen, darauf zu verzichten, weil das Verhalten des Parlaments zu jammervoll gewesen sei. Sehr beunruhigte sie, welchen Eindruck

*) Sehr drollig erzählte Lord Lyndhurst der Gräfin, wie es mit seiner Demission bei derselben Gelegenheit gegangen. Ins Schloß hinein habe er sich noch in Amt und Würden begeben. Die Bedienten hätten ihn durch die Hauptgemächer geführt und ihn als „Großkanzler" angeredet. Sobald er aber seine Würde abgegeben, habe man ihn auf einer kleinen Treppe wieder hinuntersteigen lassen, an deren Ende unten sich ein Diener befunden, welcher ihn mit Gönnermiene gefragt, ob er vielleicht „den Wagen Lord Lyndhursts" rufen solle. Bemerkenswert ist übrigens nach dem Bericht der Gräfin, daß die Königin die früher am Ruder befindliche Partei mehr liebte als die neuen Machthaber, was in vielen charakteristischen Einzelheiten hervortrat.

der Sturz des Kabinetts in Frankreich machen werde; sie sah in dieser Hinsicht sehr schwarz, weil, wie sie behauptete, der Rücktritt ihres Gatten leicht einen Bruch zwischen den beiden Ländern herbeizuführen vermöge. Während meines Besuches wurden Herr und Frau v. Persigny angemeldet — ersterer trat sehr bestürzt ein, und letztere und Lady Palmerston umarmten sich wie zwei Menschen, die sich nach dem Verluste eines gemeinsamen teuren Verwandten zum ersten Male wieder sehen.

„Am 25. kannte man bereits die neue Ministerliste. Das Ministerium Derby war ganz vortrefflich zusammengesetzt. Lord Malmesbury, der persönliche Freund des französischen Kaisers, bot als Minister des Auswärtigen eine Garantie dafür, daß die Beziehungen Englands zu Frankreich unter dem Ministerwechsel nichts zu leiden haben würden. Man fand Lord Ellenborough als Staatssekretär für Indien hervorragender als Mr. Vernon Smith und meinte auch, daß General Peel ein besserer Kriegsminister zu werden verspreche als Lord Panmure. Als glücklicher Umstand wurde bezeichnet, daß Lord Stanley, der Sohn von Lord Derby, welcher für liberaler als sein Vater galt, sich entschlossen, in die Regierung einzutreten. Es hatte mehrerer Tage bedurft, um ihn zu diesem Entschlusse zu bringen, und seine Mutter war es gewesen, die endlich dies erfreuliche Resultat herbeigeführt. Mit dieser einen Ausnahme konnte das Ministerium als ein rein konservatives gelten. Kein einziger Peelite war in dasselbe eingetreten. Gladstone hätte es gern getan, aber die anderen Peeliten protestierten. Disraëli, obwohl bei Hofe und in der Gesellschaft unbeliebt, besaß Geist und Talent; man sah ihn deshalb als ein unvermeidliches Zubehör des Torykabinetts an. Lord Eglinton entschloß sich, als Vizekönig nach Irland zu gehen.

„Die einzige etwas bedenkliche Wahl, die Derby getroffen, war die der nicht beliebten Herzogin von Manchester als Oberhofmeisterin an Stelle der Herzogin von Sutherland. Alle Welt eiferte gegen sie, nicht zuletzt, weil sie deutscher Abkunft war. „Ich fand ja auch“, bemerkt die Gräfin, „die Wahl nicht sehr glücklich, aber ich muß doch sagen, es amüsierte mich, mit anzusehen, wohin politische Leidenschaft den Menschen führt. Die einen behaupteten, sie wäre nur die Tochter eines Buchhändlers,

die andern, die eines Schullehrers, während sie in Wirklichkeit eine Gräfin Alten war. Man erzählte auch, sie spräche nur sehr schlecht englisch, ihr Gatte sei überhaupt nur ein kleiner Herzog usw. Sie war geistig unbedeutend aber sehr schön, welcher letztere Umstand den Neid der anderen Damen erregte. Lord Derby bewunderte sie sehr. Man erzählte, die Herzogin habe sich einige Jahre früher auf einem Diner bei einem Glase Champagner von ihm versprechen lassen, daß, wenn er jemals zur Macht gelange, er sie zur Oberhofmeisterin der Königin machen werde. Diese Wahl wurde also Lord Derby sehr verdacht und schadete ihm, weil sie zu der Annahme Veranlassung gab, er lasse sich von den Launen einer schönen Frau bestimmen.

„Das Kabinett Palmerston war zunächst abgetan — und es sollte weit mehr Zeit vergehen, als man anfangs geglaubt, bis sein Leiter wieder die Zügel der Regierung ergriff! Er selbst trug freilich vom ersten Tage seines Rücktritts an die größte Zuversicht zur Schau und erklärte jedem, der es hören wollte, daß er binnen kurzem sich wieder am Ruder befinden werde. So sagte er charakteristischerweise, als er während einer Soiree bei der Herzogin von Cambridge eine Mondfinsternis vom Fenster aus am Himmel beobachtete: »Die Verfinsterung ist nun da, und hier ist eine andere (er wies dabei auf sich) — beide aber werden nicht lange dauern!« — —

„Herr v. Manteuffel und Herr v. Massow hatten meinen Mann gebeten, für die Dosen, die sie beide von der Königin und dem Prinzgemahl anläßlich der Hochzeit erhalten, den Gebern zu danken. Zur Erledigung dieses Auftrages benutzte er die Spanne Zeit, welche zwischen dem Rücktritte des alten und dem Antritt des neuen Kabinetts lag. Die Unterredung mit dem Prinzen Albert kam ihm um so gelegener, als es ihn interessierte, aus dem Munde des letzteren selbst zu hören, wie dieser die Lage auffaßte. Der Prinz sprach von den Ursachen der Krisis und gab dabei seiner Überzeugung Ausdruck, daß das neue Ministerium sich bis zum nächsten Jahre halten könne. Sehr scharf äußerte er sich über den französischen Kaiser, der, wie er sagte, seine ruhige Besinnung verloren und sowohl die französische wie die englische Nation brüskiert habe. Hätte er dieselben doch zu Mitschuldigen eines Attentates

stempeln wollen, das von Italienern begangen worden sei. — Am Schlusse der Unterhaltung ging der Prinzgemahl dann auf ein anderes Thema über. Er erzählte mit großer Befriedigung von dem Empfang, der der Prinzeß Royal in Berlin zuteil geworden, klagte aber doch, daß die Königin (Elisabeth) ihr nicht freundlicher entgegengekommen sei. Sie könne sich nicht daran gewöhnen, eine englische Nichte zu haben."

Es wäre zu weitläufig, die Details anzuführen, mit denen der Prinz diese Meinung zu begründen suchte. Sie beruhten auf gänzlich unrichtigen Mitteilungen und vagen Gerüchten, die von einzelnen hochgestellten Persönlichkeiten kritiklos weiter verbreitet wurden. Ein im Nachlasse Bernstorffs befindlicher Brief der Gräfin Amélie v. Dönhoff*) beweist, wie die Königin Elisabeth gleich von Anfang an von dem Liebreiz und der Anmut der Prinzessin eingenommen worden war.

„Der Wiederhall der allgemeinen Akklamation," schreibt die Gräfin Dönhoff, „welche diesem uns jetzt angehörigen, liebenswürdigen Gliede unseres Königshauses zuströmt, wird zu Ihnen gedrungen sein. Aber die Beziehungen, welche sich in unserem stillen Charlottenburg knüpften, dringen vielleicht nicht so weit hinaus, und so wird es Ihnen lieb sein, wenn ich Ihnen erzähle, wie nahe Prinzeß Viktoria dem Herzen der Königin bereits steht! Sie kennen dies einfache, wahrhaftige Herz und werden im voraus ermessen haben, wie bald die kindlich aufrichtige Natürlichkeit, der liebenswürdige Verstand und das warme Gefühl, mit welchem die junge Prinzeß Ihr entgegenkam, Anklang in demselben finden würde. »Man muß sie lieb haben!« waren der Königin erste Worte nach dem ersten Begrüßen in Bellevue, Worte, die sich seitdem bei jeder Begegnung bewährten!"

Sehr bald nach dem Antritt des Kabinetts Derby konnte Bernstorff feststellen, daß die Sympathien für Frankreich — trotz der Bemühungen, die Malmesbury anfangs anwandte, um das gute Verhältnis zu diesem Lande aufrecht zu erhalten — in Eng-

*) Gräfin Amélie v. Dönhoff, Hofdame der Königin Elisabeth. Berlin. 10. April 1858.

land bedeutend abnahmen. Nach langer Zeit wieder machte die Presse in London auf die von Frankreich drohenden Gefahren aufmerksam. Auch bemerkte der preußische Vertreter mit Genugtuung, wie man in den leitenden englischen Kreisen die Notwendigkeit einer Annäherung an die mitteleuropäischen Mächte an der Themse endlich von neuem anerkannte. Preußen wurde jetzt wieder in England populärer, während man heftig auf die leitenden französischen Kreise schalt.

„Graf Walewski erhielt in London scharfen Tadel*). Man verabscheute ihn hier geradezu — beispielsweise sagte Lady Lyndhurst von ihm in wenig gewählten, aber sehr deutlichen Worten: »Dem Kaiser Napoleon gebe ich nur noch ein Jahr; er ist ja fast nur von Spitzbuben umgeben, und sein Minister des Auswärtigen ist der pomphaft auftretende Abenteurer Walewski, der ihn für ein Fünffrank-Stück verraten würde! Der Stern der Orleans ist im Steigen!«

„Man entsann sich plötzlich der Tatsache, die man ganz vergessen zu haben schien, daß man den französischen Kaiser und Herrn v. Persigny als politische Flüchtlinge gekannt hatte, die unter dem Schutze Englands gelebt und währenddessen beständig gegen die französische Regierung konspiriert hatten. Man druckte jetzt in den englischen liberalen Blättern das Verhör ab, dem Herr v. Persigny vor der Kammer der Pairs unterzogen worden war. In diesem hatte er zugegeben, daß er einen höheren Offizier habe töten wollen, worauf man ihn als des Mordversuches schuldig verurteilte. Man machte auf die Verschiedenheit der Sprache aufmerksam, die Herr v. Persigny im Jahre 1840 als Verschwörer, im Jahre 1848 als Republikaner und im Jahre 1858 als Botschafter des französischen Kaisers geführt. Lord Malmesbury, der den jetzigen Botschafter schon sehr genau gekannt, als dieser noch den Schutz des Asylrechtes in England genossen, erzählte mir, er habe gleich nach dem Attentate zu ihm gesagt: »Nehmen Sie sich in acht, das ist eine sehr heikle Angelegenheit! Rühren Sie nicht an die alten Erinnerungen und rufen Sie nicht einstige Tage den Leuten wieder ins Gedächtnis; man könnte sich der damaligen Vorkommnisse gegen Sie bedienen!«

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

Aber Persigny habe ihm geantwortet: »Das wird man niemals wagen gegen den französischen Botschafter!« Herr v. Persigny in seiner höchst erregten und höchst gereizten Stimmung hatte sich für stark genug gehalten, um in England alles wagen zu können."

Bernstorff erfuhr, daß Persigny, erfüllt von Zorn und Wut, sogar offen Partei für das alte Ministerium genommen und mit heftigen Worten die neuen Minister angegriffen hatte. Auch war von ihm sofort das Ende der Allianz in Aussicht gestellt worden. Während aber der französische Vertreter wie ein Stier, der sich auf das vorgehaltene rote Tuch stürzt, tobte und wütete, hatte sich Derby schon mit Walewski unter der Hand verständigt. Letzterer unterließ es, Persigny rechtzeitig von dem Ergebnis dieser Einigung (daß nämlich Frankreich das Verlangen nach Ausnahmegesetzen in England aufgebe) zu verständigen. Er wollte Persigny reizen, zu törichten Handlungen verleiten, und sich auf diese Weise des verhaßten Nebenbuhlers entledigen. Lord Derby, der Persigny von allem unterrichtet glaubte, sprach mit ihm über die Einigung, worauf letzterer in einem förmlichen Wutanfall alsbald seine Demission gab, die auch in Paris angenommen wurde.*) Allerdings durfte man nicht vergessen, daß Persigny beständig gegen Walewski bei Napoleon intrigiert hatte. Der Herzog von Malakoff wurde zu Persignys Nachfolger ernannt, was in London zuerst Aufsehen erregte, aber mit Lord Derbys Einwilligung geschehen war. Im Publikum faßte man diese Ernennung „als den letzte Appell an den Bestand der Allianz" auf. Erinnerte doch schon des Herzogs Name an den Bund beider Länder in einer großen Zeit militärischen Zusammenwirkens. Man glaubte sogar in jener Ernennung ein Kompliment Napoleons zu sehen, „ohne jedoch viel Geschmack daran zu finden."

Nachdem die englische Jury die in London wohnenden Helfershelfer des Attentäters Orsini, Bernard und Pierri, freigesprochen,

*) Auch Frau v. Persigny, der ihr Gatte sofort durch einen seiner Freunde den Sachverhalt mitteilen ließ, weinte und jammerte und machte aller Welt die fürchterlichsten Szenen. Schließlich wurden bei dem Jammer selbst die Engländer gerührt und begannen Persigny und seine Gattin als beklagenswerte Opfer anzusehen.

erwartete alle Welt eine jähe Lösung des englisch-französischen Bündnisses. Napoleon war jedoch, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, zu klug, um aus der Freisprechung derselben weitere Konsequenzen zu ziehen. Die Allianz bestand also weiter, verlor aber in der öffentlichen Meinung jeden Kredit. Mit Wohlgefallen beobachtete die russische Diplomatie das Schwinden der Sympathien für Frankreich in England. Für einen gewandten Repräsentanten Rußlands an der Themse war gesorgt. Bekleidete doch jetzt Baron Brunnow an Stelle des unfähigen Chreptowitsch den Posten des russischen Botschafters in London. Als Mensch war er Bernstorff und dessen Gemahlin wenig sympathisch, weil sie ihn trotz seines verbindlichen Wesens für falsch hielten. Von der Geschicklichkeit dieses Diplomaten im politischen Intrigenspiel hatte Bernstorff eine ziemlich hohe Meinung. Er berichtete schon bald nach der Ankunft Brunnows in London nach Berlin, wie die Beziehungen des Zarenreiches zu England unter dem neuen Kabinett sich allmählich intimer gestalteten. Am schlechtesten wußte sich in die neue Situation von den Vertretern der europäischen Diplomatie nach dem Sturze Palmerstons der sardinische Vertreter, Graf Azeglio, zu finden. Er vermochte seine Anhänglichkeit an die zurückgetretenen Minister so wenig zu verbergen, daß er seine Stellung kompromittierte und sich das Übelwollen der neuen Machthaber zuzog. Allerdings war diese Stimmung Azeglios dadurch begründet, daß das Kabinett Derby sich zu Österreich viel freundlicher stellte, als es Palmerston in der letzten Zeit getan. Wirklich helle Freude über den Sturz des letzteren empfand vor allem der sächsische Vertreter, Graf Vitzthum. „Er stand,“ heißt es in den Aufzeichnungen der Gräfin, „den Tories sehr nahe, und Lady Palmerston erzählte mir von ihm, er habe, als er nach dem Rücktritte des Ministeriums zu ihr gekommen, sein Gesicht zur Kondolenz erst künstlich zurechtziehen müssen.“ Sein Abgang nach Lissabon ersparte es ihm, einen politischen Eiertanz aufführen zu müssen.*) Graf Apponyi, der seit 1857 nach der Abberufung Colloredos die Interessen des alten Kaiserstaates an der Donau zu vertreten hatte,

*) Er begleitete den Prinzen Georg von Sachsen, späteren König, auf die Brautschau nach Lissabon.

war nach Vitzthums Meinung nicht geistig bedeutend und energisch genug. Er ließ sich, meinte er, mehr von den Ereignissen treiben, als handelnd in dieselben einzugreifen.*)

.... „Was uns selbst anlangte, so befanden wir uns in einer außergewöhnlich guten Position. Da zwischen uns und zahlreichen Angehörigen des früheren und jetzigen Kabinetts freundschaftliche Beziehungen herrschten, so verkehrten wir andauernd in den Häusern von Mitgliedern beider Parteien. Beispielsweise luden uns in bunter Reihenfolge Lord Clarendon, Lord Malmesbury und Lord Palmerston ein. Wir nahmen auch fast an allen ersten Diners teil, die zu Ehren der neuen Minister gegeben wurden, so daß ich einmal im Scherze sagte, daß die Torypartei uns geradezu kompromittiere. Das neue Ministerium zeigte ein großes Vertrauen zu meinem Manne und wandte sich sofort an ihn, um seine Beihilfe und seine guten Dienste in einer Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, die die Existenz des Kabinetts von Anfang an zu gefährden drohte. Es handelte sich um Neapel.

„Mein Mann vertrat aus besonderer Gefälligkeit schon seit mehr als einem Jahre die neapolitanischen Angelegenheiten bei der englischen Regierung, obwohl er sich dieser undankbaren Sache, die ihm viel Mühe und Beschwerde verursachte, nicht nur aus politischen Rücksichten, sondern auch um seiner selbst willen gern entledigt hätte. Das Torykabinett würde die seinerzeit jählings abgebrochenen Beziehungen zu diesem Lande viel leichter und schneller haben erneuern können, wenn ihm nicht ein unglückseliger Zwischenfall dies ungemein erschwert hätte — ein Zwischenfall, der von der Opposition sofort benutzt wurde, um das Ministerium aufs äußerste zu

*) Apponyis waren dem Grafen und der Gräfin schon von früher her bekannt. Letztere schildert deren Auftreten auf einem Balle bei dem türkischen Botschafter Musurus folgendermaßen: „Graf Apponyi trug ein prachtvolles, mit Türkisen besetztes ungarisches Nationalkostüm. Auch seine Frau erschien in nationaler Tracht, die ihr aber nicht sehr gut stand. Ihre kleine Mütze aus Samt und die Schlieze paßten nicht zu den hochmodernen Frisuren und Kleidern der anderen Damen. Der gute Eindruck, den sie bei ihrer schlanken schönen Figur machte, wurde dadurch beeinträchtigt, daß sie schielte und sehr kurzsichtig war. Man fand sie elegant, aber kalt und wenig zuvorkommend. Ihn fand man liebenswürdig, hielt ihn aber in politischer Hinsicht für keine bedeutende Persönlichkeit.“

chikanieren. Im Monat Juni des vergangenen Jahres landete ein zwischen Genua, Cagliari und Tunis verkehrendes sardinisches Schiff in Ponza an der neapolitanischen Küste Bewaffnete, welche die daselbst befindlichen politischen Gefangenen befreiten und an Bord mit sich führten. Bald darauf setzte dasselbe Fahrzeug an einem anderen Küstenorte 400 Mann aus, die sofort versuchten, die dortige Bevölkerung zur Revolution zu verleiten. Das sardinische Schiff, der »Cagliari«, war weitergefahren und wurde dabei von zwei neapolitanischen Fregatten aufgegriffen, die es als gute Prise erklärten. Kapitän und Mannschaft behielt man in Gewahrsam und strengte einen Prozeß gegen sie in Salerno an. Die sardinische Regierung gab vor, der Kapitän sowohl als seine Leute seien gezwungen worden, den Insurgenten, die sich des Schiffes mit Gewalt bemächtigt, zu gehorchen. .... Unter der Mannschaft befanden sich zwei englische Maschinisten, die man in London als Opfer der Gewalttat der Insurgenten bezeichnete. Das neapolitanische Kabinett war jedoch entgegengesetzter Ansicht und behauptete, der Kapitän, seine Leute und auch jene Maschinisten seien alle schwer kompromittiert" ....

Der Prozeß zog sich sehr lange hin — man zürnte in England über diese Langsamkeit, und die englische Presse brachte die heftigsten Artikel gegen die neapolitanische Regierung. Das Torykabinett war ursprünglich von den besten Gesinnungen für Neapel beseelt gewesen, aber als die Opposition die Sache der öffentlichen Meinung zu der ihren machte, fing es an, den Mut zu verlieren. Wie die Gräfin erzählt, bat Lord Malmesbury Bernstorff um seine Vermittlung. Vor allem sollte die Freilassung jener englischen Gefangenen durchgesetzt werden, weil dann die diplomatischen Beziehungen Englands zu Neapel, die bekanntlich abgebrochen worden waren, wieder aufgenommen werden könnten. Inzwischen erfolgte aber ein neuer Ansturm im Parlamente, wo die Opposition erklärte, sich mit der Freilassung der Gefangenen allein nicht begnügen zu können, man müsse auch für Sardiniens Recht eintreten, das durch den völkerrechtswidrigen Übergriff Neapels verletzt worden sei. Wäre doch der „Cagliari", rief Palmerston aus, nicht in neapolitanischen Gewässern, sondern auf hoher See ergriffen worden — eine Behauptung, die sich hinter-

her als falsch erwies. Endlich gelang es Bernstorff durch seine unausgesetzten Bemühungen, die Freilassung der beiden englischen Maschinisten in Neapel durchzusetzen. Einen öffentlichen Dank erhielt er freilich vom britischen Kabinett dafür nicht, denn man schrieb in London das Verdienst für jene Tat Mr. Lyons zu, der ohne offizielle Mission nach Neapel gesandt worden war. Malmesbury benutzte sogar den Vorgang als Beweis dafür, wie unpraktisch es gewesen sei, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen. Die Opposition, im Verein mit dem sardinischen Gesandten, gab sich freilich auch jetzt, wie sie ja vorher angekündigt, nicht zufrieden, vielmehr sollte Neapel noch Schadenersatz an Sardinien für die Wegnahme des Schiffes leisten. Es würde jedoch zu weit führen, in alle Details der Sache einzugehen. Genug — das Kabinett ließ sich schließlich, um den Angriffen der Opposition auszuweichen, herbei, die Forderungen Piemonts in diesem Streite moralisch zu unterstützen. Bernstorff ward endlich der ganzen Affäre, die ihm soviel Zeit und Arbeit gekostet, gründlich überdrüssig. Er berichtete zwar noch weiter gewissenhaft nach Neapel, hatte aber keine Lust mehr, besonders eifrig und tätig in die Angelegenheit einzugreifen.

Im Juni ließ der Prinz von Preußen als Zeichen seines besonderen Vertrauens Bernstorff den Gesandtschaftsposten in Wien anbieten. Der Prinz wollte Österreich gegenüber eine selbstbewußtere und energischere Politik einschlagen. Es war deshalb nur natürlich, wenn er des Mannes dabei gedachte, der Preußens Rechte gegen Schwarzenberg in den Jahren 1848 bis 1850 so tapfer verteidigt hatte. Bei der ersten Anfrage Manteuffels war Bernstorff freilich geneigt, diesen Vorschlag eher als ein Mißtrauensvotum denn als eine Auszeichnung anzusehen. In seiner Antwort bat er dringend, in London bleiben zu können, unter folgender Begründung:

Bernstorff an Manteuffel.

London, den 5. Juni 1858.*)

„Euer Exzellenz geehrtes von gestern datiertes Privatschreiben habe ich heute zu erhalten die Ehre gehabt und ich beeile mich,

*) Antwort auf das Schreiben Manteuffels an Bernstorff. Berlin, 4. Juni 1858.

auf die darin von Hochdenselben, kraft Ermächtigung S. K. Hoheit des Prinzen von Preußen, an mich gestellte Frage, ob meine Versetzung nach Wien mir angenehm oder unangenehm sein würde, ganz gehorsamst zu erwidern, daß mir eine solche höchst unangenehm sein würde.

„Da S. K. Hoheit die Gnade gehabt haben, mir diese Frage vorlegen zu lassen, und da ich daher wohl umsomehr annehmen darf, daß Höchstdieselben nicht beabsichtigen, mich gegen meinen Wunsch von einem Posten zu entfernen, den ich glaube unter schwierigen persönlichen und sachlichen Verhältnissen zur Zufriedenheit der K. Regierung ausgefüllt zu haben, und wo ich mir meine für mich selbst und, wie ich glaube hoffen zu dürfen, für die Interessen des K. Dienstes befriedigende Stellung durch alle möglichen Anstrengungen errungen habe, so brauche ich hier für den Augenblick wohl nicht auf die Gründe einzugehen, welche mich insbesondere nicht wünschen lassen nach Wien zurückzukehren. Im allgemeinen aber erlaube ich mir hier auszusprechen, das ich das Hin- und Hergeworfenwerden in der Welt satt habe und nichts mehr wünsche, als ruhig auf meinem Posten zu bleiben, der mir unbedingt von allen der liebste ist. Selbst Paris — wohin ich eventuell, wenn dieser Posten einmal vakant werden sollte, unendlich viel lieber als nach Wien ginge — würde mir unter den jetzigen Verhältnissen nicht so angenehm als London sein. Euer Exzellenz sage ich schließlich noch meinen verbindlichsten Dank für die mir freundlichst gemachte vertrauliche Eröffnung und den darin liegenden Beweis, daß Hochdieselben sich meiner Interessen gütigst annehmen."

Auch an den Prinzen von Preußen selbst richtete Bernstorff in dieser Angelegenheit ein längeres Schreiben. Er faßte hier alle Gründe zusammen, die für seinen Wunsch, noch länger in England zu bleiben, maßgebend waren. Dabei wies er vor allem auf den Wechsel der politischen Anschauungen hinsichtlich Preußens hin, der sich seit seiner Anwesenheit in London vollzogen habe. Wie anders sei jetzt die Position des preußischen Gesandten dort, im Vergleiche mit der zur Zeit des Krimkrieges:*)

*) Bernstorff an den Prinzen von Preußen. London, den 3. Juli 1858. (Der Prinz weilte damals in Baden-Baden.)

... „Seitdem ist meine Stellung allmählich eine erfreulichere und angenehmere geworden, und das Werk der nahen Verbindungen zwischen den beiden Allerhöchsten Höfen, an welchem ich das Glück gehabt, einen so tätigen Anteil nehmen zu dürfen, hat dem ganzen Verhältnis die Krone aufgesetzt. Während ich zu meiner Freude und Genugtuung sehe, daß die Beziehungen zwischen den beiden Kabinetten unter meiner schwachen Mitwirkung täglich befriedigender und vertrauter werden, berechtigen mich auch bei der anerkannten Wahrhaftigkeit der Königin Viktoria die zahlreichen Beweise von persönlicher Achtung und Teilnahme, welche Ihre Majestät nicht aufhört mir und meiner Familie zu geben, zu der Annahme, daß etwaige Vorurteile, welche in der ersten Zeit infolge der besonderen Umstände meiner Ernennung hier fast unfehlbar vorhanden sein mußten und lange von gewisser Seite her geflissentlich genährt worden sind, der Überzeugung Platz gemacht haben und immer mehr Platz machen werden, daß ich mich durch alle meine Sympathien nächst Preußen am meisten zu England und ganz insbesondere zu der königl. Familie, die ich auf das innigste liebe und verehre, hingezogen fühle. Meiner persönlichen Meinung nach wird auch kein anderer mit mehr Liebe und Überzeugung die engste Verbindung zwischen den beiden Höfen und Ländern nähren und pflegen können, als ich es tue.

„Wenn es mir hiernach unmöglich ist, einen Grund aufzufinden, welcher meine Entfernung von hier wünschenswert oder gar notwendig machen könnte, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß Eure Königliche Hoheit in Höchstihrer mir immer gleichmäßig bewährten wohlwollenden Gnade und Gerechtigkeit, mich von etwaigen, hierfür von irgend einer Seite her geltend gemachten Gründen gnädigst in Kenntnis zu setzen geruhen werden, damit ich, ehe dieselben irgend einen Einfluß auf Höchstdero Entschlüsse üben könnten, in der Lage wäre, Eurer Königlichen Hoheit die vollständigsten Aufklärungen darüber zu geben, wie ich dies auch gern gelegentlich über die Bedingungen und Voraussetzungen tun würde, unter denen allein ich mich s. Z. zur Übernahme dieses Postens verstanden habe und welche, wie ich gewiß bin, nicht nur Eurer Königlichen Hoheit Billigung, sondern sogar die vollständige Anerkennung des englischen Hofes gefunden haben würden.

„Sollten Eure Königliche Hoheit mich über diese Verhältnisse sprechen wollen, und etwa befehlen, daß ich mich während Höchstdero Anwesenheit in Ostende dorthin begäbe, so würde ich um gnädigsten desfallsigen Bescheid und um die Erlaubnis bitten, London gleich nach dem Ende dieses Monats verlassen zu dürfen, ein Zeitpunkt, wo meine Frau, welche nach ihrer Entbindung einer Reise zur Stärkung dringend bedarf, imstande sein wird, mich zu begleiten. Ebenso sehe ich auch darüber Eurer Königlichen Hoheit Befehlen ganz untertänigst entgegen, ob wir uns für die Zeit des Besuches der Königin von England nach Coblenz zu begeben haben, oder ob dies bei dem privaten Charakter dieses Besuches unterbleiben soll. . . . ."

Von der eigentlichen Absicht des Prinzregenten bei jenem Anerbieten wird bei dessen Schreiben vom 18. November noch näher die Rede sein.

Im Sommer war die Königin von England nach Berlin gereist, wo man sie in großartiger Weise empfangen und gefeiert. Sie gewann alle Herzen durch ihre Natürlichkeit, Jugendfrische und lebhafte Unterhaltung. Der Besuch trug einen rein familiären Charakter, da die Monarchin politische Gespräche sorgfältig zu vermeiden suchte. Um so eifriger diskutierte Lord Malmesbury, der zu gleicher Zeit in Berlin erschienen war, mit Manteuffel über die politische Lage, unter besonderer Berücksichtigung der damals wieder akuter gewordenen Krisis im Orient.*) Zugleich

*) Damals entbrannte zwischen den Mächten von neuem der Streit über einzelne auf der Pariser Konferenz strittig gebliebene Fragen. Zu ihrer Lösung wurde der Kongreß noch einmal berufen. Den Hauptanstoß bildete bei der Abtretung Bessarabiens seitens Rußlands an die Pforte die Bolgradfrage, d. h. ob Alt-Bolgrad oder Neu-Bolgrad mit dem zur Abtretung bestimmten Orte gemeint sei; ferner die an der Donaumündung liegende Schlangeninsel. Außerdem verzögerten die Russen die Räumung von Kars. Die Festungswerke von Ismaïl und Reni zerstörten sie, ohne nur von einer Entschädigung etwas wissen zu wollen. Endlich machte noch die Frage, ob die Donaufürstentümer in einer einheitlichen Verfassung organisiert oder nebeneinander mit besonderen Verfassungen bestehen sollten, viele Schwierigkeiten. Im August 1858 wurde dann von der Pariser Konferenz diese Verfassungsfrage geregelt.

trat er lebhaft dafür ein, daß Bernstorff Preußens Vertreter in London bleiben solle.

„Die englische Königin", schrieb Manteuffel am 30. August aus Berlin privatim an Bernstorff, „hat, soviel ich habe ermitteln können, sich hier sehr vorsichtig und reserviert gehalten. Sie hat fast nur im Familienkreise sich bewegt und politische Gespräche vermieden. Ich habe sie nur ein einziges Mal in Babelsberg gesehen.

„Mehr Mouvement hat sich Prinz Albert gegeben. Stockmar*) hat ihn dabei wohl unterstützt, und er scheint S. K. Hoheit den Prinzen Friedrich Wilhelm zum Gegenstande seiner politischen Endoktrinierungen gemacht zu haben. Mit mir hat er nur von gleichgültigen Dingen geredet, und ich habe seine Unterhaltung auch nicht gesucht.

„Lord Malmesbury ist wiederholentlich bei mir gewesen, namentlich habe ich zwei eingehende politische Konversationen mit ihm gehabt. Die erste begann mit dem Aussprechen des Wunsches, daß *Eure Exzellenz unserem dortigen Gesandtschaftsposten erhalten bleiben möchten*. Ich erwiderte ihm, daß wir in diesem Wunsche ganz zusammenträfen, und daß, wenn Gerüchte von Änderungen vielleicht aufgetaucht wären, diese wohl ihren Ursprung in nicht offiziellen Kreisen haben möchten; ich stellte ihm daher anheim, ob er nicht seine Ansicht über das Wünschenswerte Ihres ferneren und längeren Verbleibens in London recht eindringlich Sr. K. Hoheit dem Prinzen von Preußen darlegen wolle. Das versprach er mir und hat es wohl auch getan. Ganz besonders *protestierte Lord Malmesbury, wie ich im engsten Vertrauen hinzusetze, gegen Ihre Ersetzung durch Herrn von Usedom*. Aus der ferneren Unterhaltung mit Lord Malmesbury sind mir besonders zwei Momente entgegengetreten. Einmal die eigene Unsicherheit bezüglich der ministeriellen Stellung, welche er doch nur als ein wie sich von selbst verstehendes Transitorium behandelte und in der er sich von tausend außer der freien Entschließung liegenden Zufälligkeiten abhängig darstellte, und sodann eine sehr tief begründete, ich will nicht sagen Furcht, aber Besorgnis vor den Plänen und Absichten des Kaisers der Franzosen. Ich teile in

*) Siehe S. 208, 356.

letzterer Beziehung, teils auf Grund sehr sorgfältiger eigener Beobachtung, teils auf Grund der motivierten Berichte des Grafen Hatzfeld, diese Besorgnis nicht; umsomehr hat es mich frappiert, sie unzweideutig bei Lord Malmesbury zu finden, der doch, wie mir bekannt, zu den ältesten Bekannten des Kaisers zählt.

„Mit großer Sorge sieht auch Lord Malmesbury die Entwicklung der türkischen Staatsverhältnisse an. Er verbindet aber auch damit den Hinblick auf Paris und meint, daß die orientalische Frage doch wieder die Handhabe bieten werde, um Krisen, wie man sie dort brauche, herauf zu beschwören. Lord Malmesbury fügte hinzu, daß, da weder England noch Preußen in der Türkei Erwerbungen zu machen hätten, beide Staaten derartige Erwerbungen aber demjenigen nicht wohl gönnen könnten, dem sie voraussichtlich zufallen würden, unsere Interessen wesentlich zur Erhaltung des türkischen Reiches uns zusammenführten. Deshalb schlüge er vor, daß wir in der türkischen Frage möglichst geeinigt vorgingen und uns darüber gegenseitig unsere Wahrnehmungen, Auffassungen und Entschließungen mitteilten. Ich habe ihm darauf erwidert, daß Preußen allerdings keine Ansprüche auf ein Stück der Türkei mache, und daß ich bereit sei, sowohl seine Mitteilungen über derartige Dinge dankbar und diskret entgegen zu nehmen, als auch meinerseits mich mit Offenheit gegen ihn auszusprechen, ohne jedoch irgend welche Verpflichtungen für eine unbestimmte Zukunft übernehmen zu wollen oder eine Koalition zu schließen. Mit dieser Reserve war er ganz einverstanden. In ähnlichem Sinne hat Lord Malmesbury demnächst Sr. K. Hoheit dem Prinzen von Preußen gesprochen.

„Lord Malmesbury bezeichnet es mir als seinen besonderen Wunsch, uns mit Österreich einig zu sehen. Ich habe ihm darauf gesagt, daß auch wir uns dieses Wunsches bewußt seien, daß es uns aber, wie wir glaubten, von der anderen Seite oft schwer, ja unmöglich gemacht werde, demselben zu entsprechen. Lord Malmesbury vermied es, in dieses Thema näher einzugehen, obwohl ich den Versuch machte, ihm darüber ganz reinen Wein einzuschenken. Er wiederholte, daß man in England den größten Wert auf das gute Einvernehmen Preußens mit Österreich lege.

„Lord Malmesbury war mit mir darüber einverstanden, daß

man im Interesse des Friedens alles vermeiden müsse, was den Anschein einer Koalition gegen Louis Napoleon habe, und tadelte das offen hervortretende Bestreben der österreichischen Diplomatie, in dieser Richtung zu wirken.

„Dies der wesentlichste Inhalt unserer Unterhaltung."

Zunächst trat im Sommer in allen politischen Verhandlungen eine große Ruhepause ein, die Bernstorff zu einer Erholungsfahrt benutzen wollte. „Wir würden damals," erzählt die Gräfin, „sehr gerne eine kurze Reise nach dem Kontinent gemacht haben, aber mein Kleinster war uns dabei ein Hindernis.*) Ich fühlte mich nicht wohl und hatte die größte Sehnsucht, eine Luftveränderung vorzunehmen, um mich nach der Zurückgezogenheit und den Leiden des letzten äußerst heißen Sommers ein wenig zu erholen. Aber ein Ausflug nach dem Kontinent ließ sich leider nicht einrichten, und so blieb uns denn kein angenehmerer Ort übrig als Brighton. .... Am 21. Juli war die Taufe unseres neugeborenen Sohnes; er wurde nach seinem Vater „Albrecht" und „Percy" nach dem Wunsche der Herzogin von Northumberland genannt. Lord Cranworth, Lady Eardley und der niederländische Gesandte Baron Bentinck waren die anderen Paten.

„Die ganze Zeremonie ermüdete mich sehr, wir hatten sie so zeitig angesetzt, weil es der 19. Jahrestag unserer Hochzeit war, und weil vor 14 Jahren an jenem Tage unser ältester Sohn die Taufe empfangen hat."

Nach einem kurzen Besuch bei den Eardleys weilten Bernstorff und seine Gemahlin noch auf einigen anderen Landsitzen, auf denen sie das Landleben der vornehmen englischen Welt von einer noch großartigeren Seite als bisher kennen lernen sollten. Zunächst besuchten sie das an Erinnerungen so reiche Schloß Hatfield, wo einst Elisabeth von England die Nachricht vom Tode ihrer Schwester Maria erhielt, und wo man noch im Parke die Eiche zeigt, unter der sie saß, als Lord Cecil Burleigh ihr anzeigte, daß sie Königin geworden sei.

„Schloß Hatfield**) fanden wir in jeder Hinsicht großartig.

*) Aufzeichnungen der Gräfin A. v. Bernstorff.

**) Ebenda.

Auf einem Hügel gelegen, beherrscht es mit seinen vier stolzen Türmen die Umgegend. Die ganze Einrichtung mit den Möbeln aus alter Zeit, den seltenen Kostbarkeiten, der großen Bibliothek und der Bildergalerie ist eine ungemein reiche. Unter den dortigen Gemälden befinden sich einige Porträts von Elisabeth, auch ein mehr merkwürdiges und originelles als schönes, welches die Königin im Kostüm der Diana als Jägerin darstellt, eine Tracht, die recht wenig zu ihrem ganzen Aussehen paßt."

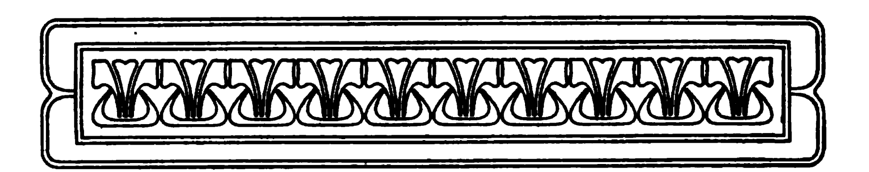
In Brighton, wohin sich der Graf und die Gräfin von hier aus zur Kur begaben, wurde ihnen der Aufenthalt durch die schwere Erkrankung ihres jüngsten Söhnchens sehr verleidet. Nach der Genesung desselben reisten sie dann über Liverpool nach Schloß Knowsley, dem Besitztum Lord Derbys, einer Einladung des letzteren folgend. „Daselbst ließen uns unsere komfortablen Zimmer die Länge der Reise und die traurige Öde der Landschaft, durch die uns unser Weg geführt, vergessen. Als wir den Salon betraten, war es mir, als sei ich plötzlich wieder nach London in einen der dortigen Salons versetzt worden. Dieselbe Eleganz, dieselben Gesichter, die wir in der Hauptstadt beständig gesehen. Auch die Herzogin von Manchester befand sich hier. Bei aller ihrer Schönheit machte sie auf mich nicht den Eindruck der Zuvorkommenheit. Lord Derby gerierte sich auch hier wieder als ihr Anbeter und erlaubte sich viele kleine Scherze mit ihr, die zuweilen etwas weit gingen und die ihr, namentlich in meiner Gegenwart, nicht immer angenehm waren. Er mokierte sich über ihre Aussprache des Englischen und neckte sie überhaupt viel, während er ihr beständig lebhaft die Cour machte. — Ihr Gatte spielte dabei gänzlich die Nebenrolle. Eine Schar übermütiger junger Leute umgab sie und bildete gewissermaßen ihren kleinen Hofstaat.

„Das Schloß von Knowsley ist in seinen einzelnen Teilen innerhalb verschiedener Epochen erbaut. Es wurde ungemein vergrößert und verschönt durch den ersten Grafen Derby. Dieser setzte dort seinem Schwiegersohn, dem Herzog von Richmond (welcher als König den Namen Heinrich VII. führt) die Krone auf, nachdem Richard III. in der Schlacht bei Bosworth getötet worden. Im Laufe der Zeit erfuhr das Schloß dann noch mannigfache Veränderungen, so daß das aus roten Backsteinen

aufgeführte Gebäude einen sehr unregelmäßigen Eindruck macht. Einen prächtigen Anblick gewährt der große Speisesaal mit den wertvollen Familienporträts, darunter das des ersten Lord Derby und seiner Tochter Margarethe, Herzogin von Richmond und Mutter Heinrichs VIII. Die ganze Häuslichkeit muß als großartig bezeichnet werden. Uns erschien sie als die schönste, die wir bisher gesehen — alles so reichlich und einheitlich! Nichts störte oder fehlte. Auch Küche und Bedienung und was sonst damit zusammenhängt, konnten als mustergültig bezeichnet werden. Pferde und Wagen waren in großer Anzahl vorhanden. Bei einem Ausflug nach Liverpool erregte die mit vier prächtigen Rappen bespannte Equipage Lord Derbys, deren Kutscher Livreen von altertümlichem Schnitt trugen, das Aufsehen der ganzen Stadt.

„Lord Malmesbury, der sich ebenfalls unter den Gästen befand, erzählte uns begeistert von seinem Aufenthalt in Berlin und erfreute sich an dem Gedanken, die Königin im Frühjahr wieder dorthin zu begleiten. Hatte doch die Monarchin die Absicht, bei der Taufe des Kindes, das die Prinzeß Royal erwartete, zugegen zu sein. Er sagte, daß man in Berlin infolge der schweren Krankheit des Königs großen Veränderungen entgegensehe. Er (Malmesbury) habe jedoch dem Prinzen von Preußen die Hoffnung ausgesprochen, daß diese sich nicht auf die Gesandtschaft in London ausdehnen möchten, worauf letzterer sich in seiner Antwort sehr liebenswürdig über meinen Mann geäußert."

Mit einigen Zeilen über einen kurzen Aufenthalt bei Lord und Lady Westmoreland schließen die Erinnerungen der Gräfin, die uns ein so lebendiges und anziehendes Bild des Lebens und Wirkens Bernstorffs inmitten der diplomatischen Kreise Londons und der vornehmen englischen Gesellschaft gegeben. Es ist tief bedauerlich, daß eine solche Quelle für die späteren Jahre der Wirksamkeit Bernstorffs nicht mehr zu Gebote steht, namentlich für die Zeit seines Ministeriums und die Jahre 1864, 1866 und 1870, wo ohnedies die hinterlassenen Aktenstücke immer spärlicher werden. Eine in jene Periode hineinreichende Fortsetzung der Aufzeichnungen würde jedenfalls zu den interessantesten zeitgenössischen Schilderungen der damaligen politischen Vorgänge gehört haben.



XIV. Kapitel.

Politische Wandlungen in Europa von 1858—1861.

Das Ministerium Hohenzollern-Auerswald. — Schleinitz. — Der Prinzregent und Bernstorff. — Annäherung des Torykabinetts an Mitteleuropa. — Neujahrsansprache Napoleons. — Österreichische Rüstungen gegen Sardinien; Ultimatum. — Hinneigung der Engländer zu Österreich. — Die preußische Politik; Mobilmachung in Preußen. — Willisens Sendung. — Bernstorff in Berlin; seine Briefe über die Lage. — Solferino und Villafranca. — Das Kabinett Palmerston und die italienische Nationalbewegung; neue Annäherung Englands an Frankreich. — Die Fürstenzusammenkunft in Baden. — Napoleons Pläne. — Bernstorff Minister des Auswärtigen; das schwere Opfer der Annahme dieses Amtes; Offenhaltung des Londoner Postens für ihn. — Definitive Ernennung. — Bernstorffs Berufung nach Ostende. — Bernstorffs Programm der äußeren (und inneren) Politik.



In Preußen war in der Regierung jetzt die lang erwartete politische Wandlung vor sich gegangen. Wie bereits erwähnt hatte der Prinz von Preußen am 7. Oktober endlich die Regentschaft übernommen und, nachdem er am 6. November 1858 Manteuffel entlassen, sofort ein neues Kabinett berufen, das bekannte Ministerium Hohenzollern-Auerswald, in welchem Bernstorffs alter Freund Schleinitz den Posten des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten erhielt. In die neue Lage führt sehr gut ein an Bernstorff gerichtetes Privatschreiben des Prinzregenten ein. Dieses war die Antwort auf den Glückwunsch, den Bernstorff zur Übernahme des neuen Amtes an den hohen Herrn gesandt:

Der Prinzregent an Bernstorff.

Berlin, 18. XI. 58. (Handschreiben.)

„Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihren freundlichen Brief vom 16. v. M. bei Übernahme der Regentschaft. Das Land hat sich bei jener Gelegenheit ehrenvoll und grandios gezeigt.

Leider sind seitdem die Ideen so aufgeregt bei uns geworden, daß ich die Besonnenheit, die noch vor 4 Wochen herrschte nicht

mehr erkenne! Was ich meinem neuen Ministerium als mein Programm in einzelner Unterredung vorgehalten habe und ich am 8. d. M. in einer Ansprache an dasselbe zusammengefaßt, finden Sie in der Anlage aufgezeichnet. Sie werden sich demnach überzeugen, daß wir große Festigkeit und Besonnenheit einem wahrscheinlich viel weiter links gehenden Landtage werden entgegensetzen müssen.

Ihr Brief in diesem Sommer, in welchem Sie die Ihnen damals gemachte Anfrage durch Manteuffel, ob Ihnen der Posten in Wien genehm wäre, berühren, als sei ich mit Ihrer Geschäftsführung in London nicht zufrieden, mußte mich überraschen, da Sie nie von mir eine solche Unzufriedenheit vernommen haben konnten. Im Gegentheil, jene Anfrage war ein Beweis meines größten Vertrauens zu Ihnen, da ich die Relationen mit Österreich jetzt für die wichtigsten und zugleich für die schwierigsten halte, ich eine solche Veränderung, aber nicht ohne Ihre Einwilligung, vornehmen wollte — wegen der Antezedenzien in Wien. Da Sie indessen nicht gewünscht haben London mit Wien zu vertauschen, habe ich auch nun gänzlich von diesen Projecte abgesehen.

Indem ich Sie ersuche mich Ihrer Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen verbleibe ich stets

Ihr

Wilhelm Prinz von Preußen".

Bernstorff an den Prinzregenten von Preußen.

London, den 27. November 1858.

„Allerdurchlauchtigster Regent und Prinz.

E. K. Hoheit kann ich nicht unterlassen, für das Allergnädigste Schreiben vom 18. d. M. und dessen höchst interessante Anlagen, sowie dafür, daß Allerhöchst dieselben in gnädiger Berücksichtigung meines Wunsches, hier zu bleiben, von dem Projekt meiner Versetzung nach Wien gänzlich abzusehen geruht haben, insbesondere für die daran geknüpfte huldvolle Versicherung, daß die s. Z. an mich gestellte Anfrage ein Beweis des größten Vertrauens E. K. Hoheit zu mir gewesen, meinen ehrfurchtsvollsten Dank abzustatten. Das beglückende Bewußtsein der Zufriedenheit E. K. Hoheit mit meiner

Geschäftsführung wird nur dazu dienen, mich immer eifriger bestrebt sein zu lassen, mir dieselbe zu erhalten. Sollte ich indessen jemals, aus Unkenntnis oder wider meinen Willen, in irgend einer Beziehung E. K. Hoheit erhabenen Ansichten nicht entsprechen, so gehen mein dringender Wunsch und meine untertänigste Bitte dahin, daß Allerhöchst dieselben mich darauf huldvollst aufmerksam machen und mich in den Stand setzen wollen, mich danach zu richten.

Aus E. K. Hoheit Schreiben und Allerhöchstdero Ansprache an das Staatsministerium habe ich mit wahrer Freude und Genugtuung ersehen, wie E. K. Hoheit entschlossen sind, den zu weit nach links gehenden Anforderungen mit Festigkeit entgegenzutreten und an den konservativen und traditionellen Grundlagen des Königtums von Gottes Gnaden unter allen Umständen festzuhalten. Wenngleich bei mir selbst niemals auch nur der leiseste Zweifel in dieser Beziehung aufkommen konnte, so ist es mir doch besonders angenehm, mich auch auf den bestimmt ausgesprochenen Willen E. K. Hoheit stützen zu können, um den mir vielfältig und von verschiedenen Seiten geäußerten Besorgnissen über die gegenwärtige Aufregung in Preußen zu begegnen. Ich hoffe zuversichtlich, daß es der Festigkeit und Weisheit E. K. Hoheit und der Treue und Geschicklichkeit Allerhöchstihrer neuen Ratgeber gelingen wird, diese Aufregung zu besänftigen und in gefahrlose Bahnen zu lenken."

Im Gegensatze zu der äußersten Rechten hatte Bernstorff von Anfang an in der Übernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen ein klärendes Ereignis, eine Erlösung aus unhaltbaren Zuständen gesehen — das zeigen schon die Schlußworte seines Glückwunschschreibens:

Bernstorff an den Prinzregenten von Preußen.

London, den 22. März 1859. (Privatschreiben.)

„Wenngleich ich mich der Besorgnis nicht ganz entziehen kann, Eure Königliche Hoheit im Drange Allerhöchst Ihres jetzigen erhabenen Berufes mit meinem Glückwunsche lästig zu fallen, so wird es mir doch zu schwer dem Bedürfnis zu widerstehen, Eurer Königlichen Hoheit diesen heute zu Füßen zu legen, wo Allerhöchst-

dieselben zum ersten Male als von Gott berufener Regent unseres teuren Preußenlandes in ein neues Lebensjahr treten, und wo die äußerlichen Umstände der Art sind, daß die Glück- und Segenswünsche für den teuren Regenten und das geliebte Vaterland am Beginne dieses Zeitabschnittes heißer wie gewöhnlich aus der Brust jedes Preußen zum Himmel emporsteigen müssen.

Mögen sie gnädig erhört werden und Preußen unter Eurer Königlichen Hoheit erhabener und ritterlicher Leitung, wenn die Stunde der Gefahr und Prüfung wirklich kommen sollte, neuen Ruhm, neue Ehre und neue Erfolge für sich und das, so Gott will, in treuer Waffenbrüderschaft vereinte Deutschland ernten“.....

Der Prinz, der vom Geschick dazu berufen war, das alte Preußen in die neuen politischen Zustände hinüberzuleiten, hatte zu Bernstorff ein um so stärkeres Vertrauen gefaßt, als dessen Anschauungen mit den seinen sowohl in der inneren Politik wie in der äußeren zusammenstimmten. Er kannte Bernstorffs bewährte konservative Gesinnung, wußte aber auch, daß dieser den Anschauungen gewisser Kreise der äußersten Rechten, die sein (des Prinzen) Programm bekämpften, durchaus abhold war. Ebenso durfte er darauf bauen, daß Bernstorff, welcher in Wien einst Preußens Interessen mit solchem Nachdruck vertreten, sich Österreich gegenüber in allen Dingen, die Preußens Ehre und Machtstellung betrafen, niemals zu schwächlicher Nachgiebigkeit verstehen würde, wenn er auch im Prinzip den beiden deutschen Großmächten gegenüber dem Auslande die Eintracht wünschte.

In seinem Berichte an den König vom 14. Juni 1858, in welchem eine längere Unterhaltung mit Lord Malmesbury wiedergegeben ist, entwickelt Bernstorff im einzelnen die Österreich gegenüber einzuschlagende Politik*). Der über Frankreichs Rüstungen in hohem Grade besorgte englische Staatssekretär hatte, wie schon bei früheren Gelegenheiten so oft, wieder einmal das Bedürfnis gefühlt, dem preußischen Vertreter seine Ideen über die Notwendigkeit eines festen Zusammenhaltens Österreichs und Preußens

*) Bernstorffs Bericht an den König. Berlin, 14. Juni 1858. (Übersetzung aus dem Französischen.)

gegen Napoleon auseinanderzusetzen. Mit Recht entgegnete Bernstorff, daß gerade Österreich es sei, das dem preußischen Staate durch kleinliche Eifersucht und durch die Weigerung, ihn als gleichberechtigte Macht anzuerkennen, jeden Versuch, zu diesem Ziele zu gelangen, von vornherein unmöglich mache. Preußen müsse deshalb feste Garantien in Wien verlangen, damit es bei einer dem alten Kaiserstaat zu leistenden Hilfe seine Kräfte nicht nutzlos verbrauche. „Wenn das Wiener Kabinett", schreibt Bernstorff „die Politik und die Interessen Preußens beispielsweise in der Frage der Herzogtümer nicht nur nicht schädigt, sondern ihnen mit der ganzen Kraft seiner moralischen und materiellen Unterstützung zu Hilfe kommt, so kann es vernünftigerweise als Gegenleistung verlangen, daß Preußen sich allem versagt, was Österreich wirkliche Gefahr an seinen östlichen und südlichen Grenzen bereiten könnte, oder was dieses, sei es auch in der Einbildung, als eine Gefahr für seine Existenz ansieht — also an Stellen, wo Preußen fast keine eigenen direkten Interessen besitzt. Nur wenn die beiden deutschen Großmächte diese gegenseitigen Pflichten erfüllen und wenn, auf der Basis einer festen und aufrichtigen Allianz zwischen beiden, Österreich die preußische Politik in den nordischen Angelegenheiten, Preußen die österreichische im Süden unterstützt, kann Deutschland vielleicht wirklich soweit erstarken, um seinen Rechten und Interessen nach allen Richtungen hin Achtung zu verschaffen".

Der Ausbruch des Konfliktes zwischen Österreich und Frankreich in Italien, den man seit längerer Zeit schon erwartete, verzögerte sich noch um eine Reihe von Monaten. Endlich zu Beginn des Jahres 1859 kamen die Dinge ins Rollen. Das von Wien nach Turin ergangene Ultimatum schuf das vom französischen Kaiser seit langem ersehnte fait accompli. Die leitenden österreichischen Kreise traten freilich nur deshalb so unverzagt in den Kampf ein, weil sie Preußen und das übrige Deutschland auf ihre Seite hinüberzuziehen hofften. Unermüdlich waren die österreichische Presse und die der Wiener Politik ergebenen Organe im Reiche, namentlich im deutschen Süden, tätig, den gemeinsamen Kampf gegen „den französischen Erbfeind" zu predigen. Anfangs verhielt man sich dem österreichischen Liebeswerben gegenüber in Berlin sehr zurückhaltend. Der Fortgang aber der revolutionären Bewegung in

Italien und die Sorge vor einem allzugroßen Anwachsen der französischen Macht bestimmten den Prinzregenten, dem Gedanken einer bewaffneten Mediation näher zu treten. Alle nötigen Vorbereitungen zur Mobilisation wurden vorgenommen und General Willisen nach Wien gesandt, um mit den österreichischen Staatsmännern zu verhandeln. Der Prinzregent bot die Garantie für den österreichischen Besitzstand in Italien an, verlangte aber für den Fall des Krieges für Preußen den Oberbefehl über die gesamte Bundesarmee. Eine Abweichung wurde nur für den Fall zugestanden, daß Österreich ein aus seinen eigenen und aus süddeutschen Truppen gebildetes Heer am Oberrhein aufzustellen beabsichtige.

Inmitten der gespannten Lage richteten sich die Blicke des Prinzregenten auf England. Es mußte sich ja jetzt zeigen, ob dieses die von Malmesbury hingeworfenen Ideen von einer Liga gegen Frankreich wahr machen wolle.

„Ich habe mit Lord Bloomfield", schrieb Schleinitz am 9. Januar bereits an Bernstorff, „auf den ausdrücklichen Wunsch des Prinzregenten schon ein längeres Gespräch gehabt, da wir es wenigstens fürs erste noch vermeiden möchten, in einer Sache, wo jedes geschriebene Wort zu einer Gefahr werden kann, anders als mündlich zu verhandeln*). Wie die englische Antwort lauten wird, kann man sich ungefähr im voraus sagen, und ich gebe zu, daß bei den einander widerstreitenden Strömungen, die in dieser Hinsicht in England herrschen, die Stellung eines englischen Ministers

*) Schleinitz an Bernstorff. 9. Januar 1859. (Privatschreiben.) — Schleinitz hatte von vorn herein wenig Hoffnung auf Englands Hilfe. Im Mai, als Preußen sich noch einmal an England wandte, schrieb Schleinitz: „Unter den heute Ihnen zugesandten Sachen ist ein deutsches Schreiben, in welchem dem Wunsche nach einer Verständigung und nach einmütigem Handeln mit England Ausdruck gegeben ist. Ich habe dies hauptsächlich, um dem Wunsche einer hohen Frau zu genügen, getan. Denn Erfolg verspreche ich mir gar nicht davon. In der jetzigen Lage kann das Ministerium beim besten Willen auf solche Dinge sich nicht einlassen, auch hängt die Art des Einschreitens, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, doch von den nächsten militärischen Erfolgen ab". (Schleinitz an Bernstorff. Berlin, 26. Mai 1859. Privatschreiben. Mit der hohen Frau ist Prinzessin Augusta, die Gemahlin des Prinzregenten, gemeint.)

zu einer italienischen Komplikation, wie sie täglich wahrscheinlicher wird, keine leichte ist und die Vorherverkündigung eines gewissen Programms für das Verhalten des englischen Kabinetts so ziemlich unmöglich macht. Ich bin geneigt zu glauben, daß die staatsmännische Auffassung, die den Hauptakzent auf die Erhaltung der Verträge und des Gleichgewichtes legt, schließlich über die nationalen Sympathien eines allerdings großen Teiles des englischen Volkes doch den Sieg davontragen würde. Freilich könnte es dann, wie Sie sehr richtig bemerken, sehr spät, vielleicht zu spät sein, wenn John Bull zu dem Bewußtsein seiner wahren Interessen und seiner wohlverstandenen politischen Pflichten erwacht. Aus dem allen folgt nun leider, daß wir es hier mit einem Faktor zu tun haben werden, der allen Kombinationen den Stempel der Ungewißheit aufdrückt. Auch Österreich ist, wie ich anerkennen muß, keinesfalls ein bequemer Alliierter..... Im Bunde mit Frankreich und Rußland wäre eine viel genauere Berechnung möglich, es würde uns ein viel bequemeres Leben in dieser Gemeinschaft vergönnt sein, und sehr glänzende Resultate könnten in kurzem erzielt werden. Aber vermöchte irgend jemand, der es mit Deutschland und schließlich auch mit Preußen gut meint, allen Ernstes zu einer solchen Gemeinschaft zu raten? Ich glaube, daß selbst Freund Bismarck an entscheidender Stelle dazu nicht den Mut haben würde!"

In einem späteren Briefe an Bernstorff bezeichnet Schleinitz die Lage als „eine wahre Seiltänzerposition, in der man sich nur erhalten kann, wenn man unverrückt vorwärts auf das Ziel und nicht auf die Abgründe nach links und rechts sieht"*). Seine Politik war die eines vorsichtigen Staatsmannes, der nicht ohne zwingende Gründe Preußens Kraft einsetzen wollte.

„Unter Umständen müssen wir allerdings einen Krieg machen, und zwar, wenn es nicht anders ist, den Krieg nach Ost und West, allein dieses Muß darf nicht bloß aus anderer Interesse und aus anderer Überzeugung geschaffen werden**)..... Ein Aggressivkrieg gegen Frankreich liegt zwar nicht außerhalb dessen, was die

*) Schleinitz an Bernstorff. Berlin, 17. Januar 1859. (Privatschreiben.)
**) Schleinitz an Bernstorff. Berlin, 2. Mai 1859. (Privatschreiben.)

Pflicht der Selbsterhaltung uns demnächst auferlegen kann, aber ohne weiteres in einen solchen Krieg einzutreten, letzteren dadurch in Frankreich populär zu machen, was bis jetzt immer noch nicht der Fall ist, und uns gleichzeitig die Russen auf den Hals zu ziehen, würde mir doch ein etwas halsbrechendes und voreiliges Unternehmen zu sein scheinen. Alles dies wird man in Wien eindringlich geltend zu machen und dabei hervorzuheben haben, daß militärisch und politisch die Partie günstiger für Österreich engagiert zu sein scheine, wenn es, durch Deutschland auf seiner ganzen Grenze, mit Ausnahme Italiens, geschützt, seine gesamte Streitmacht in Italien verwerten kann. Daß Preußen und Deutschland nicht dulden darf, daß Österreich auch nur in Italien vollkommen zu Boden geworfen und daß zu seinem Nachteil oder zu Frankreichs Vorteil das bisherige Gleichgewicht verändert werde, das unterliegt für mich keinem Zweifel. In dieser Beziehung ist das Einschreiten weniger politischer als militärischer Natur".

Diese Haltung entsprach im großen und ganzen gewiß den Anforderungen der Lage, wenn man nicht, wie Bismarck, die Situation gegen Österreich zum Vorteil Preußens ausnützen wollte. Dieser hatte den Wunsch ausgesprochen, gerade wie er es beim Krimkriege getan, man möge sofort eine große Armee aufstellen und Österreich nötigen, das preußische Bündnis mit sicheren Zugeständnissen in der deutschen Frage zu bezahlen. Auch sollte man sich Wege zu einer Verständigung mit Frankreich und Rußland offen lassen. Für eine solche energische Realpolitik aber waren auch damals die leitenden preußischen Kreise nicht zu haben. Inzwischen hatte Willisen in Wien eigentümliche Erfahrungen gemacht. Man erklärte dort anfangs die preußischen Anerbietungen als zu gering und verlangte die preußische Garantie für die Aufrechterhaltung der ganzen alten Einflußsphäre Österreichs in Italien — später, als ungünstige Nachrichten über die Lage der Österreicher in Italien einliefen, lenkte man ein. Man akzeptierte die Bedingungen Preußens, verlangte aber die ganze Abmachung in einem schriftlichen Vertrag formuliert zu sehen — eine Forderung, die nach dem am 14. Juni in Berlin abgehaltenem Ministerrat von Schleinitz abgelehnt wurde. Es folgte nun die Mobilisation

von sechs preußischen Armeekorps sowie der Antrag Preußens am Bundestage auf Bildung eines süddeutschen Observationskorps von 60 000 Mann. Trotz der Niederlage des österreichischen Heeres bei Magenta zögerte man in Wien auch jetzt noch, in die dargebotene Hand Preußens einzuschlagen. Man wies die Anerkennung des preußischen Oberbefehls von der Hand und erklärte zugleich Preußen von Bundes wegen verpflichtet, den gesamten österreichischen Besitzstand mit allen Mitteln zu verteidigen. Auf diese Weise ward von der österreichischen Politik die Hilfe der norddeutschen Großmacht endgültig verscherzt.

Welche Stellung Bernstorff zu den Einzelheiten der österreichisch-preußischen Verhandlungen einnahm, ist nicht genau festzustellen, da in seinem Nachlasse keine Akten über diese Zeit vorliegen. Jedenfalls hatte er die Teilnahme Preußens an dem Kriege sehnlichst gewollt, wie einige Briefe zeigen, die er in jenen Tagen an seine Gattin richtete. Selbstverständlich wünschte er sie nicht ohne die von ihm stets befürworteten Gegenkonzessionen Österreichs für Preußens Stellung im Norden Deutschlands. Er war zu dem Ministerrate, der über die letzte österreichische Forderung am 11. Juni beraten, von der Regierung aus London berufen worden und begab sich dann, ehe er nach der englischen Hauptstadt zurückkehrte, noch mit dem Prinzregenten nach Baden, wo dieser mit den deutschen Fürsten zu politischen Beratungen zusammentreffen sollte. Ein Brief an seine Gattin zeigt, wie schon damals von dem Anerbieten, ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu machen, die Rede gewesen war:

Bernstorff an seine Gattin.

Berlin, den 29. Juni 1859.

„Die Instruktionen, die ich nach London bringe, sind gestern nach Petersburg abgegangen; sie sind übrigens nur auf Wiederherstellung des Friedens gerichtet. Und daß es für uns zum Kriege komme, scheint mir höchst unwahrscheinlich. . . . . Heute war ich bei dem Prinzregenten, der mir sagte, daß es ihm so leid täte, Dich nicht wenigstens einen Augenblick sehen zu können, daß er aber gar nicht wüßte, wie er die Zeit dazu finden sollte, worauf ich ihm mitteilte, daß Du nicht mehr hier seist. Er sagte mir:

»vor Morgen zeichne er doch nicht und er würde mir noch einen Brief für den Prinzgemahl schicken.« So ist die Möglichkeit gegeben, daß ich zu dem militärischen Diner geladen werde, welches er morgen gibt und nach dessen Beendigung er nach Stettin geht, um die Kaiserin von Rußland abzuholen.

„Man hat mir viel von Übernahme des Ministeriums gesprochen. Ich habe aber alles abgelehnt und Schleinitzens Bleiben überall befürwortet, ev. Pourtalès empfohlen, da wir jetzt ganz in seinem Fahrwasser fahren. Pourtalès war gestern bis 1 Uhr nachts bei mir und endoktrinierte mich. Er ist eine Art von zweiter Auflage von Radowitz. Schleinitz aber und Gruner haben mir beide wiederholt gesagt, daß ich der einzig mögliche Minister sei, wenn ein Wechsel eintrete. Ich habe dies dagegen nur als mit einem gänzlichen Wechsel vereinbar erklärt. Auch gegen diesen habe ich unter den jetzigen Umständen geraten, und ich glaube nicht, daß in der nächsten Zeit irgend die Rede davon sein wird. Dem Prinzen ist es sehr unangenehm, Personen zu wechseln, und wo würden sich auch andere finden, besonders unter den gegenwärtigen Umständen, nachdem der Karren so tief in den Dreck hineingeschoben ist? Ich enthalte mich jeden Rates zu kriegerischem Vorgehen, weil ich dasselbe selbst für verderblich halte, wenn man es nicht mit voller Überzeugung und äußerster Energie und Rücksichtslosigkeit tun kann. Die muß von oben kommen! Wer weiß? Es mag so besser sein! Gottes Wege sind unerforschlich, und die Geschicke der Völker und der Menschen stehen in seiner Hand. . . . . Schleinitz hat mir jetzt erzählt, daß die Prinzeß von Preußen ihn allerdings hat nach London haben wollen, wie ich es immer vermutete, und Pourtalès hier ins Ministerium."

Auch England hatte in den letzten Monaten in seinem politischen Leben große Veränderungen erlebt. Das Kabinett Derby, das nur mühsam sein Leben von der Uneinigkeit seiner Gegner gefristet, war bereits im März 1859 bei der Abstimmung über die von ihm eingebrachte Reformbill in der Minderheit geblieben. Derby gewann dann noch eine Galgenfrist durch die Auflösung des Parlamentes, aber im Sommer entschieden die Neuwahlen

gegen ihn. Palmerston kehrte an die Spitze der Regierung zurück, nachdem es ihm gelungen, seine bedeutendsten Gegner unter den Whigs, Russell und Gladstone, zum Eintritt in sein Kabinett zu gewinnen. Durch die Berufung Milner Gibsons sicherte er sich die Unterstützung der vorgeschrittenen Liberalen. Die neue politische Konstellation in England bedeutete auch eine vollständige Veränderung der Haltung Englands in der italienischen Frage, da Palmerston und seine Anhänger prinzipiell auf Seite der italienischen Nationalbewegung standen. Bernstorff faßte damals seine Anschauungen über die neue Lage in einer kurzen Übersicht für die preußische Regierung zusammen.

Vorläufige Gedanken über die Bedeutung des Ministerwechsels in England.

Baden, den 18. Juni 1859.

„Die Bedingung des Lebens des Palmerston-Russellschen Ministeriums ist Verhinderung jeder Erweiterung des Krieges und friedliche Erzwingung des baldigen Friedens. Das Losungswort des neuen Ministeriums ist jetzt das Losungswort der öffentlichen Meinung und des Parlamentes.

„Österreich muß dem seit Mailands Erhebung unter Entfaltung militärischen Geistes in Ober- und Mittelitalien unbestreitbar monarchisch-konstitutionellen Nationalitätsprinzip Rechnung tragen. Jede andere Basis würde einen faulen Frieden ergeben und den Funken von Unruhen und Revolutionen bei nächster Gelegenheit wieder anfachen. Dieses Programm muß als notwendig vorausgesetzt werden. Es bietet für Preußen je nach den Umständen Gefahren und Vorteile dar.

„A. Gefahren: 1. Sehr ernstes und gefährliches Drängen Englands auf Preußen in Verbindung mit Rußland, auf Grund der Gortschakoffschen Depesche an die Deutschen Staaten. 2. Eine Tripelallianz (England, Rußland, Frankreich) zur Feststellung der Basen des Friedens: oder auch eine Quadrupel-Allianz, wobei Österreich seinen Frieden ohne Deutschland und Preußen, d. h. mit Ausschließung Preußens, machen würde.

„Der Plan von 1853 (Tausch des österreichischen Italiens mit den Donaufürstentümern) ist Palmerstons und Napoleons Gedanke.

Man denke ja nicht, daß Rußland unter gewissen Zugeständnissen notwendig dagegen sein müsse. Im Gegenteil!

„B. Vorteile. Nimmt Preußen die Stellung des englischen Ministeriums, wie sie oben geschildert ist, als eine Tatsache und operiert in London in geeigneter Weise diplomatisch, so wird ein sehr günstiges Einverständnis mit England und Rußland sehr bald erzielt werden können. Auch wird es sich auf der Grundlage der jetzigen Machtentwicklung und Position in Deutschland allgemeine Anerkennung und gerechte Würdigung sichern."

Glücklicherweise schritten die Ereignisse in Italien mit solcher Windeseile vorwärts, daß die von Bernstorff angedeuteten Gefahren nunmehr gegenstandslos wurden. Nur die Prophezeiung sollte wahr werden, daß Österreich eventuell seinen Frieden mit Napoleon ohne Deutschland und Preußen machen würde. Der Friede von Villafranca ward bekanntlich deshalb so schnell und plötzlich abgeschlossen, weil man in Wien dem verhaßten preußischen Nebenbuhler gegenüber wieder freie Hand bekommen wollte. Österreich war bei dieser Gelegenheit durch Napoleon überlistet worden.

In einer Reihe von Briefen an seine Frau, die damals mit den Kindern in Homburg weilte, schildert Bernstorff seine Auffassung über die politische Lage.

„Lies die »Times« über den Kaiser Franz Joseph und die österreichische Armee. Es ist herzzerreißend. Ich muß gestehen, daß sich noch immer wieder alles in mir umdreht, wenn ich an unsere Haltung denke und an die Konsequenzen derselben!"

Einige Tage darauf, am 15. Juli, schreibt er an seine Gattin in einem französisch abgefaßtem Briefe: „Du willst meine genaue Meinung über den Frieden wissen. Ich habe sie Dir bereits dargelegt: Was uns anlangt, so gibt es keinen besseren Beweis dafür, wie sehr wir uns zwischen zwei Stühle gesetzt haben, als die Tagesbefehle beider Kaiser an ihre Armee. Der eine sagt seinen Soldaten, er habe dem Krieg ein Ende gemacht, weil derselbe sonst größere Dimensionen angenommen haben würde, als es dem Interesse Frankreich entsprochen, d. h. nämlich: weil wir uns sonst hineingemengt hätten; und der andere sagt zu seiner Armee: er habe Frieden geschlossen, weil seine »natürlichen Freunde«, auf

welche er gezählt, ihm nicht die Hilfe geleistet, die er von ihrer Seite erwartet habe, d. h. wiederum: weil wir ihn verraten und im Stiche gelassen hätten. Das ist das Resultat unserer ganzen Feinheit .... der eine will es wahr haben, wir hätten ihn bedroht, wenn auch nicht mit Worten, so doch durch Handlungen, der andere bricht über uns den Stab, weil wir ihm angeblich doch mehr oder weniger eine Unterstützung versprochen, die wir ihm hinterher nicht geleistet!"

So sehr Bernstorff jedoch für eine Teilnahme am Kriege gewesen war, so sehr tadelte er anderseits die gehässige Kritik, die jetzt von österreichischer Seite sowohl in den Regierungskreisen als in der Presse gegen Preußen geübt wurde. „Es ist nicht wahr", erklärt er am 20. Juli 1859 in einem Briefe an die Gräfin, „wenn behauptet wird, die neutralen Mächte (England, Frankreich, Preußen) hätten sich darüber geeinigt, daß Österreich ungünstige Bedingungen aufgenötigt werden sollten. Wir haben niemals die Basis der territorialen Abmachungen verlassen und wir haben uns durchaus in keiner Weise mit den beiden anderen Mächten verständigt. Wenn ich jetzt bei uns am Staatsruder stände, so würde ich ernsthafte Erklärungen über diese Deutschland und Europa ins Gesicht geschleuderte Lüge verlangen. Das sind traurige Vorgänge! Wir stehen hier vor einer schweren und unglücklichen Situation!"

Den ganzen Einfluß, der ihm zu Gebote stand, verwendete Bernstorff darauf, den österreichischen Verleumdungen gegen Preußen in London energisch entgegen zu treten. Vitzthum schreibt über die Anklagen Österreichs in seinen Denkwürdigkeiten: „Graf Bernstorff weist hier in London die gegen Preußen gerichtete Beschuldigung mit Entrüstung zurück und versichert, Preußen sei bereit gewesen, für den rechtmäßigen Territorialbestand einzustehen."*)

Bernstorffs Bemühungen war es wohl auch mit zuzuschreiben, wenn Lord Russell darauf einging, den Beweis dafür zu liefern, daß Preußen von dem Verdacht freizusprechen sei, mit England Vermittlungsvorschläge verabredet zu haben, die ungünstiger für Österreich seien, als die von Frankreich angenommenen Bedingungen.**)

---

*) Vitzthum I S. 342. „St. Petersburg und London."

**) Russell tat dies in seiner Depesche an Bloomfield vom 7. Juli 1859.

Die preußische Zirkulardepesche vom 21. Juli 1859 protestierte übrigens wider alle gegen die preußische Politik gerichteten Insinuationen mit Würde. Selbstverständlich dauerte die Hetze gegen Preußen noch lange fort. Man war in Süddeutschland in allen Zeitungen — wozu die weitverzweigten Verbindungen des Wiener Preßbureaus beigetragen — mit ungeheurem Eifer für die Unterstützung Österreichs eingetreten und hatte die Volksleidenschaften dafür entflammt. Jetzt konnte man nicht gut sofort wieder abwiegeln. In Norddeutschland dagegen, wo man sich für die italienische Nationalbewegung begeisterte, zeigte man sich mit der Haltung Preußens während des Krieges sehr zufrieden.

So große Erfolge Napoleon errungen, so hatte er sich trotzdem, durch den Frieden von Villafranca, den Haß der italienischen Patrioten, die den Kaiser der Halbheit und des Verrates an der italienischen Sache anklagten, zugezogen. Die Annexion von Nizza und Savoyen vermehrte nur die bittere Stimmung der Italiener. Als dann die Expedition Garibaldis unter englischer Protektion in Szene ging, erweiterte sich der Riß zwischen dem französischen Cäsar und der italienischen Revolution. Denn die Italiener wähnten, der Kaiser habe sich doch nur ein gefügiges Werkzeug dort im Süden, nicht einen starken selbstbewußten Nachbar schaffen wollen. Sein Augenmerk begann er jetzt von neuem auf Preußen zu richten, in welchem er mit staatsmännischem Blick die Macht der Zukunft erkannte und diese gegen Österreich auszuspielen wünschte. In Baden, anläßlich der Zusammenkunft deutscher Fürsten, mußte er jedoch erkennen, daß der Prinzregent entschlossen war, Deutschland gegen jeden französischen Angriff schützen zu helfen. Trotzdem gab Napoleon sein Spiel nicht verloren, weil er auf den tiefgehenden Gegensatz Preußens zu Österreich und auf seine eigene diplomatische Geschicklichkeit zuversichtlich baute.

Ein klärendes Ereignis inmitten der deutschen Wirren bildete der Tod Friedrich Wilhelms IV. Der geistvolle und hochbegabte, aber dem wilden Ringkampf der Kräfte im politischen Leben nicht gewachsene Romantiker wurde jetzt durch einen Realpolitiker im besten Sinne des Wortes ersetzt. Wilhelm I. wünschte sein neues Amt mit einem Systemwechsel zu beginnen, und zwar — was die deutschen Angelegenheiten anlangte — zuerst auf dem Gebiete der

Bundespolitik. Bernstorff war von ihm zum Hauptmitarbeiter ausersehen worden Kannte der König doch dessen echt deutsche, über partikularistische Vorurteile erhabene Gesinnung. Im Jahre 1861, als Bernstorff noch als Gesandter in London weilte, beauftragte ihn der König mit dem Plane einer neuen Verfassung für Deutschland auf der Grundlage eines Bundesstaates — mit Ausschluß Österreichs.*) Die Gelegenheit, Bernstorff zum Chef des Ministeriums des Auswärtigen zu machen, erschien um so günstiger, als Schleinitz sich schon seit langem mit Rücktrittsgedanken trug. Diese Amtsmüdigkeit wurde noch durch andere Umstände vermehrt. Schleinitz hatte es im Grunde keiner Partei recht zu machen verstanden. Den einen war er zu „österreichisch", den anderen zu „russisch-französisch" gesinnt gewesen. Überhaupt traute man ihm weder Initiative noch Energie zu. Daß seine Vorsicht und Behutsamkeit Preußen vor einem Kriege zur Verteidigung österreichischer Interessen noch kürzlich bewahrt, war schnell wieder vergessen. Vielmehr herrschte in Wien gegen ihn Verstimmung, weil er nicht „zugunsten Österreichs" in der Stunde der Not eingetreten sei, während man Bernstorff lobte, der in der Krisis von 1859 angeblich vorbehaltlos die Unterstützung der österreichischen Politik befürwortet.**) In Preußen hatte ihm sein Auftreten in der „Macdonald-Affäre" noch zuletzt manchen Freund abwendig gemacht, weil er nicht energisch genug gegen England sich geäußert habe.***) Überhaupt wurde von vielen Patrioten — auch von Bernstorff — als sein Hauptfehler genannt, daß er Preußen in der auswärtigen Politik bei allen Ereignissen sich zu ängstlich im Hintergrunde halten ließ. Der Prinzregent bewilligte endlich Schleinitz auf dessen eigenen Wunsch den Rücktritt aus dem Ministerium, obwohl er dem

*) Zuerst mitgeteilt in der Zeitschrift des ehemaligen preußischen Generalkonsuls Schramm, welche in zwanglosen Heften 1873 erschien (Heft 1). In den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg bestätigt.

**) Artikel der Wiener Neuen freien Presse vom 31. Juli.

***) Der englische Kapitän Macdonald war in Bonn mit deutschen Reisenden und deutschen Eisenbahnbehörden über einen Sitz im Wagen in Streit geraten. Er wurde verhaftet und wegen ungebührlichen Benehmens zu einer Geldstrafe verurteilt. Es entstand darüber eine große Erregung in London. Auf Palmerstons beleidigende Worte im Parlamente entgegnete Schleinitz in würdiger Weise. Auch Bernstorff hatte in der Sache zu vermitteln.

Scheidenden persönlich stets die alte freundliche Gesinnung bewahrte. Der Vorgang spielte sich dabei folgendermaßen ab:

Bereits im Juni 1859 hatte man, wie erzählt, in Berlin Bernstorff überreden wollen, das Ministerium des Äußeren anzunehmen. Jetzt kam Schleinitz brieflich wieder auf diese Angelegenheit zurück. Er wolle, schrieb er an Bernstorff, wegen seiner geschwächten Gesundheit — in der Tat fühlte er sich sehr leidend — aus dem Amte scheiden und fügte hinzu, der König wünsche ihn (Bernstorff) so bald wie möglich zu sprechen. Bernstorff suchte jedoch abermals der auf ihn gefallenen Wahl auszuweichen. Er bat, daß man ihn bis zum 1. Juli in London lassen möge, schon damit kein Aufsehen entstehe. In der Tat wurde der Termin daraufhin hinausgeschoben. Aber schon am 22. Juni 1861 teilte Schleinitz ihm nochmals mit, daß man angesichts der drohenden Auflösung des Kabinetts und angesichts der Möglichkeit, eine neue konservative Regierung zu bilden, auf ihn rechne.

Es kostete Bernstorff einen schweren Kampf, die an ihn ergangene Berufung anzunehmen. Nicht die Größe der Aufgabe, die den Idealen seines Lebens in politischer Hinsicht so ganz entsprach, schreckte ihn, wohl aber bedrückte es ihn, daß seine körperliche Kraft in den langen mühevollen Jahren sehr gelitten hatte, und daß er gerade jetzt, wo die höchste Anstrengung von ihm gefordert wurde, der Ruhe und Schonung dringend bedurfte. Dem Wunsche seines Königs wollte er sich jedoch nicht versagen.

Bismarck scheint sehr lange an dem Gedanken festgehalten zu haben, daß Bernstorffs damals dem Könige gegebene Zusage durch den Hintergedanken beeinflußt gewesen sei, seinen (Bismarcks) Eintritt in die Regierung hinauszuschieben und vielleicht ganz unmöglich zu machen. In Wirklichkeit hat Bernstorff nicht im entferntesten einen solchen Plan gehegt. Hinsichtlich des Konfliktes mit dem Abgeordnetenhause über die Armeereorganisation stand er allerdings insofern auf einem anderen Standpunkt wie Bismarck, als er — wie er auch durch seinen Rücktritt bewiesen — der Meinung lebte, daß man eine erfolgreiche auswärtige Politik nicht im Widerstreit mit der Volksvertretung betreiben könne. Aber er war anderseits der Überzeugung, daß wenn man den Konflikt durchfechten wollte, kein anderer dazu imstande sei, als gerade

Bismarck. Er ist deshalb später beim Könige mit aller Kraft für Ernennung desselben zum Ministerpräsidenten eingetreten.*) Ja, er darf sich das Verdienst beimessen, den Monarchen zur Wahl des letzteren bestimmt zu haben. Leicht ist ihm diese Beeinflussung keineswegs geworden, da der König, bei der entschiedenen Abneigung der öffentlichen Meinung gegen Bismarck sich nur schwer zu jenem Schritte entschließen konnte. Damals im Sommer 1861 war Bernstorff der einzige Mann, der für Wilhelm I. als Minister des Auswärtigen ernstlich in Frage kam. Bernstorff „klebte", wie man heute zu sagen pflegt, durchaus nicht an seinem Ministerposten. Er hat während seiner Amtstätigkeit, wie hier vorausgeschickt werden mag, wiederholt und dringend um seine Entlassung und seine Ersetzung durch Bismarck gebeten. Aber der König bestand auf seinem Willen, indem er auf das stärkste betonte, daß ein treuer Untertan in der Stunde der Not seinen Herrn nicht verlassen dürfe. Bernstorff blieb also, so lange sein Gewissen ihm zu bleiben erlaubte. Sobald er indessen bei der Krisis im September erkannt, daß seine Überzeugung ihm nicht länger im Amte zu verharren gestatte, zögerte er auch nicht einen Augenblick, sondern legte sofort sein Portefeuille in die Hände des Königs zurück. Dies zur Rechtfertigung der Handlungsweise des Grafen.

Am 2. Juli 1861 reiste Bernstorff mit seiner Gemahlin schweren Herzens von London ab. Die Gräfin begab sich noch auf einige Zeit zu Verwandten, so daß Bernstorff allein in der preußischen Hauptstadt anlangte. Man begreift, wenn er zugleich mit seiner Zustimmung zu dem Wunsche des Herrschers die Bitte an den letzteren richtete, ihm noch eine Zeitlang den Londoner Posten offen zu halten.**) Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" dies Ansuchen ironisiert und erklärt, es sei beispiellos, daß jemand gleichsam mit dem einen Fuße ins Ministerium eintrete, mit dem anderen aber in seiner alten Stellung verharre. In Wirklichkeit ist dies ein unrichtiges, den Verhältnissen, unter denen sich Bernstorffs Entschluß

*) Während Bernstorff das Ministerium innehatte, korrespondierte er in freundlichster Weise mit Bismarck, setzte auch auf dessen Wunsch durch, daß dieser den Pariser Posten erhielt. (Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen" I. 251.)

**) Das diese Bitte enthaltende Aktenstück ist S. 420 wiedergegeben.

vollzog, in keiner Weise Rechnung tragendes Urteil. Sein Widerstreben gegen die Übernahme der neuen Stellung ist bereits geschildert worden. Es wurde dadurch bestärkt, daß er unter den damaligen unsicheren politischen Verhältnissen mit der Möglichkeit eines seiner Ernennung sehr schnell folgenden Rücktrittes zu rechnen hatte, und deshalb ersuchte er um die eben erwähnte Gunst. Es handelte sich dabei nur um ein kurzes Provisorium — keineswegs sollte die Stellung in der englischen Hauptstadt so lange, als es ihm gefiel, unbesetzt bleiben. Nebenbei gesagt, hat Bismarck bei seinem späteren Eintritt in das Ministerium ganz dasselbe getan und sich den Pariser Posten offen gehalten, bis er sich fest im Sattel fühlte.

Bernstorff an seine Gemahlin.

Berlin, 8. Juli 1861.

„Der König aß mit Schleinitz und mir ganz allein. Man will alle meine Bedenken nicht gelten lassen, indem Seine Majestät mindestens ebenso konservativ sei, als ich und gerade konservative Männer hineinhaben wolle, um nicht weiter im liberalen Sinne zu gehen. Ich sei der einzig mögliche und werde vom König und allen Ministern einstimmig gewünscht. Pourtalès, Usedom, Bismarck, Goltz wolle niemand, weil sie nicht das nötige Vertrauen einflößten.

„Schleinitz meint auch, ich könne mir ja London oder Paris reservieren; ersteres vorläufig vielleicht noch offen lassen. Trotzdem wehre ich mich noch und werde heute dem Könige und Hohenzollern, der am heutigen Tage eintrifft, nochmals meine Bedenken vorlegen und bitten, mir eine definitive Entscheidung noch vorbehalten zu dürfen, obgleich man sehr darauf drängt, eine solche vor des Königs Abreise zu treffen. Ich werde tun, was möglich ist, und dann die Sache Gottes Fügung anheim geben; mich unbedingt zu weigern, selbst aus Besorgnis, mich persönlich zu kompromittieren, halte ich kaum mit meiner Pflicht vereinbar. . . . .

Abends.

„Ich habe mich heute lange mit Hohenzollern und Schleinitz gebalgt und dann ersteren gebeten, ehe wir den König wiedersehen,

Seiner Majestät meine anliegenden Bedenken und Wünsche vorzulegen. Alles dies hat nichts genutzt, um mich loszulassen; der König hat sich nicht abbringen lassen und alles genehmigt. . . . . So habe ich denn getan, was ich konnte, und ziehe wenigstens mit allen Ehren und klingendem Spiele ein, indem ich es für das größte Opfer erklärt habe, welches ich bringen konnte, der König und seine Minister aber durchaus keinen anderen wollen, weil ich allein keinen der verschiedenen Mängel habe, welche die anderen mehr oder weniger unmöglich machen, und weil ich nach ihrer Ansicht die Eigenschaften besitze, welche nötig sind. Ich habe dagegen protestiert, aber sie wollen mir selbst kein Urteil darüber zugestehen. Was mich auch beruhigt, ist, daß die vernünftigen Konservativen meinen Eintritt entschieden wünschen sollen. . . . .

Bismarck kommt morgen! Leider zu spät!"

Obwohl Bernstorff, als er nach Berlin gegangen, sein Programm schon fertig gehabt, hatte er es doch noch für nötig gehalten, dem Könige seine Bedenken gegen die Übernahme des Amtes noch einmal darzulegen:

Bernstorff an König Wilhelm.

Berlin, 8. Juli 1861.

„Meine Bedenken in bezug auf meinen eventuellen Eintritt ins Ministerium sind folgende:

1. Ich bin stets konservativ gewesen und kann meine Grundsätze nicht verleugnen. Die Lage der Dinge ist aber der Art, daß gewisse liberale Maßregeln durchgeführt werden müssen, und es scheint mir richtiger, daß dies durch Männer geschehe, welche sich stets zu mehr oder weniger liberalen Grundsätzen bekannt haben, als durch Konservative.

2. Meine Gesundheit ist der Art, daß ich durchaus nicht weiß, ob ich imstande sein werde, die Anstrengungen einer solchen Stellung zu ertragen, und daß ich nicht nur für den Augenblick eine Kur in Karlsbad und noch eine Zeitlang völlige Ruhe nach derselben unabweislich nötig haben, sondern auch später als Minister mancher Schonungen und Rücksichten bedürfen würde, die vielleicht

nachteilig und unbequem für den Allerhöchsten Dienst gefunden werden könnten.

3. Ich bin Lauenburgscher Vasall, und es fragt sich, ob dies in dem Falle ernstlicher Konflikte mit Dänemark nicht gewisse Übelstände, gerade in der Stellung eines preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten, mit sich führen würde.

4. Finden Seine Majestät diese alleruntertänigsten Bedenken nicht hinreichend, um von meiner Wahl für jenen hohen Posten abzusehen, so würde ich wenigstens bitten, mir die definitive Annahme desselben so lange vorbehalten zu dürfen, bis ich das Programm des Ministeriums kennen gelernt habe, und daraus beurteilen kann, ob mir eine Mitwirkung dabei nach meinen Grundsätzen und Überzeugungen möglich ist.

5. Jedenfalls würde ich ehrfurchtsvollst bitten, das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten vorläufig nur provisorisch übernehmen zu dürfen, um zu sehen, ob die politische Lage der Dinge sowohl als meine Gesundheit mir eine definitive Übernahme desselben möglich machen würde. Ich würde daher wünschen, mir meinen Posten in London für diese Zeit offen zu halten, sowie ich bei definitiver Aufgabe desselben Seine Majestät alleruntertänigst bitten würde, mir für den Fall meines Wiederaustritts aus dem Ministerium einen der beiden Posten in London oder Paris allergnädigst zusichern zu wollen, da ich keinen anderen diplomatischen Posten zu übernehmen imstande wäre." ....

Der König blieb, wie bereits erwähnt, unerschütterlich bei seiner Meinung! Nach mehreren Tagen des Weigerns nahm Bernstorff das Ministerium des Auswärtigen an, doch sollte er erst am 1. Oktober das neue Amt antreten. Bis dahin wollte er seine Gesundheit durch einen Aufenthalt in Karlsbad kräftigen. Vermittels königlicher Ordre vom 16. Juli, die später durch zwei weitere vom 31. d. M. noch in einzelnen Punkten eine Abänderung erfuhr, fand dann seine endgültige Ernennung statt.

Königliche Ordre vom 31. Juli 1861.

„Mit Bezug auf Meine Ordre vom heutigen Tage, Ihre Ernennung zum Staats- und Minister der Auswärtigen Angelegen-

heiten betreffend, benachrichtige ich Sie hierdurch, daß Ich Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, den Gesandtschaftsposten in London vorläufig auf einige Monate offen halten will. Gleichzeitig will ich Ihnen hierdurch die Zusicherung erteilen, daß, falls Sie aus dem Ministerium ausscheiden, ohne sofort wieder in den Gesandtschaftsposten in London oder, wie Sie eventuell gewünscht haben, in den von Paris, im Falle der Erledigung des letzteren, eintreten zu können, Ihnen, bis dahin, daß dies geschieht, Ihr bisheriges persönliches Gehalt unverkürzt belassen bleiben soll.

Baden-Baden, den 31. Juli 1861.

Wilhelm.

An den außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister, Wirkl. Geheim. Rat Grafen von Bernstorff, z. Z. in Karlsbad."

Gleich nachdem die ersten Nachrichten von der Berufung Bernstorffs in das Publikum gedrungen, brachten verschiedene Blätter die Mitteilung, diese Ernennung beweise, daß eine Annäherung Preußens an England im Werke sei, namentlich schrieb in diesem Sinne die „Independance belge", die sogar von einem festen Zweibunde beider Staaten sprach. In Wirklichkeit war Bernstorff weit davon entfernt, etwa Preußen in Abhängigkeit von England zu bringen. Er wünschte lediglich England aus den Armen Frankreichs zu lösen und es den beiden deutschen Großmächten, vor allem Preußen, wieder zu nähern.

In London bewahrte man ihm ein freundliches Andenken. Er hatte sich dort trotz aller Erregung der öffentlichen Meinung gegen Preußen viele Freunde erworben. Seiner Persönlichkeit wurde auch im wildesten Streite stets Achtung in der englischen Hauptstadt entgegengebracht. Um seiner wahrhaft vornehmen Charaktereigenschaften willen schätzten ihn auch die englische Königin und der Prinzgemahl ganz besonders hoch. Letzterer richtete anläßlich der Ernennung zum Minister an ihn einen Brief, der dieser Sympathie in sehr zarter Weise Ausdruck gibt. Ohne einige auf die Führung des neuen Amtes berechnete Mahnungen ging es allerdings auch hier nicht ab. Das Schreiben fällt allerdings der Zeit nach etwas später als die zunächst zu schildernden Ereignisse.

Handschreiben des Prinzgemahls von England an Bernstorff.

Balmoral, 15. September 1861.

„Mein bester Herr Graf!

Ich habe Ihren Brief aus Ostende richtig erhalten, und während die Königin ihre Glückwünsche zu der Ihnen übertragenen ehrenvollen Stellung mit den meinigen vereinigt, bedauern wir zugleich, daß dieselbe Sie von London entfernen muß. Sie machen sich (sehe ich) keine Illusionen über die Schwierigkeiten Ihrer neuen Aufgabe, die ich allerdings auch hoch anschlagen muß; bin ich doch der Überzeugung, daß, ehe nicht Preußen zu Deutschland in die rechte Stellung getreten ist, es ihm fast unmöglich ist, eine independente und ehrenvolle europäische Politik zu führen, und steht die Lösung jener ersten Bedingung doch noch anscheinend so sehr in der Ferne. Inzwischen sehe ich das Surrogat nur darin, daß Preußen konsequent an der Spitze der liberalen Bestrebungen der Deutschen bleibe und so faktisch die Leitung führe, die auf diplomatischem Wege, oder gar dem der Empfindlichkeit und Klagen nicht zu erlangen ist: „Der Vorderste führt die Herde," sagt Goethe.

Mit aufrichtigem Bedauern, Sie und die Gräfin nicht mehr vor Ihrer Abreise sehen zu können, verbleibe ich stets

Ihr getreuer

Albert."

Bernstorff an Goltz.

Karlsbad, 9. August 1861.

„Obgleich der hiesige Brunnen nicht viel Schreiben zuläßt, so will ich doch nicht unterlassen, Ihnen mit einigen Zeilen für Ihr freundliches Schreiben vom 10. Juli herzlich zu danken und Ihnen zu sagen, daß ich ein ungeheures Opfer bringe, welches ich aber, wie die Sachen lagen und mir vorgestellt wurden, nicht länger ablehnen konnte. Wohl gehört Mut dazu, sich nicht durch die inneren Verhältnisse absolut abschrecken zu lassen, indessen ist es ja die Bestimmung des Mannes, sich herumzutummeln und zu kämpfen. Es war niemals mein Los, auszuruhen und die Hände in den Schoß zu legen. So will ich denn, da der König mich

einmal auf den schwersten Platz beruft, der mir noch vorbehalten bleiben konnte, mit Gottes Hilfe fortkämpfen, so lange meine moralischen und physischen Kräfte ausreichen.

Auf Ihre eifrige und aufrichtige Mitwirkung weiß ich, daß ich unter allen Umständen zählen darf, und hoffe, daß wir uns in unseren Auffassungen begegnen werden." *) . . . .

Um die Mitte August begab sich Bernstorff nach Ostende, um an den Beratungen des Königs mit seinen Vertrauensmännern über die auf eine deutsche Bundesreform gerichteten Pläne teilzunehmen. Er war auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen dorthin entboten worden. Bekanntlich erschien daselbst auch der Großherzog von Baden, dessen neuer Minister, der Freiherr v. Roggenbach, dem König den Entwurf zu einer Bundesreform vorlegte, in dem auf den „engern Bund" der vierziger Jahre in vielen Stücken zurückgegriffen wurde. Z. B. sollte jedem Staate, wie damals, der freie Entschluß vorbehalten bleiben, ob er dieser Vereinigung beitreten wolle oder nicht. Roggenbach erklärte sich bereit, diesen Vorschlag, sei es als Zirkularschreiben bei den Höfen, sei es als Antrag am Bundestage, einzubringen, wenn er dabei der Zustimmung Preußens sicher sei. **) Schleinitz hatte große Bedenken. Vor allen Dingen hob er hervor, daß von einer preußischen Initiative in dieser Sache keine Rede sein dürfe. Dann aber sei nicht abzusehen, wie ein solcher doppelter Regierungsapparat: Reichsminister, die dem Parlament, preußische Minister, die dem Landtage verantwortlich wären, ohne Streit und Reibung arbeiten sollte — unmöglich könne der preußische Staat sich ohne Verbürgung seiner Selbständigkeit unbedingt der Leitung durch ein deutsches Parlament unterwerfen. Ehe man über den Plan sich äußere, müßten alle diese Fragen gründlich erörtert werden. Bernstorff stimmte in manchen Einzelheiten der Kritik des Ministers zu, zeigte sich jedoch den Grundgedanken des Planes geneigter als jener.

*) Ebenso schreibt er dem Könige aus Erdmannsdorf am 26. Aug. 1861: „Ich kann nicht umhin, gleichzeitig ehrfurchtsvoll zu wiederholen, daß es das größte persönliche Opfer ist, welches Euer Majestät Dienst zu bringen ich imstande bin."

**) Sybel a. a. O. II. 394.

Noch entgegenkommender sprach sich der König aus, und man gelangte endlich zu der Abrede, daß Roggenbach eine nähere Ausarbeitung seines Systems demnächst in Berlin zur schließlichen Prüfung vorlegen werde.

Bevor der Monarch nach Compiègne ging, um den Besuch Napoleons zu erwidern, faßte Bernstorff seine Anschauungen und Pläne in der inneren deutschen sowie in der auswärtigen Politik in einem Konzept für den König folgendermaßen zusammen:

Meine Ansichten über die Deutsche Politik bei Antritt meines Ministeriums und mein Programm für den König, als Seine Majestät nach Compiègne ging. 1861.

a. Auswärtige Politik.

„1. Deutsche Frage: Absolute Integrität des Deutschen Bundesgebietes. — Nichteinmischung fremder Mächte in die Revision der Bundesverfassung.

2. Dänische Frage: Nicht-Einwilligung in die Inkorporation Schleswigs in Dänemark, selbst wenn Holstein und Lauenburg ganz ausgeschieden werden, sondern jedenfalls Beharren auf Ausscheidung auch des deutschen Teiles von Schleswig.

Skandinavische Union nur möglich und zulässig, wenn mindestens die ganzen Herzogtümer bei Deutschland bleiben.

Steuer-Erhebung in Holstein und Lauenburg ohne Bewilligung der Stände auch in Zukunft nicht zu dulden und daher Exekution, wenn Dänemark es wieder versucht.

3. Italienische Frage: Nicht-Anerkennung Italiens, so lange die neapolitanische und die römische Frage nicht geordnet sind. Nachdem dies geschehen, jedenfalls Garantien zu fordern gegen Verletzung der deutschen Interessen, also keine Abtretung Venedigs, welche die deutsche strategische Grenze bloßlegt oder gefährdet.

4. Orientalische Frage: Falls andere Mächte sich dort vergrößern, entsprechende Kompensationen für Preußen.

b. Innere deutsche Politik.

1. Militärische Führung der deutschen Kontingente durch Preußen.

2. Gemeinsame diplomatische Vertretung dem Auslande gegenüber.

3. Beiträge der einzelnen deutschen Staaten zur preußischen Marine.

4. Eventuell gemeinschaftliches Parlament (in Berlin), bestehend aus Ausschüssen aus dem preußischen Landtag und den Kammern der anderen deutschen Länder, jedoch nur, nachdem die preußische Reichsexekutive bereits ausgesprochen und eingesetzt ist. Die anderen Fürsten können an dieser Exekutive in irgend einer Form teilnehmen, wenn nur die preußische Spitze gesichert bleibt.

5. Der Zusammentritt eines solchen deutschen Parlaments mag auch das erste Mal zu dem Zwecke stattfinden, eine definitive Reichsverfassung mit ihm zu vereinbaren, jedoch niemals ohne leitende Exekutivgewalt mit preußischer Spitze, und nicht als souveräne konstituierende Versammlung.

6. Das künftige deutsche Parlament heißt Deutscher Reichstag und teilt sich in Fürstenhaus und Volkshaus.

7. Mit Österreich Allianz und Garantie aller Besitzungen."

Bei der Programmabfassung hatte Bernstorff noch geschwankt, ob Österreich auch in diese Verfassung hineingezogen werden könne: „Will", so schrieb er, „Österreich daran teilnehmen, so besteht die Exekutivgewalt als ausübender Reichsvorstand aus ihm und Preußen mit völliger Rechtsgleichheit, sonst aus Preußen allein." Dann hatte er aber diesen ganzen Satz gestrichen und sich darauf beschränkt, daß der zu gründende deutsche Bundesstaat lediglich mit Österreich eine Allianz abschließe unter gegenseitiger Garantie **aller** Besitzungen.

Noch ausführlicher führt eine Denkschrift in die damals von den leitenden Kreisen geplante neue Politik Preußens ein, die sich unter Bernstorffs Papieren befindet und zum großen Teil seine Ansichten wiedergibt. Was dort beispielsweise über Österreich, über die englische Allianz und über eine Verständigung in einzelnen Punkten, z. B. über die Herzogtümer, mit Frankreich gesagt wird, stimmt mit den Direktiven, die Bernstorff als Minister ausgab, durchaus überein.

Denkschrift.

(1861, Anfang Oktober, ohne näheres Datum.)

„Der Eintritt des Grafen Bernstorff in das Ministerium bildet einen so wichtigen Abschnitt für die preußische Politik, daß es sich wohl geziemt, in zusammenfassender Betrachtung zu erwägen, in welcher Lage wir uns befinden und mit welchen Faktoren wir zu rechnen haben.

„Man würde irren, wenn man den König mit der liberalen Partei identifizierte, weil er beim Antritt der Regentschaft Mitglieder derselben in seinen Rat berief; klar war ihm nur die Notwendigkeit eines Ablenkens von den Bahnen der Kreuzzeitungspartei. Die jetzigen Minister boten sich ihm als Personen, zu denen er in den letztverflossenen Jahren Vertrauen gefaßt — die Männer waren es also viel mehr als ihre Grundsätze, die er annahm. Durch ihre Ernennung zu Ministern ging er eigentlich über sich selbst hinaus. Das einzige Mittel für das Ministerium, mit ihm zu regieren, war: ihm Erfolge in der auswärtigen Politik zu verschaffen, und dazu boten die Ereignisse günstige Gelegenheit. Der Regent hatte ein lebhaftes Gefühl dafür, daß Preußen in der Welt nicht so dastand, wie es sein sollte; sein schlichter Verstand war dafür, der drohenden militärischen Suprematie Frankreichs entgegen zu treten, damit sich das Trauerspiel von Austerlitz und Jena nicht wiederhole. Wurde er in dieser Ansicht energisch unterstützt, so kam er von selbst in die richtige Bahn einer aktiven auswärtigen Politik. Überstieg aber diese Aufgabe Preußens Kräfte, so durfte man keinesfalls während des italienischen Krieges stille sitzen, sondern mußte die Gelegenheiten, wo die anderen Mächte beschäftigt waren, benutzen, um die Schleswig-Holsteinsche Sache auszufechten. Die Minister und ihre diplomatischen Freunde aber verbrauchten alle ihre Kraft für das negative Resultat, den König wider Willen neutral zu halten; sie verstrickten Preußen in eine Vermittlungspolitik, die ihm die Freiheit des Handelns benahm, ohne zu irgend einem Ergebnis zu führen. Nach dem Frieden von Villafranca stand Preußen isoliert da.

„Wir haben nun hernach viele Noten und Erklärungen gelesen, viel von Verhandlungen, Konferenzen und Besuchen fürstlicher Personen gehört, aber wir haben nicht ein einzigesmal Preußens Willen zu praktischer Haltung gebracht gesehen. Herr von Schleinitz hat der Entwicklung der italienischen Angelegenheiten vollständig passiv zugesehen, hat es dem gefahrvollen Präzedenz von Nizza und Savoyen gegenüber nur zu einer matten Mißbilligung gebracht, um wenige Monate darauf in Warschau diesen Akt ohne die geringste Gegenkonzession anzuerkennen, er hat auch in Schleswig-Holstein, in Hessen, in der Bundeskriegsverfassung nichts erreicht. Es ist die Politik der freien Hand, welche Preußen nach Olmütz geführt hat und beim Pariser Kongreß seine Vertreter demütig im Vorzimmer warten ließ. Der Nachfolger des Herrn v. Manteuffel hat diese Politik des untätigen Zuwartens, des Kompromisses von Widersprüchen lediglich fortgesetzt und ist daher in jeder Frage gescheitert.

„Da man dem König keinerlei Erfolge nach außen brachte, so mußten die Minister im Inneren, sobald sie an irgend einer Stelle weiter wollten, als ihr Souverän, sehr bald bei diesem anstoßen. Der Widerstand des Abgeordnetenhauses gegen die Armeereform, auf die er sein ganzes Herz gesetzt, verbitterte ihn so, daß er für alle anderen größeren Fragen das Interesse verlor und die Gefahren nicht von außen, sondern im Inneren von einer drohenden Revolution kommen sah. Der eigentliche Grund der Opposition der Landesvertretung lag in der auswärtigen Politik. Zur Verteidigung, sagte man, reicht die Landwehr aus, eine große, aktive Politik, die sich auf ein schlagfertiges Heer stützt, wird ja doch nicht gemacht; sollen wir so große Summen und unzählige fleißige Hände dem Lande entziehen, bloß damit soviel tausend mehr auf der Parade vorüberziehen? Abgeordnete, denen die Opposition gegen die Heeresreform nicht eine Parteitaktik war, gestanden offen, daß, wenn die Regierung mutig nach außen vorwärts ginge, alles für die Armee bewilligt werden würde.

„Wie man auch über die Bahn denken mochte, welche einzuschlagen sei, darüber war doch kein Zweifel, daß eine Politik unmöglich die richtige sein konnte, welche während der tiefgreifendsten

Erschütterungen einen Staat in Untätigkeit verharren läßt, der einerseits die Stellung einer Großmacht beansprucht, anderseits aber, dem Ausspruch seines Souveräns zufolge, nicht die Bestimmung hat, dem Genuß erworbener Güter zu leben, sondern weiter zu arbeiten.

„Einer solchen Macht muß vielmehr das Wort Emanuel Philiberts von Savoyen vorschweben: »Surtout, voyez que rien ne se fasse en Europe sans que vous y soyez!« Und sicher ist es die höchste Zeit, daß eine energische Wendung zum besseren in der auswärtigen Politik eintrete, welche das gesunkene Ansehen Preußens wieder hebe. Die Gelegenheit dazu gibt die Übernahme des Ministeriums durch Bernstorff.

„Es ist natürlich, daß in einer Epoche wie der unsrigen, wo das Bestehende in Auflösung ist, ein Staat, der nicht allein stehen will und kann, Allianzen sucht. Bei denselben kommt für Preußen zweierlei in Betracht, zuerst ob seine Interessen mit denen der betreffenden Macht so weit zusammenfallen, daß ein Bündnis natürlich und wahrscheinlich ist, sodann, ob die fremde Regierung stark genug ist, uns eine ausreichende Unterstützung zu geben. Sehen wir danach, wie wir zu den verschiedenen Mächten stehen, zunächst zu Österreich.

„Es waren die Rüstungen Preußens, welche 1859 dem Fortschritt der französischen Waffen in Oberitalien Einhalt taten. Der Friede brachte uns in die gefährlichste und undankbarste Lage, und das Wiener Kabinett lohnte unsere Opfer mit den frivolsten Beschuldigungen gegen Preußen, die bis heute nicht zurückgenommen sind. Auch nachdem der Regent in Baden alle Anträge Frankreichs abgewiesen hatte und in Teplitz Österreich auf das freundlichste entgegengekommen war, blieb das österreichische Kabinett in der hartnäckigsten Opposition gegen alle preußischen Bestrebungen; es versagte die Reform der Bundeskriegsverfassung und unterstützte die Projekte der Mittelstaaten in dieser wie in der hessischen, wie in der Zivilprozeßfrage; kurz, in allen Wandlungen, die seine Politik in den letzten Jahren durchgemacht, ist sie Preußen gegenüber dieselbe geblieben. Während man von Ungarn, Slowaken und Kroaten unerhörte Beleidigungen ruhig hinnahm, gab man

der preußischen Regierung in keinem Punkte nach. Jeden Fortschritt des verhaßten Nebenbuhlers in Deutschland zu hindern, darin sind Schwarzenberg, Buol, Rechberg und Schmerling ganz einer Ansicht. Dies kann nicht wundernehmen, denn es ist nur das natürliche Ergebnis der Stellung beider Mächte; entweder eine ordnet sich der anderen unter, oder ihre Interessen kreuzen sich. Dualismus heißt eben Gegensatz.

„Wenn nun bei Österreich keine Neigung zu einer aufrichtigen Allianz mit Preußen sein kann, so kommt noch hinzu, daß es auch gar nicht in der Lage wäre, demselben eine feste Stütze zu bieten. Österreich kämpft in Verfassungswirren, die nur eine Alternative eröffnen, daß entweder das Reich auseinanderfällt, oder die absolute Gewalt wieder hergestellt wird. Beides wird nur durch die heftigsten Erschütterungen geschehen können, die unfehlbar den Staatsbankerott nach sich ziehen müssen, durch Ereignisse, welche die ganze Lebenskraft aller Kronländer absorbieren werden, selbst wenn der unvermeidliche Krieg mit Italien um Venetien noch sollte hinausgeschoben werden. Wir werden also Österreich aus der Reihe unserer Allianzen streichen müssen und selbst in den einzelnen unvorhergesehenen Fällen, wo wir auf seiner Seite stehen, uns stets die volle Freiheit der Bewegung wahren müssen.

„Ganz ebenso feindlich wie Österreich sind die übrigen deutschen Regierungen, mit wenigen Ausnahmen, Baden, Oldenburg, Gotha, Braunschweig, Bremen und Lübeck, gegen Preußen gesinnt, und wenn ihre Bevölkerung diese Staaten auch nötigen sollte, bei einem Angriff Frankreichs mit ihm zu gehen, so werden sie im übrigen doch immer seine Zwecke zu kreuzen suchen.

„Aus ähnlichen Gründen wie bei Österreich ist auch bei Rußland auf eine Allianz nicht zu rechnen; die Interessen dieses Reiches stehen denen Preußens zwar nicht so direkt gegenüber, gemeinsame Aufgaben aber sind für beide, Polen etwa ausgenommen, in der gegenwärtigen Lage kaum zu finden, während das Petersburger Kabinett sich bemühen wird, die Preußen und Deutschland günstige Lösung der dänischen Frage zu vereiteln. Und wie Österreich ist auch Rußland durch eine innere Krisis so in Anspruch genommen, daß es nicht die Macht hat, Preußen zu

helfen; die Nachgiebigkeit gegen die Polen und Finnen zeigt, wie schwach sich die Regierung fühlt.

„Die englische Allianz ist ein Lieblingsplan der liberalen Partei in Preußen und ist in der Tat durch die Verhältnisse indiziert; die gewichtigsten Interessen beider Länder fallen zusammen, England bedarf eines starken Verbündeten auf dem Kontinente, Preußen kann die englische Flotte die größten Dienste leisten. In der Praxis aber hat die gegenwärtige englische Regierung nichts unversucht gelassen, um Preußen ihre Allianz zu verleiden; der hochmütige Leichtsinn Palmerstons schien ein Vergnügen daran zu finden, Preußen bei jeder Gelegenheit, im großen wie im kleinen, zu kränken und zu schaden. Als Preußen sich trotz Englands Passivität 1859 anschickte Frankreich entgegenzutreten, bot Lord Russell nicht nur im Verein mit Rußland alle Mittel der Vorstellung auf, um das Berliner Kabinett zurückzuhalten, sondern erklärte auch, die englische Flotte werde den Operationen der französischen in der Nord- und Ostsee so wenig ein Hindernis entgegensetzen als im Adriatischen Meere. Als Preußen England vertraulich zu einem Protest gegen die Annexion von Nizza und Savoyen aufforderte, verriet Palmerston dies an Persigny. Im Herbste 1860 kam Lord Bloomfield der hiesigen Regierung mit der Zumutung, den Verkauf Venetiens in Wien zu befürworten; in jeder Phase des deutsch-dänischen Konfliktes hat das Londoner Kabinett Partei für Kopenhagen genommen und scheint jetzt sein Werk durch das Heiratsprojekt des Prinzen von Wales mit der Tochter des designierten Königs von Dänemark krönen zu wollen. Der Macdonaldhandel uud die Insulten der Presse, die bis auf die neueste Zeit fortdauern, sind nur Ausflüsse derselben Gesinnung.

„Während England so die Interessen seines natürlichen Verbündeten stetig kreuzte, beugte es sich fast überall, wo ihm der bestimmte Wille seines gefährlichsten Nebenbuhlers entgegentrat. Es hatte sich halb widerwillig in den Krieg gegen Rußland ziehen lassen, es ging noch widerwilliger zum Pariser Friedenskongreß, ja, dasselbe England, das im Februar 1859 laut für die Heiligkeit der Verträge eintrat, suchte wenige Monate später es Frankreich in der Befreiung Italiens zuvorzutun, ermutigte das Turiner

Kabinett, über den Frieden von Villafranca hinauszugreifen, unterstützte mittelbar Garibaldis Angriff auf Sizilien, wagte aber gleichwohl niemals dieser Politik der Befreiung einen aktiven Nachdruck zu geben; ebenso hat es auch den anderen Unternehmungen Frankreichs zu widerstehen gewußt, die mittelbar doch gegen sein Ansehen gehen, es hat dem Suezkanal doch nur Intriguen entgegengesetzt, es hat die Expedition nach Syrien geschehen lassen, es läßt die Franzosen sich erst in Cochinchina festsetzen und nun auch in Madagaskar. Freilich vermehrt es mit ungeheurer Anstrengung seine Flotte und baut riesige Verteidigungsanstalten, welche zu ihrer Besatzung die gesamte Linienarmee erfordern; aber liegt in diesem parare bellum nicht viel mehr das pacem velle, als der Entschluß, die bereiten Waffen auch kräftig brauchen zu wollen? Kann man nach dem, was wir alle gesehen, noch glauben, daß England die Annexion Sardiniens mit dem Schwerte verhindern würde, ja, darf man hoffen, daß ein Angriff auf den Rhein seine Staatsmänner zu mehr als zornigen Depeschen bringen werde? Deuten nicht viel mehr alle Zeichen darauf, daß der Friede um jeden Preis, der nicht direkt englisches Gebiet verletzt, die Losung bleiben wird, und ist eine solche Macht eine zuverlässige Stütze für eine aktive Politik? Wir müssen es verneinen; so tief wir von der Wahrheit der Idee der englisch-preußischen Allianz durchdrungen sind, so fest wir an der Überzeugung halten, daß sie sich wiederherstellen wird, so müssen wir sie *solange für untunlich ansehen*, als England nicht ihren Wert hat erkennen lernen und Preußen paritätisch behandelt.

„Es bleibt Frankreich. Aber wie ein Bündnis mit Frankreich schließen, dessen militärische Suprematie Deutschland vor allem bedroht, das stets der Verbündete unserer Feinde war? Dessen Herrscher gelobt, die Niederlage von Waterloo zu rächen! Welche Ziele könnten wir gemeinsam mit ihm verfolgen? Das Begründete in diesen Bedenken soll keineswegs verkannt werden, und *es ist auch nicht die Absicht, eine französische Allianz zu befürworten, wohl aber eine Verständigung mit Frankreich für einen bestimmten politischen Zweck, zu dem uns dieselbe notwendig ist.* Es kann kein Zweifel sein, daß dieser Zweck die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage im deutschen

Sinne ist. Dänemark hat die Stipulationen von 1852 nur dazu benutzt, sich seinen Verbindlichkeiten zu entziehen, beide Herzogtümer finanziell auszubeuten und die deutsche Nationalität in Schleswig so zu unterdrücken, daß die Einverleibung tatsächlich allmählich vollzogen werden könne. Es ist in der Verhöhnung deutschen Rechtes so weit gegangen, als es ihm die Schwäche Preußens, die Passivität Österreichs, die Unpersönlichkeit des Bundes und die Unterstützung anderer Mächte erlaubt haben. Seit der Wiederaufnahme der Verhandlungen von 1856 kam es jedesmal bis dicht vor die Exekution, dann wurde eine Scheinkonzession gemacht, die Zwangsmaßregeln unterblieben, und das Spiel fing aufs neue an, bis es eine Art von Spitze in den Vorgängen der diesjährigen holsteinschen Ständeversammlung erreichte; zum Dank für die Zustimmung Preußens zu dem Provisorium ist Orla Lehmann, der fanatische Verfechter des Eiderstaates, zum Minister des Innern ernannt.

„Die schleswig-holsteinische Frage bleibt für Preußen stets das »hic Rhodus, hic salta!« einer kräftigen deutschen Politik; ist doch dieser Staat durch die Antezedenzien von 1848—1850 dazu verpflichtet, den Herzogtümern ihre angestammten Rechte wiederzugeben. Wiederholt haben preußische Thronreden den Schutz der Herzogtümer verheißen; Preußen muß daher die Lösung dieser Frage der deutschen Nation als Unterpfand bieten, wenn dieselbe ein wahres Vertrauen zu seiner Führung gewinnen soll. Eine wirkliche Lösung aber ist nicht zu erwarten, so lange die Herzogtümer unter dänischem Zepter stehen; wo nationale Gegensätze durch Krieg und Unterdrückung so geschärft sind wie hier, da hilft keine staatsrechtliche Garantie, da ist die Trennung geboten. Ist es also die erste Aufgabe der preußischen Politik, die Herzogtümer Deutschland wiederzugeben, so muß dieselbe mit der bestimmten Absicht unternommen werden, das Land, das Deutschland beanspruchen kann, der dänischen Krone ganz zu entreißen. Die Schwierigkeit, daß Holstein zwar das Recht auf die Vereinigung mit ganz Schleswig hat, letzteres aber doch nicht zum deutschen Bunde gehört, läßt sich nur dadurch beseitigen, daß man dasselbe nach der Sprachgrenze teilt, den südlichen Teil mit Holstein zu einer Provinz vereint, den nördlichen, der, wenn auch

nicht rein dänisch doch auch nicht rein deutsch ist, Dänemark zur Einverleibung überläßt. Diese Lösung ist auch bekanntlich bereits von Palmerston 1848 vorgeschlagen. Wenn aber unserer Ansicht nach Preußen nicht vermeiden kann diese Frage aufzunehmen, so ist es vor allem geboten, sie richtig einzuleiten; unzweifelhaft ist dies schwieriger als im Jahre 1848, wo im allgemeinen Umsturze keine Großmacht an Intervention dachte, und vor allem Frankreich durch die Februarrevolution vollständig geschwächt war. Man darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß Frankreich jetzt die leitende Macht unter den Großstaaten ist, und daß man schwerlich gegen den entschiedenen Willen Napoleons eine Änderung im europäischen Besitzstande herbeiführen kann. Man muß sich deshalb mit ihm verständigen. Wir sind nicht blind für die Gefahr, die warnende Stimmen darin finden könnten, aber wir halten sie für übertrieben. Unter Verständigung kann hier natürlich nicht ein Pakt oder Protokoll gemeint sein, wie das zu Plombières vollzogene war; wir wollen von Frankreich keine Hilfe, sondern nur Neutralität.

„Es heißt nun, die kaiserlich französische Regierung werde diese nicht gewähren, denn Dänemark sei stets ihr natürlicher Bundesgenosse gewesen. Diese Behauptung bedarf einer Modifikation. Es kann allerdings nicht bestritten werden, daß Dänemark mehrfach mit Frankreich gegen Deutschland vereinigt war, aber nur dann, wenn Frankreich selbst mit uns den Krieg suchte. Dann bemühte es sich begreiflicherweise, auch andere Nachbarstaaten gegen uns zu drängen; in dieser Gegnerschaft allein liegt die Gemeinsamkeit der Interessen — weshalb Frankreich an sich einer Danisierung Schleswigs Vorschub leisten sollte, ist nicht abzusehen. Ein Vorgehen Preußens könnte also nur in dem Sinne Gefahr bringen, daß Frankreich dies als Vorwand eines Angriffs auf den Rhein benutzte. Gerade hieran glauben wir wenigstens für den Augenblick nicht; die inneren Zustände des Kaiserreiches sind für einen solchen Krieg nicht günstig, und es muß Napoleon, der die Deutschen scharf beobachtet, klar sein, daß es bei dem gesteigerten Nationalgefühl Deutschlands sehr bedenklich für ihn werden könnte, dasselbe durch einen Angriff herauszufordern. Es würde daraus,

selbst wenn er zuerst Erfolge hätte, ein Krieg entstehen, dessen Ausgang seine Dynastie gefährden würde. Diese Furcht aber ist bekanntlich die Stelle, wo er sterblich ist. Wenn nun dem Kaiser offen wiederholt wird, daß von einer Abtretung oder Grenzberichtigung zugunsten Frankreichs und zum Nachteile Deutschlands allerdings nie die Rede sein könne, daß dagegen Preußen gerne bereit ist, Frankreichs Interessen da nicht zu hindern, wo sie die seinigen nicht kreuzen, z. B. ihm freie Hand im Mittelmeere zu lassen, in orientalischen Angelegenheiten auf seine Seite zu treten usw. — sollte da Napoleon nicht geneigt sein, uns freie Hand gegen Dänemark zu lassen? Wir können nicht daran zweifeln, daß auf dieser Basis eine Verständigung zu erzielen sei. Aber, fragt man, wird dann nicht England offen gegen Preußen auftreten? Wir verneinen dies unbedingt. Sobald Preußen in dieser Angelegenheit handelt, sobald England sieht, daß grobe Noten und Vorstellungen nichts vermögen, vor allem aber, daß Frankreich uns nicht ungünstig ist, wird es sich in das Unvermeidliche fügen und dem Konflikt seinen Lauf lassen, wie es überhaupt englische Politik ist, jeder Veränderung im europäischen Staatensystem sich diplomatisch zu widersetzen und hernach das fait accompli anzuerkennen, sobald es seine Interessen nicht direkt verletzt. Wie vorteilhaft eine Annäherung Preußens an Frankreich auf das englische Urteil über ersteres wirkt, zeigt der gegenwärtige Besuch des Königs in Compiègne. Die »Times«, die noch bis vor kurzem uns mit Geifer überschüttete, entsinnt sich plötzlich der teutonischen Verwandtschaft und der natürlichen Allianz beider Länder.

„Rußland wird sich gewiß bemühen, Preußen diplomatisch am Vorgehen gegen Dänemark zu verhindern, aber es ist nicht in der Lage diesem Vorsatz materiellen Nachdruck zu geben, geschweige es zu Feindseligkeiten kommen zu lassen. Österreich kommt nicht in Betracht, sehr erheblich allerdings Schweden. Dasselbe ist, wie man nicht leugnen kann, günstig für Dänemark gesinnt; mehr als Neutralität wird sich von ihm nicht erreichen lassen, dieselbe aber läßt sich gewinnen, wenn man dem Könige, dem Prinzen Oskar und Baron Wanderström die Aussicht stellt, daß ihre ehrgeizigen Pläne, die Preußen nicht verletzen, von Berlin aus auf keinen

Widerstand stoßen würden. Soll der Skandinavismus praktisch werden, so kann nur Dänemark als drittes Reich nach Analogie Norwegens mit Schweden unter einer Krone vereinigt werden. Wird für ein solches Projekt, das begreiflicherweise auf großen Widerstand bei Rußland und England stoßen wird, Preußens Zustimmung gewonnen, so wird man dies in Stockholm nicht gering schätzen.

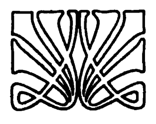
„Bereitete man nun in Paris und Stockholm die Aufnahme des Konfliktes vorsichtig vor, so ergibt sich die diplomatische Einleitung des Vorgehens gegen Dänemark von selbst. Es ist dabei vorauszusetzen, daß Preußen an den Weg der Beratung am Bunde sich nicht weiter bindet, sondern selbständig vorgeht, man fordert die vollständige Erfüllung der Stipulationen von 1852 nach deutscher Auslegung, Dänemark wird darauf nicht eingehen und es kommt zum Bruch. Ein Krieg für Schleswig-Holsteins gerechte Sache, welche Preußen 1850 verlassen hat, wäscht die frühere Demütigung ab, er wird für die trüben und gärenden Elemente, die sich in einer bewegten Zeit stets da sammeln müssen, wo keine bewußte aktive Politik verfolgt wird, einen Abzug bilden, er wird das Selbstvertrauen der preußischen Armee heben, er wird vor allem Preußen ein Recht auf die Führerschaft in Deutschland geben, und Preußens Gegner werden nicht länger sagen können, daß man von ihrem Vertrauen »propter agenda« nicht »propter acta« Bewilligungen fordere. Endlich wird dadurch die Opposition der deutschen Regierungen gegen alles was von Berlin ausgeht — eine Opposition, die bei ihren Bevölkerungen nur infolge der mangelnden Energie Preußens eine Stütze findet, gebrochen werden.

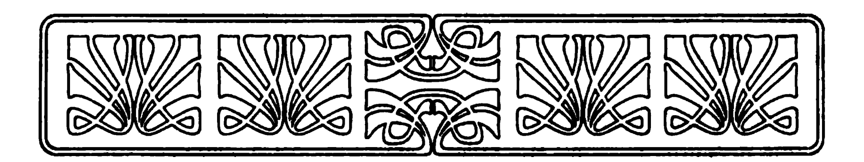
„Preußens Beruf ist es nicht, sich durch kleinliche Annexionen zu arrondieren, ihm geziemt es vielmehr, dadurch, daß es offen für das Recht Deutschlands eintritt, wo immer dasselbe gekränkt wird, zu zeigen, daß es der einzige Staat sei, von dem eine Neugestaltung der deutschen Verfassung ausgehen könne. Unternimmt Graf Bernstorff eine solche Politik, die einem Nachkommen von Andreas Petrus Bernstorff wohl geziemt, so wird sein Name mit ehrenvollen Zügen im Buche der preußischen und deutschen Geschichte stehen."

Im Herbst nahm Bernstorff in seiner Eigenschaft als Minister zu Königsberg an der Krönung des Königs teil. Über diese heißt es in seinem (französisch geschriebenen) Briefe vom 18. Oktober 1861:

.... „Die Krönung ist glücklich vorüber! Es regnete am Morgen, aber dann hatten wir das denkbar beste Wetter. Die Kirche war wirklich schön und feierlich. Der große Hof des Schlosses, den eine so dicht gedrängte Menge erfüllte, daß keine Nadel hätte zu Boden fallen können, gewährte einen herrlichen Anblick, und der König selbst sah auch so schön aus, wie man sich nur einen König im Krönungsornat vorstellen kann. Es gab bei der Feier ergreifende Momente, besonders als der König sich auf die Knie niederließ, nachdem er sich die Krone aufs Haupt gesetzt, und auch dann, als die beiden Majestäten an den Stufen des Altars nach der Krönung der Königin niederknieten und wir anderen alle ebenfalls auf die Knie sanken um zu beten. Auch in der Stimmung der im Hofe Versammelten zeigten sich schöne Momente, indessen hatte ich persönlich die Empfindung, daß der Enthusiasmus hätte viel größer sein können. Die politischen Gegensätze scheinen mir auch hier die Schuld zu tragen. Doch nach der allgemeinen Meinung ist alles großartig verlaufen, wie mir auch Clarendon sagte."

Bernstorff hatte recht geahnt. Schon bald nach dem Feste sollte der politische Parteihaß in hellen Flammen emporschlagen und Preußen in eine Ära der Konflikte stürzen, die es den schwersten inneren und äußeren Gefahren aussetzte.





XV. Kapitel.

Der deutsche Bundesreformplan. — Die kurhessische Frage. — Die Handelspolitik.

Bernstorff und die Stellung Preußens zu Napoleon. — König Wilhelm über die Entrevue in Compiègne. — Die französische Presse und Bernstorff. — Der deutsche Bundesreformplan. — Beusts deutsches Verfassungsprojekt. — Rechberg und Biegeleben. — Die preußische Depesche vom 20. Dezember 1861 und ihre unbefugte Veröffentlichung; Entrüstungssturm in Österreich und den Kleinstaaten. — Briefe Bernstorffs an Reuß. — Bernstorff über die Bundesreform. — Bernstorffs Haltung gegenüber Österreich und den Kleinstaaten. — Der Zirkularerlaß an die preußischen Gesandten vom 21. Februar 1862; Abfertigung Beusts. — Die Antwort an die Unterzeichner der „identischen Note“. — Napoleon III. — Die kurhessische Angelegenheit und König Wilhelm. — Schreiben des Kronprinzen; Mobilmachung; der Kurfürst gibt nach. — Die Handelsvertragsverhandlungen und der Widerstand Österreichs und der Kleinstaaten. — Der preußisch-französische Handelsvertrag. — Die Verträge mit China und Japan.

In der auswärtigen Politik bildeten das Hauptinteresse Bernstorffs die napoleonischen Pläne, die nach seiner Ansicht dereinst unvermeidlich zu einem Kriege gegen Deutschland führen mußten. Doch wenn er auch jetzt schon die Aussichten eines solchen Kampfes sorgfältig abwog, so war er doch Realpolitiker genug, um zu erkennen, daß es Preußen keinen Vorteil bringen konnte, zu einer Macht, wie das kaiserliche Frankreich sie bildete, von vornherein in grundsätzliche Gegnerschaft zu treten. Er versuchte vielmehr, solange als möglich gute Beziehungen zu Napoleon zu erhalten. Bei geschickter und vorsichtiger Behandlung durfte man sogar hoffen, den französischen Cäsar, der Preußen durch Gefälligkeiten an sich zu ketten wünschte, den Ansprüchen einer nationalen Politik in der schleswig-holsteinischen Frage geneigt zu machen. Auch blieb es für Preußens bundesstaatliche Pläne nicht unwichtig, wenn Österreich begreiflich gemacht wurde, wie es in der Hand des Berliner Hofes liege, unter Umständen auch eine Stütze in Paris zu finden. Freilich war die Durch-

führung einer solchen Taktik damals eine sehr schwere, und zwar schon deshalb, weil in einem großen Teile des höheren preußischen Beamtentums, und gerade unter dem, welches Einfluß auf die auswärtige Politik besaß, ganz entgegengesetzte Anschauungen vorherrschten. Namentlich verfocht Justus v. Gruner mit leidenschaftlicher Energie die Ansicht, daß es für sämtliche deutschen Staaten nur ein Ziel geben könne, die Macht des napoleonischen Frankreichs so bald als möglich zu brechen, und daß dieser Aufgabe alle Differenzen auf dem Gebiete der deutschen Bundespolitik zwischen Österreich und Preußen, sowie die schleswig-holsteinische Frage untergeordnet werden müßten.*) Charakteristisch für Gruners Anschauungen nach dieser Richtung hin ist ein Privatschreiben, das er im März 1861 an Bernstorff richtete:**) Er fragt hier, was der Grundgedanke der preußischen Politik werden solle — ob der „Widerstand gegen das napoleonische Frankreich" oder eine „liberale Tendenzpolitik, die in Deutschland Geschäfte machen wolle unter Duldung Frankreichs, aber ohne Verständigung mit Frankreich."

Dann fährt er fort:

„Für mich gibt es natürlich nur eines — das erstere. Das ist nicht meine Ansicht, es ist bei mir politischer Glaubensartikel. Alle anderen Fragen haben in meinen Augen nur untergeordneten Wert. Wir müssen uns mit Österreich und den deutschen Regierungen wieder verständigen. Wir müssen die nationale Seite betonen und jeden anderen Mißton vermeiden. Wir müssen den Kern zu einer Koalition zunächst in Deutschland (d. h. wir mit Österreich und den übrigen Staaten) bilden — aber nicht Tendenzpolitik treiben. Wir müssen alle Elemente des Widerstandes gegen Frankreich um uns sammeln und organisieren.

„Jede andere Politik scheint mir Wahnsinn. Solange noch Aussicht auf eine Politik in jenem Sinne ist, werde ich hier bleiben können. Ist diese Aussicht aber verschwunden, dann werden auch Sie, verehrteste Exzellenz, es billigen, daß ich nicht länger auf dem Wege mitgehe, den ich für den Weg des Verderbens ansehe."

*) Wirklicher Geheimrat und Unterstaatssekretär a. D. Justus v. Gruner. Rückblick auf mein Leben. Deutsche Revue. 1901.

**) Gruner an Bernstorff. Berlin, 22. März 1861.

Gruner beteuert zwar in einem anderen Briefe an Bernstorff, die Stellung Preußens gegenüber Österreich in vollem Maße wahren zu wollen, in der Praxis aber würde er auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege doch schließlich gänzlich ins Fahrwasser Österreichs geraten sein.*)

Die seit einiger Zeit geplante Zusammenkunft König Wilhelms mit Napoleon in Compiègne konnte Bernstorff umsoweniger hindern wollen, als er ja selbst das Programm für die dort geplanten Besprechungen aufzusetzen hatte — ein Programm, das der Monarch in allen einzelnen Punkten vollständig gebilligt. War doch in demselben die Integrität des deutschen Bundesgebietes und das Prinzip der Nichteinmischung fremder Mächte in die inneren Angelegenheiten Deutschlands verkündet. In der italienischen Angelegenheit erschien darin der Anspruch Österreichs möglichst gewahrt, soweit die preußischen Interessen dies überhaupt gestatteten. Wenn die Anerkennung Italiens nicht eher ausgesprochen werden sollte, als bis die neapolitanische und die römische Frage geordnet waren, wenn keine Abtretung Venedigs, d. h. keine solche, die die deutsche strategische Grenze bloßlegte oder gefährdete, zugelassen werden durfte, dann ward damit auch auf diesem wichtigen Gebiete den napoleonischen Plänen ein Riegel vorgeschoben. Unter solchen Umständen mußte die Zusammenkunft lediglich den Charakter einer höfischen Courtoisie tragen. Hochinteressant ist die Aufzeichnung König Wilhelms über jene Unterhaltung in Compiègne mit Napoleon, von der sich eine Abschrift unter Bernstorffs Papieren befindet. Man muß dieses Aktenstück bis in seine Einzelheiten sorgfältig studieren, um seine große Bedeutung ganz zu erkennen:

Aufzeichnung König Wilhelms über seine Zusammenkunft mit Napoleon am 11. Oktober 1861.

„Der Kaiser Napoléon hatte meinem Verlangen gemäß den Empfang an der Französischen Grenze, sowie die ganze Reise und

*) Gruner hatte Bernstorff anfangs für einen unbedingten Anhänger seiner Anschauungen gehalten. Seine Enttäuschung darüber, daß sich dies nicht vollständig bewahrheitete, erklärt es, wenn er sich in seinen Aufzeichnungen einzelne abfällige Bemerkungen über Bernstorff gestattete. Dazu kam seine große Nervosität, die sich manchmal zu hochgradiger Gereiztheit steigerte.

den Empfang in Compiégne selbst, genau so eingerichtet, daß jeder officielle Empfang ausgeschlossen war, der durch Ceremonieen hätte bezeichnet werden müssen.

„Während des Aufenthalts vermied der Kaiser, wie es schien, jede längere, eingehende politische Unterredung. Die nachfolgenden Aufzeichnungen werden dies beweisen, die ich so genau als möglich wiederzugeben suche.

„Beim ersten Dîner fragte mich der Kaiser: „Croyez vous que l'affaire d'un traité de commerce s'arrangera?" Ich entgegnete, daß ich sehr bedauerte, daß die letzten Unterredungen des französischen Bevollmächtigten der Angelegenheit nicht förderlich gewesen wären; ich hoffte indessen, da für Frankreich und Deutschland die glückliche Lösung der Frage gleich bedeutungsvoll und wichtig sei, daß man durch gegenseitiges Entgegenkommen und Beweisen von bonne volonté zum Ziele gelangen werde. Der Kaiser erwiederte, daß er von der gegenseitigen Wichtigkeit der Frage ebenso durchdrungen sei, daß aber so viele Détail-Kenntniße nöthig seien, um die Sache genau zu verstehen; diese gingen ihm ab; denn wenn man ihm sage: Preußen wolle eine Waare so und so besteuern, weil ein Faden Seide auf so viel Faden Wolle oder Baumwolle kämen, etc., so verstände er kein Wort davon. Ich sagte, daß es mir ähnlich ginge; ich hielte mich aber an die allgemeine Wichtigkeit, und da glaubte ich, daß vielleicht nach den Schwierigkeiten, welche der Handelsvertrag mit England für Frankreich erzeuge, diesem ein neuer Export sehr wünschenswerth sein würde. Diese Ansicht gab der Kaiser nicht zu, und kam am letzten Tage nochmals darauf zurück, indem er mit einigen énormen Zahlen, die bereits für Frankreich erzielten Vortheile schilderte. Ich glaube, er sprach von 100 Millionen für welche Paris allein mehr nach England schon exportirt habe. Auf meine Vorstellung, er möge Herrn Leclerq seinen bestimmten Willen aussprechen: „d'arriver à bon port," gab er diese Absicht sehr freundlich kund. Nachdem ich ihm noch unsere schwierige Lage schilderte, wegen unserer Abhängigkeit vom Zollverein, gab er das vollkommen zu. Am zweiten Tage sagte der Kaiser: „Vous aurez lu les assertions au parlement anglais, que j'ai fait un traité avec la Sardaigne, pour annexer l'île de Sardaigne.

Ils sont comme les enfants, les Anglais, ils croient tout ce qu'une tête chaude avance. Il n'y a pas un mot de vrai dans tout cela; je ne pense pas à la Sardaigne et je n'y penserai pas!" Ich antwortete, daß ich allerdings diesen Debatten gefolgt sei, und mich gewundert hätte, daß das Englische Ministerium sich nicht entschiedener gegen dergleichen Erfindungen ausspräche, da es ihm doch leicht sein müßte, die Wahrheit vom Kaiser zu erfahren. Läugnen könnte ich nicht, daß man auch bei uns an etwas der Art geglaubt habe, und ich freute mich zu hören, daß dem nicht so sei! (?)

„Am selben Tage fragte der Kaiser: „Que savez vous des Duchés allemands de Danemarc?" Ich entgegnete, daß er wisse, wie ein Interimisticum zu Stande gekommen sei, welches so lange vorläufig dauere, bis Dänemark mit neuen Propositionen hervorträte oder die neuesten Stipulationen nicht innehielte. Letzteres sei zu befürchten nach gethanen Andeutungen, als wollte man trotz der letzten Stipulationen, neue Steuern und Gesetze, ohne ständische Zuziehung decretiren. Wenn dies geschähe, so wäre man gerade so weit, wie vor noch 6 Wochen. In meinen Augen wäre die ganze dänische Herzogthums-Frage in kürzester Frist für immer zu erledigen, wenn Frankreich mit England und Rußland bestimmt erklärten, daß dieselbe eine rein deutsche sei, in welcher Deutschland in seinem vollen Rechte wäre, und Dänemark daher niemals auf eine Unterstützung dieser 3 Mächte zu rechnen habe, wenn es dem Rechte Deutschland's und den eingegangenen Verträgen nicht nachkäme. Der Kaiser bemerkte, daß ich ja wohl wisse, wie er in diesem Sinne gehandelt habe. Ich erkannte dies vollkommen an und belobte auch die 2 andern Großmächte, indem ich hinzufügte, ich könnte mir also die fortgesetzte Opposition Dänemarks nur so erklären, daß es im Geheimen hoffte, dennoch dereinst unterstützt zu werden. Ich bemerkte ferner, daß sich die Welt viel mit dem Besuch des Königs von Schweden in Frankreich beschäftigte. Der Kaiser sprach von „des articles de journaux absurdes." Der König sei ein eigenthümlicher Herr, habe sich énormement in Paris und Châlons gefallen, „ce qui n'a pas trop amusé l'Angleterre."

„Noch am zweiten Tage fragte mich der Kaiser: „Avez vous

pris une résolution par rapport à la reconnaissance de l'Italie?" Ich erwiederte, daß ich allerdings une résolution genommen habe, nämlich jede Anerkennung abhängig zu machen von der Pacificirung ganz Italiens, also namentlich Neapel's, und daß, wenn diese eingetreten sein würde, ich bei meinen ferneren Beschließungen immer noch meine Stellung zu Österreich consultiren müßte. Der Kaiser entgegnete: „ah! l'Autriche est bien malade!"

„Da ich erwiderte: „Oui, c'est un grand malheur," so schien ihm diese Erwiderung, so wie die wegen der Anerkennung nicht angenehm gewesen zu sein, da er nichts erwiderte, so daß ich ihn bald darauf fragte, welche Nachrichten er von Neapel habe? Er entgegnete: „elles ne sont pas bonnes, c'est un état de choses désolant, mais on viendra pourtant à bout. Mais Rome, Rome! c'est une question irrésoluble; mon Clergé est très-sensible sur cette question, je ne peux rien faire!" Ich meinte, daß, so lange er seine Truppen in Rom habe, die Sicherheit des Papstes nichts zu befürchten habe. „Aussi je ne pense pas à les retirer," antwortete der Kaiser. Die letzte Frage war: „Que pensèz Vous du National-Verein? est il dangéreux?" Ich antwortete, daß ich ihn nicht für gefährlich hielte, so lange man ihn nicht zum Märtyrerthum erhöbe; in „Hesse grand ducale" habe man dies erlebt. So lange er nur schreibe und spreche, könne man ihn gewähren lassen; wenn er aber zu revolutionären faits überginge, würde auch ich ihm scharf entgegentreten. „La Prusse pourtant n'a pas à se plaindre de lui," meinte der Kaiser. Ich sagte, daß ich allerdings nicht verkennte, daß der National-Verein wünschte, mich zu einer Politik wie die des Königs Victor Emanuel zu verleiten; indessen dies läge gar nicht in meinen politischen Principien, und dann würde der Kaiser mir einräumen, daß es leichter sei, 4 Regierungen zu stürzen als 32. Hierauf schwieg er lächelnd. Ich fragte rasch: „Que savez vous de la Pologne?" Er sagte: „Die Dinge dort seien sehr complicirt und die Russen seien sehr „maladroit." Ich antwortete: „C'est un grand malheur que cette question polonaise pour nous tous qui nous possédons des parties de ce pays!" Der Kaiser schwieg.

„Durch diese Polnische réplique, durch die 32 Fürsten-Antwort

und durch die Nicht-Anerkennungs-Phrase glaube ich dem Kaiser die richtigen Fingerzeige meiner Politik gegeben zu haben.

Schloß Babelsberg.

(gez.) W. 11. 10. 61."

Wie man sieht, hatte sich König Wilhelm bei der Zusammenkunft sehr reserviert verhalten. Von den französischen Blättern wurde in erster Linie Bernstorff dafür verantwortlich gemacht. Infolge seines langen Aufenthaltes als Vertreter Preußens in London, so hieß es, sei er allmählich mit seinen Anschauungen ganz in die Anschauungen der englischen Politik hinein geraten. Durch die offiziöse Presse ließ Bernstorff solchen Ausstreuungen energisch entgegenwirken. In einem Privatbriefe an den Prinzen Heinrich VII. von Reuß,*) welcher damals interimistisch die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft in Paris führte, hatte er schon vor der Entrevue von Compiègne gegen das Gerücht Verwahrung eingelegt, als ob er ein blinder Anhänger der englischen Allianz und ein prinzipieller Gegner Frankreichs sei.**) „Ich bin," so schrieb er, „überhaupt keine sentimentale oder auf Sympathie und Antipathie gegründete Politik zu treiben gewohnt, sondern werde einzig und allein nach den Umständen und nach dem Interesse Preußens handeln, wenn die Frage an mich heranträte, diese oder jene Allianz zu wählen!"

Nach dem Vollzug der feierlichen Krönung König Wilhelms zu Königsberg nahm die Frage der deutschen Bundesreform, der sich das allgemeine Interesse in hohem Grade wieder zugewendet hatte, Bernstorffs Interesse und Arbeitskraft in vollem Maße in Anspruch. Welche Pläne der König in dieser Hinsicht hegte, ist bereits erwähnt worden. Doch gleich von vornherein schien dies Projekt ein Mißgeschick zu verfolgen. Durch die Agitation des

*) Prinz Heinrich VII. von Reuß, geb. 14. Juli 1825, wurde 1854 Legationsrat bei der preußischen Gesandtschaft in Paris, 1863 Gesandter in Kassel, 1864 Gesandter in München, 1870 Gesandter in Petersburg, 1871 deutscher Botschafter daselbst, 1877 deutscher Botschafter in Konstantinopel, 1878 Botschafter in Wien, 1894 trat er aus dem Staatsdienst.

**) Bernstorff an Reuß. Stintenburg, den 2. Oktober 1861. (Privatschreiben.)

sächsischen Ministers Beust wurden Österreich, wo jetzt Graf Rechberg an der Spitze des Kabinetts stand, und ebenso die deutschen Kleinstaaten hinsichtlich der preußischen Reformbestrebungen sehr ungünstig beeinflußt. Mitte Oktober legte bekanntlich der ehrgeizige sächsische Politiker den deutschen Regierungen sein Programm zur Umgestaltung der Verfassung des deutschen Bundes vor. Darin befanden sich folgende Hauptpunkte: Ersetzung des Bundestages durch jährliche Ministerkonferenzen aller deutschen Staaten, Einberufung einer Versammlung von erwählten Abgesandten sämtlicher deutscher Volksvertretungen und Einrichtung eines Bundesgerichtes zur Entscheidung in Verfassungsangelegenheiten. Rechberg war dem Plane anfänglich nicht abgeneigt, verwarf ihn aber wieder angesichts des Entrüstungssturmes, der sich gegen ihn in den Kleinstaaten erhob. Herr von Biegeleben jedoch, der fanatische Feind Preußens in der Wiener Hofkanzlei, brach von vornherein über den Beustschen Reformplan in der von ihm redigierten Antwort an den sächsischen Minister vom 5. November den Stab.

Mittlerweile war man in Berlin in die Beratung über eine Reform der Reichsverfassung auf der Grundlage eines engeren Bundes eingetreten. Bei der ersten Nachricht von solchen Plänen — Herr von Roggenbach hatte seinen Entwurf Herrn von Biegeleben vertraulich mitgeteilt — loderte in Wien die alte Leidenschaft der Schwarzenbergschen Zeit auf. Eine schroffe Ablehnung aus Biegelebens Feder folgte; Preußen aber blieb fest. Die von Bernstorff entworfene Depesche vom 20. Dezember 1861, die kurz darauf infolge einer Intrigue Beusts in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht wurde, wahrte Preußens Standpunkt im vollen Umfange. Seit den Tagen von 1849 war das Recht Preußens auf die Bildung eines engeren Bundes noch nicht wieder so fest und sicher wie hier ausgesprochen worden. Die Aufregung über diese Tat teilte sich sofort der ganzen kleinstaatlichen Welt mit. Überall schalt man auf die geradezu unerhörte „preußische Anmaßung." Bernstorff sah dem Sturme mit der Ruhe eines guten Gewissens entgegen. Ein Schreiben aus jenen Tagen, das er an Reuß nach Paris richtete, und das auf die betreffende Frage näher eingeht, gibt den besten Aufschluß über seine Entschlossenheit und seine echt nationale Gesinnung.

Bernstorff an Reuß.

Berlin, 13. Jan. 1862. (Privatschreiben.)

.... „Heute geht nun endlich der Feldjäger ab, der auch schon längst hätte abgehen sollen, und bringt Ihnen das Material über die deutsche Frage, welches Sie inzwischen schon großenteils aus den Zeitungen kennen werden. Daß die großdeutsche Presse großen Lärm schlagen würde, war mit Sicherheit vorauszusehen. Unsere eigene Presse dagegen hat meine Depesche im allgemeinen günstig aufgenommen und sogar die Kreuzzeitung hat ihr, wie Sie gesehen haben werden, einen anerkennenden Artikel gewidmet. Es wird mich sehr interessieren, die Urteile der französischen Presse über dies Aktenstück und über unsere Stellung zur deutschen Frage kennen zu lernen, und noch mehr Wert lege ich darauf, daß sie in dem für uns wünschenswerten Sinn influenziert werde. Ich bitte Sie daher, hierfür nach Kräften wirken zu wollen. Die Fournée von Akten, welche Ihnen durch den heutigen Kurier, oder wenn die Expedition nicht fertig sein sollte, jedenfalls in den nächsten Tagen für die französische Presse zugehen wird, wird hoffentlich dazu beitragen, die betreffende wenigstens von ungünstigen und feindlichen Urteilen abzuhalten und Argumentationen zu unseren Gunsten zugänglich zu machen.

„Unser Hauptgesichtspunkt dem Ausland gegenüber ist natürlich der, daß Bundesreform und überhaupt innere deutsche Konstituierungsfragen das Ausland gar nichts angehen, und daß Deutschland ein volles Recht hat, in dieser Beziehung zu tun, was ihm beliebt. Außerdem müßte aber den Franzosen begreiflich gemacht werden, daß Preußen doch auch nichts Unvernünftiges und Exorbitantes in Anspruch nimmt, und daß es ebensowenig im Interesse Frankreichs liegt, für Österreich gegen Preußen Partei zu nehmen und dadurch dazu beizutragen, Preußen und Deutschland dem ersteren dienstbar zu machen, daß aber eine Teilnahme Frankreichs für die mittelstaatlichen Regierungen und Höfe, um ein größeres einiges Deutschland zu verhindern, auch schließlich nur dahin führen könnte, die deutsche Bevölkerung sich mehr und mehr zu entfremden und so vielleicht gerade das am sichersten herbeizuführen, was Frankreich vermeiden möchte!" ....

Noch eingehender führt ein zweiter Brief an Reuß in Bernstorffs Pläne ein:

Bernstorff an Reuß.

Berlin, 6. Febr. 1862. (Privatschreiben.)

.... „Was Österreich betrifft, so haben es meine entsetzlich überhäuften Geschäfte mir noch nicht möglich gemacht, auf Ihren in dieser Beziehung sehr interessanten Brief vom 16. v. Mts. zurückzukommen. Das was Fürst Metternich Ihnen gesagt hat, beweist, daß er auf eine höchst einseitige und bittere Weise von Graf Rechberg über unser Verhältnis zu Österreich unterrichtet worden ist.*) Rechberg hat vom ersten Augenblick an, wo er gemerkt, daß ich eine bestimmte Haltung zur deutschen Reformfrage einnehmen würde, alle unsere Handlungen auf das feindlichste beurteilt und verdreht, wie z. B. in der serbischen Angelegenheit und in allen deutschen Fragen. Wenn ich dagegen von Konzessionen gesprochen, die Österreich machen müsse, um es uns möglich zu machen, uns mit ihm eng zu verbinden und ihm eventuell militärische Hilfe zu leisten, hat er behauptet, daß Preußen mehr der österreichischen Hilfe bedürfe, als umgekehrt, daß aber Österreich durchaus nicht mehr verpflichtet sei, diese eventuell zu leisten, nachdem Preußen im Jahre 1859 sich nicht habe auf Grund des Artikel 47 der Wiener Schlußakte majorisieren und in den Krieg gegen Frankreich hineinziehen lassen wollen. Ich dagegen habe immer gesagt, daß ich nichts dringender wünschte, als daß wir uns eng mit Österreich zur Abwehr gewisser Gefahren verbinden könnten, daß hierzu aber solche Konzessionen vonseiten Österreichs unabweislich seien, welche es uns möglich machten, von unserem Landtage z. B. die Mittel zu einem Krieg für Venetien bewilligt zu erhalten. Als ich Karolyi sagte, daß er lange genug hier sei, um dies selbst einzusehen, hat er mir geantwortet, das sei vollkommen wahr, und er schreibe dies immer an Rechberg, worauf ich erwiderte, mehr könnte ich nicht von ihm verlangen.

*) Metternich hatte unter anderem geäußert, er selbst sei zwar auch nicht zufrieden mit der letzten österreichischen Note, wenn aber Preußen in der jetzigen Weise weiter vorginge, so sei der „Bürgerkrieg unvermeidlich."

„Wie kann aber Rechberg behaupten, von Venetien sei schon gar nicht mehr die Rede?

„Dagegen will Rechberg uns zumuten, die ganze österreichische Monarchie zu garantieren, wie Sie aus seiner Depesche vom 5. November sehen können, ohne uns auch nur die kleinste Konzession zu machen. Nicht einmal das lumpige Alternat will es uns einräumen, sondern eventuell es mit uns und einem Dritten teilen! Jetzt nun hetzt er die ganze Meute der Mittelstaaten, inklusive Hessen und Nassau, gegen uns, wie Sie aus der anliegenden identischen Note vom 2. Februar ersehen wollen, die sie hier abgegeben haben. Ein solches Auftreten führt schließlich zum Bürgerkrieg. Ich habe schon erklärt und werde immer wieder erklären, daß wir nicht beabsichtigen, irgend jemand Gewalt anzutun, daß wir aber fest entschlossen sind, nicht wieder wie 1850 dem Kriege auszuweichen, wenn er uns von der anderen Seite aufgedrungen wird, sondern ihn aufzunehmen. Daß der aber auf Leben und Tod gehen würde, versteht sich von selbst, aber wer schließlich dabei zugrunde gehen würde, das scheint mir doch mindestens noch sehr zweifelhaft. Unter solchen Umständen aber müssen wir uns womöglich Bundesgenossen oder wenigstens die Neutralität der anderen Mächte sichern, und Frankreich ist hierbei natürlich die wichtigste Macht. Auch gehen mir von verschiedenen Seiten Notizen zu, welche darauf hindeuten, daß Österreich sich Frankreich sehr nähere und daß eventuell beide sich über uns die Hand reichen könnten!

„Man hat mir angedeutet, es würden wahrscheinlich nächstens französische Truppen ins Neapolitanische einrücken, unter dem Vorwand die Brigandage zu unterdrücken. Ich könnte mir wohl denken, daß Österreich, um sich Frankreichs zu versichern, darin willigte, daß dieses Neapel für Plon Plon oder einen anderen nähme und sich hierdurch gleichzeitig an Sardinien zu rächen suchte. Auch Mexiko ist ein Anknüpfungspunkt, und La Tour hat mir einen Privatbrief Thouvenels vorgelegt, worin er sagt: »que la candidature de l'Archiduc Max Ferdinand avait été acceptée à Vienne avec effusion et reconnaissance«. Wenn Sie, mein teurer Prinz, wieder Gelegenheit haben, vertraulich mit Metternich zu sprechen, so können Sie ihm mit gutem

Gewissen sagen, daß der König sowohl wie ich selbst nichts sehnlicher wünschen, als uns mit Österreich zu verständigen und auseinander zu setzen, daß dies aber mit solchen Ansichten und wirklich unverschämten Prätensionen, wie die Rechbergs, absolut unmöglich ist. Wir würden selbst bis zu einer Garantie ganz Österreichs gehen, wenn der Wiener Hof in eine engere Verbindung des außerösterreichischen Deutschlands mit Preußen willigte und nicht darauf bestände, daß Deutschland zu ewiger Jämmerlichkeit verdammt bliebe, um dem egoistischen Interesse Österreichs sklavisch zu dienen. Will aber Österreich hierauf bestehen und uns auf keine Weise die Hand reichen, dann werden wir nur unsere eigenen Interessen mehr berücksichtigen und jedenfalls Österreich seinem Schicksal überlassen. Die Voraussetzungen von Teplitz sind ausdrücklich an gewisse Gegenleistungen geknüpft worden, die aber österreichischerseits bisher verweigert worden sind. Eine Anerkennung Italiens von unserer Seite würde Österreich jetzt doch auch wahrscheinlich sehr unangenehm sein." ....

Graf Rechberg, der seine Meinung in der Bundesreformation, wie gesagt, sehr schnell gewechselt, stellte sich jetzt an die Spitze der partikularistischen Bewegung gegen Preußen, entschlossen ihr den Arm Österreichs zu leihen. Die ebenerwähnte, von sieben Regierungen in Berlin überreichte identische Note vom 2. Februar, in der Preußen im Kanzelton in seine Schranken zurückgewiesen, und in der an das Scheitern des engeren Bundes von 1849 erinnert wurde, war die Folge dieser Verbrüderung Österreichs mit den Kleinstaaten. Selbstverständlich ließ sich Bernstorff dadurch nicht im geringsten einschüchtern. In seinem Erlaß vom 12. Februar 1862 an die Vertreter Preußens bei den nicht an der identischen Note beteiligten deutschen Höfen erklärte er mit Festigkeit, daß man sich in Berlin nicht von dem einmal betretenen Wege werde abdrängen lassen und „daß Preußen", so schrieb er, „durch die unverbrüchliche Achtung, welche es vor den Rechten Dritter und vor allem seiner Bundesgenossen stets an den Tag legt, gerechten Anspruch auf die Hoffnung zu haben glaube, daß jener Akt (die identische Note) einerseits des Mißtrauens, anderseits der Überhebung bald allgemein eine unbefangene Würdigung finden werde. Es scheint

uns, daß von den Regierungen, von welchen der in Rede stehende Schritt ausging, dessen Eindruck im Auslande und Rückwirkung auf Deutschland nicht ernstlich genug in Betracht gezogen worden ist. Wir fürchten — — daß die Folgen für das allgemeine deutsche Interesse keine günstigen sein werden, müssen aber die Verantwortung für dieselben umsomehr ablehnen, als wir nicht unterlassen haben, in Wien rechtzeitig darauf hinzudeuten, welche Aufnahme ein derartiger gegen uns gerichteter Schritt bei uns zu gewärtigen haben würde." In seiner an Werther gerichteten Depesche vom 2. Februar 1862 (Berlin) unterzog dann Bernstorff die Anschauungen der Wiener Regierung über das Bundestagspräsidium einer einschneidenden Kritik. Bekanntlich nahm Österreich dasselbe als ein ihm von vornherein zukommendes Recht in Anspruch. „Einer solchen Befugnis, die von einem Bundesvorstandsrecht weit entfernt wäre," schrieb er, „kann Preußen unmöglich jene Bedeutung beilegen, wie es seitens des Verfassers der »Allgemeinen Bemerkungen über den Dresdener Entwurf« geschehen. Erklärt doch derselbe, daß Österreich nur dann mit ungeschmälerter Würde auf das Vorrecht des bleibenden Vorsitzes verzichten würde, wenn das Gesamtgebiet der beiden deutschen Großmächte in das Defensivbündnis des Bundes gezogen würde."

„Für Preußen aber", so schloß Bernstorff seine Abfertigung, „dessen Alternatsrecht unter den europäischen Großmächten und also auch mit Österreich unbestritten ist, und das den Vorsitz in der Geschäftsleitung des deutschen Bundes der österreichischen Regierung aus freien Stücken zugestanden hat, ist die Herstellung eines Wechsels in diesem Vorsitz nicht von demselben spezifischen Werte. Und daß sie als Gegenleistung für eine von Preußen zu übernehmende Garantie des österreichischen Gesamtbesitzstandes nicht ernstlich in Betracht kommen kann, bedarf der Erwähnung kaum. Das Wiener Kabinett hat übrigens bei früheren Anlässen die Verzichtleistung auf den Vorsitz am Bunde nicht an eine so weitreichende Vorbedingung geknüpft, ohne doch damit seiner Würde Eintrag getan zu haben. Es hat eine solche Verzichtleistung wiederholt stattgefunden, namentlich in der Bundestagssitzung vom 12. Juli 1848 und ferner

bei Gelegenheit der Gründung der provisorischen Bundeszentralkommission.

„Auf Grund der in betreff der Letzteren zwischen mir und dem Fürsten Felix Schwarzenberg unterm 30. September 1849 abgeschlossenen Übereinkunft übernehmen die beiden deutschen Großmächte in völlig gleicher Stellung die Ausübung der Zentralgewalt für den deutschen Bund namens sämtlicher Bundesregierungen. Und wie sehr die Auffassung des Wiener Kabinetts damals mit der preußischen, von uns in der Frage der Bundesreform folgerichtig auch jetzt noch vertretenen Auffassung übereinstimmte, beweisen die §§ 2 und 3 der ebengedachten Übereinkunft. Denn dieselben bezeichnen als Zweck des Interims: Die Erhaltung des Deutschen Bundes als eines völkerrechtlichen Vereines und setzen fest, daß während des Interims die Deutsche Verfassungsangelegenheit ebenso der freien Vereinbarung überlassen bleiben soll, als alle diejenigen Angelegenheiten (organische Einrichtungen, gemeinnützige Anordnungen usw.), welche nach Artikel 6 der Bundesakte dem Plenum der Bundesversammlung zugewiesen sind."

Wie man sieht, scheute Bernstorff sich durchaus nicht, auf die Stellung, die er einst Österreich gegenüber in den Jahren von 1849 und 1850 eingenommen, jetzt wieder zurück zu greifen. Die stolze Sprache, welche er nunmehr führen konnte, darf allein schon als eine Art von Revanche für die damals von Schwarzenberg ihm zugefügte Unbill angesehen werden. Auch die Kleinstaaten sollten sehr schnell erfahren, daß Bernstorff ihnen auch nicht einen Schritt weit auf der von Beust für die deutsche Reform vorgezeichneten Bahn folgen würde. In der Antwortsnote vom 14. Februar 1862 an die bei der identischen Note beteiligten deutschen Regierungen betonte er zunächst, wie Preußen in der Erfüllung seiner Bundespflichten und seiner nationalen Pflichten hinter keinem deutschen Staate zurückstehe. Die in der identischen Note geforderte Reform müsse Preußen jedoch auf das entschiedenste zurückweisen. „Die königlich preußische Regierung," so lautet seine Absage, „würde in der Verwirklichung der am Schlusse der Note angedeuteten Reformansichten (wonach für den ganzen Bund eine Verfassung mit wirksamer Exekutivgewalt, gemeinsamer Gesetz-

gebung und Volksvertretung begründet werden soll, und an welche sich leicht das Streben nach einer weiter gehenden politischen Konsolidation mit außerdeutschen Gebieten schließen dürfte, wie dies in der Depesche des kaiserlich österreichischen Kabinetts vom 5. November bereits hervorgetreten ist), eine weit größere Gefährdung des Bestandes des Bundes erkennen müssen, als in Reformen in derjenigen Richtung, welche Preußen in der Depesche vom 20. Dezember vorigen Jahrs bezeichnet hat."

In dem Zirkularerlaß an die preußischen Gesandten bei sämtlichen deutschen Höfen vom 21. Februar 1862 verteidigte Bernstorff dann noch einmal das Recht der einzelnen deutschen Staaten, einen engeren Bund zu schließen, gegen die Anschuldigung, daß darin eine Preisgabe der Souveränität liege, und daß diese Staaten nach dem Beitritt nicht mehr als unabhängige Bundesmitglieder gelten könnten, die sie nach Artikel 11 der Bundesakte doch sein sollten. Wenn nach dem Bundesrechte — so führte er aus — diese Souveränität mit einer Beschränkung vereinbar sei, derzufolge die Befugnis, Bündnisse zu schließen, nicht gegen die Interessen Deutschlands angewendet werden dürfe, so werde diese Souveränität auch durch einige freie Zugeständnisse an die Leitung eines engeren Bundes nicht geschädigt werden; denn der engere Bund wolle nur größeren Schutz und größere Sicherheit Deutschlands dem Auslande gegenüber schaffen. Die identische Note bleibe also den Beweis schuldig, daß in dem Beitritt zu besagtem Bunde ein „Subjektionsverhältnis" liege. Dann fährt Bernstorff also fort:

„Die Übertragung des Oberkommandos über die Kontingente von einzelnen, dem engeren Verein angehörenden Staaten an den Vorstand desselben, würde kein solcher Subjektionsvertrag zu sein brauchen. Sie findet sogar in dem gegenwärtigen Bundesverhältnis bereits ein Vorbild darin, daß die Staaten, welche zu einem Armeekorpsverbande vereinigt sind, das Kommando über ihre Kontingente einem Staate aus ihrer Mitte vertragsmäßig übertragen. Von Seiten Hannovers ist neuerdings sogar das Bestreben rege gewesen, dieses Kommando im zehnten Bundeskorps sich von den anderen dazugehörigen Staaten dauernd sichern zu lassen. Die bekannten Verhandlungen der Würzburger

Konferenzstaaten endlich zielten ganz offen dahin, für alle außerpreußischen und außerösterreichischen Bundeskorps ein ständiges Oberkommando zu errichten und mit Bayern an der Spitze in dieser Beziehung einen geschlossenen engeren Verein im Bunde zu bilden. Dennoch ist, soviel bekannt, dagegen von keiner Seite aus dem Bundesrechte Verwahrung eingelegt worden. Und dieselben Würzburger Konferenzstaaten, welche jetzt in der identischen Note Artikel 11 der Bundesakte gegen ähnliche Unternehmungen in Anwendung zu bringen suchen, haben bisher für die eigenen Absichten in gleicher Richtung keinen Anstoß in demselben gefunden.

„Was ferner die Übertragung der diplomatischen Vertretung von seiten der einzelnen Staaten eines zu bildenden engeren Vereins an den Vorstand desselben betrifft, so sind uns bundesrechtliche Bestimmungen nicht bekannt, die einer solchen Übertragung entgegenstehen. Dieselbe, wie die Übertragung des militärischen Kommandos, zu einem „Subjektionsvertrage“ zu stempeln und sie mittels einer ebenso willkürlichen als gezwungenen Deutung des Artikels 11 deshalb als unstatthaft zu bezeichnen, ist ein Verfahren, welches keiner ernstlichen Widerlegung zu bedürfen scheint.

„Wir wollen unsere Erörterung nicht schließen, ohne hier gelegentlich daran zu erinnern, welche Stellung das Wiener Kabinett zu der Frage der Umgestaltung der Bundesverfassung zu jener Zeit eingenommen hat, als diese Verfassung provisorisch in ganz andere Formen übergegangen war. Denn es besteht, abgesehen von letzterem Umstande, eine wichtige Analogie in den betreffenden Verhältnissen. Fürst Felix Schwarzenberg erkannte in seinem dem Reichstage von Kremsier am 27. November 1848 vorgelegten Programm unumwunden an, daß durch das Zusammenschließen der deutschen Bundeslande Österreichs mit seinen übrigen Kronländern in einer zentralisierenden Gesamtverfassung eine abgesonderte Gestaltung der deutschen Verhältnisse notwendig werde, und daß die staatlichen Beziehungen Österreichs zu Deutschland sich erst nach beiderseitiger Verfassungsverjüngung würden bestimmen lassen.

„Die zentralisierende Verfassung vom 26. Februar v. Js. versetzt Österreich in ein ähnliches Verhältnis, und schwerlich vermögen seine leitenden Staatsmänner schon jetzt die Stellung zu über-

sehen, welche der Kaiserstaat einzunehmen haben würde, wenn die Frage der Bundesreform ernstlich zur Lösung gebracht werden sollte. — Deshalb können wir die eigentliche Bedeutung des jüngsten Schrittes insbesondere nur darin finden, daß das Wiener Kabinett damit in entschiedener Weise seine negative Haltung gegen jedes ernstliche Vorgehen mit der Bundesreform von unserer Seite zu erkennen gegeben hat."

Beust, dem geistigen Leiter der gegen Preußens Bundesreformpolitik frondierenden deutschen Staaten, war eine ganz spezielle Abfuhr zugedacht. Wurde doch Savigny, der Preußische Gesandte in Dresden, angewiesen, Beust das zweideutige und den diplomatischen Anstandsbegriffen völlig unangemessene Verfahren eindringlich vorzuhalten, das dieser in der ganzen Angelegenheit bisher befolgt.*) „Er (Beust) beeilte sich", heißt es in jener Depesche, „ohne unsere Zustimmung dafür in Anspruch zu nehmen, die bezügliche Depesche vom 20. Dezember v. Js. in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" in Anschluß an seine eigenen Denkschriften zu veröffentlichen. Hierdurch gewährte er anderen Regierungen mindestens den äußerlichen Vorwand zu einem Schritte, für welchen man sich vergeblich bemüht hat, rechtfertigende Motive hervorzusuchen. Er nahm sodann im Widerspruch mit seinem bisherigen Verhalten keinen Anstand, sich diesem Schritte anzuschließen. Wir hätten nunmehr gewiß einen vollberechtigten Grund gehabt, dieses sich widersprechende Verhalten, welches die Note des Grafen v. Hohenthal vom 2. Februar, die es erklären sollte, mehr hervortreten ließ, als entschuldigte, unsererseits hervorzuheben. Allein wir zogen es vor, in unserer Erwiderung vom 14. Februar, mit welcher wir die Antwort auf die identische Note vom 2. Februar dem Königlich Sächsischen Minister abschriftlich mitteilen ließen, uns auf den Ausdruck des Bedauerns zu beschränken, daß derselbe sich der Verwahrung jener Note angeschlossen hatte. Nach dieser rücksichtsvollen Entgegnung glaubten wir erwarten zu können, daß Freiherr v. Beust sich der weiteren Teilnahme an Schritten gegen uns enthalten würde. Ein nötigender Anlaß hierzu lag für ihn sicherlich nicht mehr vor.

*) Bernstorffs Depesche an Savigny. Berlin, 28. März 1862.

„Der Königlich Sächsische Minister beobachtete eine solche Zurückhaltung jedoch nicht. Er zog es vielmehr vor, uns eine Depesche mitteilen zu lassen, welche mit alleiniger Ausnahme der Insinuationen, die in der österreichischen Erwiderungsdepesche vom 21. Februar enthalten sind, alle übrigen Rückäußerungen der protestierenden Regierungen an Schärfe in Ton und Inhalt weit hinter sich zurückläßt, indem sie uns unter anderem über die Bedeutung der protestierenden identischen Note dahin belehrt, daß durch dieselbe das Reformbestreben Preußens gegenstandslos gemacht werden sollte und gemacht worden sei. Daß unter diesen Umständen eine sehr bestimmte Zurückweisung, wie sie erfolgt ist, zur Notwendigkeit für uns geworden war, wird keiner weiteren Erklärung bedürfen."

König Wilhelm gab selbst Befehl, Beust gegenüber eine feste Sprache zu führen.

Der König an Bernstorff.

Berlin, 4. April 1862.

„Sollten Sie Beust sehen, so bitte ich ihm jeden Wahn zu benehmen, als sei mit dem Minister-Wechsel irgend ein Wechsel in meiner deutschen Politik eingetreten. Wiederholen Sie ihm deutlich, daß das, was in meinem Erlaß an das neue Staats-Ministerium darüber gesagt ist, unwiderruflich ist!

Wilhelm".

Einen weiteren Schriftwechsel mit den an der identischen Note beteiligten Regierungen lehnte Bernstorff in im wesentlichen gleichlautenden Erklärungen als unnütz und unersprießlich ab. Was Österreich speziell anlangte, so wies er in seiner Depesche an Werther vom 5. März 1862 die Behauptung Rechbergs zurück, daß es der preußischen Regierung bei der Beantwortung der identischen Note an Gründen zur Widerlegung gefehlt habe. Die Antwort — so ließ er erklären — sei nur deshalb so kurz ausgefallen, weil die Würde Preußens ein näheres Eingehen auf deren Insinuationen verboten habe*). Der Kampf in dieser An-

*) Depesche Bernstorffs an Werther. Berlin, 5. März 1862.

gelegenheit war Bernstorff durch das Verhalten des preußischen Landtages recht erschwert worden. Die Abgeordneten zeigten sich zwar zufrieden, daß es um die Bundesreform nicht zum Kriege mit Österreich kam, sie setzten jedoch in der Presse und im Parlament die Agitation gegen jene Macht fort. Die Stellung des Wiener Kabinetts in der kurhessischen Frage bot neuen Anlaß dazu. Man verlangte in den parlamentarischen Kreisen, Preußen solle sich jetzt vor aller Welt auf das kleindeutsche Programm verpflichten und dasselbe in Einzelverhandlungen mit den deutschen Staaten durchzuführen suchen — unbekümmert um den Widerspruch des Gegners. Die preußische Regierung aber konnte unter den damaligen Verhältnissen diesem Wunsche der Majorität des Landtags nicht willfahren. Auch Bernstorff widersprach, auf die Gefahr hin, als „Schwächling" verschrieen zu werden. „Wie sollte man jetzt gegen die Rechtsbeständigkeit des Bundestags protestieren, den Preußen, wie alle deutschen Regierungen, 1851 wieder anerkannt, dessen Matrikularbeiträge der preußische Landtag und alle deutschen Kammern bewilligt hatten! So wurde denn der Kommission erklärt, der ganze Antrag sei zur Zeit zweckwidrig!"*) . . . .

Die Erörterungen über die Neuordnung Deutschlands waren von Napoleon selbstverständlich mit dem größten Interesse verfolgt worden. Der Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten befriedigte ihn um so mehr, als seine Sorge dadurch gegenstandslos gemacht wurde, daß die preußische Regierung die Garantie für die außerdeutschen Besitzungen Österreichs übernähme. Auch meinte er jetzt seinem Ziele näher zu sein, den preußischen Staat, in dem er sehr richtig die Macht der Zukunft erblickte, zur Mitwirkung bei seinen Bestrebungen zu gewinnen. Die Zusammenkunft von Compiègne konnte ihn zwar in seinen Hoffnungen nicht bestärken, aber auch nicht entmutigen. Er erwartete zuversichtlich, daß die Gewalt der Umstände Preußen nach und nach doch noch an seine Seite führen werde. Bei der Erörterung der Schleswig-Holsteiner Angelegenheit wird gezeigt werden, wie der Kaiser in seinen Versuchen den Berliner Hof für sich zu gewinnen, unbeirrt fortfuhr. Schon im Dezember 1861 hatte er mit dem Prinzen Reuß lebhaft

*) Sybel a. a. O. Bd. II. S. 408.

über die inneren deutschen Angelegenheiten diskutiert und für Preußen die Einführung des »suffrage universel« bei dem die konservative Landbevölkerung die Liberalen in den Städten niederstimmen könne, empfohlen*). Gleich als Reuß nach dem Tode des Grafen Pourtalès interimistischer Geschäftsträger Preußens in Paris geworden war, ließ sich Napoleon ihm gegenüber im Gespräche über die Bundesreform und Preußens Stellung zu ihr folgendermaßen aus.

„Gestern", so berichtete Reuß am 14. Februar, „hatte ich die Ehre, in Fontainebleau an einer vom Kaiser veranstalteten Jagd teilzunehmen. Vor Beginn der Jagd fragte mich der Kaiser, was die preußische Regierung auf den Kollektivschritt Österreichs und der kleineren deutschen Staaten hin zu tun gedenke, den er, Napoleon sehr bedauere**). Ich erwiderte: als man Preußen um seine Meinung gefragt, habe das preußische Kabinett geglaubt, frei und offen seine Meinung sagen zu müssen — schwerlich werde es noch einmal auf das zurückkommen, was es schon gesagt habe.

„Als ich abends in der Eisenbahn mit dem Kaiser zurückfuhr, setzte ich die am Morgen unterbrochene Unterhaltung fort, indem ich Napoleon fragte, ob er sich die Mühe gegeben habe, die zwischen dem preußischen Kabinett und den Höfen von Wien und Dresden ausgetauschte Korrespondenz zu lesen. Der Kaiser bejahte dies. Er erwiderte, daß er die Ideen der preußischen Depesche vom 20. Dezember vortrefflich fände, und daß darin die Möglichkeit einer Lösung der ganzen Frage enthalten sei.

»Ich meine«, fuhr Napoleon fort, »daß der entscheidende Moment für die Zukunft Preußens gekommen ist. Wenn der König ihn nicht benutzt, setzt er sich zwei Übeln aus. Beugt sich nämlich Preußen dem Einflusse Österreichs, so wird es einerseits seine Autorität über die kleineren deutschen Staaten verlieren, anderseits wird es sich für immer in Deutschland unpopulär machen und niemals wieder den Anschluß an die nationalen und liberalen Ideen des deutschen Volkes finden. Der König muß

*) Reuß an Bernstorff. 7. Dezember 1861. (Vertrauliches Schreiben.)

**) Reuß an Bernstorff. Paris, 14. Februar 1862. (Vertrauliches Schreiben. Übersetzung aus dem Französischen.)

daher die Gelegenheit, die sich ihm jetzt bietet, ergreifen, um die Oberhand in Deutschland zu behalten. Ich habe nichts gegen eine Vergrößerung Preußens und eine Vermehrung seiner Macht — ich kann ein solches Ziel im Gegenteil nur billigen. Sie wissen, daß ich immer für Preußen eingenommen gewesen bin. Die inneren Verhältnisse des deutschen Bundes kümmern mich im übrigen nichts, und ich will mich auch nicht in sie einmengen.

»Trotzdem gibt es eines, das mich näher angeht und das ich nicht mit Gleichgültigkeit mit ansehen kann. Man schreibt mir aus Berlin, daß man dort eine Kombination erörtert, der zufolge der deutsche Bund Österreich alle seine außerdeutschen Besitzungen garantieren solle, als Gegenleistung für Konzessionen die Österreich Preußen machen würde. Eine solche Garantie müßte das Gleichgewicht Europas verändern. Denn ein auf solcher Grundlage konstituiertes Deutschland wäre eine zu gewaltige Macht, als daß durch sie nicht alle anderen Mächte in Europa in ihrer freien Bewegung gehemmt und beengt werden müßten. Ohne die Erlaubnis Deutschlands würde sich dann eben keine politische Aktion auf dem Gebiete der auswärtigen Politik mehr vollziehen können.

»Nehmen Sie zum Beispiel an, daß Verwicklungen im Orient drohten oder ein Konflikt zwischen uns Franzosen und Österreich in Italien in Aussicht stände: in solchem Falle hätte ich sofort ganz Deutschland auf dem Halse, und eine solche Möglichkeit kann ich selbstverständlich niemals zulassen«*).

*) Im Verlaufe der Unterhaltung fiel noch folgendes Wort: „Der Kaiser fragte mich, ob das, was er bei der Zusammenkunft mit dem Könige in Compiègne geäußert, bei uns Beifall gefunden, was ich lebhaft bejahte. Er sagte mir auch, daß er bei der Unterhaltung eine Phrase vergessen habe, die ihn Thouvenel gebeten habe einzuflechten. Er habe nämlich, als er die Stellung des Königs in Deutschland geschildert, sagen wollen: „dieser Monarch der ganz besonders und vor allen anderen die deutsche Nationalität vertritt“. . .

Der Kaiser richtete auch an Reuß die seltsame Frage, warum Österreich, das doch so wenig deutsch sei, sich eigentlich den von Preußen vertretenen Ideen so heftig widersetze. Reuß wies auf die alte Eifersucht, die in Wien gegen Preußen bestehe, hin. Österreich sei entschlossen, seine Stellung zu verteidigen, aber es finde nicht mehr das Preußen von 1850 vor sich. — Letzteres sei fest entschlossen, sich nicht in die Stellung hineindrängen zu lassen, die die österreichische Politik ihm anweisen wolle.

„.... In der Tat hat der Kaiser nicht die Absicht, sich in unsere inneren Angelegenheiten zu mengen, und was mehr ist, er will den Ideen wohl, die Eure Exzellenz an die Spitze der Depesche vom 20. Dezember gesetzt haben. Nach meiner hieraus gewonnenen Überzeugung können wir deshalb fast mit Sicherheit auf eine neutrale Haltung Frankreichs bei einem eventuellen Konflikt Preußens mit Österreich und den diesem ergebenen kleineren Staaten rechnen.

„In Ihrem vertraulichen Schreiben vom 6. d. Mts. sagen Sie, Herr Graf, das preußische Kabinett könne vielleicht soweit gehen, den österreichischen Territorialbesitzstand, auch den außerhalb des Deutschen Bundes, zu garantieren, wenn es dafür von Österreich das Zugeständnis erlangen könne, daß Preußen im eigentlichen Deutschland freie Hand behalten solle. Danach müßte man allerdings annehmen, es sei eine Lösung der schweren Frage allein um diesen Preis zu erreichen. Aber wenn der Kaiser Napoleon sich, wie er sagt, einer solchen Garantie widersetzen will, weil sie ihn in seinen Aktionen genieren würde, so können die Chancen einer freundschaftlichen Verständigung mit Österreich, meiner Ansicht nach, nur als gefährdet angesehen werden.

„Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser diese seine Meinung — die er mir gegenüber so klar und sicher geäußert und die sich sehr leicht begreift, wenn man erwägt, wie Frankreich eigentlich die Situation unter gar keinem anderen Gesichtspunkt betrachten kann — in absehbarer Zeit ändern wird. Es scheint mir daher, trotz der guten Disposition, die ich für uns im allgemeinen gefunden, fast unmöglich, daß eine Lösung der deutschen Frage — auf der Grundlage der von uns zu leistenden Garantie für die außerdeutschen Besitzungen Österreichs — möglich sei!"

Am 20. Februar berichtete Reuß wiederum über eine Unterredung mit Napoleon über die deutsche Angelegenheit.*)

„.... Aus dem, was mir der Kaiser Napoleon sowie Herr Thouvenel gesagt hat, scheint hervorzugehen, daß man uns in unserem Vorgehen in der deutschen Reformangelegenheit encoura-

*) Reuß an Bernstorff. Paris. 20. Februar 1862. (Vertrauliches Schreiben.)

gieren möchte. Ich habe am 17. d. Mts. dem Minister meine Unterredung mit dem Kaiser mitgeteilt, und sagte er mir bei der Gelegenheit, ich würde wohl mit dem zufrieden gewesen sein, was ich aus dem Munde seines Herrn gehört hätte. Was die Frage der Garantierung ganz Österreichs seitens des Bundes anbetreffe, so habe der Kaiser irrtümlich geglaubt, es seien Verhandlungen zwischen Preußen und Österreich hierüber gepflogen worden. Er, der Minister, habe daher den Kaiser über die wahre Sachlage aufgeklärt. Er könne fast mit Bestimmtheit behaupten, daß, wenn auch kein Vertrag darüber unterzeichnet worden sei, doch gewisse geheime Zusicherungen zwischen dem Wiener Kabinett und den Kabinetten der Würzburger Staaten ausgetauscht worden seien, wonach letztere eine Garantierung aller österreichischen Besitzungen zugesagt, wenn man dagegen ihren Anforderungen gerecht werden wolle. Alle diese Verhandlungen seien mit großer Geschicklichkeit und Präzision durch das Wiener Kabinett geführt worden und zwar teilweise hinter dem Rücken der betreffenden österreichischen Gesandten, die darüber sehr aufgebracht seien.

„Der Kaiser sagte mir gestern Abend auf dem Hofballe, er habe die preußische Antwortsnote gelesen und finde, daß sie sehr gemäßigt und schlagend abgefaßt sei. Er glaube, daß infolgedessen die Würzburger wohl den Kampf aufgeben würden, wenigstens würde dies das Klügste sein, was sie tun könnten.

„Wenn ich nun, nach gewissenhafter Prüfung meiner hiesigen Beobachtungen, eine günstige Haltung der hiesigen Regierung für Preußen bemerken mußte und Eure Exzellenz schon geschrieben habe, daß ich so weit gehen zu können glaube, eine eventuelle Neutralität Frankreichs in Aussicht zu stellen, so wage ich es doch nicht, trotz aller dieser Beobachtungen, zu behaupten, daß diese günstige Stimmung bei Napoleon so weit gehen wird, ihn unter allen Umständen zur Aufgabe des Gedankens an eventuelle Kompensationen für eine Machterweiterung Preußens zu veranlassen. Ich kann mich nur darauf beschränken die Überzeugung auszusprechen, daß man uns vorwärts gehen lassen, ja vielleicht encouragieren und dabei die alleruneigennützigsten Gesinnungen an den Tag legen wird. — Was dann weiter geschehen dürfte, wenn

wir wirklich in einen Konflikt hineingeraten und zu unserem Vorteil daraus hervorgegangen sind, das wird dann von dem augenblicklichen Stande des politischen Schachspiels abhängen." . . . .

Die Mitteilungen des Prinzen Reuß zeigen deutlich, mit welchem Interesse der französische Kaiser die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten verfolgte. Man begreift, wenn man sie liest, die Schwierigkeiten, welche eine tatkräftige preußische Politik, die zugleich eine innere Reform Deutschlands durchsetzen und die Stellung des deutschen Volkes nach außen hin wahren wollte, damals auf ihrem Wege fand. So erklärt sich auch die Vorsicht, mit der Bernstorff bei seinen Plänen zu Werke gehen mußte. Der Weg zur Einigung Deutschlands war mit Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art förmlich besät, und man begreift, warum der Kampf um die Bundesreform damals bis auf weiteres abgebrochen werden mußte. Schon in jenen Tagen ward es jedem Einsichtigen klar, daß der Ausweg aus dem deutschen Chaos nur mit dem Schwerte in der Hand erkämpft zu werden vermochte, wie es später im Jahre 1866 geschah. Zu einer solchen Lösung des gordischen Knotens konnte es aber zu jener Zeit noch nicht kommen, weil die Neuorganisierung des preußischen Heeres die notwendige Voraussetzung davon war — die Neuorganisierung, welche König Wilhelm mit überzeugungstreuem Eifer verfocht.

Freilich läßt sich hier die Frage aufwerfen, warum man sich denn unter solchen Umständen schon jetzt auf diese Erörterung der deutschen Verfassungssache eingelassen — Lord Loftus, der englische Vertreter stellte — allerdings nicht unter der obengenannten Voraussetzung — Bernstorff selbst diese Frage.*) Mit Recht entgegnete dieser darauf, daß die Dezemberdepesche nur die Antwort auf die österreichischen Verfassungsvorschläge gewesen sei, und daß Preußen deshalb habe Farbe bekennen müssen. Es habe zu zeigen gehabt, daß es ein für allemal jene großdeutschen Ideen von der Hand weise. Bernstorff sprach es zugleich dem englischen Staatsmanne gegenüber offen aus, daß er fest entschlossen sei, an den in jener Depesche vertretenen Ideen festzuhalten. Die Situation sei

*) „Diplomatische Erinnerungen" von Lord A. Loftus. II. 238, 239.

für Preußen eine weit günstigere als 1850. Nur im äußersten Notfall — wenn keine andere Lösung auf Grund des kleindeutschen Programms mehr möglich wäre, würde er in einen deutschen Dualismus, der Preußen den Norden, Österreich den Süden zuweise, willigen — dann aber müsse die preußische Macht ihre nordische Einflußsphäre unumschränkt beherrschen.*) In jedem Falle habe Preußen jetzt noch einmal versucht, die Hand zu einem friedlichen Ausgleich zu bieten — die Verantwortung für dessen Scheitern falle auf jene, die sie nicht ergriffen hätten! —

Noch während des Streites der deutschen Regierungen um die Bundesreform zwangen die Vorgänge in Kassel Preußen, von neuem Stellung zu der hessischen Frage zu nehmen. Auch in dieser Hinsicht waren der König und Bernstorff völlig einer Meinung. Dem Mißregiment in jenem Lande mußte endlich mit energischen Mitteln entgegengetreten werden.**) Preußen wünschte, daß der Kurfürst die Verfassung von 1831, deren Wiederherstellung die Stände verlangten, wieder in Kraft setzen möge. Allerdings sollten diejenigen Bestimmungen, welche den Bundesgesetzen zuwiderliefen, daraus beseitigt werden. Österreich, das sich von Preußen nicht den Rang in der Popularität in Deutschland ablaufen lassen wollte, erklärte sich anfangs zu gemeinsamen Schritten in dieser Sache bereit; erst später, als sich der Gegensatz in der Bundesreformfrage immer mehr zuspitzte, kehrte es in seine alte Position zurück. Zunächst wurde von den beiden deutschen Großmächten ein gemeinsamer Antrag am Bundestag auf Wiederherstellung der genannten Verfassung gestellt. Der Schreck des Kurfürsten war zunächst groß — bald aber erholte sich der hohe Herr wieder — als er bemerkte, daß die Beschlußfassung über diesen Punkt sich immer länger hinzog und daß Österreich schließlich Miene machte, sich von der gemein-

*) Er kam damit auf die Ideen der Konvention vom 30. September 1849 zurück.

**) Ergötzlich ist es in den „Diplomatischen Erinnerungen" von Lord A. Loftus zu lesen, wie er als englischer Vertreter Bernstorff warnt, sich in diese Frage einzulassen; die hessische Frage sei keine Bundessache mehr, sondern eine europäische, aus der leicht ein allgemeiner Krieg entstehen könne. In dieser Weise wurde damals von dem englischen Abgesandten in alle Dinge hineingeredet.

samen Aktion zurückzuziehen. Von dem Momente an erneuerte er trotzig seinen passiven Widerstand. Schon im Mai ließ Bernstorff in Wien den festen Willen des Königs erklären, keine weiteren Verschleppungsversuche zu dulden. Da Österreich von einer gemeinsamen Sendung eines preußischen und eines österreichischen Generals nach Kassel nichts wissen wollte, so ging Preußen nunmehr selbständig vor. Eine Reihe im Nachlasse Bernstorffs befindlicher königlicher Befehle, meist mit Bleistift leicht auf das Papier hingeworfen, führen auf das anschaulichste und lebendigste mitten in diese Aktion hinein:

Der König an Bernstorff.*)

Berlin, 12. Februar 1862. (Handbillet; unvollständig).

„Au fort du combat haben wir vergessen, den Grund Ihres Kommens zu mir heute zu besprechen, nämlich die morgende Casseler Débatte in dem Abgeordnetenhause. Wollen Sie mir nur mit einigen Worten schreiben, wie Sie sich **morgen** zu **äußern** gedenken.

Anliegend sende ich Ihnen einen Theil eines Briefes des Großherzogs von Baden, den er mir durch einen Adjudanten sendete. Den übrigen Theil werde ich Ihnen später vorlesen. Zunächst handelt es sich um die uns schon bekannte Roggenbach'sche Idée, in Unterhandlungen zu willigen mit Österreich. . . . .

Wilhelm."

König Wilhelm an Bernstorff.**)

Berlin, 17. Februar 1862. (Handbillet; unvollständig.)

„. . . . Eile empfehle ich wegen des nach Wien zu erlassenden formulierten Antrags bei dem Bundestag, um die Aufhebung der

*) Mit Bleistift geschrieben. Eine zweite Königliche Ordre vom selben Tage forderte Bernstorff auf, noch um 3 Uhr nachmittags zu einer Besprechung zum Könige zu kommen, da am nächsten Tage die Hessen-Casselsche Angelegenheit im Abgeordnetenhause auf der Tagesordnung stehe und auch die deutsche Frage mit in den Kampf gezogen werden solle.

**) Dies ist der erste einer jener Befehle, die vom Könige auf kleine Zettel mit Bleistift geschrieben wurden.

Verfassung in Hessen von 1852 und Wiederherstellung der von 1831 zu verlangen. Es ist hierin keine Zeit zu verlieren.

Wilhelm."

Der König an Bernstorff.*)

Berlin, 20. Februar 1862. (Handbillet).

„Habe ich es gestern beim Vorlesen der Depesche nach Wien, in der Casseler Angelegenheit, überhört, oder ist der Passus nicht aufgenommen, daß falls Österreich nicht mit uns die Vorlage am Bundestage machen will, Preußen sie allein machen würde? So war es in der Diskussion als Résumé aufgestellt von mir.

Wilhelm.

Der Cäsarenwahnsinn en miniature, von dem der Kurfürst erfaßt worden war, lieferte Preußen selbst die Waffen, mit welchen es den Sieg in diesem Streite erringen sollte. Bekanntlich hatte der Kurfürst verfügt, daß sich in Hessen niemand an den Landtagswahlen beteiligen dürfe, der nicht vorher die Verfassung von 1860 anerkannt habe. Dagegen beantragten Österreich und Preußen jetzt ein Inhibitorium am Bundestage. Gleichzeitig erfolgte preußischerseits die Erklärung, daß wenn keine sofortige Beschlußfassung zustande komme, General v. Willisen nach Cassel abreisen, d. h. also Preußen selbständig vorgehen werde.

Der König an Bernstorff.*)

Berlin, 9. Mai 1862. (Handbillet).

„Nach anliegendem Telegramm sieht man, daß unser Pflaster gut gezogen hat!**) Bei einstiger Besprechung in den Zeitungen dürfen wir daher unser Licht nicht unter den Scheffel stellen.

Ich gehe heute Abend 1/2 11 Uhr nach Babelsberg. Sobald Sie meine Anwesenheit morgen hier wünschen und Nachricht kommt

*) Mit Bleistift geschrieben.

**) Das betreffende Telegramm liegt nicht bei, jedenfalls bezog es sich aber auf den Eindruck, den die ebengenannten letzten Beschlüsse Preußens gemacht hatten.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]"

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible]

[illegible]

[illegible]

und wie er den Allerhöchsten Brief sogar auf den Tisch geworfen haben soll. Meiner Meinung nach muß die notwendige »reparation d'honneur« nicht allein in einem Entschuldigungsschreiben durch außerordentlichen Bevollmächtigten hessischerseits erfolgen, sondern preußischerseits die Entlassung des gegenwärtigen, uns so feindlichen Ministeriums verlangt werden.

Vielleicht gibt der Kurfürst dem Bundesbeschluß — das heißt den Würzburger Einflüssen nach; meines Erachtens ist dann aber Preußen gegenüber nichts Wesentliches nachgegeben, denn dem Kurfürsten und unseren Feinden unter den deutschen Regierungen ist es daran gelegen, unsere selbständige Handlung dermaßen abzuschwächen, daß die Leitung der Angelegenheit wieder dem Bunde zufällt. Ein Nachgeben infolge Bundesbeschlusses ist in meinen Augen keine Satisfaktion für Preußen, welches selbständig sich an den Kurfürsten gewendet hatte.

Nur in dem Verlangen, jenes uns feindliche Ministerium zu entlassen, scheint mir unsere Ehre gewahrt; jeglicher andere Mittelweg könnte uns nur Schlappen eintragen.

Die Sache geht mir zu sehr ans Herz, als daß ich schweigend in diesem wichtigen, entscheidenden Augenblick zusehen könnte. Ich bitte Sie, als alter Bekannter, diese meine Gedanken wohl zu beherzigen!

Ihr stets ergebener

Friedrich Wilhelm."

Der König befahl nunmehr die Mobilmachung zweier Armeekorps. Zugleich erhielt der preußische Vertreter in Kassel die Weisung, die Entlassung des bisherigen hessischen Ministeriums zu verlangen. Mit Recht ist gesagt worden, daß die damalige Lage, bei weiterem Widerstand des Kurfürsten, Preußen leicht in einen Krieg sowohl gegen einen Teil der Kleinstaaten als auch gegen Österreich hätte hineinführen können. Sybel in seiner Begründung des Deutschen Reiches ist der Ansicht, das preußische Kabinett und insbesondere Bernstorff würden einen solchen Krieg kaum gewagt haben. „Zu jener Zeit" heißt es dort, „war Herr von Bismarck, soeben von Petersburg nach Paris versetzt, in Berlin. Graf Bernstorff befragte ihn um seine Meinung. Bismarck entgegnete:

Der Umstand, daß der Kurfürst einen königlichen Brief auf den Tisch geworfen, ist ein wenig geschickter Casus belli; wollen Sie aber Krieg, so ernennen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär, dann mache ich mich anheischig, Ihnen binnen vier Wochen einen deutschen Bürgerkrieg bester Qualität fertig zu liefern. Aber mit Entsetzen zog Graf Bernstorff zurück."*) Wollte man indes diese Stelle so verstehen, als ob Bernstorff eine heilige Scheu vor jedem Kriege mit Österreich gehabt habe, so würde man jedenfalls in einem gröblichen Irrtum befangen sein. Die Briefe Bernstorffs an Reuß im Januar und Februar haben zur Genüge gezeigt, mit welcher Entschlossenheit gerade Bernstorff einem eventuellen Kriege mit den Österreichern entgegensah. Jedenfalls war es nur die etwas leichtfertige Form, in der diese hochernste Angelegenheit in jenem Gespräch behandelt wurde, die ihn in der Äußerung Bismarcks unangenehm berührte. Wenn Bernstorff wollte, daß Preußen sich lediglich unter dem Drucke äußerster Notwendigkeit in einen so folgenschweren Kampf begeben sollte, so macht dies seiner Gesinnung nur alle Ehre. Sein fester Entschluß in der hessischen Angelegenheit unter keinen Umständen vor Österreich zurückzuweichen, gibt sich in einem weiteren Schreiben an Reuß sehr deutlich kund.

„Die hessische Sache", schrieb Bernstorff an Reuß aus Berlin am 17. Mai 1862, „ist in ein entschiedenes Stadium getreten, woraus wir als Sieger hervorgehen müssen, wenn wir nicht wieder eine große moralische Niederlage erleiden wollen. Es ist daher unser ganzer Ernst, wenn wir zwei Armeekorps marschbereit gemacht haben. Wenn wir Satisfaktion, sowohl in der Sache selbst als wegen der Behandlung von Willisen, ohne Selbsthilfe erlangen können, desto besser! Wenn nicht, brauchen wir Gewalt! Alle Intrigen unserer Gegner haben sich auf diesen Punkt konzentriert, und Österreich, das scheinbar mit uns geht, arbeitet im Finstern gegen uns. Es muß daher einmal zur Entscheidung kommen, und wir treten für das ein, was wir für das verfassungsmäßige Recht erklärt haben. Ich halte es für ein günstiges Zusammentreffen, daß wir auf einem anderen Feld mit Frankreich gegen dieselben österreichischen und mittelstaatlichen Intrigen ver-

*) Sybel, a. a. O., Bd. II, S. 421.

bündet sind durch den Handelsvertrag und hoffe daher, daß wir auf wohlwollende Neutralität von seiner Seite werden rechnen können. Wollte es eine andere Politik befolgen, so würde es uns nur wieder in die Arme von Österreich treiben, mit dem wir dann wieder gemeinschaftlich gegen Westen Front machen. Von diesem Gesichtspunkte bitte ich Sie die Lage der Dinge dort darstellen zu wollen; zugleich aber zu erklären, daß wir in Kurhessen nichts für uns selbst suchen und, wenn wir einrücken sollten, nur so lange darin bleiben würden, bis die Verfassung von 1831 vollständig wieder hergestellt und ein allgemein anerkannter Rechtszustand eingeführt ist.

„Das »Journal des Débats« behauptet, unsere und die österreichischen Truppen hätten im Jahre 1851, wenn ich nicht irre, dieselbe Verfassung abgeschafft, welche wir jetzt ebenfalls mit Waffengewalt wieder einführen würden. Dies ist eine große Konfusion. Damals standen wir den Österreichern und den Strafbayern gegenüber und traten wie jetzt für die Verfassung von 1831 ein. Eine Verfassung von 1851 gibt es aber gar nicht, und diejenigen von 1852 und 1860 sind ohne Waffengewalt oktroyiert worden."

Der König an Bernstorff.*)

Berlin, 17. Mai 1862. (Handbillet.)

„Der Passus in der Kammer-Eröffnungsrede über Cassel muß gleich die Andeutung enthalten, daß unsere Maßregeln nicht die Absicht haben, irgend einer revolutionären Bewegung Vorschub leisten zu wollen!

Wilhelm."

Bernstorff an den König.

Berlin, 26. Mai 1862.

„Euer Majestät

muß ich leider die alleruntertänigste Anzeige machen, daß es mir morgen noch nicht möglich sein wird, Allerhöchstdenselben mündlichen Vortrag zu halten. Die durch Überarbeitung bei heftiger Erkältung entstandenen rheumatisch-nervösen Kopf- und Gesichts-

*) Mit Bleistift geschrieben.

schmerzen haben zwar von ihrer Heftigkeit bedeutend verloren, nehmen aber bei jeder Arbeit und jedem geschäftlichen Gespräch sofort wieder zu, und ich werde daher noch ein paar Tage der Ruhe bedürfen, um keinen ernstlichen Rückfall hervorzurufen.

„Die kurhessische Angelegenheit ist inzwischen in eine Phase getreten, wo meines Erachtens ein augenblickliches Abwarten von selbst geboten ist, da es vor allem darauf ankommt, zu sehen, was der Kurfürst tun und namentlich, ob er sein Ministerium entlassen wird. Geschieht dies nicht, so muß unsere Aktion in kurzem wieder eintreten, und wir dürfen daher, glaube ich, in der Disposition unserer Truppen vorläufig nichts ändern, um auf alle Fälle gerüstet zu sein.*) Einstweilen halte ich es für zweckmäßig, diese unsere abwartende, aber noch keineswegs vollständig befriedigte Stellung nach Wien hin anzudeuten, damit man sich dort nicht über die Lage und über unsere feste Absicht täusche, in der Hauptsache volle Genugtuung zu erlangen.

„Wenn Eure Majestät, wie ich kaum zweifeln zu dürfen glaube, mit diesen Gesichtspunkten einverstanden sind, so erlaube ich mir Allerhöchstdieselben ehrfurchtsvoll zu bitten, alle weiteren Entschlüsse in der Sache allergnädigst aussetzen zu wollen, bis es mir möglich geworden sein wird, Eurer Majestät mündlichen Vortrag darüber zu halten.**)

„Der Sybelsche Adreßentwurf, so viel Anstößiges er auch in betreff der inneren Angelegenheiten enthält, sagt nichts Bedenkliches in bezug auf äußere Politik und wird daher von meiner Seite keiner besonderen Bekämpfung bedürfen, wenn nicht bedenkliche Zusätze vorgeschlagen werden sollten.***)

„Herr v. Bismarck reist heute Abend nach Paris ab, nachdem Eure Majestät ihn entlassen haben.

„Sollte mir Herrn v. Usedoms Anwesenheit für die Beratung der weiteren geschäftlichen Behandlung der kurhessischen Sache auf

*) Randbemerkung des Königs: „Ganz einverstanden."

**) Randbemerkung des Königs: „Ganz einverstanden, aber eine Andeutung im obigen Sinne sollte doch schon gleich geschehen in Wien?"

***) Randbemerkung des Königs: „Ich denke Freitag eine conseil-Sitzung zu halten, um die Haltung des Ministeriums vis-à-vis der Adreß-debatte zu präzisiren."

ganz kurze Zeit wünschenswert erscheinen, so darf ich wohl von der mir schon neulich erteilten Allerhöchsten Ermächtigung Gebrauch machen, ihn herzurufen, sobald ich wieder wohl genug bin, um die Sache gründlich mit ihm zu besprechen.*)

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

Berlin, 29. Mai 1862.

„Euer Majestät

erlaube ich mir alleruntertänigst zu bitten, die anliegende Ordre allergnädigst unterzeichnen zu wollen. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß in diesem Augenblick nur Herr v. Sydow die Stellvertretung übernehmen kann, indem Graf Eulenburg dem Geschäft ganz fremd ist und sich daher erst hineinarbeiten müßte.**)

„Ich habe unsern Standpunkt nach Wien hin scharf bezeichnet, und drücke fortwährend auf das österreichische Kabinett, damit es dem Zögern des Kurfürsten ein Ende mache. Dem Drängen des Staatsministeriums, daß wir in diesem Stadium neue Drohungen eintreten lassen sollten, kann ich aber nicht zustimmen und würde eher glauben, daß die Entwicklung der Krisis dadurch gestört und verhindert werden könnte. Abwarten und gerüstet bleiben ist meines Erachtens für den Augenblick das einzig Richtige.***) Daß mein Gesundheitszustand mich noch an das Zimmer fesselt, ist mir gerade in diesem kritischen Augenblick höchst peinlich, doch bitte Euer Majestät ich, noch einige Tage Nachsicht und Geduld haben zu wollen, und hoffe, dann wieder fähig zu sein, persönlich Vortrag zu halten.

Bernstorff."

---

*) Randbemerkung des Königs: „Einverstanden."

**) Randbemerkung des Königs: „Ist geschehen in der Hoffnung, daß Sie sich von ihm (Sydow) namentlich in der hessischen Frage keinen Hemmschuh anlegen lassen, was, nach seinen Ansichten bei der Audienz in Ihrer Gegenwart sein Wunsch sein könnte!" (Sydow wurde nach Gruners Abgang, dessen Gesinnungen er teilte, Unterstaatssekretär.)

***) Randbemerkung des Königs: „In bestimmte Aussicht muß aber unsere Selbständigkeit zum Handeln doch stets gestellt werden, und solche Drohung halte auch ich für nötig; von Desarmirung natürlich kann keine Rede sein. Gute Besserung. Wilhelm. 29. Mai 1862."

Der König an Bernstorff.*)

Berlin, 30. Mai 1862 (Handbillet).

„Da wiederum 24 Stunden verflossen sind, ohne daß die Nachricht einging, daß der Kurfürst das Ministerium entlassen **hat**, so ist der Moment gekommen, um im Sinne meiner gestrigen Randbemerkungen zur dritten Seite**) zu **handeln**, d. h. in Wien sofort anzuzeigen, daß wenn nicht in kürzester Frist das Ministerium in Kassel entlassen sei (sagen wir am 1. Juni), Preußen seine Satisfaction eigenmächtig sich nehmen werde und einmarschieren würde.

Da heute der vierte Tag ist, ohne daß der Kurfürst zum Entschluß kommt, so ist es klar, daß ihm **gerathen** wird, die Sache zu trainiren, damit Preußen bei der Nase herumgezogen werde. Senden Sie mir Abeken oder Sydow mit einer im obigen Sinne gefaßten télégraph. Note nach Wien, und schicken Sie mir Abschrift der pressirenden Note, deren Ihr gestriges Schreiben auf der 2ten Seite erwähnt.

Mir reißt die Geduld, und die Truppenaufstellung kostet Geld!

Wilhelm."

Bernstorff an Reuß.***)

Berlin, den 31. Mai 1862.

„Mein teuerster Prinz.

Obgleich noch immer krank, will ich Ihnen doch für Ihren Brief vom 26. danken, und Ihnen sagen, daß ich gern bereit bin, Ihnen den gewünschten Urlaub zu erteilen, sobald Sie amtlich darum einkommen wollen. Es wäre mir nur lieb, wenn Herr v. Bismarck sich so einrichtete, daß er dann seine Familie entweder vor oder erst nach Ihrem Urlaub abholt, damit der wichtige Posten nicht verwaist bleibe. Dies würde wohl auch von der Länge des Urlaubs, den Sie wünschen, abhängen, und besprechen Sie die Sache wohl gelegentlich mit dem Gesandten. Bitte grüßen Sie

*) Mit Bleistift geschrieben.

**) Siehe die Randbemerkungen zu dem Schreiben Bernstorffs an den König vom 29. Mai 1862.

***) Dieser Brief mag hier Platz finden, weil er auf das Verhältnis Bernstorffs zu Gruner neues Licht wirft.

Herrn v. Bismarck und sagen Sie ihm, ich sei zwar noch nicht wieder hergestellt, fühle mich aber wesentlich erleichtert durch Herrn v. Gruners Abgang, der mich, wenn er länger geblieben wäre, verrückt gemacht haben würde und selbst nahe daran ist, es zu werden. Meine kernige Antwort nach Wien in der Handelsvertragsfrage wird in Paris wohl nicht mißfallen. Da die Fortschrittspartei fühlt, daß sie in der auswärtigen Politik mit Grund und Vernunft nicht wohl tadeln kann, so wird sie dieselbe nun wahrscheinlich aus der Adresse ganz fortlassen.

Leben Sie wohl, mein teuerster Prinz, und seien Sie willkommen, wenn Sie bei Antritt Ihres Urlaubs uns hier besuchen.

Mit freundschaftlicher Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

(Begleitschreiben für Übersendung mehrerer Aktenstücke.)

Berlin, 4. Juni 1862.

„Euer Majestät

überreiche ich anliegend alleruntertänigst:

1. Abschrift eines Promemoria des Herrn v. Sydow über seine gestrige Unterredung mit Graf Chotek.*)

2. Abschrift von fünf telegraphischen Depeschen, deren letzte ich infolge Eurer Majestät mir gestern Abend spät nach Schließung der Bureaus des Ministeriums zugegangenen allerhöchsten Weisung heute morgen nach Wien gerichtet habe.**) Die für das Chiffrieren und Dechiffrieren nötige Zeit machte es indessen unmöglich, daß eine Antwort des Freiherrn v. Werther hier bis heute mittag eintraf. Auch bin ich noch in der Erwartung derselben.

Inzwischen wollen Euer Majestät aus meinem Telegramm nach Cassel (sub 3.) allergnädigst ersehen, daß ich gestern nachmittag bereits dem Kurfürsten auf vertraulichem Wege die allerkürzeste Frist hatte stellen lassen, und daß von dem Kanzleirat Rothert (sub 4.) guter Erfolg in Aussicht gestellt wird. Auf erneuerte telegraphische An-

*) Randbemerkung des Königs: „Antworten sehr korrekt!"

**) Randbemerkung des Königs: „Alles vollkommen richtig!"

frage von heute habe ich noch keine Antwort, werde aber nicht verfehlen, Eurer Majestät dieselbe, wenn sie eingeht, sofort vorzulegen.

Eure Majestät bitte ich schließlich, es mir zugute halten zu wollen, wenn ich in dem Gefühl meiner **Pflicht und schweren Verantwortlichkeit die undankbare Rolle des vorsichtigen und daher ruhigen und langsamen Vorgehens der viel dankbareren und meiner persönlichen Neigung mehr entsprechenden Rolle des Treibens zum schnellen und energischen Vorgehen in der letzten Phase vorziehen zu müssen geglaubt habe.***)

Je mehr wir alle legalen und friedlichen Mittel erschöpft haben, desto gerechtfertigter erscheint nachher das energische Handeln.**)

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

Berlin, 5. Juni 1862.

„Euer Majestät

beeile ich mich hierbei:

1. eine telegraphische Depesche des Freiherrn v. Werther,
2. eine gleiche des Kanzleirats Rothert an Herrn v. Sydow, und
3. ein Telegramm alleruntertänigst vorzulegen, welches der letztere morgen früh an den Kanzleirat Rothert abgehen zu lassen beabsichtigt, da heute abend der Telegraph in Cassel bereits geschlossen ist.

Zur Aufklärung dieser Korrespondenz erlaube ich mir alleruntertänigst zu bemerken, daß das gestrige Telegramm an den Kanzleirat Rothert nicht von mir, sondern von Herrn v. Sydow an denselben gerichtet war, daher er auch diesem antwortet, sowie daß der Kanzleirat Rothert persönlich mit dem Minister Abée befreundet ist, und daß Herr v. Sydow dies für den sichersten Weg hielt, um die Warnung wirklich an den Kurfürsten gelangen zu lassen.

---

*) Randbemerkung des Königs: „Verstehe vollkommen, habe daher Termin auf Termin verschoben!"

**) Randbemerkung des Königs: „Richtig!"

Die von Herrn v. Werther angekündigten Berichte müssen diese Nacht ankommen.*) Von Paris ist noch keine Antwort eingegangen.

Wie Herr v. Biegeleben dazu kommt, sich auf eine angebliche Äußerung des Herrn v. Schleinitz in betreff des Herrn v. Baumbach zu berufen, weiß ich nicht.**) Jedenfalls würde ein Ministerium des letzteren nicht gerade als ein ganz befriedigendes für uns betrachtet werden können, wenn er auch jetzt gemäßigte Ratschläge erteilt haben soll.

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

(Begleitschreiben zu zwei Telegrammen sowie zu einem Briefe.)

Berlin, 5. Juni 1862.

„Euer Majestät

überreiche ich hierbei ehrfurchtsvoll zwei Telegramme des Kanzleirats Rothert an Herrn v. Sydow mit befriedigenden Nachrichten aus Cassel sowie Auszug aus einem Briefe desselben.***)

Sobald General v. Loßberg wirklich in Funktion getreten, werde ich ihm sagen lassen, daß wir nunmehr die sofortige Erledigung der Genugtuungsfrage erwarteten."†)

Alleruntertänigste Nachschrift.

Eben erhalte ich Euer Majestät Allerhöchstes Schreiben und eile daher umsomehr, das Vorstehende abzusenden. Nach der von dem General v. Loßberg selbst an den Kanzleirat Rothert gebrachten bestimmten und offiziellen Nachricht gestehe ich, daß ich nicht mehr an die Möglichkeit einer Truppenkonzentration gedacht hatte, es sei denn, daß in Cassel die Bildung des Ministeriums ins Wanken gerate, und daher ein neuer Nachdruck notwendig werde."††)

---

*) Randbemerkung des Königs: „Ich bin in Berlin, erwarte also bis 10 Uhr die Mitteilung hier!"

**) Randbemerkung des Königs: „Ich auch nicht!"

***) Randbemerkung des Königs: „Sollte dies doch nicht durch Wien veranlaßt sein, während man offiziell unserem ganzen Ernst gegenüber eine weitere Pressionsmöglichkeit in Cassel negirt??"

†) Randbemerkung des Königs: „Richtig!"

††) Randbemerkung des Königs: „Die Concentration unterbleibt nun natürlich; aber désarmirt wird nicht!"

[illegible]

Der König an Bernstorff.

Berlin, [illegible] Juni 1862. [illegible]

„[illegible]

Wilhelm.“

Der König an Bernstorff.

Berlin, 24. Juni 1862, Nachmittags.

„[illegible] Wann wird der Brief** kommen? [illegible] den General v. Bardeleben zu [illegible] Die Casseler [illegible] Sie zu [illegible] Und wenn der Inhalt [illegible] Können Sie mir [illegible] antworten oder um 3 Uhr mit Sydow bei mir [illegible] und dann Beide schon um ½3 Uhr kommen?

Wilhelm.“

Bernstorff an den König.

Berlin, 24. Juni 1862.

„Euer Majestät Befehl zufolge werde ich heute zur Tafel erscheinen und mich mit Herrn v. Sydow schon um ½3 Uhr bei

* Mit Bleistift geschrieben.

** Der [illegible] des Kurfürsten, den General v. Bardeleben überbracht.

Allerhöchstdenselben zum Vortrag einstellen. Sollte der General v. Bardeleben inzwischen, was ich nicht vermute, eingetroffen sein und sich direkt ins Palais begeben, so glaube ich Euer Majestät raten zu müssen, den Brief des Kurfürsten aus seiner Hand zu empfangen und den Überbringer dann, während Eure Majestät den Brief lesen, in einem anderen Zimmer warten zu lassen oder zu einer anderen Stunde wieder zu bestellen, um ihn noch einmal zu empfangen, wenn der Brief nichts Unbefriedigendes enthält.*) Der Inhalt wird vermutlich mit dem in dem anliegenden Wiener Telegramme angedeuteten übereinstimmen. Da Eure Majestät in Cassel haben erklären lassen, daß Allerhöchstdieselben in der Entlassung des Ministeriums die Genugtuung für den Empfang des Generals v. Willisen sehen wollten, so können Eure Majestät jetzt wohl nicht mehr verlangen als eine Spezialmission, welche Allerhöchstdieselben in passender, schicklicher Form von den durch den Kurfürsten getroffenen Maßregeln in Kenntnis setzt und durch die Sendung selbst den Wunsch des Kurfürsten, die Beziehungen zu Eurer Majestät wieder herzustellen, kundgibt.

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

Berlin, 25. Juni 1862.

„Euer Majestät

lege ich hierbei, im Verfolge meines heutigen Telegramms, die Abschrift des kurfürstlichen Schreibens alleruntertänigst vor. Nach dem Inhalt desselben glaube ich Allerhöchstdenselben raten zu dürfen, den General v. Bardeleben allein zu empfangen und in seiner Gegenwart das Schreiben des Kurfürsten zu lesen, welches nicht lang ist. In dieser Weise wird der Sendung des Generals derselbe Charakter der unmittelbaren militärischen Sendung von Fürst zu Fürst bewahrt, welchen Eure Majestät derjenigen des Generals v. Willisen beigelegt wissen wollten, und Allerhöchstdieselben zeigen zugleich, daß bei einer solchen Sendung der er-

---

*) Bardeleben kam erst am 25. Juni ins königliche Palais. Er ließ sich bestimmen, Bernstorff zunächst eine Abschrift des kurfürstlichen Schreibens vorzulegen.

habene Empfänger des Briefes ihn sofort öffnen und lesen kann, und keine offiziellen Zeugen braucht.*)

Nachdem hierdurch nun diese ganze Angelegenheit ihren formellen Abschluß erhalten hat, werden Eure Majestät wohl den Augenblick für gekommen erachten, um den vollen Friedensstand wieder eintreten zu lassen.**)

Bernstorff."

Der König an Bernstorff.

Schloß Babelsberg, 9. Juli 1862 (Handbillet).

...."Ich freue mich Ihrer gestrigen Antwort, obgleich in der Hessischen Frage Ich etwas mehr Stolz über die Successe gewünscht hätte, die wir über Andere erlangt.***)

Wilhelm."

Preußen hatte also in jener Frage, welche eine Zeitlang Gefahr lief die weiteste Ausdehnung anzunehmen, einen durchschlagenden Erfolg errungen, den sich der König und sein Minister, die beide mit größter Umsicht und Tatkraft die diplomatische Aktion betrieben, zu gleichen Teilen zuschreiben konnten. Allerdings zogen sich die Auseinandersetzungen in dieser Angelegenheit bekanntlich noch längere Zeit hin. Der Hauptwiderstand des Kurfürsten aber war damals gebrochen. Anerkannt ward der Erfolg in der hessischen Sache von der Landesvertretung Preußens nicht. Man schalt nach wie vor über die Schwächlichkeit und Unzulänglichkeit der preußischen auswärtigen Politik.†)

*) Randbemerkung des Königs: „Alles so geschehen!"

**) Randbemerkung des Königs: „Ist befohlen".

***) Bezieht sich auf den Widerstand, den Preußen in der hessischen Frage in Deutschland gefunden.

†) Im Juni schrieb Bismarck aus Paris darüber an Bernstorff: „Ein so unpatriotisches Verhalten wie das der Opposition in Kammer und Presse bezüglich der hessischen Frage erregt selbst hier und beim Kaiser Anstoß!" Bismarck-Jahrbuch VI. S. 151 (Bismarck an Bernstorff. Paris, 28. Juni 1862.) Bernstorff war auf den Erfolg in dieser Sache stolz. Als er bereits wieder in London war, schrieb er an Bismarck: „Auch in der hessischen Frage habe ich mich gefreut zu sehen, daß Sie auf dem von uns betretenen Wege fortschreiten, und wünsche Ihnen Glück zu dem schnellen Erfolge Ihrer Sendung!" (Ebenda: S. 166. Bernstorff an Bismarck, Privatschreiben: London, 10. Dezember 1862).

Auch auf einem anderen Gebiete gelang es Bernstorff, neue Wege einzuschlagen und sich ein großes Verdienst zu erwerben — dem der Handelsbeziehungen Preußens zum Auslande. Schon zu Beginn des Jahres 1861 hatten die Verhandlungen über den französisch-preußischen Handelsvertrag begonnen, und seit jener Zeit waren von dem österreichischen Kabinett alle Hebel eingesetzt worden, um dem preußischen Staate bei diesem Unternehmen eine Niederlage zu bereiten. Man zeigte sich in Wien schwer gereizt, weil Preußen im vorangegangenen Jahre das Verlangen Österreichs, in den Zollverein mit einzutreten, abgelehnt hatte. Eine solche Ablehnung aber war eine zwingende Notwendigkeit gewesen, weil alle Gründe, die noch heute gegen einen Anschluß des alten Kaiserstaates an den Zollverein anzuführen wären, auch damals galten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Gebiete sind eben grundverschiedene. Rechberg wollte sich jedoch von der Unmöglichkeit des Eintrittes Österreichs nicht überzeugen lassen. Er pochte darauf, daß 1853 österreichischerseits wie preußischerseits der Wunsch nach einer Zolleinigung in späterer Zeit ausgesprochen worden sei. Da er Preußen in jenem Punkte unnachgiebig sah, suchte er das geplante preußisch-französische Handelsabkommen um jeden Preis zu hintertreiben, weil dasselbe, so lautete der offizielle Grund, den er anführte — Frankreich die Meistbegünstigung gewähren und damit Österreich auch den schwersten Schaden zufügen würde. Eine Zeitlang schien die ganze Unterhandlung über diese Frage zwischen Berlin und Wien ins Stocken zu kommen. Hier griff Bernstorff entscheidend ein, entschlossen, sich durch keine Schwierigkeit einschüchtern zu lassen. „Den Handelsvertrag betreffend", so äußerte er sich am 13. Januar 1862 in einem Privatschreiben an Reuß aus Berlin, „so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß wir ihn zustande bringen werden, wenn nur Frankreich noch möglichst nachgiebig in bezug auf die Baumwollenfrage sein wollte.*) Diese ist noch wichtiger als die Seidenfrage. In diesem Vertrauen werden

*) Schon am 8. Januar hatte er über die Handelsvertragsfrage an Bismarck geschrieben: „Es hat mir viel Mühe hier und dort gekostet, wird aber auch ein großes Werk sein, wenn es zustande kommt!" (Bismarck-Jahrbuch VI. S. 118. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 8. Januar 1862, Privatschreiben.)

wir, was ich auch eben an La Tour gesagt habe, die noch schwebenden Verhandlungen in der Thronrede erwähnen, was ich indessen dennoch nicht tun würde, wenn es nicht bereits voriges Jahr geschehen wäre." Die Schwierigkeiten waren damals so groß, daß Reuß, auf dessen Schultern die Sache lag, fast an dem Erfolg verzweifeln wollte.

„Am 27. (Januar), bei Gelegenheit eines kleinen Balles in den Tuilerien", schrieb dieser im Februar an Bernstorff,*) „fing der Kaiser an, mit mir von der (Handelsvertrags)-Angelegenheit zu sprechen und sagte, er hätte auf meinen Wunsch dieselbe nochmals mit Herrn Thouvenel in reifliche Erwägung genommen und zu seinem großen Bedauern erfahren, daß man französischerseits nicht weiter gehen könne, als man bereits gegangen sei. Man hätte ihm gesagt, die preußischen Kommissarien wären gegen das Zustandekommen eines Vertrages mit Frankreich und überhaupt sehr antifranzösisch. Diesem Umstande seien der große Widerstand und die fortwährenden neuen Schwierigkeiten zuzuschreiben, denen man in Berlin begegnet.

„Schon unter dem 22. November hatte ich Euer Exzellenz geschrieben, daß man sich hier über die Herren Philippsborn und Delbrück**) beklagte, und daß mir Rouher bei dieser Gelegenheit sagte, er wünschte dringend, Euer Exzellenz möchten sich selbst der Sache annehmen. Ich brauche nicht erst zu versichern, daß ich energisch gegen die Äußerungen des Kaisers protestierte und natürlich alle Schuld auf die Hartnäckigkeit Rouhers geschoben, außerdem aber dem Kaiser vorgestellt habe, daß er nicht vergessen möge, in welch schwieriger Lage sich die Königliche Regierung befände; dieselbe habe nicht so freie Hand wie in Frankreich, sondern müsse fortwährend Rücksichten auf eine Schar von Vereinsstaaten nehmen. Wir hätten schon mehr als eine Probe unseres aufrichtigen Bestrebens abgelegt und wären vielleicht schon weiter gegangen, als uns dies möglich gewesen usw. usw. Der Kaiser versprach mir am Schlusse unserer Unterhaltung, die Sache nochmals in Erwägung

*) Reuß an Bernstorff. Paris, 4. Februar 1862 (Privatschreiben in deutscher Sprache).

**) Die deutschen Unterhändler bei den Beratungen über den Handelsvertrag.

zu ziehen, er selbst wolle ein Gelingen und hoffe deshalb, daß die Verhandlungen nicht abgebrochen werden möchten.*) . . . .

„Sollte es wirklich zum Bruch kommen, so dürfte es vielleicht von Nutzen sein, durch irgend eine letzte Konzession »de mettre le gouvernement français dans son tort«. Die Sache wird jedenfalls in unseren Kammern zur Sprache kommen, daher einige Öffentlichkeit erhalten, und dürfte es vielleicht wichtig sein, daß konstatiert werden könnte, an wem eigentlich die Schuld des Bruches liegt."

In seinem Briefe an Reuß vom 6. Februar 1862 kam Bernstorff eingehender auf diese Angelegenheit zurück.**)

„Ich halte nach den neuesten französischen Eröffnungen an der Hoffnung fest auf ein Zustandekommen der Handelsvertragsangelegenheit und ich bin fest entschlossen alles zu tun, was ich kann, um den Abschluß zu Ende zu bringen. Wenn man soweit gekommen ist, darf man nicht unverrichteter Sache stehen bleiben, und ich lege jetzt doppelten Wert darauf, in ein möglichst gutes Verhältnis mit Frankreich zu treten, da Österreich und seine Satelliten eine an aggressive Feindseligkeit gegen uns nahe grenzende Stellung einzunehmen sich nicht scheuen.' Daß unsere Kommissarien gegen das Zustandekommen des Vertrages oder überhaupt sehr antifranzösisch seien, ist durchaus ungegründet, insbesondere was Philippsborn betrifft. Daß sie nicht mitunter steifer sind, als vielleicht nötig, will ich nicht behaupten, aber das ist nur aus Gewissenhaftigkeit der Fall, und da helfe ich dann nach Möglichkeit nach. Dagegen ist De Clerq ein höchst unangenehmer und in den Konferenzen, wie ich wiederholt gehört, geradezu grober Patron, der die Unterhandlungen dadurch sehr erschwert, während La Tour sich alle Mühe gibt. Die Zugeständnisse wegen der Vorhäfen und des Termins vom 1. Januar 1866 sind jedenfalls viel wert. In der Tariffrage wünsche ich aber dringend, daß die neuesten Forderungen nicht das letzte Wort Frankreichs seien. Wir werden in diesen Tagen wieder eine Konferenz haben, an der ich mit v. der Heydt und Patow teilnehme".

---

*) Reuß berichtet noch, Thouvenel habe ihm gesagt, Frankreich sei bereit, den 1. Januar 1866 (als Termin für das Inkrafttreten des Handelsvertrages) anzunehmen, „wenn der Vertrag auf 12 Jahre abgeschlossen wird!"

**) Privatschreiben.

Anfang März war Bernstorff der Meinung, daß der Sieg so gut wie entschieden sei. „Daß der Handelsvertrag nunmehr gesichert ist“, schreibt er in seinem Briefe an Reuß vom 4. März 1862 (Berlin), „freut mich sehr, und ich danke Ihnen nochmals verbindlichst für Ihre erfolgreichen Bemühungen. Auch mir hat er noch viel Mühe gekostet!“ Am 29. März wurde in Berlin der Vertrag fertig gestellt und paraphiert. Ein großer Teil der deutschen Regierungen erklärte sich sofort bereit, beizutreten, darunter auch Sachsen, bei dem die Sorge für seine Industrie den Haß gegen Preußen endlich doch überwand. In letzter Stunde suchte Österreich noch den Vertrag zu Falle zu bringen. Die Handhabe dazu boten ihm die Konferenzen in Wien, zu welchen es die Einladung an die deutschen Staaten hatte ergehen lassen und in denen zugleich über Teile des von Beust vorgeschlagenen Bundesreformprojektes beraten werden sollte. Hier wiederholte das österreichische Kabinett seinen Antrag auf Aufnahme Gesamtösterreichs in den Zollverein. Wenn Rechberg aber auch mit diesem Vorstoße kein Glück hatte, so erreichte er doch, daß zahlreiche deutsche Staaten ihre Erklärung, dem Vertrage beizutreten, wieder zurückzogen.

Preußen hatte in letzter Stunde den süddeutschen Staaten zahlreiche Zugeständnisse gemacht, trotzdem standen diese Regierungen dem preußisch-französischen Abkommen ebenfalls ablehnend gegenüber.*) Der gegen Preußen geführte Schlag erschien um so schwerer, als auf den Konferenzen auch die von Österreich auf dem Gebiete der Bundesreform geforderte Delegiertenversammlung der deutschen Staaten bewilligt wurde. Auch jetzt aber wich der preußische Minister des Auswärtigen keinen Schritt zurück. „Graf Bernstorff“, schreibt Sybel in seiner Begründung des

*) Auf diese Situation beziehen sich die Worte Bernstorffs an Bismarck in dem Privatschreiben vom 12. Juli 1862, Berlin: .... „Zwei schwere Fragen, die hessische und italienische, sind für den Augenblick bewältigt, aber eine andere schwere, die des Handelsvertrages noch sehr brennend, da Österreich alle Minen springen läßt, um das Zustandekommen zu verhindern. Wir werden auch da fest und energisch unseren Weg gehen und eventuell keinen Kampf auf Leben und Tod scheuen, wenn Österreich ihn will!“ (Bismarck-Jahrbuch VI., S. 155.)

Deutschen Reiches, „wiederholte darauf seinen Protest gegen jeden Mehrheitsbeschluß in dieser Sache und erklärte, auch Deutschlands Landesvertretungen würden dies Delegiertenprojekt mit Unwillen zurückweisen; die Nation begehre eine gekräftigte Exekutivgewalt und eine wahre Landesrepräsentation; beides aber sei auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht zu erreichen. Am 26. August erging dann eine preußische Antwort an Bayern und Württemberg, daß man eine definitive Ablehnung des französischen Vertrages als den Ausdruck des Willens auffassen müsse, den Zollverein mit Preußen nicht fortzusetzen. Das Haus der Abgeordneten sprach am 5. September mit 233 gegen 26 Stimmen seine volle Billigung dieser Erklärung aus."*)

So gefährlich die Lage auch aussehen mochte, so ward jetzt doch der Handelsvertrag von Bernstorff unter Dach und Fach gebracht. Die preußischen Kammern erteilten ihm ihre Zustimmung. Kurz vor der Vollziehung des Vertrages gab es noch verschiedene Auseinandersetzungen zwischen der preußischen und französischen Regierung über die Anzahl der Orden, die den Unterhändlern und leitenden Persönlichkeiten hüben und drüben verliehen werden sollten. Die Sache erhielt dabei zuweilen einen humoristischen Anstrich:

„Bei Gelegenheit der Paraphierung des Handelsvertrages", schrieb Bernstorff am 1. April 1862 an Reuß, „hat La Tour die Ordensfrage zur Sprache gebracht und mir gesagt, Thouvenel habe bereits den Schwarzen Adlerorden, könne also nichts mehr bekommen, dagegen nehme er den Schwarzen Adlerorden für Rouher in Anspruch. Auf mein bedenkliches Achselzucken erwiderte er, darüber habe Thouvenel ihm aufs allerbestimmteste geschrieben und gesagt, Rouher habe das Großkreuz der Ehrenlegion, und könne dieser daher auf keinen Fall einen anderen als unseren ersten Orden annehmen. Für De Clerq und Herbet beansprucht man einen Grande-Orden und behauptet, daß sie als »Ministres Plénipotentiaires« den Rang eines »Général de division« haben. Ich habe nun dem König hierüber vorläufigen Vortrag gehalten, und Seine Majestät geht natürlich nicht gern heran, besonders an

*) Sybel, a. a. O., Bd. II, S. 430.

frage von heute habe ich noch keine Antwort, werde aber nicht verfehlen, Eurer Majestät dieselbe, wenn sie eingeht, sofort vorzulegen.

Eure Majestät bitte ich schließlich, es mir zugute halten zu wollen, wenn ich in dem Gefühl meiner Pflicht und schweren Verantwortlichkeit die undankbare Rolle des vorsichtigen und daher ruhigen und langsamen Vorgehens der viel dankbareren und meiner persönlichen Neigung mehr entsprechenden Rolle des Treibens zum schnellen und energischen Vorgehen in der letzten Phase vorziehen zu müssen geglaubt habe.*)

Je mehr wir alle legalen und friedlichen Mittel erschöpft haben, desto gerechtfertigter erscheint nachher das energische Handeln.**)

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

Berlin, 5. Juni 1862.

„Euer Majestät

beeile ich mich hierbei:

1. eine telegraphische Depesche des Freiherrn v. Werther,
2. eine gleiche des Kanzleirats Rothert an Herrn v. Sydow, und
3. ein Telegramm alleruntertänigst vorzulegen, welches der letztere morgen früh an den Kanzleirat Rothert abgehen zu lassen beabsichtigt, da heute abend der Telegraph in Cassel bereits geschlossen ist.

Zur Aufklärung dieser Korrespondenz erlaube ich mir alleruntertänigst zu bemerken, daß das gestrige Telegramm an den Kanzleirat Rothert nicht von mir, sondern von Herrn v. Sydow an denselben gerichtet war, daher er auch diesem antwortet, sowie daß der Kanzleirat Rothert persönlich mit dem Minister Abée befreundet ist, und daß Herr v. Sydow dies für den sichersten Weg hielt, um die Warnung wirklich an den Kurfürsten gelangen zu lassen.

*) Randbemerkung des Königs: „Verstehe vollkommen, habe daher Termin auf Termin verschoben!"

**) Randbemerkung des Königs: „Richtig!"

Die von Herrn v. Werther angekündigten Berichte müssen diese Nacht ankommen.*) Von Paris ist noch keine Antwort eingegangen.

Wie Herr v. Biegeleben dazu kommt, sich auf eine angebliche Äußerung des Herrn v. Schleinitz in betreff des Herrn v. Baumbach zu berufen, weiß ich nicht.**) Jedenfalls würde ein Ministerium des letzteren nicht gerade als ein ganz befriedigendes für uns betrachtet werden können, wenn er auch jetzt gemäßigte Ratschläge erteilt haben soll.

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

(Begleitschreiben zu zwei Telegrammen sowie zu einem Briefe.)

Berlin, 5. Juni 1862.

„Euer Majestät

überreiche ich hierbei ehrfurchtsvoll zwei Telegramme des Kanzleirats Rothert an Herrn v. Sydow mit befriedigenden Nachrichten aus Cassel sowie Auszug aus einem Briefe desselben.***)

Sobald General v. Loßberg wirklich in Funktion getreten, werde ich ihm sagen lassen, daß wir nunmehr die sofortige Erledigung der Genugtuungsfrage erwarteten."†)

Alleruntertänigste Nachschrift.

Eben erhalte ich Euer Majestät Allerhöchstes Schreiben und eile daher umsomehr, das Vorstehende abzusenden. Nach der von dem General v. Loßberg selbst an den Kanzleirat Rothert gebrachten bestimmten und offiziellen Nachricht gestehe ich, daß ich nicht mehr an die Möglichkeit einer Truppenkonzentration gedacht hatte, es sei denn, daß in Cassel die Bildung des Ministeriums ins Wanken gerate, und daher ein neuer Nachdruck notwendig werde."††)

*) Randbemerkung des Königs: „Ich bin in Berlin, erwarte also bis 10 Uhr die Mitteilung hier!"

**) Randbemerkung des Königs: „Ich auch nicht!"

***) Randbemerkung des Königs: „Sollte dies doch nicht durch Wien veranlaßt sein, während man offiziell unserem ganzen Ernst gegenüber eine weitere Pressionsmöglichkeit in Cassel negirt??"

†) Randbemerkung des Königs: „Richtig!"

††) Randbemerkung des Königs: „Die Concentration unterbleibt nun natürlich; aber désarmirt wird nicht!"

Inzwischen lenkte man in Kurhessen ein. Der Kurfürst — obwohl von tiefstem Ingrimm gegen seine Gegner erfüllt — unterwarf sich; freilich suchte er die Bildung eines neuen, den Wünschen Preußens und des Landes entsprechenden Ministeriums noch eine Zeitlang zu verzögern. Aus jenem Zeitraum mögen hier noch einige Ordres des Königs, sowie mehrere von ihm mit sehr interessanten Randbemerkungen versehene Aktenstücke Platz finden:

Der König an Bernstorff.

Berlin, 5. Juni 1862. (Handbillet.)*)

„Also Friedens-Aussichten! Schade, daß die Conzentrations-Ordres nicht schon fort waren, denn ein solches Faktum hätte Effekt gemacht, wenn es auch nach 12 Stunden zurückgenommen worden wäre. Einverstanden bin ich, daß wir nun warten müssen, was Loßberg vermag, ehe wir désarmiren.

Wilhelm."

Der König an Bernstorff.

Berlin, 24. Juni 1862 (Handbillet; vollständig).

„Also auch die Special Sendung ist erreicht! Wie wird der Brief**) lauten? Es fragt sich nun, ob ich den General v. Bardeleben in Ihrer Gegenwart empfange, oder allein? Die Casseler Antecedentien sind wohl zu vermeiden, also wäre für den Empfang ohne Sie zu stimmen? Soll ich diesen Brief sofort öffnen und lesen, oder den General eine Stunde später wieder bestellen, um den Brief en attendant mit Ihnen zu lesen? Und wenn der Inhalt uns mißfällt, was dann? Wollen Sie mir schriftlich antworten oder um 3 Uhr mit Sydow bei mir diniren und dann Beide schon um 1/2 3 Uhr kommen?

Wilhelm."

Bernstorff an den König.

Berlin, 24. Juni 1862.

„Euer Majestät Befehl zufolge werde ich heute zur Tafel erscheinen und mich mit Herrn v. Sydow schon um 1/2 3 Uhr bei

*) Mit Bleistift geschrieben.

**) Der Entschuldigungsbrief des Kurfürsten, den General v. Bardeleben überbrachte.

Allerhöchstdenselben zum Vortrag einstellen. Sollte der General v. Bardeleben inzwischen, was ich nicht vermute, eingetroffen sein und sich direkt ins Palais begeben, so glaube ich Euer Majestät raten zu müssen, den Brief des Kurfürsten aus seiner Hand zu empfangen und den Überbringer dann, während Eure Majestät den Brief lesen, in einem anderen Zimmer warten zu lassen oder zu einer anderen Stunde wieder zu bestellen, um ihn noch einmal zu empfangen, wenn der Brief nichts Unbefriedigendes enthält.*) Der Inhalt wird vermutlich mit dem in dem anliegenden Wiener Telegramme angedeuteten übereinstimmen. Da Eure Majestät in Cassel haben erklären lassen, daß Allerhöchstdieselben in der Entlassung des Ministeriums die Genugtuung für den Empfang des Generals v. Willisen sehen wollten, so können Eure Majestät jetzt wohl nicht mehr verlangen als eine Spezialmission, welche Allerhöchstdieselben in passender, schicklicher Form von den durch den Kurfürsten getroffenen Maßregeln in Kenntnis setzt und durch die Sendung selbst den Wunsch des Kurfürsten, die Beziehungen zu Eurer Majestät wieder herzustellen, kundgibt.

Bernstorff."

Bernstorff an den König.

Berlin, 25. Juni 1862.

„Euer Majestät

lege ich hierbei, im Verfolge meines heutigen Telegramms, die Abschrift des kurfürstlichen Schreibens alleruntertänigst vor. Nach dem Inhalt desselben glaube ich Allerhöchstdenselben raten zu dürfen, den General v. Bardeleben allein zu empfangen und in seiner Gegenwart das Schreiben des Kurfürsten zu lesen, welches nicht lang ist. In dieser Weise wird der Sendung des Generals derselbe Charakter der unmittelbaren militärischen Sendung von Fürst zu Fürst bewahrt, welchen Eure Majestät derjenigen des Generals v. Willisen beigelegt wissen wollten, und Allerhöchstdieselben zeigen zugleich, daß bei einer solchen Sendung der er-

*) Bardeleben kam erst am 25. Juni ins königliche Palais. Er ließ sich bestimmen, Bernstorff zunächst eine Abschrift des kurfürstlichen Schreibens vorzulegen.

habene Empfänger des Briefes ihn sofort öffnen und lesen kann, und keine offiziellen Zeugen braucht.*)

Nachdem hierdurch nun diese ganze Angelegenheit ihren formellen Abschluß erhalten hat, werden Eure Majestät wohl den Augenblick für gekommen erachten, um den vollen Friedensstand wieder eintreten zu lassen.**)

Bernstorff."

Der König an Bernstorff.

Schloß Babelsberg, 9. Juli 1862 (Handbillet).

....„Ich freue mich Ihrer gestrigen Antwort, obgleich in der Hessischen Frage Ich etwas mehr Stolz über die Successe gewünscht hätte, die wir über Andere erlangt.***)

Wilhelm."

Preußen hatte also in jener Frage, welche eine Zeitlang Gefahr lief die weiteste Ausdehnung anzunehmen, einen durchschlagenden Erfolg errungen, den sich der König und sein Minister, die beide mit größter Umsicht und Tatkraft die diplomatische Aktion betrieben, zu gleichen Teilen zuschreiben konnten. Allerdings zogen sich die Auseinandersetzungen in dieser Angelegenheit bekanntlich noch längere Zeit hin. Der Hauptwiderstand des Kurfürsten aber war damals gebrochen. Anerkannt ward der Erfolg in der hessischen Sache von der Landesvertretung Preußens nicht. Man schalt nach wie vor über die Schwächlichkeit und Unzulänglichkeit der preußischen auswärtigen Politik.†)

*) Randbemerkung des Königs: „Alles so geschehen!"

**) Randbemerkung des Königs: „Ist befohlen".

***) Bezieht sich auf den Widerstand, den Preußen in der hessischen Frage in Deutschland gefunden.

†) Im Juni schrieb Bismarck aus Paris darüber an Bernstorff: „Ein so unpatriotisches Verhalten wie das der Opposition in Kammer und Presse bezüglich der hessischen Frage erregt selbst hier und beim Kaiser Anstoß!" Bismarck-Jahrbuch VI. S. 151 (Bismarck an Bernstorff. Paris, 28. Juni 1862.) Bernstorff war auf den Erfolg in dieser Sache stolz. Als er bereits wieder in London war, schrieb er an Bismarck: „Auch in der hessischen Frage habe ich mich gefreut zu sehen, daß Sie auf dem von uns betretenen Wege fortschreiten, und wünsche Ihnen Glück zu dem schnellen Erfolge Ihrer Sendung!" (Ebenda: S. 166. Bernstorff an Bismarck, Privatschreiben: London, 10. Dezember 1862).

Auch auf einem anderen Gebiete gelang es Bernstorff, neue Wege einzuschlagen und sich ein großes Verdienst zu erwerben — dem der Handelsbeziehungen Preußens zum Auslande. Schon zu Beginn des Jahres 1861 hatten die Verhandlungen über den französisch-preußischen Handelsvertrag begonnen, und seit jener Zeit waren von dem österreichischen Kabinett alle Hebel eingesetzt worden, um dem preußischen Staate bei diesem Unternehmen eine Niederlage zu bereiten. Man zeigte sich in Wien schwer gereizt, weil Preußen im vorangegangenen Jahre das Verlangen Österreichs, in den Zollverein mit einzutreten, abgelehnt hatte. Eine solche Ablehnung aber war eine zwingende Notwendigkeit gewesen, weil alle Gründe, die noch heute gegen einen Anschluß des alten Kaiserstaates an den Zollverein anzuführen wären, auch damals galten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse beider Gebiete sind eben grundverschiedene. Rechberg wollte sich jedoch von der Unmöglichkeit des Eintrittes Österreichs nicht überzeugen lassen. Er pochte darauf, daß 1853 österreichischerseits wie preußischerseits der Wunsch nach einer Zolleinigung in späterer Zeit ausgesprochen worden sei. Da er Preußen in jenem Punkte unnachgiebig sah, suchte er das geplante preußisch-französische Handelsabkommen um jeden Preis zu hintertreiben, weil dasselbe, so lautete der offizielle Grund, den er anführte — Frankreich die Meistbegünstigung gewähren und damit Österreich auch den schwersten Schaden zufügen würde. Eine Zeitlang schien die ganze Unterhandlung über diese Frage zwischen Berlin und Wien ins Stocken zu kommen. Hier griff Bernstorff entscheidend ein, entschlossen, sich durch keine Schwierigkeit einschüchtern zu lassen. „Den Handelsvertrag betreffend", so äußerte er sich am 13. Januar 1862 in einem Privatschreiben an Reuß aus Berlin, „so gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß wir ihn zustande bringen werden, wenn nur Frankreich noch möglichst nachgiebig in bezug auf die Baumwollenfrage sein wollte.*) Diese ist noch wichtiger als die Seidenfrage. In diesem Vertrauen werden

*) Schon am 8. Januar hatte er über die Handelsvertragsfrage an Bismarck geschrieben: „Es hat mir viel Mühe hier und dort gekostet, wird aber auch ein großes Werk sein, wenn es zustande kommt!" (Bismarck-Jahrbuch VI. S. 118. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 8. Januar 1862, Privatschreiben.)

wir, was ich auch eben an La Tour gesagt habe, die noch schwebenden Verhandlungen in der Thronrede erwähnen, was ich indessen dennoch nicht tun würde, wenn es nicht bereits voriges Jahr geschehen wäre." Die Schwierigkeiten waren damals so groß, daß Reuß, auf dessen Schultern die Sache lag, fast an dem Erfolg verzweifeln wollte.

„Am 27. (Januar), bei Gelegenheit eines kleinen Balles in den Tuilerien", schrieb dieser im Februar an Bernstorff,*) „fing der Kaiser an, mit mir von der (Handelsvertrags)-Angelegenheit zu sprechen und sagte, er hätte auf meinen Wunsch dieselbe nochmals mit Herrn Thouvenel in reifliche Erwägung genommen und zu seinem großen Bedauern erfahren, daß man französischerseits nicht weiter gehen könne, als man bereits gegangen sei. Man hätte ihm gesagt, die preußischen Kommissarien wären gegen das Zustandekommen eines Vertrages mit Frankreich und überhaupt sehr antifranzösisch. Diesem Umstande seien der große Widerstand und die fortwährenden neuen Schwierigkeiten zuzuschreiben, denen man in Berlin begegnet.

„Schon unter dem 22. November hatte ich Euer Exzellenz geschrieben, daß man sich hier über die Herren Philippsborn und Delbrück**) beklagte, und daß mir Rouher bei dieser Gelegenheit sagte, er wünschte dringend, Euer Exzellenz möchten sich selbst der Sache annehmen. Ich brauche nicht erst zu versichern, daß ich energisch gegen die Äußerungen des Kaisers protestierte und natürlich alle Schuld auf die Hartnäckigkeit Rouhers geschoben, außerdem aber dem Kaiser vorgestellt habe, daß er nicht vergessen möge, in welch schwieriger Lage sich die Königliche Regierung befände; dieselbe habe nicht so freie Hand wie in Frankreich, sondern müsse fortwährend Rücksichten auf eine Schar von Vereinsstaaten nehmen. Wir hätten schon mehr als eine Probe unseres aufrichtigen Bestrebens abgelegt und wären vielleicht schon weiter gegangen, als uns dies möglich gewesen usw. usw. Der Kaiser versprach mir am Schlusse unserer Unterhaltung, die Sache nochmals in Erwägung

*) Reuß an Bernstorff. Paris, 4. Februar 1862 (Privatschreiben in deutscher Sprache).

**) Die deutschen Unterhändler bei den Beratungen über den Handelsvertrag.

zu ziehen, er selbst wolle ein Gelingen und hoffe deshalb, daß die Verhandlungen nicht abgebrochen werden möchten.*) ....

„Sollte es wirklich zum Bruch kommen, so dürfte es vielleicht von Nutzen sein, durch irgend eine letzte Konzession »de mettre le gouvernement français dans son tort«. Die Sache wird jedenfalls in unseren Kammern zur Sprache kommen, daher einige Öffentlichkeit erhalten, und dürfte es vielleicht wichtig sein, daß konstatiert werden könnte, an wem eigentlich die Schuld des Bruches liegt."

In seinem Briefe an Reuß vom 6. Februar 1862 kam Bernstorff eingehender auf diese Angelegenheit zurück.**)

„Ich halte nach den neuesten französischen Eröffnungen an der Hoffnung fest auf ein Zustandekommen der Handelsvertragsangelegenheit und ich bin fest entschlossen alles zu tun, was ich kann, um den Abschluß zu Ende zu bringen. Wenn man soweit gekommen ist, darf man nicht unverrichteter Sache stehen bleiben, und ich lege jetzt doppelten Wert darauf, in ein möglichst gutes Verhältnis mit Frankreich zu treten, da Österreich und seine Satelliten eine an aggressive Feindseligkeit gegen uns nahe grenzende Stellung einzunehmen sich nicht scheuen.' Daß unsere Kommissarien gegen das Zustandekommen des Vertrages oder überhaupt sehr antifranzösisch seien, ist durchaus ungegründet, insbesondere was Philippsborn betrifft. Daß sie nicht mitunter steifer sind, als vielleicht nötig, will ich nicht behaupten, aber das ist nur aus Gewissenhaftigkeit der Fall, und da helfe ich dann nach Möglichkeit nach. Dagegen ist De Clercq ein höchst unangenehmer und in den Konferenzen, wie ich wiederholt gehört, geradezu grober Patron, der die Unterhandlungen dadurch sehr erschwert, während La Tour sich alle Mühe gibt. Die Zugeständnisse wegen der Vorhäfen und des Termins vom 1. Januar 1866 sind jedenfalls viel wert. In der Tariffrage wünsche ich aber dringend, daß die neuesten Forderungen nicht das letzte Wort Frankreichs seien. Wir werden in diesen Tagen wieder eine Konferenz haben, an der ich mit v. der Heydt und Patow teilnehme".

*) Reuß berichtet noch, Thouvenel habe ihm gesagt, Frankreich sei bereit, den 1. Januar 1866 (als Termin für das Inkrafttreten des Handelsvertrages) anzunehmen, „wenn der Vertrag auf 12 Jahre abgeschlossen wird!"

**) Privatschreiben.

dazu benutzen, durch augenblickliche Intervention für Dänemark, Besitz von demselben einschließlich Schleswigs zu nehmen und sich dann mit uns über die Teilung der Monarchie nach dieser societas leonina zu verständigen. Es wäre höchst interessant und wichtig, zu wissen, ob und wie weit der französische Kaiser ihn in solchen Plänen bestärkt oder gar aufgemuntert hat, bzw. eventuell unterstützen würde. Die Inseln, zur Not auch Jütland, könnte man ihm ja gerne gönnen, aber Schleswig niemals, und was würde nach solchen Plänen Napoleons, wenn sie wirklich vorhanden sind, aus den Herzogtümern werden? Würde er darein willigen, daß sie uns zugute kommen, ohne daß er selbst etwas profitierte? Wo würde eventuell solcher Profit für ihn zu suchen sein? Dies sind Fragen, mein bester Prinz, die ich nicht ihm oder Thouvenel vorgelegt zu sehen wünsche, die ich mir selbst aber oft vorlege und die ich Ihrem eigenen Nachdenken, bzw. Ihrer Nachforschung empfehlen möchte, soweit sich irgend Anhaltspunkte auffinden lassen, welche Ihnen zur Beurteilung bzw. Beantwortung derselben dienen könnten." — —

„Was die Frage der Herzogtümer betrifft", antwortete Reuß am 15. Januar auf diesen Brief, „so werden Euer Exzellenz aus meinem heute abgehenden Berichte geneigtest ersehen, wie man hierseits es offen ausspricht, daß man in dieser Frage Preußen gefällig sein möchte. Diese Gefälligkeit geht aber immer nur bis zur Eider. Sobald die Frage darüber hinaus ausgedehnt werden sollte, taucht stets die Idee einer europäischen Konferenz auf, wie solches Thouvenel auch an La Tour d'Auvergne geschrieben hat. Man hat hier nun einmal keine Lust, sich auf juristische Diskussionen über die Rechte der deutschen Herzogtümer einzulassen, weshalb auch der Minister bisher stets einer eingehenden Besprechung dieses Punktes ausgewichen ist.

„Daß der Kaiser Napoleon den skandinavischen Plänen des Königs Karl XV. nicht abhold ist, das scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen. Eure Exzellenz wollen sich geneigtest des französischen Privatbriefes erinnern, welchen ich in den ersten Tagen des Dezember von Compiègne aus an Sie zu richten mich beehrte und worin ich die Äußerungen des Kaisers über diesen Gegenstand wiedergab. Er sagte mir damals, daß, wenn die schwedischen

Pläne zur Ausführung kämen, die Frage der Herzogtümer am leichtesten eine Lösung finden dürfte, indem Schweden, wenn es ganz Dänemark annektiere, nicht große Schwierigkeiten machen würde, sich über Schleswig mit Deutschland zu verständigen; daß aber für eine solche Lösung ein Thronwechsel in Dänemark abgewartet werden müsse und dann entweder ein europäischer Kongreß oder die »événements« die Sache endgültig entscheiden würden.

„Die Fragen, welche Eure Exzellenz an diesen Gedanken knüpfen, habe ich mir selbst häufig vorgelegt und nach sorgfältiger Beobachtung der hiesigen Auffassungen im allgemeinen mir dieselben ungefähr in folgender Weise zu beantworten gesucht:

„Es scheint mir nicht wahrscheinlich, daß der Kaiser darein willigen werde, daß uns die Herzogtümer zugute kämen, ohne daß er dabei selbst etwas profitierte. Ich glaube, daß in dieser Beziehung dieselben Ideen bei ihm obwalten, wie ich solche bei meiner Anschauung der deutschen Frage stets vorausgesetzt. Schon vor einem Jahre sagte mir Lord Cowley, der damals vielfach über die Frage der Herzogtümer mit dem hiesigen Gouvernement verhandelt hatte: »si vous songez à incorporer les duchés, à les prendre pour vous, alors vous ferez bien d'envoyer une forte armée sur le Rhin pour défendre votre frontière; car jamais l'Empereur ne restera un spectateur tranquille d'un agrandissement de la Prusse.« Verschiedene Äußerungen von anderen Personen, welche imstande sind, einigermaßen von den Plänen des Kaisers in dieser Beziehung unterrichtet zu sein, haben mein Urteil über diesen Punkt nur bestärken können."

Reuß verschwieg Bernstorff bei dieser Gelegenheit auch nicht, daß die preußische Depesche vom 20. Dezember 1861 noch immer in Paris nachwirke und böses Blut mache, weil sie als eine Wiederbelebung des einstigen „Radowitzschen Programms" aufgefaßt werde. Freilich stehe Napoleon auf einem anderen Standpunkt als das große Publikum. So sagte Drouyn de L'huys, der mit den Ansichten des Kaisers wohl vertraut war, am 8. Februar 1862 zu Reuß:*) „Die Vermehrung der preußischen Macht ist ein all-

*) Reuß an Bernstorff. (Vertrauliches Schreiben.) Paris, 9. Februar 1862.

gemeines europäisches Interesse und Frankreich wird sich daher dieser Vermehrung nicht wiedersetzen". Allerdings fügte der Franzose erläuternd hinzu, daß Preußen offenbar „nicht stark genug sei, um die ihm zugedachte Rolle allein durchzuführen; es müsse sich deshalb »an einen Stärkeren« halten. Im Bunde mit einem solchen werde es »ein Gegengewicht von Bedeutung sowohl gegen den nordischen Koloß als gegen Österreich« bilden".

Am 21. Februar konnte Bernstorff Bismarck bereits genaueres mitteilen:*) „In der dänischen Sache ist Frankreich willfährig, und La Tour hat mir vor drei Tagen ganz vertraulich mitgeteilt, daß es nicht gegen die Teilung Schleswigs sein würde. Wenn derselben Idee bei Rußland und England Eingang zu verschaffen wäre, so hätten wir viel gewonnen, und die Möglichkeit einer Abmachung dieser Angelegenheit wäre gegeben. Das englische Kabinett, obgleich der Erfinder dieser Idee, erklärt sich aber jetzt dagegen, und zwar, weil Dänemark den Plan nicht will. Dem kann man nur entgegensetzen, daß Deutschland die dänischen Pläne nicht will, und dies doch wenigstens ebensoviel Gewicht hat, und daß, wenn Europa den Plan vernünftig findet und durchführen will, es auf Dänemarks Willen gar nicht ankommt. Wenn Rußland daher zu gewinnen wäre, und wir so zwei der europäischen Großmächte für uns hätten, so würde ich es schon entweder auf den Versuch einer Konferenz oder auf den Krieg ankommen lassen. Mit Frankreichs Einverständnis können wir diesen führen, ohne dasselbe nicht!"

Im März kam Thouvenel in einem Gespräche mit Reuß wieder auf den Plan zurück. Er betonte, daß Frankreich den Wunsch nach einer europäischen Konferenz hege, und bedauerte, daß Preußen diesem Gedanken nicht mehr entgegenkomme. Allerdings wünsche Napoleon keine Konferenz mit Vorbedingungen, sondern wolle auf derselben nur in vollkommener Freiheit erscheinen. Es war natürlich, daß Preußen zögerte, auf einen solchen Vorschlag einzugehen, und einen Kongreß gutzuheißen, den es ohne bestimmte Garantien betreten sollte.**)

*) Bismarck-Jahrbuch. VI. S. 128. Bernstorff an Bismarck. Privatschreiben. Berlin, 21. Februar 1862.

**) Frankreich hatte schon damals den Hintergedanken, Luxemburg als Dank für etwaige Zugeständnisse an Preußen in der schleswig-holsteinischen

Bernstorff an Reuß.

Berlin, 1. April 1862. (Privatschreiben.)

„Mein teuerster Prinz!

„Sie erhalten heute eine Depesche in bezug auf die dänische Frage, welche so eingerichtet ist, daß Sie sie, ohne zu sagen, daß Sie dazu ermächtigt sind, Herrn Thouvenel vorlesen können; doch bitte ich, ihm keine Abschrift davon zu lassen.

„P. de la Tour d'Auvergne hat mir ein französisches Memoire der dänischen Regierung vorgelesen, welches beweisen soll, daß wir

---

Angelegenheit einzuheimsen. So schrieb der damalige französische Gesandte in Berlin, Fürst De la Tour d'Auvergne, an Thouvenel in einem eigenhändigen Briefe vom 1. April 1862 aus Berlin: „Die Idee, der zufolge wir, für den sehr wahrscheinlichen Fall einer Auflösung der dänischen Monarchie und einer wertvollen Territorialvergrößerung Preußens im Norden Deutschlands, das Großherzogtum Luxemburg als Kompensation für uns reklamieren, ist offenbar eine wohldurchdachte und anwendbare, was freilich nicht ganz genau so viel sagen will, daß sie auch ausführbar sei. In jedem Falle muß man sich mit dieser Idee beschäftigen und sie reifen lassen. Auch wäre es gefährlich, sie Leuten gegenüber zu oft durchblicken zu lassen, die so bärbeißige Begriffe von nationaler Ehre haben, wie man sie in Berlin seit einiger Zeit zur Schau trägt. Ich kenne kaum jemand anderen als Herrn v. Bismarck, dem man vielleicht ohne zu viel Gefahr darüber Eröffnungen machen könnte!"

Das Schreiben fand sich später unter den Rouherschen Papieren. Bismarck sandte es 1871 aus Berlin an Bernstorff nach London mit folgendem amtlichen Schreiben vom 14. November jenes Jahres:

„Im Anschluß an die Veröffentlichung des Reichsanzeigers, über deren Eindruck in England Eure Exzellenz unter dem 29. v. Mts. berichtet haben, übersende ich Ihnen ergebenst Abschrift eines Briefes des damaligen französischen Gesandten hierselbst, Prinzen de la Tour d'Auvergne, vom 1. April 1862, der sich im Original unter den Rouherschen Papieren gefunden hat. Derselbe beweist, daß lange vorher, ehe die Ereignisse von 1866 den Territorialbestand Preußens verändert und die Bundesverfassung beseitigt hatten, die französische Regierung sich mit dem Gedanken beschäftigte, das Großherzogtum Luxemburg an Frankreich zu bringen. Eure Exzellenz wollen gefälligst dem Grafen Granville unter Hinweisung auf die Bedeutung des Datums die Anlage vertraulich mitteilen und ihn, wenn er den Wunsch äußern sollte, Abschrift davon nehmen lassen. Der Brief ist ganz eigenhändig vom Fürsten La Tour geschrieben. Die Andeutung, welche eine bis an die Nordspitze Luxemburgs ausgedehnte Gebietserweiterung Frankreichs für Belgien gehabt haben würde, wollen Eure Exzellenz beiläufig hervorheben. Bismarck."

nichts mit Schleswig zu tun haben, und welches unter anderem seine historischen Lügen damit beginnt, zu sagen, die Vereinigung Schleswigs und Holsteins habe im Jahre 1834 begonnen. Da namentlich wieder von dänischer Seite behauptet wird, daß der Bundestag das Abkommen von 1852 nur in bezug auf Holstein und Lauenburg genehmigt und von Schleswig gar keine Notiz genommen habe, so lasse ich jetzt eine französische Übersetzung von einem vortrefflichen Promemoria anfertigen, welches Graf Schlieffen schon im Jahre 1860 angefertigt hat und wodurch die Nichtigkeit dieser Behauptung dargetan wird. Es ist seinerzeit dem Grafen Pourtalès mittels Privatbriefs des Herrn v. Gruner nebst einer hier angefertigten unbrauchbaren französischen Übersetzung übersandt worden; ich weiß aber nicht, ob und welchen Gebrauch er davon gemacht hat. Jedenfalls ist es gut, daß man solche Dinge so oft als möglich wieder sage, und daß man das letzte Wort behalte. Baron Carl v. Plessen, der sehr gescheite Präsident der letzten holsteinischen Ständeversammlungen, wird sich bei Ihnen in Paris vorstellen, und bitte ich Sie, ihn freundlich zu empfangen. Ich habe ihn jetzt nicht gesehen, kenne ihn aber nun mehr als 30 Jahre und bin gebeten, ihn Ihnen zu empfehlen.

„Es tauchen allerhand Projekte auf: der hannoversche Graf Platen hat auf die durch Graf Kielmannsegge an ihn gelangte Aufforderung Lord Russells ein solches nach London geschickt, worin er nun neben einer gemeinsamen Volksvertretung nach Kopfzahl noch ein Staatenhaus fordert, worin die einzelnen Landesteile kuriatim vertreten wären. — Vollkommen unannehmbar! Baron Blome-Heiligenstetten, welcher hier von einem Zahngeschwür auf der Durchreise aufgehalten wird, und den ich deshalb noch nicht gesehen habe, noch überhaupt kenne, hat ein anderes Projekt: die Teilung Schleswigs in administrativer Hinsicht und daneben noch eine gemeinsame Vertretung aller Teile der Monarchie — gleich unannehmbar.

„Wir müssen und werden zunächst auf dem Standpunkt von 1852 stehen bleiben und die volle Erfüllung der Verpflichtungen Dänemarks fordern. Erst wenn es erklärt, dies nicht zu wollen oder zu können, muß man eine andere Basis suchen, und dann ist unserer Ansicht nach die vernünftigste und annehmbarste: die

Teilung Schleswigs und vollständige bloße Personal-union zwischen der deutschen und der dänischen Hälfte der Monarchie. Wir wollen daher auch jetzt in keiner Weise drängen, um diese Ideen durchzuführen. Nur wenn man uns zur Konferenz drängt, müssen wir diese Basis als conditio sine qua non hinstellen, vorderhand aber noch davon ausgehen, daß wir unsere Forderungen gegen Dänemark selbst und allein durchsetzen können und werden. Ich bemerke dies hier besonders, weil La Tour mir vor einigen Tagen sagte, Thouvenel schreibe ihm privatim: „Reufs devient pressant." Nicht, daß ich glaube, daß Sie im geringsten zu weit in dieser Hinsicht gegangen wären! Aber ich wollte es Ihnen nur sagen, weil die anderen Mächte sich natürlich gern den Anschein geben möchten, als wenn sie uns einen Gefallen täten, indem sie unserem Drängen nachgäben und deshalb bereit wären, ein expédient wie die Teilung Schleswigs eventuell anzunehmen. Die Idee einer Ausscheidung Holsteins aus dem Deutschen Bunde können Sie nicht emphatisch genug zurückweisen. Nicht um einem Krieg mit ganz Europa zu entgehen, würden wir jemals in eine so unwürdige Idee willigen. Als Baron Blome die desfallsigen Insinuationen des dänischen Kommissars zurückwies und die Versammlung zur Zustimmung aufforderte, erhob sie sich enthusiastisch zum Zeichen der Zustimmung ohne eine einzige Ausnahme! Wie schlecht muß Thouvenel unterrichtet sein, wenn er wirklich glaubt, was er sagt!" — —

Inzwischen setzten die Dänen einen Aufschub des Bundesexekutionsverfahrens durch. Ihr Wort aber, das sie hinsichtlich des holsteinischen Beitrags zum Gesamtbudget gegeben, daß sie nämlich mit den Positionen des Normalbudgets zufrieden sein wollten, brachen sie. Die Zirkulardepesche Bernstorffs vom 27. Juni legte Protest dagegen ein, daß aus dem Reservefonds Holsteins die Quote zum Mehrbedarf von der dänischen Regierung entnommen worden sei.

Abermals begannen nun internationale Verhandlungen, die das Ziel verfolgten, das Wirrsal der Schleswig-holsteinischen Frage durch europäische Übereinkunft zu ordnen. . . . „Der Kaiser wird", schrieb Bismarck damals an Bernstorff — — „uns in betreff

Schleswigs so weit entgegenkommen, als er kann, d. h. er wird die Teilung Schleswigs befürworten, wenn wir es verlangen, und damit auch bei Rußland wahrscheinlich durchdringen, bei England und Österreich aber schwerlich, und überwerfen wird er sich mit England deshalb nicht. Bevor wir nicht Dänemark auf der See gewachsen sind, sollten wir m. E. über die Frage kein Wort weiter verlieren. Mit drei oder vier Panzerschiffen aber wären wir in der Lage, sie zu erledigen!"*) Am 28. Juni machte Napoleon Bismarck, wie letzterer nach Berlin meldete, den Vorschlag eines Bündnisses, „einer »diplomatischen« Allianz, in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens annähme und für schwierige Lagen aufeinander rechnen lerne". Zugleich aber gab der Kaiser Bismarck zu verstehen, daß Österreich ihm — aus Sorge über eine preußisch-russisch-französische Entente (die gleichzeitige Ernennung Bismarcks und Budbergs nach Paris spielte hier mit hinein — wichtige Anerbietungen gemacht. Bismarck zweifelte nicht an dem guten Willen Rußlands und Frankreichs, wie er sarkastisch bemerkte, „ihre Intimität mit Österreich im Hinblick auf zukünftige Ereignisse zu sichern". Gortschakoff, fuhr er fort, arbeite an der Lösung des westmächtlichen Bundes, und Österreich werde gern das linke Rheinufer opfern, wenn es nur auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Übergewicht seines Einflusses gewinne."**) So viel stand fest, daß auf die Zusagen Napoleons hinsichtlich Schleswigs nicht sicher vertraut werden konnte. Da er sein Eintreten für den preußischen Standpunkt in der Sache der Elbherzogtümer nur gegen Kompensationen gewähren wollte, so lief Preußen stets Gefahr, dabei von anderen Mächten überboten zu werden. Auch der Kongreß, den der Kaiser zur Lösung der schleswig-holsteinischen Wirren befürwortete, hatte ja nur den Zweck, Frankreich die willkommene Gelegenheit zu geben, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wieder einmal einen Beutezug zu tun.***)

*) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 147. Bismarck an Bernstorff. Paris, 16. Juni 1862. (Privatschreiben.) Bismarck schreibt, er sei sich bei den Anträgen des Kaisers vorgekommen wie Joseph gegenüber jenen der Frau Potiphar.

**) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 153. Bismarck an Bernstorff. Paris, 28. Juni 1862.

***) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 157. Bismarck an Bernstorff. Paris, 15. Juli 1862. Die Teilung Schleswigs würde vom Kaiser, so schrieb er, be-

Unter diesen Umständen mußte Bernstorff erkennen, daß die Idee einer durchgreifenden Aktion in dieser Frage zunächst aussichtslos sei. Er suchte deshalb ein Arrangement zustande zu bringen, durch welches bis auf weiteres den Rechten der Schleswig-Holsteiner im Rahmen der dänischen Gesamtmonarchie Rechnung getragen werden sollte.

Schon in London hatte Bernstorff es unternommen, Lord John Russell, dessen humanen Sinn er kannte, über die Rechte Schleswig-Holsteins aufzuklären. Als Minister fuhr er dann in diesen Bemühungen fort. Lord Loftus setzte er in längerem Gespräch eingehend seine Ideen und Pläne auf jenem Gebiete auseinander.*) Loftus verfaßte über diese Unterhaltung ein Memorandum — dasselbe wurde von ihm nur als private Angelegenheit behandelt — und sandte es an Lord Russell. Auf diesem Memorandum basiert das Projekt, welches der letztere in seiner Depesche vom 14. September an Mr. William Lowther, den Vertreter des inzwischen verreisten Lord Loftus, sandte. Russell verlangte für Schleswig volle Autonomie mit Selbstregierung in allen inneren Angelegenheiten, ferner die Feststellung eines Normalbudgets durch vier Parlamente (Holstein, Schleswig, Lauenburg, Dänemark) auf zehn Jahre. Zuschüsse zu diesem Budget sollten jährlich von jeder dieser ständischen Versammlungen gemäß ihrer Quote bewilligt werden. Diese Vorschläge waren im wesentlichen der Anregung Bernstorffs zu verdanken.

Es wurde deshalb ein volles Einverständnis erzielt, wie ein Bericht von William Lowther über eine Auseinandersetzung mit dem Grafen bestätigt, der sich unter Bernstorffs nachgelassenen Papieren in Abschrift findet.**) Derselbe ist zu umfangreich und weitschweifig, um hier wiedergegeben zu werden. Bernstorff stellte als Ergebnis dieses Gespräches fest, man wolle befürworten, daß

dingungslos zugestanden werden, wenn die Frage auf einem Kongreß oder infolge anderweitiger Komplikationen sich naturgemäß stelle.

*) „Diplomatische Erinnerungen" von Lord A. Loftus. II, S. 235 bis 237. (Tauchnitz-Edition.)

**) „Substance of observations of Count Bernstorff on proposals contained in Earl Russells Private Letter of August 1862 for the arrangement of the Danish Duchies Question." (Bericht William Lowthers an Russell,

die verschiedenen Teile der dänischen Monarchie, Holstein, Lauenburg, Schleswig und das eigentliche Dänemark, auf den Fuß vollständiger Gleichberechtigung gesetzt werden sollten. Es dürfe also weder ein gemeinsames Gesetz noch eine gemeinsame Maßregel Gültigkeit erlangen, die nicht von jedem einzelnen dieser Länder vorher sanktioniert worden sei. Nur die volle Gleichheit dieser vier Staaten oder „Faktoren" (so nannte er dieselben) könne die Basis für eine bleibende Verständigung mit Deutschland bilden. Im weiteren Verlaufe der Konversation betonte dann Bernstorff, daß das überwiegende Element in Schleswig im wesentlichen das deutsche sei, und daß alle Versuche Dänemarks mißlungen wären, ein Vorwiegen des dänischen Elementes künstlich zustande zu bringen. Er stellte sich durchaus auf den Boden der Anschauung von der festen und unzertrennlichen Zusammengehörigkeit Holsteins, Lauenburgs und Schleswigs, die durch Sprache, gemeinsame Abstammung und Tradition begründet sei. Dabei warf er den Gedanken hin, wie es der weiseste und leichteste Ausweg aus der gegenwärtigen Lage sein würde, zwei Volksvertretungen (oder Faktoren) anstatt vier für die Verwaltung der dänischen Monarchie einzurichten. In der einen derselben könnten Schleswig, Holstein und Lauenburg zusammengefaßt werden. Hierauf legte er Verwahrung gegen die Übergriffe des dänischen Reichsrates ein, durch die eine „de facto-Einverleibung" Schleswigs herbeigeführt worden sei. Durch diese de facto-Einverleibung, sagte er, wären die Verpflichtungen, die der König von Dänemark gegen Deutschland eingegangen, in schwerer Weise verletzt. Zur Sanktionierung eines solchen Zustandes aber vermöge er, Bernstorff, niemals seine Zustimmung zu geben, denn gerade in diesem Punkte liege die prinzipielle Differenz zwischen Dänemark und Deutschland. Das deutsche Volk verlange die vollständige Autonomie Schleswigs, in derselben Weise, wie Holstein, Lauenburg und das eigentliche Dänemark sie hätten. Auch könne die Autonomie — so schloß Bernstorff seine Erklärung — niemals als eine wirkliche und die

15. September 1862.) Lowther bemerkt am Schlusse, daß sich ein völliges Einverständnis der Russellschen und der Bernstorffschen Anschauungen ergeben habe. Bernstorffs Ideen seien Russell durchweg sympathisch.

Wünsche Deutschlands tatsächlich befriedigende angesehen werden, solange Schleswig im dänischen Reichsrat vertreten sei.*)

Die englische Note vom 24. September 1862 war zum größten Teile die Frucht dieser Besprechungen. Allerdings war bei ihrer Abfassung auch der Entwurf der holsteinschen Stände von 1859 mit herangezogen worden. Rußland, Österreich und Preußen schlossen sich diesen britischen Propositionen an, die jedoch am 6. November von Dänemark in der rücksichtslosesten Weise zurückgewiesen wurden. Auch allen weiteren Mahnungen Englands verschloß man sich in Kopenhagen trotzig, so daß die internationalen Verhandlungen eingestellt werden mußten.

Niemand beklagte diesen Ausgang tiefer als Bernstorff. Trotzdem konnte er mit Stolz sagen, daß er für die Sache des deutschen Bruderstammes auf das eifrigste eingetreten sei. Leider hat die Kürze der Ministerlaufbahn Bernstorffs die Ausführung der Ideen verhindert, mit denen er sich im Hinblicke auf Schleswig-Holstein trug. Sein Trost blieb der Gedanke, es müsse über kurz oder lang doch die Zeit kommen, wo Preußen infolge des hartnäckigen dänischen Widerstandes genötigt sein würde, Ernst zu machen, wenn auch mit den Waffen in der Hand. Damals freilich war infolge der ungünstigen europäischen Verhältnisse der Augenblick dazu noch nicht gekommen. Erst zwei Jahre später sollte Bernstorff die Erfüllung seiner Wünsche erleben. Wie jubelte er mit den Seinen, als nach London zu ihm die Kunde drang, daß es Bismarck gelungen sei, Österreich für ein energisches Vorgehen gegen Dänemark zu gewinnen. Was ihm als Minister auszuführen nicht beschieden gewesen, wurde ihm, wenn auch in kleinerem Maßstabe, als Vertreter Preußens auf der Londoner Konferenz zuteil. Den Tag

*) In einem Gespräche mit Bernhardi (siehe Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Band V, S. 270 bis 273) vom 30. Dezember 1863 hat sich später Bernstorff über diesen Punkt noch geäußert. Bernhardi schreibt: „Er ist es (so sagt Bernstorff), der, während er Minister war, Schleswig wieder in die Diskussion gezogen hat, nachdem man uns zehn Jahre lang beständig wiederholt hatte, Schleswig geht uns gar nichts an, über Schleswig hätten wir gar nicht mitzureden. Er (Bernstorff) hat das bewirkt, indem er in dieser Frage immerfort in der Initiative blieb und sie selbst wieder zur Sprache brachte, so daß Preußen sie als leitende Macht in der Sache betrieb.“

zählte er jedenfalls zu den schönsten seines Lebens, an dem die englischen Staatsmänner ihm zugestanden, die preußischen Delegierten hätten die Konferenz als „Herren der Situation" verlassen.

Im politischen Verkehr mit Preußens östlichem Nachbarn suchte Bernstorff soweit als irgend möglich die alten guten preußisch-russischen Beziehungen zu erhalten oder wieder herzustellen. Er hatte bittere Erfahrungen im Laufe seines bisherigen Lebens mit der russischen Diplomatie gemacht — das hinderte ihn jedoch keinen Augenblick, diese Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, sobald das Staatsinteresse Preußens in Frage kam. Bei der Behandlung Rußlands, dessen auswärtige Politik Fürst Gortschakoff leitete, galt es um so vorsichtiger zu sein, als der preußische Einfluß schon seit längeren Jahren in Petersburg sich im Abnehmen befand. Daraus hatte auch Bismarck während seiner Gesandtschaftszeit an der Newa kein Hehl gemacht*): „Die langjährige politische Solidarität Preußens und Rußlands", schrieb er in einem Privatbriefe an Bernstorff vom 25. November 1861, „war für uns nur von zweifelhaftem Vorteil; die intimen Beziehungen der beiden Höfe haben noch heute einen Halt an der Person des Kaisers, wenn auch Stellungen, wie sie General Rauch und Graf Münster zum Kaiser Nikolaus hatten, heute nicht mehr möglich sein würden. Von den anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie sind uns Großfürst Konstantin, der Prinz von Oldenburg und der Herzog von Mecklenburg feindlich gesinnt, ersterer vom russischen, die beiden anderen vom deutsch-mittelstaatlichen Standpunkte aus; die übrigen Großfürsten geben keine politischen Lebenszeichen. Die weiteren politischen Kreise sind nicht übelwollend für uns, aber durchaus kühl, wir imponieren ihnen durch keinen äußeren Glanz von Ereignissen; was bei uns vorgeht, ist ihnen gleichgültig. Ein gewisses Dankgefühl für unser Verhalten im orientalischen Kriege hält noch vor, und der Haß gegen Österreich veranlaßt zu relativ wohlwollenden

*) Wenn auf eine Anzahl bereits gedruckter Briefe des Fürsten Bismarck (Bismarck-Jahrbuch VI, S. 105—194) hier nochmals näher eingegangen wird, so habe ich dafür folgenden Grund: Die Briefe sind ein integrierender Teil des Bernstorffschen Nachlasses über jene Zeit und durch verfrühte Publikation aus dem Zusammenhang herausgerissen.

Seitenblicken auf uns. Im ganzen aber ist die Entfremdung, ich möchte sagen das Vergessen Preußens im Steigen. Man wirft uns vor, daß es auf unserer Seite nicht anders sei."

Trotzdem ging Bismarck im Einverständnisse mit Bernstorff mit Nachdruck an das Werk, diese Beziehungen wieder zu bessern. In der polnischen Frage riet Bismarck, sich ganz auf den Standpunkt Rußlands zu stellen und auf die Sympathien des landläufigen deutschen Liberalismus für die Polen keine Rücksicht zu nehmen. „Jeder Erfolg der polnischen Nationalbewegung", schrieb er in demselben Briefe an Bernstorff, „ist eine Niederlage für Preußen, und wir können den Kampf gegen dieses Element nicht nach den Regeln der bürgerlichen Gerechtigkeit, sondern nur nach denen des Krieges führen. Der Polonismus mit allen seinen Einzelheiten kann von uns nicht humanistisch und unparteiisch, sondern nur feindselig beurteilt werden .... Zwischen uns und irgendwelchem Versuch zur Herstellung Polens ist kein Friede möglich .... Gortschakoff wirft mir ohnehin schon vor, daß wir von Rußland die gewaltsame Unterdrückung der polnischen Nationalbewegung verlangen und sie unserseits nur mit aller Schonung unserer liberalen Reputation anfassen."

Bernstorff stellte sein volles Einverständnis mit diesen Ansichten Bismarcks in bezug auf die Polen fest. „Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden", antwortete er am 7. Dezember, „daß zwischen uns und irgendwelchem Versuche zur Herstellung Polens kein Friede möglich ist. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir daher alle unsere Beurteilungen und Handlungen in betreff Polens ausgehen lassen!"*) In der Tat hat Bernstorff auf dem Gebiete der polnischen Frage jede Handlung vermieden, die in Petersburg irgendwie als russenfeindlich hätte gedeutet werden können. So besserte sich das Verhältnis der beiden Staaten in erfreulicher Weise. Einige Monate lang schien dies anders zu werden, als Bismarck von Petersburg abberufen wurde, ein Vorgang, der Gortschakoff für einige Zeit wieder recht verstimmte. Nachweislich ist jedoch Bernstorff in keiner Weise für

*) Bismarck-Jahrbuch VI, 116. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 7. Dezember 1861 (Privatschreiben).

gemeines europäisches Interesse und Frankreich wird sich daher dieser Vermehrung nicht wiedersetzen". Allerdings fügte der Franzose erläuternd hinzu, daß Preußen offenbar „nicht stark genug sei, um die ihm zugedachte Rolle allein durchzuführen; es müsse sich deshalb »an einen Stärkeren« halten. Im Bunde mit einem solchen werde es »ein Gegengewicht von Bedeutung sowohl gegen den nordischen Koloß als gegen Österreich« bilden".

Am 21. Februar konnte Bernstorff Bismarck bereits genaueres mitteilen:*) „In der dänischen Sache ist Frankreich willfährig, und La Tour hat mir vor drei Tagen ganz vertraulich mitgeteilt, daß es nicht gegen die Teilung Schleswigs sein würde. Wenn derselben Idee bei Rußland und England Eingang zu verschaffen wäre, so hätten wir viel gewonnen, und die Möglichkeit einer Abmachung dieser Angelegenheit wäre gegeben. Das englische Kabinett, obgleich der Erfinder dieser Idee, erklärt sich aber jetzt dagegen, und zwar, weil Dänemark den Plan nicht will. Dem kann man nur entgegensetzen, daß Deutschland die dänischen Pläne nicht will, und dies doch wenigstens ebensoviel Gewicht hat, und daß, wenn Europa den Plan vernünftig findet und durchführen will, es auf Dänemarks Willen gar nicht ankommt. Wenn Rußland daher zu gewinnen wäre, und wir so zwei der europäischen Großmächte für uns hätten, so würde ich es schon entweder auf den Versuch einer Konferenz oder auf den Krieg ankommen lassen. Mit Frankreichs Einverständnis können wir diesen führen, ohne dasselbe nicht!"

Im März kam Thouvenel in einem Gespräche mit Reuß wieder auf den Plan zurück. Er betonte, daß Frankreich den Wunsch nach einer europäischen Konferenz hege, und bedauerte, daß Preußen diesem Gedanken nicht mehr entgegenkomme. Allerdings wünsche Napoleon keine Konferenz mit Vorbedingungen, sondern wolle auf derselben nur in vollkommener Freiheit erscheinen. Es war natürlich, daß Preußen zögerte, auf einen solchen Vorschlag einzugehen, und einen Kongreß gutzuheißen, den es ohne bestimmte Garantien betreten sollte.**)

*) Bismarck-Jahrbuch, VI. S. 128. Bernstorff an Bismarck. Privatschreiben. Berlin, 21. Februar 1862.

**) Frankreich hatte schon damals den Hintergedanken, Luxemburg als Dank für etwaige Zugeständnisse an Preußen in der schleswig-holsteinischen

Bernstorff an Reuß.

Berlin, 1. April 1862. (Privatschreiben.)

„Mein teuerster Prinz!

„Sie erhalten heute eine Depesche in bezug auf die dänische Frage, welche so eingerichtet ist, daß Sie sie, ohne zu sagen, daß Sie dazu ermächtigt sind, Herrn Thouvenel vorlesen können; doch bitte ich, ihm keine Abschrift davon zu lassen.

„P. de la Tour d'Auvergne hat mir ein französisches Memoire der dänischen Regierung vorgelesen, welches beweisen soll, daß wir

---

Angelegenheit einzuheimsen. So schrieb der damalige französische Gesandte in Berlin, Fürst De la Tour d'Auvergne, an Thouvenel in einem eigenhändigen Briefe vom 1. April 1862 aus Berlin: „Die Idee, der zufolge wir, für den sehr wahrscheinlichen Fall einer Auflösung der dänischen Monarchie und einer wertvollen Territorialvergrößerung Preußens im Norden Deutschlands, das Großherzogtum Luxemburg als Kompensation für uns reklamieren, ist offenbar eine wohldurchdachte und anwendbare, was freilich nicht ganz genau so viel sagen will, daß sie auch ausführbar sei. In jedem Falle muß man sich mit dieser Idee beschäftigen und sie reifen lassen. Auch wäre es gefährlich, sie Leuten gegenüber zu oft durchblicken zu lassen, die so bärbeißige Begriffe von nationaler Ehre haben, wie man sie in Berlin seit einiger Zeit zur Schau trägt. Ich kenne kaum jemand anderen als Herrn v. Bismarck, dem man vielleicht ohne zu viel Gefahr darüber Eröffnungen machen könnte!"

Das Schreiben fand sich später unter den Rouherschen Papieren. Bismarck sandte es 1871 aus Berlin an Bernstorff nach London mit folgendem amtlichen Schreiben vom 14. November jenes Jahres:

„Im Anschluß an die Veröffentlichung des Reichsanzeigers, über deren Eindruck in England Eure Exzellenz unter dem 29. v. Mts. berichtet haben, übersende ich Ihnen ergebenst Abschrift eines Briefes des damaligen französischen Gesandten hierselbst, Prinzen de la Tour d'Auvergne, vom 1. April 1862, der sich im Original unter den Rouherschen Papieren gefunden hat. Derselbe beweist, daß lange vorher, ehe die Ereignisse von 1866 den Territorialbestand Preußens verändert und die Bundesverfassung beseitigt hatten, die französische Regierung sich mit dem Gedanken beschäftigte, das Großherzogtum Luxemburg an Frankreich zu bringen. Eure Exzellenz wollen gefälligst dem Grafen Granville unter Hinweisung auf die Bedeutung des Datums die Anlage vertraulich mitteilen und ihn, wenn er den Wunsch äußern sollte, Abschrift davon nehmen lassen. Der Brief ist ganz eigenhändig vom Fürsten La Tour geschrieben. Die Andeutung, welche eine bis an die Nordspitze Luxemburgs ausgedehnte Gebietserweiterung Frankreichs für Belgien gehabt haben würde, wollen Eure Exzellenz beiläufig hervorheben. Bismarck."

nichts mit Schleswig zu tun haben, und welches unter anderem seine historischen Lügen damit beginnt, zu sagen, die Vereinigung Schleswigs und Holsteins habe im Jahre 1834 begonnen. Da namentlich wieder von dänischer Seite behauptet wird, daß der Bundestag das Abkommen von 1852 nur in bezug auf Holstein und Lauenburg genehmigt und von Schleswig gar keine Notiz genommen habe, so lasse ich jetzt eine französische Übersetzung von einem vortrefflichen Promemoria anfertigen, welches Graf Schlieffen schon im Jahre 1860 angefertigt hat und wodurch die Richtigkeit dieser Behauptung dargetan wird. Es ist seinerzeit dem Grafen Pourtalès mittels Privatbriefs des Herrn v. Gruner nebst einer hier angefertigten unbrauchbaren französischen Übersetzung übersandt worden; ich weiß aber nicht, ob und welchen Gebrauch er davon gemacht hat. Jedenfalls ist es gut, daß man solche Dinge so oft als möglich wieder sage, und daß man das letzte Wort behalte. Baron Carl v. Plessen, der sehr gescheite Präsident der letzten holsteinischen Ständeversammlungen, wird sich bei Ihnen in Paris vorstellen, und bitte ich Sie, ihn freundlich zu empfangen. Ich habe ihn jetzt nicht gesehen, kenne ihn aber nun mehr als 30 Jahre und bin gebeten, ihn Ihnen zu empfehlen.

„Es tauchen allerhand Projekte auf: der hannoversche Graf Platen hat auf die durch Graf Kielmannsegge an ihn gelangte Aufforderung Lord Russells ein solches nach London geschickt, worin er nun neben einer gemeinsamen Volksvertretung nach Kopfzahl noch ein Staatenhaus fordert, worin die einzelnen Landesteile kuriatim vertreten wären. — Vollkommen unannehmbar! Baron Blome-Heiligenstetten, welcher hier von einem Zahngeschwür auf der Durchreise aufgehalten wird, und den ich deshalb noch nicht gesehen habe, noch überhaupt kenne, hat ein anderes Projekt: die Teilung Schleswigs in administrativer Hinsicht und daneben noch eine gemeinsame Vertretung aller Teile der Monarchie — gleich unannehmbar.

„Wir müssen und werden zunächst auf dem Standpunkt von 1852 stehen bleiben und die volle Erfüllung der Verpflichtungen Dänemarks fordern. Erst wenn es erklärt, dies nicht zu wollen oder zu können, muß man eine andere Basis suchen, und dann ist unserer Ansicht nach die vernünftigste und annehmbarste: die

Teilung Schleswigs und vollständige bloße Personalunion zwischen der deutschen und der dänischen Hälfte der Monarchie. Wir wollen daher auch jetzt in keiner Weise drängen, um diese Ideen durchzuführen. Nur wenn man uns zur Konferenz drängt, müssen wir diese Basis als conditio sine qua non hinstellen, vorderhand aber noch davon ausgehen, daß wir unsere Forderungen gegen Dänemark selbst und allein durchsetzen können und werden. Ich bemerke dies hier besonders, weil La Tour mir vor einigen Tagen sagte, Thouvenel schreibe ihm privatim: „Reuſs devient pressant.“ Nicht, daß ich glaube, daß Sie im geringsten zu weit in dieser Hinsicht gegangen wären! Aber ich wollte es Ihnen nur sagen, weil die anderen Mächte sich natürlich gern den Anschein geben möchten, als wenn sie uns einen Gefallen täten, indem sie unserem Drängen nachgäben und deshalb bereit wären, ein expédient wie die Teilung Schleswigs eventuell anzunehmen. Die Idee einer Ausscheidung Holsteins aus dem Deutschen Bunde können Sie nicht emphatisch genug zurückweisen. Nicht um einem Krieg mit ganz Europa zu entgehen, würden wir jemals in eine so unwürdige Idee willigen. Als Baron Blome die desfallsigen Insinuationen des dänischen Kommissars zurückwies und die Versammlung zur Zustimmung aufforderte, erhob sie sich enthusiastisch zum Zeichen der Zustimmung ohne eine einzige Ausnahme! Wie schlecht muß Thouvenel unterrichtet sein, wenn er wirklich glaubt, was er sagt!“ — —

Inzwischen setzten die Dänen einen Aufschub des Bundesexekutionsverfahrens durch. Ihr Wort aber, das sie hinsichtlich des holsteinischen Beitrags zum Gesamtbudget gegeben, daß sie nämlich mit den Positionen des Normalbudgets zufrieden sein wollten, brachen sie. Die Zirkulardepesche Bernstorffs vom 27. Juni legte Protest dagegen ein, daß aus dem Reservefonds Holsteins die Quote zum Mehrbedarf von der dänischen Regierung entnommen worden sei.

Abermals begannen nun internationale Verhandlungen, die das Ziel verfolgten, das Wirrsal der Schleswig-holsteinischen Frage durch europäische Übereinkunft zu ordnen. . . . „Der Kaiser wird“, schrieb Bismarck damals an Bernstorff — — „uns in betreff

Schleswigs so weit entgegenkommen, als er kann, d. h. er wird die Teilung Schleswigs befürworten, wenn wir es verlangen, und damit auch bei Rußland wahrscheinlich durchdringen, bei England und Österreich aber schwerlich, und überwerfen wird er sich mit England deshalb nicht. Bevor wir nicht Dänemark auf der See gewachsen sind, sollten wir m. E. über die Frage kein Wort weiter verlieren. Mit drei oder vier Panzerschiffen aber wären wir in der Lage, sie zu erledigen!"*) Am 28. Juni machte Napoleon Bismarck, wie letzterer nach Berlin meldete, den Vorschlag eines Bündnisses, „einer »diplomatischen« Allianz, in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens annähme und für schwierige Lagen aufeinander rechnen lerne". Zugleich aber gab der Kaiser Bismarck zu verstehen, daß Österreich ihm — aus Sorge über eine preußisch-russisch-französische Entente (die gleichzeitige Ernennung Bismarcks und Budbergs nach Paris spielte hier mit hinein — wichtige Anerbietungen gemacht. Bismarck zweifelte nicht an dem guten Willen Rußlands und Frankreichs, wie er sarkastisch bemerkte, „ihre Intimität mit Österreich im Hinblick auf zukünftige Ereignisse zu sichern". Gortschakoff, fuhr er fort, arbeite an der Lösung des westmächtlichen Bundes, und Österreich werde gern das linke Rheinufer opfern, wenn es nur auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Übergewicht seines Einflusses gewinne."**) So viel stand fest, daß auf die Zusagen Napoleons hinsichtlich Schleswigs nicht sicher vertraut werden konnte. Da er sein Eintreten für den preußischen Standpunkt in der Sache der Elbherzogtümer nur gegen Kompensationen gewähren wollte, so lief Preußen stets Gefahr, dabei von anderen Mächten überboten zu werden. Auch der Kongreß, den der Kaiser zur Lösung der schleswig-holsteinischen Wirren befürwortete, hatte ja nur den Zweck, Frankreich die willkommene Gelegenheit zu geben, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wieder einmal einen Beutezug zu tun.***)

*) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 147. Bismarck an Bernstorff. Paris, 16. Juni 1862. (Privatschreiben.) Bismarck schreibt, er sei sich bei den Anträgen des Kaisers vorgekommen wie Joseph gegenüber jenen der Frau Potiphar.

**) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 153. Bismarck an Bernstorff. Paris, 28. Juni 1862.

***) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 157. Bismarck an Bernstorff. Paris, 15. Juli 1862. Die Teilung Schleswigs würde vom Kaiser, so schrieb er, be-

Unter diesen Umständen mußte Bernstorff erkennen, daß die Idee einer durchgreifenden Aktion in dieser Frage zunächst aussichtslos sei. Er suchte deshalb ein Arrangement zustande zu bringen, durch welches bis auf weiteres den Rechten der Schleswig-Holsteiner im Rahmen der dänischen Gesamtmonarchie Rechnung getragen werden sollte.

Schon in London hatte Bernstorff es unternommen, Lord John Russell, dessen humanen Sinn er kannte, über die Rechte Schleswig-Holsteins aufzuklären. Als Minister fuhr er dann in diesen Bemühungen fort. Lord Loftus setzte er in längerem Gespräch eingehend seine Ideen und Pläne auf jenem Gebiete auseinander.*) Loftus verfaßte über diese Unterhaltung ein Memorandum — dasselbe wurde von ihm nur als private Angelegenheit behandelt — und sandte es an Lord Russell. Auf diesem Memorandum basiert das Projekt, welches der letztere in seiner Depesche vom 14. September an Mr. William Lowther, den Vertreter des inzwischen verreisten Lord Loftus, sandte. Russell verlangte für Schleswig volle Autonomie mit Selbstregierung in allen inneren Angelegenheiten, ferner die Feststellung eines Normalbudgets durch vier Parlamente (Holstein, Schleswig, Lauenburg, Dänemark) auf zehn Jahre. Zuschüsse zu diesem Budget sollten jährlich von jeder dieser ständischen Versammlungen gemäß ihrer Quote bewilligt werden. Diese Vorschläge waren im wesentlichen der Anregung Bernstorffs zu verdanken.

Es wurde deshalb ein volles Einverständnis erzielt, wie ein Bericht von William Lowther über eine Auseinandersetzung mit dem Grafen bestätigt, der sich unter Bernstorffs nachgelassenen Papieren in Abschrift findet.**) Derselbe ist zu umfangreich und weitschweifig, um hier wiedergegeben zu werden. Bernstorff stellte als Ergebnis dieses Gespräches fest, man wolle befürworten, daß

---

dingungslos zugestanden werden, wenn die Frage auf einem Kongreß oder infolge anderweitiger Komplikationen sich naturgemäß stelle.

*) „Diplomatische Erinnerungen“ von Lord A. Loftus. II, S. 235 bis 237. (Tauchnitz-Edition.)

**) „Substance of observations of Count Bernstorff on proposals contained in Earl Russells Private Letter of August 1862 for the arrangement of the Danish Duchies Question.“ (Bericht William Lowthers an Russell,

die verschiedenen Teile der dänischen Monarchie, Holstein, Lauenburg, Schleswig und das eigentliche Dänemark, auf den Fuß vollständiger Gleichberechtigung gesetzt werden sollten. Es dürfe also weder ein gemeinsames Gesetz noch eine gemeinsame Maßregel Gültigkeit erlangen, die nicht von jedem einzelnen dieser Länder vorher sanktioniert worden sei. Nur die volle Gleichheit dieser vier Staaten oder „Faktoren" (so nannte er dieselben) könne die Basis für eine bleibende Verständigung mit Deutschland bilden. Im weiteren Verlaufe der Konversation betonte dann Bernstorff, daß das überwiegende Element in Schleswig im wesentlichen das deutsche sei, und daß alle Versuche Dänemarks mißlungen wären, ein Vorwiegen des dänischen Elementes künstlich zustande zu bringen. Er stellte sich durchaus auf den Boden der Anschauung von der festen und unzertrennlichen Zusammengehörigkeit Holsteins, Lauenburgs und Schleswigs, die durch Sprache, gemeinsame Abstammung und Tradition begründet sei. Dabei warf er den Gedanken hin, wie es der weiseste und leichteste Ausweg aus der gegenwärtigen Lage sein würde, zwei Volksvertretungen (oder Faktoren) anstatt vier für die Verwaltung der dänischen Monarchie einzurichten. In der einen derselben könnten Schleswig, Holstein und Lauenburg zusammengefaßt werden. Hierauf legte er Verwahrung gegen die Übergriffe des dänischen Reichsrates ein, durch die eine „de facto-Einverleibung" Schleswigs herbeigeführt worden sei. Durch diese de facto-Einverleibung, sagte er, wären die Verpflichtungen, die der König von Dänemark gegen Deutschland eingegangen, in schwerer Weise verletzt. Zur Sanktionierung eines solchen Zustandes aber vermöge er, Bernstorff, niemals seine Zustimmung zu geben, denn gerade in diesem Punkte liege die prinzipielle Differenz zwischen Dänemark und Deutschland. Das deutsche Volk verlange die vollständige Autonomie Schleswigs, in derselben Weise, wie Holstein, Lauenburg und das eigentliche Dänemark sie hätten. Auch könne die Autonomie — so schloß Bernstorff seine Erklärung — niemals als eine wirkliche und die

15. September 1862.) Lowther bemerkt am Schlusse, daß sich ein völliges Einverständnis der Russellschen und der Bernstorffschen Anschauungen ergeben habe. Bernstorffs Ideen seien Russell durchweg sympathisch.

Wünsche Deutschlands tatsächlich befriedigende angesehen werden, solange Schleswig im dänischen Reichsrat vertreten sei.*)

Die englische Note vom 24. September 1862 war zum größten Teile die Frucht dieser Besprechungen. Allerdings war bei ihrer Abfassung auch der Entwurf der holsteinschen Stände von 1859 mit herangezogen worden. Rußland, Österreich und Preußen schlossen sich diesen britischen Propositionen an, die jedoch am 6. November von Dänemark in der rücksichtslosesten Weise zurückgewiesen wurden. Auch allen weiteren Mahnungen Englands verschloß man sich in Kopenhagen trotzig, so daß die internationalen Verhandlungen eingestellt werden mußten.

Niemand beklagte diesen Ausgang tiefer als Bernstorff. Trotzdem konnte er mit Stolz sagen, daß er für die Sache des deutschen Bruderstammes auf das eifrigste eingetreten sei. Leider hat die Kürze der Ministerlaufbahn Bernstorffs die Ausführung der Ideen verhindert, mit denen er sich im Hinblicke auf Schleswig-Holstein trug. Sein Trost blieb der Gedanke, es müsse über kurz oder lang doch die Zeit kommen, wo Preußen infolge des hartnäckigen dänischen Widerstandes genötigt sein würde, Ernst zu machen, wenn auch mit den Waffen in der Hand. Damals freilich war infolge der ungünstigen europäischen Verhältnisse der Augenblick dazu noch nicht gekommen. Erst zwei Jahre später sollte Bernstorff die Erfüllung seiner Wünsche erleben. Wie jubelte er mit den Seinen, als nach London zu ihm die Kunde drang, daß es Bismarck gelungen sei, Österreich für ein energisches Vorgehen gegen Dänemark zu gewinnen. Was ihm als Minister auszuführen nicht beschieden gewesen, wurde ihm, wenn auch in kleinerem Maßstabe, als Vertreter Preußens auf der Londoner Konferenz zuteil. Den Tag

*) In einem Gespräche mit Bernhardi (siehe Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, Band V, S. 270 bis 273) vom 30. Dezember 1863 hat sich später Bernstorff über diesen Punkt noch geäußert. Bernhardi schreibt: „Er ist es (so sagt Bernstorff), der, während er Minister war, Schleswig wieder in die Diskussion gezogen hat, nachdem man uns zehn Jahre lang beständig wiederholt hatte, Schleswig geht uns gar nichts an, über Schleswig hätten wir gar nicht mitzureden. Er (Bernstorff) hat das bewirkt, indem er in dieser Frage immerfort in der Initiative blieb und sie selbst wieder zur Sprache brachte, so daß Preußen sie als leitende Macht in der Sache betrieb."

zählte er jedenfalls zu den schönsten seines Lebens, an dem die englischen Staatsmänner ihm zugestanden, die preußischen Delegierten hätten die Konferenz als „Herren der Situation" verlassen.

Im politischen Verkehr mit Preußens östlichem Nachbarn suchte Bernstorff soweit als irgend möglich die alten guten preußisch-russischen Beziehungen zu erhalten oder wieder herzustellen. Er hatte bittere Erfahrungen im Laufe seines bisherigen Lebens mit der russischen Diplomatie gemacht — das hinderte ihn jedoch keinen Augenblick, diese Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, sobald das Staatsinteresse Preußens in Frage kam. Bei der Behandlung Rußlands, dessen auswärtige Politik Fürst Gortschakoff leitete, galt es um so vorsichtiger zu sein, als der preußische Einfluß schon seit längeren Jahren in Petersburg sich im Abnehmen befand. Daraus hatte auch Bismarck während seiner Gesandtschaftszeit an der Newa kein Hehl gemacht*): „Die langjährige politische Solidarität Preußens und Rußlands", schrieb er in einem Privatbriefe an Bernstorff vom 25. November 1861, „war für uns nur von zweifelhaftem Vorteil; die intimen Beziehungen der beiden Höfe haben noch heute einen Halt an der Person des Kaisers, wenn auch Stellungen, wie sie General Rauch und Graf Münster zum Kaiser Nikolaus hatten, heute nicht mehr möglich sein würden. Von den anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie sind uns Großfürst Konstantin, der Prinz von Oldenburg und der Herzog von Mecklenburg feindlich gesinnt, ersterer vom russischen, die beiden anderen vom deutsch-mittelstaatlichen Standpunkte aus; die übrigen Großfürsten geben keine politischen Lebenszeichen. Die weiteren politischen Kreise sind nicht übelwollend für uns, aber durchaus kühl, wir imponieren ihnen durch keinen äußeren Glanz von Ereignissen; was bei uns vorgeht, ist ihnen gleichgültig. Ein gewisses Dankgefühl für unser Verhalten im orientalischen Kriege hält noch vor, und der Haß gegen Österreich veranlaßt zu relativ wohlwollenden

*) Wenn auf eine Anzahl bereits gedruckter Briefe des Fürsten Bismarck (Bismarck-Jahrbuch VI, S. 105—194) hier nochmals näher eingegangen wird, so habe ich dafür folgenden Grund: Die Briefe sind ein integrierender Teil des Bernstorffschen Nachlasses über jene Zeit und durch verfrühte Publikation aus dem Zusammenhang herausgerissen.

Seitenblicken auf uns. Im ganzen aber ist die Entfremdung, ich möchte sagen das Vergessen Preußens im Steigen. Man wirft uns vor, daß es auf unserer Seite nicht anders sei."

Trotzdem ging Bismarck im Einverständnisse mit Bernstorff mit Nachdruck an das Werk, diese Beziehungen wieder zu bessern. In der polnischen Frage riet Bismarck, sich ganz auf den Standpunkt Rußlands zu stellen und auf die Sympathien des landläufigen deutschen Liberalismus für die Polen keine Rücksicht zu nehmen. „Jeder Erfolg der polnischen Nationalbewegung", schrieb er in demselben Briefe an Bernstorff, „ist eine Niederlage für Preußen, und wir können den Kampf gegen dieses Element nicht nach den Regeln der bürgerlichen Gerechtigkeit, sondern nur nach denen des Krieges führen. Der Polonismus mit allen seinen Einzelheiten kann von uns nicht humanistisch und unparteiisch, sondern nur feindselig beurteilt werden .... Zwischen uns und irgendwelchem Versuch zur Herstellung Polens ist kein Friede möglich .... Gortschakoff wirft mir ohnehin schon vor, daß wir von Rußland die gewaltsame Unterdrückung der polnischen Nationalbewegung verlangen und sie unserseits nur mit aller Schonung unserer liberalen Reputation anfassen."

Bernstorff stellte sein volles Einverständnis mit diesen Ansichten Bismarcks in bezug auf die Polen fest. „Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden", antwortete er am 7. Dezember, „daß zwischen uns und irgendwelchem Versuche zur Herstellung Polens kein Friede möglich ist. Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir daher alle unsere Beurteilungen und Handlungen in betreff Polens ausgehen lassen!"*) In der Tat hat Bernstorff auf dem Gebiete der polnischen Frage jede Handlung vermieden, die in Petersburg irgendwie als russenfeindlich hätte gedeutet werden können. So besserte sich das Verhältnis der beiden Staaten in erfreulicher Weise. Einige Monate lang schien dies anders zu werden, als Bismarck von Petersburg abberufen wurde, ein Vorgang, der Gortschakoff für einige Zeit wieder recht verstimmte. Nachweislich ist jedoch Bernstorff in keiner Weise für

*) Bismarck-Jahrbuch VI, 116. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 7. Dezember 1861 (Privatschreiben).

diesen Schritt verantwortlich, der vielmehr direkt auf den bestimmt ausgesprochenen Wunsch König Wilhelms geschah.*)

Aus den Berichten des preußischen Vertreters an der Newa, Grafen v. der Goltz, des Nachfolgers Bismarcks, wird später noch ersehen werden können, wie tief der Eindruck jener Abberufung gewesen. Die schlechte Laune in Petersburg wurde noch durch verschiedene Vorgänge auf der Balkanhalbinsel verstärkt, auf die ebenfalls noch weiter unten hingewiesen werden soll. Seine Revanche nahm Gortschakoff in einer Frage der mitteleuropäischen Politik, die damals auch in Deutschland stark die Gemüter bewegte — der Anerkennung des Königreiches Italien. Noch als Bismarck in Petersburg war, hatte die Erörterung jener Angelegenheit zwischen ihm und Bernstorff begonnen. Die Parteien daheim standen sich in ihren Anschauungen über das junge Italien schroff gegenüber und zwangen die Staatsmänner, zu dem neuen Gebilde Stellung zu nehmen. Den auf der äußersten Rechten stehenden Elementen galt der neue italienische Staat als das Kind der Revolution, der als solches sobald als möglich vernichtet werden müsse, während der Radikalismus aus demselben Grunde leidenschaftlich für die Gewährung der Anerkennung eintrat. Die gemäßigten Parteien dagegen nahmen den Standpunkt ein, daß es sich hier nicht um Bekämpfung oder Unterstützung der Revolution, wie von österreichischer Seite beständig verkündigt wurde, handele, sondern daß dem italienischen Volke, wie jeder anderen großen Nation, das Recht auf Einheit und Selbständigkeit zustehe. So tobte der Kampf der Meinungen in Preußen und Deutschland hin und her. Der preußische Staat hatte sich bisher bei der Behandlung jener Angelegenheit ganz der österreichischen Auffassung angeschlossen. Jetzt sollte durch Bernstorff hier Wandel geschaffen werden. In dieser Frage zeigte er sich wieder als der Realpolitiker, welcher sich in seinem politischen Handeln nicht von vorgefaßten Neigungen und Abneigungen leiten läßt. Hier galt es ja, sich über die Ansichten

*) Für den Kundigen kam die Abberufung natürlich nicht überraschend. Schon lange vorher hatte man in den leitenden preußischen Kreisen davon gesprochen, wie aus den Briefen Bismarcks an seine Gattin erhellt. War doch der Eintritt des letzteren in das Ministerium von Zeit zu Zeit immer wieder in Aussicht genommen worden.

seiner politischen Vergangenheit hinwegzusetzen. Er war in der Anschauung aufgewachsen, daß Österreich die Vorherrschaft über Italien gebühre —, daß die Zerstücklung der italienischen Nation durch die Rücksichten auf die gesamte europäische Konstellation geboten. Seiner engen Beziehungen zum neapolitanischen Königshofe ist ebenfalls gedacht worden. Alles dies konnte ihn jedoch nicht hindern, den Veränderungen der politischen Dinge in Italien gebührend Rechnung zu tragen. Aber noch andere Ziele hoffte er durch die Anerkennung zu erreichen. Ihn leitete damals der Gedanke, daß Preußen sie als Waffe gegen Österreich benutzen könne, namentlich gegen den österreichischen Widerstand in der deutschen Bundesreformfrage. „Ich weiß nicht," schrieb er an Bismarck am 8. Januar 1862, „ob nicht die Anerkennung Italiens die beste Antwort darauf wäre. Der König stößt sich noch: 1. an der faktischen Frage der Konsolidation, welche von Turin aus aufs entschiedenste affirmativ beantwortet, von anderen Seiten noch bezweifelt wird; 2. an den Fragen von Rom und Venedig. Ersteres ist mir, gestehe ich, nicht nur gleichgültig, sondern ich wünschte, daß die Franzosen, je eher je lieber, den Papst seinem Schicksal überließen. Venedig ist allerdings schwieriger, da wir in mannigfacher Beziehung in betreff desselben gebunden sind .... Ich möchte jedenfalls diese Waffen Österreich gegenüber als ein »compelle« zur Nachgiebigkeit in deutschen Fragen benutzen können".*)

In jenen Ideen fühlte er sich mit Bismarck einig, der ihm auf die eben erwähnte Darlegung aus Petersburg antwortete: „Meiner Überzeugung nach müßten wir das Königreich Italien erfinden, wenn es nicht von selbst entstände, ... Wenn es erst fertig auf eigenen Füßen steht, kann ich mir keine willkommenere Schöpfung für die preußische Politik denken". Im Februar war die ganze Sache in Berlin schon etwas weiter gediehen. „Wenn das Turiner Kabinett", schreibt Bernstorff, „uns gewisse Garantien gibt, die wir wünschen, so werden wir uns wohl nunmehr bald zur Anerkennung entschließen. England und Frankreich raten dringend dazu im jetzigen Augen-

*) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 118. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 8. Januar 1862 (Privatschreiben).
Ebenda: Bismarck an Bernstorff. Petersburg, 15. Januar 1862.

blick .... Ob es nach dem, was Fürst Gortschakoff Ihnen seinerzeit gesagt hat, noch zu etwas führen wird, dem russischen Kabinett eine vorgängige Mitteilung zu machen, weiß ich nicht. Vielleicht wäre es nicht übel, wenn Sie dasselbe, ohne eines Auftrags irgendwie zu erwähnen, bloß auf Grund Ihrer persönlichen Kenntnis, darauf vorbereiteten, daß eine Anerkennung unsererseits möglicherweise bald erfolgen könne. Fänden Sie dann dort irgend eine Geneigtheit oder Wahrscheinlichkeit eines Zusammengehens mit uns, so könnten Sie ja ebenfalls privatim weiter in diesem Sinne zu wirken suchen, und wäre alsdann wirklich Hoffnung eines Anschlusses von russischer Seite vorhanden, so würde ich natürlich, ehe wir den entscheidenden Schritt tun, Rußland zur Teilnahme an demselben einladen".*)

Gortschakoff scheint dann infolge österreichischer Einflüsterungen Mißtrauen gegen Preußens Aufrichtigkeit gefaßt zu haben. Eine Animosität gegen diesen Staat war stets bei ihm vorhanden gewesen. War es doch eines seiner politischen Ideale, Preußen zu einem Vasallenstaate Rußlands zu machen und es auf keinem Gebiete der auswärtigen Politik eine führende Rolle spielen zu lassen. Als dann Bismarck von Petersburg abgerufen wurde, wuchs seine Verstimmung, und er nahm sich vor, besonders die Frage der Anerkennung Italiens dazu zu benutzen, um das Berliner Kabinett ins Schlepptau Rußlands zu nehmen und dessen Abhängigkeit von der Petersburger Politik vor aller Welt zu demonstrieren. Schon am 16. Juni konnte Bismarck aus Paris Bernstorff melden, Rußland verhandle über die Anerkennung allein mit Italien**) — Gortschakoff habe dabei als Preis für die russische Zustimmung den Verzicht auf Venedig von den Italienern verlangt. Als es mit dieser Aktion aber nicht vorwärts ging, wandte sich der russische Staatsmann dann doch wieder nach Berlin. Er wünschte nämlich

*) Bernstorff an Bismarck. Berlin, 21. Februar 1862. Bismarck-Jahrbuch VI, S. 128. — Bismarck antwortete (ebenda S. 130) 27. Februar 1862: Petersburg. „Die Anerkennung Italiens durch Rußland ist wohl so weit gereift, daß sie wahrscheinlich vom Baume fällt, wenn wir daran schütteln". Ebenda, S. 147. Bismarck an Bernstorff. Paris, 19. Juni 1862.

**) Bismarck an Bernstorff. Paris, 16. Juni 1862. Bismarck-Jahrbuch VI, S. 147.

zu verhindern, daß Preußen am Ende mit der Anerkennung das Prävenire spiele. Deshalb suchte er der preußischen Regierung durch ein Abkommen die Hände zu binden. Es macht den Eindruck, als ob damals eine Art von Übereinkommen zwischen Preußen und Rußland getroffen wurde, der zufolge die Anerkennung von beiden Staaten nur gleichzeitig und gemeinsam ausgesprochen werden konnte.*)

Bevor der weitere Verlauf dieser Angelegenheit hier geschildert wird, sollen einige Stellen aus Privatschreiben von Goltz eingeschaltet werden, die die gereizte Stimmung Gortschakoffs nach der Abberufung Bismarcks deutlich wiederspiegeln. Goltz empfahl Bernstorff die vorsichtigste Behandlung des russischen Staatsmannes soweit es mit den preußischen Interessen nur irgend vereinbar sei, z. B. in der damals auf der politischen Tagesordnung Europas stehenden montenegrinischen Angelegenheit.**) Tobte doch der Krieg zwischen der Pforte und Montenegro, in den die Großmächte einzugreifen suchten. Rußland und Frankreich traten für das letztere ein, während England und Österreich sich der Pforte zuneigten. Bernstorff, der von Rußland aufgefordert worden war, sich auf die Seite Montenegros zu schlagen, suchte einen Mittelweg zu gehen. Das aber verstimmte in Rußland.

*) Dieser Ansicht ist auch Lord A. Loftus. (Diplomatic reminiscences II. S. 216.)

**) Goltz an Bernstorff. St. Petersburg, 7. Mai 1862. Fürst Gortschakoff sei über die Aufnahme, die seine Vorschläge in der montenegrinischen Angelegenheit in Berlin gefunden, einigermaßen „gereizt". Das russische Kabinett lege Wert „auf den Succeß —, etwas, wenn auch noch so wenig, für die slavischen Bevölkerungen durchzusetzen". Ein solcher Triumph ist doppelt unschuldig auf einem Gebiete wie das montenegrinische, wo Rußland materiell nicht einwirken und die erlangten Konzessionen nicht ausbeuten kann, und es daher den europäischen Interessen mehr entspricht, daß diese Macht einen erhöhten moralischen Einfluß erlange als etwa Frankreich. Es ist dies zugleich dasjenige Gebiet, auf dem wir dem russischen Kabinett Dienste leisten können, die uns nichts kosten ... (Damals wütete der Krieg zwischen der Pforte und dem Fürsten Nikola I., der nach der Ermordung Danilos die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Die türkischen Generale Omer Pascha und Derwisch Pascha drangen siegreich vor. Endlich wurde im Jahre 1862 durch internationale Einflüsse der Friede auf Grund des Status quo wiederhergestellt).

„Daß mein hiesiges Debüt“, schreibt Goltz aus Petersburg am 7. Mai, „nicht gerade von einer unfreundlichen Haltung in einer, dem russischen Kabinett am Herzen liegenden, für uns ziemlich gleichgültigen Frage begleitet werde, ist um so wünschenswerter, als es mir, ungeachtet der vortrefflichen, überaus wohlwollenden Aufnahme, welche ich hier bei dem Kaiser, der Kaiserin, den Großfürsten (einschließlich und zumal Konstantin) und Gortschakoff gefunden, nicht hat entgehen können, ja nicht einmal verhehlt worden ist, wie unangenehm die Abberufung Bismarcks, in der Art wie sie erfolgt ist, berührt hat. Man schließt daraus — und die Kaiserin hat dies sogar Bismarck geradezu gesagt —, daß die königliche Regierung zuungunsten Rußlands einen Unterschied zwischen den verschiedenen großen Posten hinsichtlich ihrer Bedeutung mache, zumal da Bismarck offen eingesteht, wie er es mir ja auch seinerzeit geschrieben hatte, daß er den hiesigen Posten sehr ungern mit einem anderen vertauscht. Wie unzweifelhaft es nun auch für jeden Unbefangenen ist, daß der hiesige Posten, welcher, die orientalische Frage abgerechnet, die doch hauptsächlich in Konstantinopel verhandelt wird, momentan politisch ziemlich tot ist, weniger Initiative erfordert, als etwa der von Paris und London, und daß es daher ganz sachgemäß erscheint, eine Persönlichkeit, welche diese Eigenschaft in besonders hohem Grade besitzt, nach einem dieser Posten, namentlich dem ersteren, zu versetzen, so liegt es doch in der menschlichen Natur, daß der russische Hof seine Stellung nicht in derselben Weise auffaßt und daher seine in der Tat sehr freundlichen Gesinnungen durch das beobachtete Verfahren nicht für erwidert hält. Ich weiß so gut wie irgend jemand, daß diese Auffassung keine richtige ist; aber weder Bismarck noch ich sind imstande, die uns zum Teil nicht einmal ganz bekannten Motive verschiedener Natur anzugeben, welche das vorliegende revirement diktiert bzw. bisher seine Vollendung aufgehalten haben. Gerade deshalb würde ich aber Eurer Exzellenz doppelt dankbar sein, wenn unsere Haltung in den orientalischen Fragen nicht das Fundament zerstörte, welches das russische Kabinett vorzugsweise mit Bismarcks Ersetzung durch meine Person ausgesöhnt hat!“ . . .

Goltz an Bernstorff.

St. Petersburg, 2. Juni 1862. (Privatschreiben).

„Indem ich Eurer Exzellenz für das gütige Privatschreiben vom 27. v. Mts. meinen verbindlichen Dank ausspreche, erlaube ich mir zur Beseitigung anscheinender Mißverständnisse nur die Tatsache festzustellen, daß niemand hier den Anspruch erhoben hat, daß ein Gesandter vom hiesigen Posten auf keinen anderen versetzt werde, sondern daß, wie mir dies hohe Personen, unter anderen die Kaiserin, wiederholt geäußert und Bismarck bestätigt hat, nur der Umstand verletzte, daß letzterer abberufen wurde, ohne daß seine neue Bestimmung angegeben wurde, woraus man, mit den eigentümlichen Verhältnissen, welche ein solches exzeptionelles Verfahren motivierten, unbekannt, den Schluß ziehen zu müssen glaubte, daß dem hiesigen Posten eine geringere Bedeutung beigelegt werde, als anderen großen Posten im allgemeinen. Es erschien sogar so notwendig diese Auffassung zu beseitigen, daß ich mit Bismarck verabredete, überall zu erzählen, er sei nach London ernannt. Daß er bedaure von hier fortzukommen, hat er nicht bloß als Höflichkeitsphrase, sondern auch zu mir geäußert, vielleicht allerdings mehr unter dem Eindrucke des Bedauerns, welches seine Versetzung in vielen hiesigen Kreisen erregte."*)

Goltz geht dann auf das Verhalten Gortschakoffs über, der, wie er schildert, die vorhandene Mißstimmung benutzte, um im Trüben zu fischen: „Gortschakoff sprach gelegentlich der kurhessischen Angelegenheit sein Bedauern darüber aus, daß wir für einen so kleinen Zweck eine so große Kraftanstrengung machten. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie ich diese geringschätzige Äußerung zurückgewiesen habe. Ziemlich unzweifelhaft erscheint mir aber, daß der russische Vize-Kanzler nicht findet, daß wir ihm etwas leisten, wofür er irgend eine Gegenleistung gewähren zu

*) Man konnte natürlich in Petersburg nicht sagen, daß die Abberufung Bismarcks mit dem Plane zusammenhing, ihn schon damals zum Minister des Auswärtigen Amtes zu machen. Im letzten Moment aber überkamen den König wieder Bedenken gegen die Persönlichkeit des letzteren. Er wollte Bernstorff nicht gehen lassen. Deshalb die Ernennung Bismarcks nach Paris.

müssen glaubte, und daß er deshalb auf seinen eigentlich nie aufgegebenen Lieblingsgedanken einer Verständigung mit Frankreich zurückzukommen sucht. Nun entspricht es seinen eigentlichen Absichten entschieden nicht, Budberg, auf den er eifersüchtig ist, als Botschafter dorthin zu schicken; vielmehr wünscht er sich selbst diesen Posten zu reservieren und sucht deshalb Kisseleff, so unfähig derselbe auch ist, so lange als möglich dort zu behalten. Weshalb also demnach gerade jetzt Budberg nach Paris schicken? Wie er Thun gesagt, hat er Kisseleff geschrieben, der Kaiser wolle ihm bei seinem hohen Alter die Reise nach Petersburg nicht zumuten; deshalb sende er ihm Budberg als »dictionnaire vivant; feuilletez-y et vous trouverez l'expression de nos idées«. Was sind das für Fragen? Es liegt die Besorgnis nahe, daß es sich um eine Kompensation zwischen den respektiven orientalischen und italienischen Interessen handelt, daß Gortschakoff sich sagt, unsere Anerkennung werde von der momentanen parlamentarischen Lage abhängen und Rußland dann kaum Zeit gelassen werden, selbständig aufzutreten; jedenfalls werde es dann keine Gegenleistung erhalten; vermöge dagegen Budberg dem Kaiser ein fertiges Arrangement mit Napoleon, welches Gegenleistungen im Orient enthielte, vorzulegen, so würde der Widerwille gegen den französischen Kaiser und der persönliche Wunsch Seiner Majestät mit Preußen zusammenzugehen, leichter zu überwinden sein. Es ist dies meinerseits eine bloße Konjektur, für welche mir tatsächliche Grundlagen um so mehr fehlen, als Gortschakoff mir gegenüber jeder Besprechung der italienischen Frage ausgewichen ist; aber es scheint mir wichtig, eine solche Eventualität ins Auge zu fassen, indem wir in der Tat vollständig isoliert sein würden, falls ohne unser Zutun eine Verständigung zwischen Frankreich und Rußland zustande käme."

In der von Goltz geschilderten Stimmung wurden also von Gortschakoff jetzt Unterhandlungen mit Napoleon eingeleitet. Im Zusammenhange mit der damaligen politischen Konstellation suchte er dem französischen Kaiser den Gedanken einer gemeinsamen Anerkennung des Königreichs Italien nahezulegen. Dabei aber machte er sich anheischig, Preußen ebenfalls zu dieser Anerkennung

zu bestimmen — gleichsam als ob sich das ganz von selbst verstehe. Über die Gründe, welche Bernstorffs anfängliches Zögern in dieser Frage verschuldeten, deren Lösung ein großer Teil der Norddeutschen stürmisch wünschte, ist bereits gesprochen worden. Gründe, des Legitimitätsprinzips, dessen Anhänger er im Herzen einst gewesen, kamen für ihn hier nicht mehr in Betracht; er hatte sich zu der Ansicht durchgerungen, daß das Staatsinteresse allem anderen vorangehe. In einem Gespräche mit Lord A. Loftus setzte er diesem ganz offen seine Ansichten über die Anerkennung des italienischen Königreichs auseinander.*) Er gab gleich von vornherein zu, daß die letztere von Vorteil für Preußen sein würde, und ging dann auf die Schwierigkeiten ein, die der Sache entgegenständen. Diese beruhten außer in den legitimistischen Anschauungen König Wilhelms besonders in dem Verhältnisse zu Österreich — wobei noch hinzukäme, daß auch in einem großen Teile des engeren Deutschlands das Festungsviereck in Italien als Schutzwall des deutschen Vaterlandes angesehen werde. Aber er sagte, daß, wenn die römische und die venetianische Frage befriedigend erledigt sein würden, die Anerkennung keine Schwierigkeit mehr haben könne. Dabei deutete er an, wie dann auch die Zeit gekommen sein werde, Italien von Frankreich zu trennen.

Mittlerweile war der Ruf nach Anerkennung des Königreichs auch im preußischen Volke immer stärker erschollen. Der Landtag, d. h. die liberale Majorität, forderte sie, während die Ab-

*) Loftus, II, 198—199. — Siehe auch Loftus II, 21 u. 29. „Quant à la question de la légitimité, il y a longtemps que j'en ai fait mon deuil. Il ne s'agit maintenant que de prendre en considération les intérêts du pays."

Bismarck schrieb am 15. Juni: Die französische Presse vermute, daß die Anerkennung Italiens ein Bruchstück einer allgemeineren Verständigung zwischen Frankreich und Rußland sei. „Ich teile diese Vermutung bis zu einem gewissen Grade, indem ich annehme, daß Rußland in Italien und Polen die bestimmten Konzessionen gemacht und dafür die Sicherheit erlangt hat, daß Frankreich wenigstens jede Verschlechterung der Lage des griechisch-slavischen Elements in Montenegro, Serbien, Herzegowina verhindern hilft." Eine Verschwörung gegen das europäische Gleichgewicht, wie die englischen Politiker meinten, existiere nicht. — (Bismarck-Jahrbuch II, S. 157. Bismarck an Bernstorff. Paris, 15. Juli 1862. [Privatschreiben]).

geordneten der äußersten Rechten heftig widersprachen. Von diesen Elementen wurde die Anerkennung Italiens geradezu als eine revolutionäre Handlung betrachtet. In dieser Lage trat Rußland mit seiner Forderung eben dieser Anerkennung an Preußen heran. Zur Durchführung bediente man sich in Petersburg eines Gewaltmittels. Es wurde nämlich an die preußische Regierung die ungeheuerliche Zumutung gestellt, Hals über Kopf ihre Entscheidung in jener Sache zu treffen. Bernstorff war allerdings schon vor diesem Schritte Rußlands von Goltz mitgeteilt worden,*) Gortschakoff habe durch Vermittlung der französischen Regierung dem Turiner Kabinett mitteilen lassen, daß die russische Regierung unter bestimmten, von Rußland näher bezeichneten Garantien und Zusicherungen das neue Königreich Italien anerkennen und die diplomatischen Beziehungen zu dem Kabinett König Viktor Emanuels aufnehmen werde. — Also trotz der bestehenden Abmachung ein Vorgehen ohne vorherige Verständigung mit Preußen! Die Form, in der Rußland die Teilnahme der preußischen Regierung forderte, zeugte von dem Übermute Gortschakoffs. Ein russischer Kurier, hieß es, werde in wenigen Tagen Petersburg verlassen, und zwar mit den offiziellen Instruktionen des russischen Kabinetts hinsichtlich dieser Angelegenheit versehen, um sich nach Turin zu begeben. Er müsse sich 24 Stunden in Berlin aufhalten. Inzwischen solle die preußische Regierung ihre Zustimmung zur Anerkennung des Königreichs Italien geben, damit dieser Schritt gleichzeitig von beiden Gouvernements gemacht werden könne.

Bernstorff war durchaus nicht geneigt Preußen, wie es hier gefordert wurde, ins Schlepptau von Rußland nehmen zu lassen. Er wollte nicht, daß der preußische Staat als Satellit des Zarenreiches erscheinen sollte, am wenigsten aber in einer Angelegenheit, zu der Frankreich den ersten Anstoß gegeben und über die es vorher lediglich mit den russischen Staatsmännern verhandelt. Da der russische Kurier in einigen Tagen erst ankommen sollte, entschloß sich Bernstorff, allein vorzugehen. Er setzte sofort eine Depesche an den preußischen Gesandten in Turin auf, die die Zu-

*) Auch Oberst Frhr. v. Loën, königlich-preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg, telegraphierte die Nachricht am 30. Juni.

stimmung des Königs fand. In diesem Aktenstück zählte er noch einmal alle die Gründe auf, die der Anerkennung des Königreichs Italien entgegenständen, darunter die ganz besonderen Verhältnisse des deutschen Bundes und die Empfindungen eines großen Teiles der deutschen katholischen Bevölkerung. Trotz dieser Bedenken schrieb er, habe sich das preußische Kabinett zu der Anerkennung bestimmen lassen, da es durch die seitens der Regierung von Turin gegebenen Zusicherungen, daß Italien den Frieden wolle und eine friedliche Politik im Innern und nach außen hin zu betreiben wünsche, sowie durch den Umstand, daß die Lösung der venetianischen und der römischen Frage der Zukunft und der friedlichen Verständigung überlassen werde, zufriedengestellt worden sei. Deshalb hätte sich der König von Preußen zu der Anerkennung entschlossen, unter der Voraussetzung, daß die Regierung Viktor Emanuels diese Zusicherungen offiziell erneuern wolle. Die Depesche war an den Grafen Brassier de St. Simon, preußischen Gesandten am Turiner Hofe, gerichtet und wurde durch einen besonderen Boten noch vor der Ankunft des russischen Kuriers übermittelt. So ging denn die Anerkennung des Königreichs Italien seitens Preußens der russischen, durch Frankreich angeregten Anerkennung voraus. Die Antwort der italienischen Regierung auf die preußische Depesche traf am 16. Juli in Berlin ein und fand die volle Zustimmung des Königs. Der italienische Gesandte, Graf Launay, überreichte dem letzteren ein Schreiben Viktor Emanuels, in dem dieser anzeigte, daß er den Titel eines Königs von Italien auf Grund des Beschlusses der italienischen Volksvertretung angenommen.

In Berlin geriet die äußerste Rechte in die größte Entrüstung bei der Nachricht von der Anerkennung des Sardenkönigs, ja sie suchte den Beschluß noch nachträglich zu hintertreiben. Bernstorff erklärte jedoch mit Festigkeit, es sei zu einer Zurücknahme zu spät. Als ein schöner Zug seines Charakters mag bei dieser Gelegenheit noch erwähnt werden, daß er bei der italienischen Regierung sich für die Familie des neapolitanischen Exkönigs warm verwandte und für die Rückgabe des königlichen Privatvermögens an die letztere eintrat. Er motivierte diesen Schritt mit dem Hinweis auf die langjährigen engen Beziehungen zwischen den Höfen von Preußen und Neapel. Auf den Einwand des Turiner Kabinetts, daß man dem

Feinde unmöglich indirekt Waffen zum Angriff auf Itálien in die Hand geben könne, erwiderte Bernstorff sehr richtig, man brauche ja nur an die Auslieferung des Privatvermögens an den König die Bedingung eines vollständigen Verzichtes auf seine königlichen Rechte zu knüpfen.

Auf Anerkennung Italiens beziehen sich mehrere, unter den Bernstorffschen Papieren befindliche Aktenstücke:

Der König an Bernstorff.*)

Babelsberg, den 15. Juni 1862 (unvollständig).

„Ich habe Brassier bei der Abschiedsaudienz bestimmt instruirt, in Turin nichts weiter zu sagen, als: »Da Neapel sich anscheinend anfange zu pacificiren, und die Regierung den guten Willen gezeigt, den Garibaldischen Putschen ernstlich zu steuern, Preußen sich mit dem Gedanken der Anerkennung anfangen werde zu beschäftigen, daß aber Brassier gar keine Instructionen habe, in der Sache weiter vor zu gehn.« Er darf meiner Ansicht nach in Turin gar nicht merken lassen, daß wir mit Rußland gemeinschaftlich zu gehn beabsichtigen. Ich bitte, Brassier diese Stelle nochmals vorzulesen, damit er genau meine Auffassung sich imprimire.

Wilhelm."

Der König an Bernstorff.

Babelsberg, den 30. Juni 1862 (Handbillett).

„Oberst v. Loën télégraphirt mir soeben, daß Rußland übermorgen Italien anerkennen werde, mit der Frage: Preußen auch? Da wir noch gar keine officielle Mitteilung über die Bedingungen etc., unter denen diese Anerkennung erfolgt, besitzen, so ist jede Übereilung unsererseits zu vermeiden.

Wilhelm."

Bernstorff an den König.

1. Juli 1862

... „Die telegraphische Meldung des Oberst von Loën von der morgen stattfindenden Anerkennung Italiens durch Rußland

*) Mit Bleistift geschrieben.

scheint mir nach den neuesten Zusagen des russischen Kabinetts ganz unglaublich.

Bernstorff.".

Bernstorff an den König.

Berlin, den 1. Juli 1862 (vollständig).

„Eure Majestät wollen aus dem anliegenden Telegramm des Grafen Goltz allergnädigst ersehen, welche Zumutung man uns macht. Wir kennen noch weder die russischen Forderungen, noch die sardinische Antwort und sollen 24 Stunden Zeit haben, um zu überlegen, ob wir mitgehen wollen, oder um unsere Expedition nach Turin fertig zu machen! Ich habe gleich zurücktelegraphiert, daß wir keine Entschließung fassen können, ehe wir jene Korrespondenz kennen.*)

Bernstorff."

Der König an Bernstorff.

Babelsberg, den 4. July 1862 (Handbillett, vollständig).

„Ich wünsche die Note für Brassier, bevor sie abgeht, nochmals in letzter Fassung einzusehen.

Wilhelm."

Der König an Bernstorff.

Schloß Babelsberg, den 6. July 1862 (Handbillett, vollständig).

„Als ich soeben Ihr heutiges Schreiben wegen Richthofens Mitteilung öffnete, und das Telegr. aus Petersburg fand, veranlaßte mich dies Ihre vorgestrigen (present 5. July) von mir verlangten Expéditionen nach Turin zu lesen, und sehe zu meinem nicht geringen Schreck, daß dieselben fort sind, ohne, wie es meine Absicht war, das Conseil über diese wichtige Frage gehört zu haben! Da nun der Kaiser Alexander mir noch selbst schreibt, um mir seinen Standpunkt in der Italienischen Frage darzustellen, so muß ich um so mehr wünschen, daß wir kein so immenses Empressement der Anerkennung Italiens zeigen, namentlich nicht bevor ich das Schreiben des Kaisers Alexander erhalten habe.

---

*) Randbemerkung des Königs: „Vollkommen einverstanden. — 1. Juli 1862."

Da die Expédition an Brassier aber fort ist, dadurch Ihr gewünschter Standpunkt, daß wir unabhängig von Rußland handeln, gewahrt ist (was doch überhaupt nur scheinbar ist) so wollen Sie gleich an Brassier télégraphiren, daß er bis auf Weiteres noch keinen Gebrauch von der Expedition v. 4ten mache.

Wilhelm."

Aus einem Schreiben des Königs an Bernstorff.

Schloß Babelsberg, den 9. Juli 1862 (Handbillett).

„Anliegend der Brief des Kaisers, der der Schrift nach copirt ist. Der Inhalt ist sehr offen und freundlich, aber nicht entschuldigend!" ...

Also noch ein letzter Widerstand des Königs, der aber auch bald überwunden wurde. Bernstorff war um so erfreuter über seinen Sieg, als ihm, wie bereits an anderen Stellen angedeutet, sehr viel daran lag, Österreich begreiflich zu machen, daß es völlig in Preußens Macht stehe, in der auswärtigen Politik seine eigenen Wege zu gehen, im Gegensatz zu der Wiener Auffassung, die es für Preußens Pflicht und Schuldigkeit hielt, stets im Fahrwasser der österreichischen Politik zu steuern. Daß Preußen sich mit jener Anerkennung dem Standpunkte Frankreichs genähert hatte, sah Bernstorff durchaus für kein Unglück an. — „Der König hat mir beim Vorlesen Ihres Berichtes wieder gesagt", schrieb er am 12. Juli an Bismarck, „das müsse Ihnen gesagt werden, daß er sich zu einer Allianz mit Frankreich nicht verstehen würde! Indessen können wir es doch keinenfalls zu einer französisch-österreichischen Allianz kommen lassen, weil wir zu spröde sind! Einstweilen wird die Anerkennung Italiens schon eine gute Wirkung üben und uns mehr und mehr in ein natürliches Fahrwasser und eine gesunde Interessenpolitik überführen. Das hat aber viel Mühe gekostet, Seine Majestät so weit zu bringen. Die unterwegs befindliche sardinische Antwort soll befriedigend sein, und so hoffe ich, daß es nun bald zum formellen Abschluß kommen wird!"

Unterdessen hatte König Wilhelm einen Brief an den Zaren gerichtet, in dem er mit gewohntem Herzenstakt und feinstem

Geschick jeder politischen Verstimmung, die sich aus dieser Angelegenheit ergeben konnte, entgegenzuarbeiten wußte. Goltz schrieb darüber am 20. Juli 1862 in einem Privatschreiben an Bernstorff aus Petersburg: „Wie ich in meinem gestrigen vertraulichen Berichte angeführt habe, hat der Brief Seiner Majestät des Königs an den Kaiser Alexander hier einen überaus guten Eindruck gemacht und die Besorgnis, daß das einseitige Vorgehen Rußlands in der italienischen Frage unseren allergnädigsten Herrn verletzen möchte, beseitigt. Der Oberst v. Loën schreibt mir darüber: „Der Brief ist sehr herzlich. Seine Majestät der König teilt ganz die Ansichten Seiner Majestät des Kaisers und sagt, Er werde immer zum Kaiser halten."

Und an einer anderen Stelle: „Der Kaiser ist über den Brief des Königs ganz entzückt und kann nicht genug freundliche Worte für den König finden. Gott lob! „Niemand kann natürlich hiermit zufriedener sein als ich, und auch in der Sache selbst glaube ich, daß Rekriminationen über geschehene Dinge nur zu beiderseitigem Nachteile entfremdet haben würden, während ich hoffen darf, daß der Fürst Gortschakoff in der milden Nachsicht Seiner Majestät keine Ermutigung zu anderweitigen Rücksichtslosigkeiten finden wird."

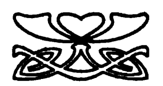
Dies Aktenstück zeigt, daß es in der Frage der Anerkennung des Königreiches Italien der vereinten Tätigkeit des Königs und Bernstorffs gelungen war, die Würde und Selbständigkeit Preußens zu wahren, ohne daß ein dauernder Zwiespalt mit Rußland zurückblieb. Auch gelang es Bernstorff durch seine Weisungen an die preußischen Vertreter in Petersburg und Konstantinopel bei den Beratungen über Serbien und Montenegro zugleich den Wünschen Rußlands und jenen des übrigen Europa Rechnung zu tragen.*) Glücklicherweise lag ja an der Newa die letzte Entscheidung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik nicht bei Gortschakoff, sondern bei dem russischen Kaiser, der zwar den Einflüsterungen seines Ministers nicht unzugänglich war, bei dem

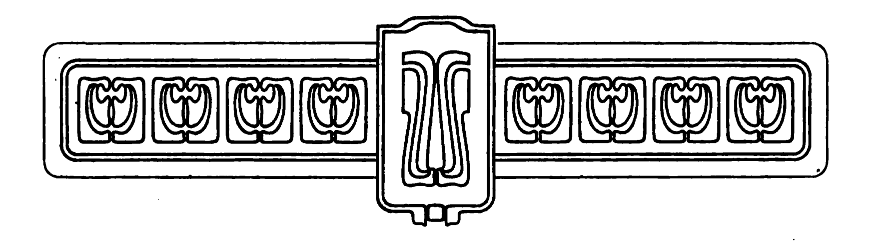
*) Goltz an Bernstorff, Petersburg, den 18. August 1862. Privatschreiben: „Hier herrscht Enthusiasmus für uns wegen unserer Haltung in der serbischen und der montenegrinischen Sache!"

jedoch Erwägungen versöhnlicher Natur gerade Preußen gegenüber stets wieder den Sieg über alle Verstimmungen errangen. Als Bernstorff aus dem Amte schied, konnte er mit Recht behaupten, die preußisch-russischen Beziehungen in bester Verfassung hinterlassen zu haben.

Was den Abschluß der italienischen Angelegenheit anlangte, so war Bernstorff stolz auf die glückliche Lösung der Angelegenheit. Noch in späteren Tagen, als er wieder in London war, schrieb er an Bismarck am 6. Januar 1863, er bedaure die Abberufung des in Turin so beliebten Brassier, weil diese im Verein mit den übrigen politischen Vorkommnissen, namentlich im Zusammenhang mit der durchweg veränderten französischen Politik seit Drouyns Eintritt, den Eindruck machen müsse, „als wenn der reaktionäre Umschwung auch in Berlin einen wesentlichen Umschwung in unserer äußeren Politik hervorgebracht hätte. Das tut mir, offenherzig gesagt, leid, weil ich die Anerkennung, was auch kommen möge, mit Ihnen für einen Akt richtiger und angezeigter Politik hielt, so wenig ich auch mit Viktor Emanuel und seinen Genossen sympathisiere!“*)

*) Bismarck-Jahrbuch VI, Seite 168. (Privatschreiben.)





XVII. Kapitel.

Der Militärkonflikt im Landtage. — Bernstorffs Rücktritt.

Der Militärkonflikt im Landtage. Erlasse des Königs. — Die Spaltung im Ministerium. Ungünstiger Ausfall der Neuwahlen. — Bericht des Staatsministeriums vom 9. September an den König. — Rücktrittsgedanken des Monarchen. — Austritt Bernstorffs und seiner Gesinnungsgenossen aus dem Ministerium. - Roon. — Die Berufung Bismarcks. — Würdigung der Ministertätigkeit Bernstorffs.

Es kam nun die Zeit, wo die sich immer höher auftürmenden Schwierigkeiten in der inneren Politik, die auch mit Differenzen zwischen Regierung und Parlament auf dem Gebiete der auswärtigen Fragen, wie der deutschen und der kurhessischen, verquickt waren, Bernstorffs Demission herbeiführen sollten. In bezug auf die Heeresreform hatte sich der Konflikt in einer Weise zugespitzt, daß sich nirgends mehr ein Ausweg zu bieten schien. Die Bewilligung der für sie nötigen Summen war bekanntlich auf eigenen Wunsch der Regierung nur eine provisorische gewesen und dies Provisorium ging am 30. Juni 1861 zu Ende. Die nach den Wahlen vom 6. Dezember desselben Jahres zur Majorität angewachsene Fortschrittspartei wollte von der Reorganisation auf der Basis der dreijährigen Dienstzeit überhaupt nichts wissen und widerstrebte jedem Kompromiß. Am 6. März wurde der Antrag Hagen angenommen, der eine genaue Spezialisierung der einzelnen Posten des Staatsbudgets forderte, und der eigens zu dem Zwecke eingebracht worden war, um das Werk der Reform unmöglich zu machen. Am 8. März bot das Kabinett dem König seine Demission an, die zunächst nicht angenommen wurde. Am 11. März erfolgte die Auflösung des Landtages.

Erlaß des Königs an das Staatsministerium.

Berlin, den 11. März 1862.

„Nachdem durch die heute erfolgte Auflösung des Hauses der Abgeordneten der Rath, den Mir das Staatsministerium in seinem Berichte vom 9ten d. M. ertheilt hatte, erfüllt ist, sehe Ich Mich genöthigt, auf den Schluß jenes Berichtes einzugehen.*) Derselbe sagt nämlich, daß bei den weiter zu berathenden Maaßregeln sich leicht Differenzen im Schooße des Staatsministeriums zeigen könnten, die den Austritt einzelner Mitglieder desselben nach sich ziehen dürften.

„Wenngleich Ich dem Berichte über die in Berathung stehenden Maaßregeln entgegensehe, halte Ich es doch für unerläßlich, hiermit Meine Ansichten über die jetzige Krisis des Staatslebens in Kurzem darzulegen.

„Durch Unterlassung eines gesetzlichen, energischen Einflusses auf die Wahlen im vorigen Herbste, wie Ich dies vergeblich vom Staats-Ministerium verlangt hatte, sind dieselben so ausgefallen, wie Ich es vorher gesagt, und die Stellung, welche das Abgeordneten-Haus einnahm und im Hagenschen Antrag zur Culmination brachte — was dessen Auflösung nach sich zog — bewies, daß mit der Richtung und den Principien desselben nicht zu regieren sei. Selbst die von Mir, theilweis mit Meinem Widerstreben eingebrachten Gesetzes-Vorlagen, vermochten nicht bei dem Hause die Anerkennung zu erzeugen, daß die Regierung den Ausbau der Verfassung wolle. Während wir diesen Ausbau in den Schranken nur wollen, dürfen und können, die der Machtstellung Preußens keinen Eintrag thun, geht die Tendenz der Abgeordneten in die entgegengesetzte Richtung, und will nach und nach die parlamentarische Gesetzgebung, die ihnen verfassungsmäßig obliegt, in eine parlamentarische Regierung verwandeln, eine Richtung, der zu widersetzen, sich das Staatsministerium kategorisch, mündlich und schriftlich erklärt hat. Der ganze Kampf besteht also darin, bis wohin die Königliche Macht, welche, der Institution einer Repre-sentativ-Regierung zu Folge, eingeschränkt werden soll, beschränkt werden darf.

*) Der Bericht ist im Nachlasse Bernstorffs nicht vorhanden.

„Daß in kleinen Staaten, wie Belgien, Bayern, Nassau p. p. die Macht des Regenten beschränkter sein kann, als die einer Großmacht, ist einleuchtend; dies ist noch einleuchtender, wenn es sich um Preußen handelt, welches als kleinste der Großmächte, durch energische und rasch auszuführende Entschlüsse zu einem unbeschränkteren Handeln fähig sein muß.

„Die Würde und die Macht der Preußischen Krone muß also vor Uebergriffen, wie das Abgeordneten-Haus sie intentionirte, geschützt und gewahrt bleiben. Durch die Auflösung dieses Hauses ist der energische Beweis geliefert, daß wir diesen Schutz und diese Wahrung der Krone wollen.

„Durch die eingebrachten Gesetze ist der Beweis gegeben, daß Meine Regierung den Ausbau der Verfassung will, wie Ich dies in Meinem Programm vom 8. November 1858 aussprach; diese Gesetze sind bereits das Aeußerste, was in der oben angegebenen Richtung, — wie weit in Preußen das Königliche Macht-Prinzip beschränkt werden darf, — gegeben werden konnte.

„Nach der Auflösung einer Kammer, die aber weiter gehen wollte, ist von weitergehenden Concessionen nun keine Rede mehr; denn könnte davon noch die Rede sein, so konnte man sie dem aufgelösten Hause machen und also dasselbe beibehalten. Die bereits eingebrachten Gesetze in beiden Häusern des Landtags werden aber aufrecht erhalten und wiederum dem neu einzuberufenden Landtage vorgelegt, ob in der Sommer-Session oder erst in der des Winters, wird von weiteren Berathungen abhängen. Vor Allem muß die Vorlage des Budgets und die damit eng zusammenhängende Militair-Frage vorgelegt werden.

„Das allernächste Hauptaugenmerk ist in diesem Augenblick auf die Leitung und gesetzliche Beeinflussung der Wahlen zu richten. Dieselben wie 1858 und 1861 gänzlich aus den Händen zu geben, hat zu den vor uns liegenden traurigen Resultaten geführt, die Preußen auf geraume Zeit paralysiren in allen seinen inneren und äußeren politischen Handlungen. Hierüber sehe Ich des Allerschleunigsten den Vorschlägen des Staatsministeriums entgegen, da auf dem Felde der Legislation jetzt die Ruhe einzutreten hat, die erst zu den Vorbereitungen der Winter-Session wieder zu unterbrechen ist.

„Da Ich annehmen muß, daß das Staatsministerium mit den hier entwickelten Prinzipien einverstanden ist, so sehe Ich auch keinen Grund voraus, warum in dem Berichte vom 9ten d. M. mit einzelnen Austritts-Möglichkeiten gegen Mich vorgegangen ist.

An das Staats-Ministerium. gez. Wilhelm."

Unter den Papieren Bernstorffs findet sich noch der Entwurf zu einem zweiten Erlasse des Königs an das Ministerium vom 12. März 1862, in welchem der König die feste Erwartung ausspricht, daß die Wähler Preußens der Verpflichtungen gegen das Vaterland eingedenk sein und sich nicht durch die „Sprache einer Presse" beirren lassen würden, „deren Übertreibungen und Entstellungen unserer Zustände die Ehre des Vaterlandes bloßstellen und dessen Ansehen in Deutschland und Europa gefährden. — — Das preußische Volk kann", so schließt der König, — „Ich bin des gewiß — die Kraft des Vaterlandes nicht schwächen, es kann dem Auslande nicht das Schauspiel, vielleicht die Genugtuung des Zwiespalts zwischen Regierung und Landesvertretung bereiten wollen. Das preußische Volk wird unter Meiner Regierung hinter der Art, hinter der Gesinnung seiner Väter nicht zurückbleiben!"

Mit diesen Worten hatte der König auf die Einsicht und Unbefangenheit der Wähler sehr große Erwartungen gesetzt. Geringere Zuversicht herrschte in den Kreisen der Minister und der höheren Beamten. Das Kabinett bestand zur Hälfte aus gemäßigt liberalen, zur anderen Hälfte aus konservativen Männern. Eine Einigkeit in den schwebenden Fragen ließ sich bei dieser Lage der Dinge nur schwer herstellen. Die konservativen Minister von der Heydt, Roon und Bernstorff waren entschlossen, diesen Gegensatz zur Aussprache zu bringen. Sie reichten deshalb dem König eine — von Bernstorff verfaßte — Denkschrift ein, welche ihre Meinung über die künftig einzuschlagende innere und äußere Politik kräftig zum Ausdruck brachte. Den Anstoß dazu gab der Wunsch des zum Minister-Präsidenten ernannten Prinzen von Hohenlohe. Es muß hierbei daran erinnert werden, daß Schwerin im Namen des liberalen Teiles des Kabinetts Konzessionen an die Liberalen, namentlich in der Frage der Kreisordnung, um die damals ebenfalls der Kampf entbrannt war, verlangt hatte.

Denkschrift der Minister von der Heydt, Roon, Bernstorff.

Berlin, den 13. März 1862.

Dazu von Bernstorff mit Bleistift geschrieben:

„Auf den Wunsch meiner beiden konservativen Kollegen von mir aufgesetzt und demnächst von Seiner Majestät dem König als Programm angenommen, worauf die liberalen Kollegen ausgeschieden und das konservative Ministerium am 17. März gebildet ward.

Bernstorff."

Denkschrift.

„Nachdem sich in der gestrigen Sitzung des Staatsministeriums eine Diskussion darüber entsponnen hat, welche Vorschläge Seiner Majestät dem Könige infolge des Allerhöchsten Erlasses vom 11. d. M. zu machen sein werden, und sich dabei eine wesentliche und durchgreifende Meinungsverschiedenheit zwischen der Majorität und der Minorität des Staatsministeriums ergeben hat, der neu ernannte Herr Präsident des Staatsministeriums, Prinz zu Hohenlohe, aber wünscht, die Hauptpunkte dieser Meinungsverschiedenheit von beiden Seiten klar formuliert zu sehen, um sich zunächst selbst für die eine oder die andere Meinung erklären und demnächst Seiner Majestät über das Allerhöchstdemselben von ihm vorzuschlagende Programm Vortrag halten zu können, haben die drei unterzeichneten Staatsminister sich über die nachfolgenden Punkte geeinigt, welche sie sowohl der Allerhöchsten Ansprache vom 8. November 1858, als dem Allerhöchsten Erlasse vom 11. d. M. entsprechend erachten, und welche sie Seiner Majestät als Richtschnur für die künftige Haltung der Königlichen Regierung zu empfehlen für ihre Pflicht halten.

„1. Die Regierung wird alle ihr zu Gebote stehenden legalen und legitimen Mittel anwenden müssen, um den für eine konstitutionelle Regierung ganz unentbehrlichen und nach den Prinzipien aller konstitutionellen Länder vollkommen legitimen Einfluß auf die Wahlen zum Abgeordnetenhause zu üben. Sie wird hierzu alle ihre betreffenden Beamten, namentlich die Ober-Präsidenten, Regierungs-Präsidenten und Landräte, mit strengen und positiven Instruktionen zu versehen und ihnen diejenigen Personen, soviel es ihr möglich ist, namentlich zu bezeichnen haben, welche sie als

Regierungskandidaten betrachtet und gewählt wissen will.[1] Da es bis jetzt nicht gelungen ist, eine bestimmt ausgeprägte Regierungspartei im Lande zu bilden, so wird die Regierung da, wo sie keinen bestimmten ihr zugetanen Kandidaten bezeichnen kann, nicht nur den liberal-konservativen, sondern auch den streng-konservativen Kandidaten[2] vor denjenigen Kandidaten unbedingt den Vorzug zu geben haben, welche sich (wie in der aufgelösten Kammer die Fraktionen Jmmermann und Bockum-Dolffs, und bei der letzten entscheidenden Abstimmung selbst ein Bruchteil der Partei Grabow) mit der Fortschrittspartei mehr oder weniger auf demselben Boden bewegen, weil unter den ersteren keine[3] Umsturzelemente vorhanden sind, während sich unter den letzteren viele befinden, welche wenigstens die entschiedene Tendenz verfolgen, die Krone zu schwächen und den Schwerpunkt der Staatsgewalt in das Abgeordnetenhaus zu legen, also das rein parlamentarische Regiment zur Geltung zu bringen.

„Die Gefahr, etwa ein zu konservatives oder gar reaktionäres Haus der Abgeordneten zu bekommen, ist gegenwärtig weniger als jemals vorhanden. Die einzige wirklich drohende Gefahr ist, ein ebenso avanciert-liberales oder ein noch entschiedener zur parlamentarischen Regierung[4] drängendes Haus zu bekommen, als das eben aufgelöste es war. Das Verhalten der Regierung hat diese Gefahr das vorige Mal nicht zu beschwören vermocht, und ein gleiches Verhalten wird es im vorliegenden Falle noch weniger können, weil die konservative Partei, wenn die Regierung nicht ausdrücklich durch Tatsachen zu erkennen gibt, daß sie sich auf dieselbe stützen will, sich entweder der Mitwirkung bei den Wahlen ganz enthalten oder doch jedenfalls lau und passiv verhalten wird. Die Regierung hat bei ihrer bisherigen schwankenden, unbestimmten und sich oft widersprechenden Haltung keine Stütze im Lande gefunden, wie die letzten Wahlen es siegreich bewiesen haben. Sie hat daher in Zukunft nur die Wahl, sich entweder auf jene große konservative Partei zu stützen, welche sich aus den liberal-konservativen und den streng-konservativen verfassungstreuen Elementen des Landes bilden läßt, und welcher sich alsdann alle wahrhaft monarchisch-konstitutionellen Elemente anschließen werden, oder ihre Stütze[5] in der entschieden- und avanciert-liberalen Partei

zu suchen, welche sich, wie dies in der aufgelösten Kammer so klar hervorgetreten ist, immer mehr mit der eigentlichen Fortschrittspartei verschmelzen und dem von dieser gegebenen kräftigeren Impulse folgen wird. Beide Alternativen sind möglich, aber die letztere ist höchst gefährlich und führt jedenfalls zu dem direkten Gegenteil von dem, was des Königs Majestät will.[6] Dazwischen liegt aber nichts Mögliches, nichts Haltbares, und jeder Versuch, sich noch länger ohne positive Stütze in der Schwebe zwischen offen ausgesprochenen konservativen Grundsätzen und überstürzendem liberalen Fortschritt zu erhalten, muß unfehlbar zu gänzlich unhaltbaren Zuständen und folglich zur Notwendigkeit von Staatsstreichen führen. Zwischen jenen beiden Alternativen muß daher die Regierung wählen, wenn sie nicht großen Katastrophen entgegengehen will. Die Wahl liegt einzig und allein in der Hand Seiner Majestät des Königs. Zu welcher Wahl die Unterzeichneten Seiner Majestät ihrerseits nach gewissenhaftester Prüfung und Erwägung nur raten können, ist nicht zweifelhaft.

„Eine der notwendigsten Maßregeln, um auf den Ausfall der Wahlen zu wirken, wird auch eine richtige Leitung der offiziösen Presse sein. Dieselbe wird nicht, wie dies das vorige Mal der Fall war und jetzt auch schon wieder beginnt, gegen die extremen Parteien überhaupt, also gegen „Reaktionäre" wie gegen Fortschrittsleute, zu Felde ziehen dürfen, sondern sie wird im gegenwärtigen Falle nur die letzteren und ihre Richtung zu bekämpfen haben. Es sind diese,[7] welche die Auflösung des Abgeordnetenhauses nötig gemacht haben, und nicht etwaige Reaktionäre, welche sich nur in der äußersten Minorität in demselben befanden und welche, selbst wenn sie in viel größerer Zahl im künftigen Abgeordnetenhause vorhanden wären, der Regierung keine Verlegenheiten bereiten, sondern sie im Gegenteil bei den wichtigsten Fragen, wie z. B. bei der Militärfrage, unterstützen würden. Endlich wird von seiten des Justizministers in eindringlicher Weise auf die Justizbeamten, namentlich die Kreisrichter, zu wirken sein, um sie von dem Wühlen in ultraliberalem Sinne zurückzuhalten, und ihnen die Würde ihres Amtes ins Gedächtnis zu rufen.[8]

„2. Was die von dem aufgelösten Hause geforderte Spezialisierung der Etatsaufstellung betrifft, so wird dieselbe für das laufende

Jahr nicht stattfinden dürfen, da die Regierung dadurch selbst kundgeben würde, daß sie die Kammer ohne Grund aufgelöst habe. Für den nächsten Etat wird sie aber nur insoweit ausgeführt werden können, als sie das Recht der Krone nicht noch mehr beschränkt und die Bewegungen der Verwaltung nicht auf unzweckmäßige Weise hemmt."

Nachdem die Denkschrift noch eine Reihe von Maßregeln auf dem Gebiete der inneren Politik vorgeschlagen, fährt sie fort:*)

„7. In der auswärtigen Politik wird die Regierung ruhig und unbeirrt durch die Haltung ihrer äußeren Gegner, wie durch das Drängen der Fortschrittspartei im eignen Lande, den eingeschlagenen Weg kräftiger, nationaler und, wo es Not tut, handelnder Politik weiter zu verfolgen haben.

„8. Was endlich die von der Majorität des Staatsministeriums geförderte Ermäßigung des Militär-Etats, und dadurch zu ermöglichende Erlassung oder Ermäßigung des Steuerzuschlages von 25 pCt. betrifft, so verhehlen die Unterzeichneten sich nicht, daß dies einer der wichtigsten Punkte ist, um die es sich in diesem Augenblick handelt, und daß diese Frage der oppositionellen Richtung gewisser Klassen der Bevölkerung, welche in den letzten allgemeinen Wahlen ihren Ausdruck gefunden hat, vorzugsweise zum Vorwande hat dienen müssen. Ob aber eine Ermäßigung des Militär-Etats möglich ist, ohne die von des Königs Majestät durchgeführte Reorganisation der Armee rückgängig zu machen, oder in ihrer Wirkung zu stören, und daher der Wehrkraft des Landes wirklichen Abbruch zu tun, können die beiden mitunterzeichneten Minister des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten, welchen darüber kein sachverständiges Urteil beiwohnt, nur der Weisheit Seiner Majestät anheimstellen, und vermögen in dem Wunsche nach einer solchen Möglichkeit um so weniger die Berechtigung zu einer Programmsbedingung zu erblicken, als sämtliche Mitglieder des Staatsministeriums sich seinerzeit bei der Allerhöchsten Ordre vom 2. Dezember v. Js. stillschweigend be-

*) Die von der Denkschrift besprochenen Punkte 3 bis 6 können hier übergangen werden.

ruhigt und ihr keinen Widerspruch entgegengesetzt haben. Wenn daher die Möglichkeit einer Ermäßigung nicht vorhanden ist, so stehen und fallen die drei unterzeichneten Minister, wie sie dies schon vor Monaten Seiner Majestät versprochen haben, mit der Aufrechterhaltung des für die Reorganisation der Armee unentbehrlichen Etats. Ob die hierzu erforderlichen Mittel, wie es bisher beabsichtigt worden, durch Fortdauer des außerordentlichen Steuerzuschlages zu decken sein werden, oder ob sich noch andere Hilfsquellen dazu schaffen lassen, ist Sache des Finanzministers.

„Um schließlich ihre Ansichten im allgemeinen zusammenzufassen, glauben die Unterzeichneten noch ausdrücklich erklären zu müssen, daß sie keinen Rückschritt und auch keinen Stillstand in der Gesetzgebung wollen, sondern daß sie eine freisinnige Verwaltung und Gesetzgebung auf konservativer, an das Bestehende anknüpfender Grundlage und solche Reformen wollen, welche durch wirkliches Bedürfnis geboten sind, nicht aber solche, welche bloß aus Prinzip um des Reformierens willen und, um dem nie endenden Drängen der Fortschrittspartei zu genügen, vorgenommen werden sollen.

Berlin, den 13. März 1862.

(gez.) v. der Heydt. (gez.) v. Roon. (gez.) Bernstorff."

Randbemerkungen des Königs zu dieser Denkschrift:

1) Jedoch ohne alle und jede Einschüchterungs-Mittel anzuwenden.
2) aber niemals wirkliche †Zeitungsleute.
3) die Extremen. aber sich selbst umstürzen.
4) richtig.
5) niemals!
6) richtig. —
7) Die Reactionairen aber auch, wenn sie durch Angriff auf die Regierung dieselbe zur scharfen Vertheidigung herausfordern.
8) Alle vorstehenden Bemerkungen namentlich die letzte ist auf das Strengste vom Staatsministerium zu befolgen.

Berlin, 15. 3. 62. W.

Die Gegendenkschrift der Minister Auerswald, Patow, Pückler, Schwerin, Bernuth vom 14. März 1862, welche sich ebenfalls unter Bernstorffs Papieren findet, gibt den liberalen Anschauungen ihrer Unterzeichner lebhaften Ausdruck.

„Wir halten es," heißt es darin, „für unsere heiligste Pflicht, die der Krone verfassungsmäßig zustehenden Rechte zu verteidigen und vor jeder Schmälerung zu bewahren. Wir sind aber von der Überzeugung durchdrungen, daß diese Rechte der Krone nur dann vollkommen gesichert sind, wenn gleichzeitig auch der Landesvertretung die Rechte nicht vorenthalten oder verkümmert werden, welche dieselbe nach dem Buchstaben und dem Geiste der Verfassungsurkunde in Anspruch zu nehmen befugt ist.*)

„Obwohl die Grenzlinien nicht scharf zu ziehen sind, lassen sich doch augenscheinlich im Lande drei große Parteien unterscheiden:

1. Die Fortschrittspartei mit Einschluß der demokratischen Partei,
2. die alt-liberale Partei,
3. die reaktionäre oder feudale Partei.

„Die liberale Partei nennt sich selbst die konstitutionelle, die reaktionäre nennt sich selbst die konservative. Beide Bezeichnungen können zu Mißverständnissen führen: Auch die feudale Partei will in vielen ihrer Mitglieder die Konstitution nicht beseitigt wissen, und die liberale Partei macht in ihren besonnenen Mitgliedern nicht mit Unrecht den Anspruch, die wahrhaft konservative zu sein.**)

„Ein Ministerium, welches auf die bevorstehenden Wahlen einen Einfluß ausüben will, welches überhaupt einen Bestand von einiger Dauer versprechen soll, muß die Majorität des Landes für sich haben. Um dies zu erreichen, muß es sich notwendig auf eine der vorhandenen Parteien stützen und die Hoffnung hegen können, daß dieser Partei teils die ihr näher stehenden Elemente der anderen Parteien, teils und hauptsächlich die große Masse derer,

*) Randbemerkung des Königs: „Hierin liegt die Differenz, d. h. in dem Maaße der Ausführung."

**) Randbemerkung des Königs: „Diese zu vereinigen habe ich vergeblich verlangt vom Ministerium seit Einem Jahre!"

welche sich äußerlich von allem Parteitreiben fern halten, folgen werden.

„Daß der Fortschrittspartei überhaupt oder wenigstens insoweit als sie eine demokratische Partei ist, entgegengetreten werden muß, darüber waltet überall kein Zweifel ob. Es bleibt daher nur die Wahl zwischen den beiden anderen Parteien.

„Nach unserer, auf einer gewissenhaften und reiflichen Erwägung aller Verhältnisse beruhenden Überzeugung kann ein Ministerium nur dann ein günstiges Resultat der Wahlen in Aussicht nehmen, und sofern es an dem Programm vom 8. November festhalten will, nur dann Bestand haben, wenn die liberale Partei mit Überzeugung und darum mit Kraft und Erfolg für dasselbe in die Schranken zu treten bereit und imstande ist. Dies wird aber der liberalen Partei nur möglich gemacht, wenn das Ministerium die oben entwickelten Grundsätze mit Konsequenz durchführen will und darf. Wenn nach dem Allerhöchsten Erlasse vom 11. d. Mts. die in der letzten Sitzung eingebrachten Gesetze als das Äußerste betrachtet werden sollen, was in der Richtung, wie weit in Preußen das königliche Machtprinzip beschränkt werden darf, gegeben werden konnte, so können wir damit, soweit es sich eben um das königliche Machtprinzip handelt, uns nur vollkommen einverstanden erklären. — Soweit es sich aber um Rechte handelt, welche die Krone zwar faktisch bisher geübt hat, welche aber nach dem Prinzip der Verfassung der Landesvertretung nicht vorenthalten werden können, wird es unserer Überzeugung nach die Krone kräftigen, wenn die Veranlassung steten Mißtrauens und immer wiederkehrender Angriffe hinweggeräumt wird.

„Wenn ferner von weitergehenden Konzessionen keine Rede mehr sein soll, so können wir auch damit einverstanden sein, wir glauben aber weitergehende Maßregeln, welche uns durch innere Gründe geboten erscheinen, nicht als ausgeschlossen betrachten zu dürfen.

„Wenn wir von diesem unserem Standpunkte aus prüfen, was in der bevorstehenden und in der dann folgenden ordentlichen Sitzung und was mit Bezug auf die Wahlen zu tun sein wird, so gelangen wir zu folgenden Resultaten, welche zugleich unseren Standpunkt

in betreff der außerdem etwa noch zu lösenden Fragen deutlich bezeichnen werden:

„1. Dem bevorstehenden Landtage wird, sofern nicht veränderte Umstände ein anderes Verfahren motivieren, außer den Handelsverträgen nur
der Staatshaushalts-Etat,
die Militär-Novelle und
das Gesetz wegen des Zuschlages zur Einkommensteuer usw., vorzulegen sein.

„2. Der Staatshaushalts-Etat wird bereits pro 1862, nach Maßgabe der namens der Staatsregierung bereits gemachten Andeutungen, mehr zu spezialisieren sein.*)

„3. Die Reorganisation des Heeres muß unbedingt aufrecht erhalten und vollständig durchgeführt werden. Die dadurch verursachten Ausgaben üben aber in der Tat einen die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte des Landes und die Befriedigung der in allen Zweigen der Zivilverwaltung hervortretenden dringenden Bedürfnisse zu sehr beeinträchtigenden Druck aus oder werden wenigstens einen solchen Druck ausüben, wenn die Kosten der noch zu errichtenden Kavallerie-Regimenter, die Zinsen der für Hafenbauten und die Vermehrung der Marine, eventualiter auch für die Verstärkung der Festungen zu kontrahierenden Anleihen und die dadurch bedingten fortlaufenden Mehrausgaben hinzutreten. Die Höhe des Militäretats hat wesentlich die letzte ungünstige Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses herbeigeführt und wird voraussichtlich auf die bevorstehenden Wahlen wiederum einen entscheidenden Einfluß üben. Wir halten es deshalb, wenn überhaupt das Fortbestehen gesetz- und verfassungsmäßiger Zustände in unserem Vaterlande nicht gefährdet werden soll, für dringend geboten, im Wege der von des Königs Majestät für den Fall einer finanziellen Notwendigkeit in Aussicht gestellten Maßregeln auf weitergehende Ersparnisse Bedacht zu nehmen, und wenn es

*) Randbemerkung des Königs: „Minister v. Patow hat ja vor der Auflösung erklärt, daß dieß unmöglich sei, und darum folgte das Mißtrauensvotum und darauf die Auflösung?!"

irgend geschehen kann, noch in dem Bedarf des Jahres 1862 eine Ermäßigung eintreten zu lassen. Sollte dies absolut unmöglich sein, so wird es wenigstens unbedingt erforderlich sein, die Mittel für die weitere Durchführung der Reorganisation — die Errichtung der neuen Kavallerie-Regimenter*), die Herstellung neuer Geschütze usw. durch solche Ersparnisse flüssig zu machen, und dazu, daß dies geschehen werde, schon jetzt eine bestimmte Aussicht zu eröffnen. Wir sind der unvorgreiflichen Ansicht, daß eine weitere Beschränkung der Ausgaben möglich ist, ohne die Organisation und die Kriegstüchtigkeit des Heeres zu beeinträchtigen. Sollte aber auch diese Ansicht nicht geteilt werden, so würden doch die etwa entstehenden Nachteile den verhängnisvollen Folgen gegenüber nicht schwer ins Gewicht fallen, welche dann eintreten müssen, wenn in Preußen eine verfassungsmäßige Regierung nicht mehr möglich ist.

„4. Eine mäßige Herabsetzung des Zuschlages der 25 vH. ist im höchsten Grade zu wünschen. Ob dieselbe zulässig sein wird, muß näher erwogen werden und wesentlich von der ad 3 zu treffenden Entscheidung abhängen." —

Der Schluß der Denkschrift verlangt: keine Unterstützung der Konservativen bei den Wahlen, weil diese Feinde der Regierung seien, in keinem Falle dürften sie begünstigt werden.**) Zum Schlusse bieten die Unterzeichneten ihre Demission an, wenn der König sich gegen die von ihnen vertretenen Grundsätze entscheiden sollte. Nach der Ablehnung der Anträge Schwerins durch den Monarchen erfolgte der Austritt von Auerswald, Schwerin, Patow, Bernuth, Pückler. Über die Grundsätze, die den König bei der

*) Randbemerkung des Königs: „Davon ist schon seit einem Jahre garnicht mehr die Rede!"

**) Randbemerkung des Königs: „warum denn nicht die vernünftigen Konservativen begünstigen!!" Die Denkschrift hatte hervorgehoben, die Kreuzzeitung habe ihre Freunde bereits aufgefordert, „für den Fall, daß die Neuwahlen unter den Auspizien des jetzigen Ministeriums statthaben sollten, ernsthaft zu erwägen, ob sie nicht besser täten, die sichere Niederlage den Gouvernementalen allein zu überlassen. Die Wahl dieser Partei darf man geschehen lassen, aber nicht begünstigen!" Auf den letzten Satz bezieht sich die Randbemerkung des Königs.

Rekonstruierung des Kabinetts leiteten, belehrt am besten der Erlaß des Königs an das Staatsministerium vom 17. März 1862.

Erlaß des Königs an das Staatsministerium.

Berlin, den 17. März 1862.

„Bei der Bildung eines neuen Ministeriums stehe Ich unwandelbar fest auf den Grundsätzen, welche Ich am 8. November 1858 bei Bildung des damaligen Ministeriums ausgesprochen habe, und wie Ich dies bei jeder Gelegenheit öffentlich aussprach. Namentlich:

„a) daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich ist und daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen, konservativen Grundlagen beruhen muß, wobei von allen Extremen man sich fern zu halten habe.

„b) eine Regierung ist stark, wenn sie sich auf Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz basirt.

„c) Versprochenes muß gehalten werden; aber einem unbesonnen Drängen zu Reformen muß muthig entgegengetreten werden.

„Der Ausbau der Verfassung ist das Versprochene, was gehalten werden muß. Aber Preußens Krone muß dabei stark und kräftig bleiben.

„In den 3 Jahren seit 1858 ist in dieser Beziehung bereits Vieles geleistet und die bessernde Hand angelegt, und Vieles in dieser Richtung lag dem aufgelösten Landtage vor. Das Maaßhalten in diesem Fortbau ist Aufgabe der Regierung, aber ebenso ist dies Maaßhalten auch von den anderen Faktoren der Gesetzgebung nothwendig und ein Hauptaugenmerk der Regierung, und werde Ich daher hierauf wachen und seiner Zeit die Anordnungen treffen, welche in beiden Häusern des Landtages einem Widerstand begegnen müssen, der einer gesunden und zeitgemäßen Entwickelung des Staatslebens sich entgegenstellt.

„Die bereits eingebrachten Gesetzesvorlagen werden dem neu zusammentretenden Landtage wiederum vorgelegt

„Das Budget muß die Hauptaufgabe desselben sein. Ist statt der angefeindeten Zuschlags-Steuer ein anderer Modus zu finden, der die zur Reorganisation der Armee nöthigen Gelder beschafft,

so sehe Ich den Vorschlägen dazu entgegen. Sollten die nöthigen Summen im ersten Jahr dann nicht ganz zur Deckung der nothwendigen Mittel reichen, so sehe Ich aus allen Ministerien, also auch aus dem des Krieges, Vorschlägen zu Ersparungen entgegen.

„In der deutschen Politik habe Ich durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Ansichten aufstellen lassen, welche zu einer größeren Einigung des Gesammt-Vaterlandes führen können, die einer freien Vereinbarung der Bundesglieder vorbehalten bleiben muß. Ein festes und consequentes Verfahren hat nach 3jährigem Festhalten an der Rechtsauffassung in der Kurhessischen Verfassungsfrage endlich zu dem Resultat geführt, daß Oesterreich, unserer Ansicht beitretend, gemeinschaftlich mit Mir die nöthigen Vorlagen am Bundestage gemacht hat.

„In der äußeren Politik wiederhole ich die 1858 ausgesprochene und stets festgehaltene Ansicht, daß wir mit allen Großmächten im freundlichen Vernehmen uns zu erhalten haben, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich durch frühzeitige Tractate die Hände zu binden.

„Auf die Wahlen zu wirken, ist von heute an die Hauptaufgabe des Ministeriums. Alle gesetzlichen und legalen Mittel müssen in Anwendung gebracht werden, um eine Kammer im Sinne dieses Programms zu erzielen, und sehe ich den Vorschlägen dieserhalb unverzüglich entgegen.

„Einschüchterungen und Drohungen dürfen dabei aber niemals zur Anwendung Seitens der Behörden eintreten.

„Zu dem Allen gebe Gott seinen Segen.

gez. Wilhelm."

An Stelle der ausgeschiedenen Minister wurden ernannt v. Mühler, v. Holzbrinck, die Grafen zur Lippe und Itzenplitz und Herr v. Jagow. Mit diesem jetzt ganz aus Konservativen gebildeten Kabinett hoffte der Monarch den Kampf um die Militärreform wirkungsvoll führen zu können.

Postscriptum zu einem Handschreiben des Königs an Hohenlohe vom 29. März 1862 (Berlin).

„Soeben lese ich ein Gedicht aus der Kreuzzeitung, überschrieben: »Der Prophet«, und unterschrieben: Radis, welches

eine allgemein verständliche Aufforderung zum Straßenkampf enthält. Dies ist einer jener Angriffe gegen die Tendenzen meiner Regierung, die auf das Entschiedenste zu bekämpfen sind; meine letzte Randbemerkung in der Denkschrift der Minorität enthält das als Vorschrift. Sie wollen also dafür sorgen, daß in der Sternzeitung dieses Gedicht gebührend abgefertigt werde, da ich nicht will, daß meine Regierung wegen dergleichen Elaboraten als etwa zu ihrem System gehörig verdächtigt werde."

Als Bismarck Bernstorff damals zum Ministerwechsel gratulierte, antwortete ihm letzterer am 3. April: „Ihren Glückwunsch zum Wechsel im Ministerium nehme ich dankbar an. Wenn er nicht eingetreten wäre, so würde ich mit dem nicht sehr befriedigenden Gefühle zurückgetreten sein, einen vergeblichen und erfolglosen Versuch gemacht zu haben, ein ungeheures, auch meine Reputation berührendes Opfer zu bringen, um eine Wandlung herbeizuführen. Daß diese nun endlich eingetreten, ist in meinen eigenen Augen die einzige Rechtfertigung des Schrittes, den ich von diesem Gesichtspunkte aus auf den entschiedenen Wunsch des Königs zu tun für meine Pflicht hielt. Nachdem dies geschehen, könnte ich schon mit einer gewissen Befriedigung wieder austreten und würde dies mit großem Vergnügen tun, wenn der König nicht darin eine Desertion vor dem Kampfe sehen könnte und wahrscheinlich würde. Deshalb muß und will ich noch aushalten, falls nicht besondere Inzidenzfälle, welche noch bei Vervollständigung des Ministeriums eintreten können, mich befreien!"*)

Der Erlaß des Ministers des Innern an die Ober-Präsidenten vom 22. März 1862 stellt sich dann vollständig auf den von Bernstorff, Roon und v. der Heydt in der genannten Denkschrift vertretenen Standpunkt betreffs der Wahlen. Bei denselben sollten die Konservativen im wesentlichen unterstützt werden, ohne daß jedoch irgend welcher Zwang oder Einschüchterung gegen Andersdenkende anzuwenden versucht werden sollte. Königlichen Beamten sei es, so hieß es in dem Aktenstück, direkt zu untersagen, in die

*) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 140. Bernstorff an Bismarck. Berlin, 3. April 1862. (Privatschreiben.)

Wahlagitation gegen die königliche Regierung einzutreten. Die ausführenden Organe dieser Politik scheinen jedoch an sehr vielen Stellen über ihre Instruktionen hinaus gegangen zu sein. So folgten denn jeder wirklichen Wahlbeeinflussung heftige Proteste im Lande. Und als nun noch gar das vertrauliche Schreiben v. der Heydts an Roon bekannt wurde, in welchem ersterer die Herabsetzung der Ausgaben für das Militärbudget forderte, fühlte sich die Opposition im Sattel. Aus den Neuwahlen gingen die Anhänger der Fortschrittspartei abermals bedeutend verstärkt hervor, während die liberale Mittelpartei dezimiert wurde.

Die an dieser Stelle beigegebenen Aktenstücke beziehen sich auf den neuen Versuch zur Verständigung mit dem Abgeordnetenhause, der auf dem Plan v. der Heydts basierte:

Roon an Bernstorff.

8. April 1862 (Amtliches Schreiben).

„Eure Exzellenz beehre ich mich in der Anlage Abschrift einer unterm 5. d. Mts. an den General-Feldmarschall Freiherrn v. Wrangel ergangenen Allerhöchsten Kabinettsordre, betreffend den Zusammentritt einer Kommission von höheren Generalen, behufs Ermittlung von zeitweisen Ersparnissen im Militäretat, zur gefälligen Kenntnisnahme ganz vertraulich mitzuteilen:

Aus der Kabinettsordre des Königs.

5. April 1862 (unvollständig).

„Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters und Meines hochseligen Herrn Bruders Majestäten haben, wie es in Preußen von jeher Gebrauch gewesen ist, vor wichtigen die Armee betreffenden Maßnahmen die Meinung höherer Generale vernommen.

„So habe auch Ich im Jahre 1859 eine Kommission von höheren Offizieren unter Ihrem Vorsitze berufen, um deren Ansicht über die nothwendig gewordene Reorganisation der Armee zu hören.

„Diese große Maßregel ist zum wahren Besten der Armee und daher zum Wohle des Vaterlandes in der Hauptsache in's Leben getreten. Aber bei ihrer Durchführung im Einzelnen habe Ich stets auf die Finanzkräfte des Staates Rücksicht genommen. Diese Rück-

sichten, deren Gewicht, wie Ich es wiederholt ausgesprochen habe, nie von Mir verkannt worden sind, haben mich veranlaßt, die volle Durchführung der Reorganisation nur nach Maßgabe der disponiblen Finanzkräfte anzuordnen, und habe Ich daher vorläufig Ersparnisse eintreten lassen, soweit es mit der Schlagfertigkeit Meiner Armee vereinbar war. Von dieser hängen die Sicherheit und die Unabhängigkeit des Thrones und des Staates ab, und auf deren Kosten sind Ersparnisse nicht möglich. Zur Aufrechterhaltung der Tüchtigkeit, der inneren Energie und der Schlagfertigkeit der Armee gehören aber die Grundsätze, die Ich im Einverständnisse mit Meinen kriegserfahrenen Generalen, als unbedingt nothwendig anerkannt habe.

„Dies sind: eine dreijährige Dienstzeit bei der Fahne und eine Kadrestärke, wie sie gegenwärtig besteht. — Die Verhältnisse des Staates machen jedoch für die nächste Zeit eine Verminderung der Ausgaben in allen Zweigen der Verwaltung wünschenswerth. Auch Meinen Kriegsminister habe ich angewiesen, Mir Vorschläge darüber zu machen, ob in dem ihm anvertrauten Ressort noch weitere Ersparnisse zulässig sind. Derselbe hat Mir vorgetragen, wie er, bei der Wichtigkeit dieser Frage, es wünschen müsse, dies nicht einseitig, sondern erst nach Besprechungen und Berathungen mit höheren Generalen der Armee thun zu dürfen. Ich will daher eine Kommission unter Ihrem Vorsitz zusammentreten lassen, um darüber zu berathen, ob bei strenger Innehaltung der oben bezeichneten Grundsätze, vorübergehende Ersparnisse in dem Militär-Etat zulässig sind."

Auf die nun folgenden parlamentarischen und politischen Vorgänge der nächsten Monate einzugehen, würde den dieser Darstellung gezogenen Rahmen überschreiten. In einem dem Könige eingereichten Bericht vom 9. September 1862 erörterte das Staatsministerium noch einmal die ganze budgetrechtliche Situation unter Betonung der großen Gefahren der Lage. Das Aktenstück kommt zu dem Schlusse, daß, wenn der vorgelegte Etatentwurf von dem Landtage verworfen und der Regierung dadurch die verfassungsmäßige Grundlage der Verwaltung entzogen werde, „sie unmöglich diesen brennenden Konflikt fortdauern lassen" könne.

„Sie würde sonst gänzlich den Boden der Verfassung aufgeben, weil sie sich damit die Befugnis beilegen würde, gegen den ausdrücklichen Beschluß der bestehenden Landesvertretung und ohne gesetzlichen Etat die Staatsausgaben zu bestreiten."

Bericht des Staatsministeriums an den König.

Berlin, 9. September 1862.

An
des Königs Majestät.

„Eurer Königlichen Majestät bitten wir untertänigst in der gegenwärtigen ernsten Situation, da die Beratung des Militär-Etats im Hause der Abgeordneten bevorsteht, über unsere Stellung in dieser wichtigen Angelegenheit, sowie über die Verwicklungen, welche voraussichtlich daraus hervorgehen können, ehrfurchtsvoll Vortrag halten zu dürfen.

„Die Budgetkommission des Hauses der Abgeordneten hat in ihrem Bericht über den Militäretat für das Jahr 1862 den Antrag gestellt, die durch die Reorganisation des Heeres verursachten Kosten von etwa $6^1/_2$ Millionen Taler, obwohl dieselben jetzt schon größtenteils verausgabt worden, vom Etat abzusetzen. Das Staatsministerium wird diesem Antrage und den Ansichten, auf denen er beruht, in gleicher Weise, wie bei den bisherigen Verhandlungen mit aller Entschiedenheit entgegentreten und die Bewilligung des unverkürzten Etats fordern.

„Der Militär-Etat für 1862 ist im Anschluß an die Etats der beiden Vorjahre und auf Grund der darüber stattgefundenen Verhandlungen des Landtags aufgestellt worden. Die Regierung hat hiernach in gutem Glauben die Ausgaben im laufenden Jahre bestritten und kann ebensowenig zugeben, daß sie damit ihre Befugnisse überschritten und sich einer Verfassungsverletzung schuldig gemacht, als sich dazu entschließen wollen, durch eine besondere nachträgliche Vorlage die Indemnität für diese Ausgaben nachzusuchen. Das Staatsministerium darf jedoch angesichts der drohenden Krisis sich nicht der Verpflichtung entziehen, die weiteren Eventualitäten ins Auge zu fassen. Nach dem Standpunkte der Parteien im Hause der Abgeordneten und nach Lage der Verhältnisse, soweit wir sie übersehen können, ist mit Wahrscheinlichkeit zu

„Eurer Königlichen Majestät werden wir nicht verfehlen, sobald ein entscheidender Beschluß des Hauses der Abgeordneten erfolgt sein wird, weiteren alleruntertänigsten Bericht zu erstatten.

Das Staatsministerium.

gez.: v. der Heydt. v. Roon. v. Mühler. Graf v. Itzenplitz. Graf zur Lippe. v. Jagow. v. Holzbrinck. Bernstorff.

Von Bedeutung erscheint es, daß auch Roon dieses Aktenstück mit unterzeichnet. Bekanntlich war auch er eine Zeitlang einem Kompromiß geneigt. In der Landtagssitzung vom 17. September — wo Vincke glänzend für die Reorganisation sprach und selbst Twesten auf die große Bedenklichkeit und praktische Unzulässigkeit der von der Kommission des Abgeordnetenhauses gestellten Anträge aufmerksam machte — vertrat er den Standpunkt der Regierung, „welche", wie er sagte, „keineswegs auf das spekuliert, was man einen Konflikt nennt, sondern vielmehr das Bedürfnis fühlt, eine Einigung über die obschwebende Frage herbeizuführen". Das Haus gewann den Eindruck, als ob Roon eine Verständigung auf der Grundlage der zweijährigen Dienstzeit für möglich halte. Auch Bernstorff war dieser Meinung gewesen. In einer späteren Unterhaltung mit Lord A. Loftus, gleich nach seinem Rücktritte, sagte er, Roon habe eine Konzession auf seine eigene Verantwortung gemacht, ohne sich vorher mit seinen Kollegen darüber in Übereinstimmung zu setzen. Aber da er sie einmal gemacht, „hätte er die Konzession auch nicht zurückziehen dürfen".*) In demselben

verwürfe, nach den also nicht zustande gekommenen Etats fortgesetzt verfahren werden sollte und könnte. Jetzt wird dies als verfassungswidrig erklärt und zur abermaligen Auflösung des Abgeordnetenhauses geraten, was bisher als das Untunlichste erschienen war.

„Da ich bei der erst aufgestellten Ansicht stehen bleibe, so werde ich in einem Konseil die Angelegenheit beraten lassen.

Baden, 10. September 1862.

gez. Wilhelm."

*) Lord A. Loftus I, 241 (das ganze Gespräch S. 240—241) „but having made it, he (Bernstorff) considered that it should not have been retracted". Daß auch Bismarck eine Verständigung auf Grund der zweijährigen Dienstzeit für

Gespräche gab Bernstorff dem englischen Vertreter eingehend die Gründe an, weshalb er sich vom Amt zurückziehe. Er habe, sagte er, den gegenwärtigen Kurs nicht mitmachen können, weil derselbe nach seiner Ansicht den König entweder zur Thronentsagung nötigen, oder ihn zwingen werde, zu verfassungswidrigen Mitteln zu greifen. Die erstere Eventualität würde ein Unglück für das Land sein, zu der zweiten werde der König, wie er ihn kenne, sich niemals entschließen. Es bliebe also nur ein Kompromiß mit dem Landtage übrig. Zum Schlusse dieser Unterhaltung beklagte sich Graf Bernstorff noch über die Artikel, die die englische Presse anläßlich seines Rücktritts gebracht, namentlich über die „Times", die seiner Demission Motive rückschrittlicher und reaktionärer Natur untergelegt hätte. Vielmehr habe er im Ministerkonseil fest und offen seine Meinung dahin geäußert, daß er ohne Budget nicht regieren werde. Er wolle weder den Vorwurf der Verletzung der Verfassung auf sich laden, noch den Sprung ins Dunkle mitmachen.

Von großem Interesse ist in diesem Zusammenhange die an König Wilhelm gerichtete dringende Bitte, in seinem hohen Amte auszuharren, eine Bitte, die sich in dem Entlassungsgesuche Bernstorffs vom 19. September findet. In diesem letzteren wird auch die gesamte politische Lage gestreift.

Bernstorff an den König (Entlassungsgesuch).

Berlin, 19. September 1862

„Allerdurchlauchtigster ....

Durch des Kronprinzen Königliche Hoheit erfahre ich zu meinem tiefsten Schmerze, daß Eure Majestät noch mit dem unseligen Gedanken einer Abdikation umgehen. Wenn Allerhöchstdieselben Sich hierzu durch die Haltung des Staatsministeriums in den letzten Konseilsitzungen und insbesondere eines Teiles des-

möglich hielt, zeigt folgende Stelle eines späteren Briefes Bismarcks an Bernstorff: ....„Der König lehnt die zweijährige Dienstzeit prinzipiell ab. Ich enthalte mich der Kritik über diesen Punkt; zweijährige mit Kapitulanten würde bei der Infanterie wohl genügen, bestände der König aber auf zehnjähriger, so würde ich über diese Dinge ihm den Gehorsam nicht versagen!" (Bismarck-Jahrbuch VI, S. 166. Bismarck an Bernstorff. Berlin, 21. November 1862.)

selben, welchem ich angehöre, gedrängt fühlen, so ist das für uns um so schmerzlicher, als unsere pflichtmäßigen und wohlgemeinten Ratschläge gerade vorzugsweise zum Zwecke hatten, einer ähnlichen unheilvollen Katastrophe rechtzeitig vorzubeugen. Denn kommen muß und wird der Augenblick der Notwendigkeit einer Verständigung mit der Landesvertretung über die gesetzlichen Grundlagen der veränderten Heeresorganisation und die Mittel zu ihrer Aufrechterhaltung, und je länger diese Verständigung hinausgeschoben, je mehr sie im allerletzten Augenblicke, nach Erschöpfung aller verfassungsmäßigen Mittel, zur unabweisbaren bitteren Notwendigkeit wird und dann bedingungslos angenommen werden muß, um so dringender war mein Wunsch und der einiger meiner Kollegen, Eurer Majestät eine solche Eventualität zu ersparen und das Mittel zu ergreifen, welches sich uns fast providentiell darzubieten schien, um noch eine Verständigung möglich zu machen, bei der die Reorganisation der Armee nicht rückgängig gemacht wurde.

„Wir können uns irren, und ich werde mich unendlich freuen, wenn ich mich geirrt habe und es Eurer Majestät Regierung später noch gelingt, auf verfassungsmäßigem Wege ihren Willen durchzusetzen. Aber die Gesinnung, aus welcher meine ebenso freimütigen als ehrfurchtsvollen Ratschläge hervorgegangen sind, kann Eurer Majestät nicht zweifelhaft sein, und ich bin auch gewiß, daß Allerhöchstdieselben daran nicht zweifeln. Da nun aber Eure Majestät uns in der vorgestrigen Konseilsitzung zu sagen geruht haben, daß diejenigen unter uns, welche Allerhöchstdenselben auf dem bezeichneten Wege nicht folgen können, ausscheiden möchten, und ich meiner innigsten und pflichtmäßigen Überzeugung nach auf dem Wege des Fortregierens ohne Budget oder mit einem verweigerten Budget nicht folgen kann, da ferner die unheilvolle Wirkung der gestrigen Erklärung des Kriegsministers auf das Abgeordnetenhaus, wie ich es vorausgesehen und gesagt habe, heute schon auf das schärfste hervorgetreten ist, und da endlich hierdurch meiner Überzeugung und meinem Gefühl nach das Ministerium der Landesvertretung gegenüber schwer kompromittiert ist und in einem falschen unzuverlässigen Lichte erscheint, wodurch es ihm unmöglich wird, Eurer Majestät noch ersprießliche Dienste zu leisten,

so bitte ich Eure Majestät ebenso ehrfurchtsvoll als inständig, mir allergnädigst zu gestatten, aus dem Ministerium zurückzutreten.

„Mein innigster Wunsch und mein dringendes fußfälliges Flehen geht dahin, daß Eure Majestät dem oben berührten unseligen Gedanken keine Folge geben wollen, und daß es mir vergönnt sein möge, Allerhöchstdenselben noch lange in anderen Stellungen treu und untertänig zu dienen.

„In tiefster Ehrfurcht und mit schmerzlich bewegtem Herzen ersterbe ich Eurer Königlichen Majestät . . .

Bernstorff."

Nach der Mahnung des Königs, daß diejenigen Kabinettsmitglieder, welche es mit ihrer Überzeugung nicht mehr für vereinbar halten sollten, die bisherige Bahn weiterzugehen, aus der Regierung ausscheiden möchten, trat nun an die Minorität des Staatsministeriums*) die Notwendigkeit heran, ihren Entschluß, die Bürden ihres Amtes niederzulegen, vor dem Monarchen zu rechtfertigen. Bernstorff unterzog sich auf Ansuchen jener Minorität dieser Aufgabe. Das nachfolgende von ihm entworfene Promemoria (es befindet sich, von Bernstorff eigenhändig niedergeschrieben, unter den nachgelassenen Papieren) zeigt, in welcher würdigen und streng sachlichen Weise er der Bitte seiner Kollegen nachkam. Stellt man sich, wie er es hier tut, streng auf den konstitutionellen Standpunkt, so ist die Logik seiner Beweisführung in der Tat unwiderleglich.

Promemoria
(von Bernstorff aufgesetzt).

Berlin, 19. September 1862.

„Die letzten Konseilsitzungen haben ernste Meinungsverschiedenheiten im Schoße des Ministeriums und zugleich gewisse Gesichtspunkte an Allerhöchster Stelle hervortreten lassen, mit denen es jedenfalls der Minorität des Ministeriums schwer, ja unmöglich werden würde, sich einverstanden zu erklären. Es ist daher durch-

*) Zu dem auf Bernstorffs Seite stehenden gemäßigten konservativen Ministerium gehörten: v. Hohenlohe-Ingelfingen, v. der Heydt, v. Jagow, v. Holzbrinck.

aus notwendig, daß zunächst das Ministerium sich in sich selbst einige und demnächst, wenn dies ihm gelingt, Seiner Majestät dem Könige diejenigen Gesichtspunkte klar und unumwunden darlege, von denen es durch alle Phasen der gegenwärtigen Krisis hindurch unabänderlich ausgehen muß.

„In dem Bericht des Staatsministeriums vom 9. d. Mts. ist Seiner Majestät gegenüber bereits ausdrücklich die Ansicht ausgesprochen worden, daß ein Fortregieren mit dem verworfenen Budget verfassungswidrig sei und daß daher dem Ministerium, wenn nach der Verwerfung seine Entlassung Allerhöchsten Orts nicht angenommen werden sollte, nur übrig bleiben würde, zur Auflösung des Abgeordnetenhauses zu schreiten. Diese Ansicht des gesamten Staatsministeriums ist von des Königs Majestät in dem Allerhöchsten Dekret vom 10. d. Mts. verworfen worden, und in den Konseilsitzungen der letzten Tage, wo die von Seiner Majestät festgehaltene Ansicht auf das entschiedenste hervortrat, daß auch selbst über das laufende Etatsjahr hinaus ohne Budget fortregiert werden könnte, wenn kein Budget zustande gekommen sei, hat die Majorität des Staatsministeriums sich dieser Ansicht nicht entgegengestellt und die Minorität nicht in ihren Bestrebungen unterstützt. Diese Bestrebungen gingen dahin, gerade um jener von dem ganzen Staatsministerium anerkannten Verfassungswidrigkeit willen Seine Majestät zu bewegen, in einen Weg einzulenken, der dahin führen könnte, möglicherweise noch in der letzten Stunde den schweren Konflikt zwischen den Staatsgewalten zu vermindern und zu einer Verständigung zwischen der Regierung und dem Abgeordnetenhause zu gelangen, welche die Armeereorganisation auf gesetzliche Grundlagen stellen und dadurch ihre Aufrechthaltung in der Hauptsache, nämlich ihrem Umfange nach, sichern würde, wenn auch die Überzeugungen und Wünsche der Regierung in betreff der Dauer der Dienstzeit sich für jetzt dem unabweisbaren Bedürfnis der Verständigung unterordnen müßten.

„In der Denkschrift der Minorität des vorigen Ministeriums vom 13. März d. Js., welcher auch die neueintretenden Mitglieder des jetzigen Ministeriums beigetreten sind, haben die drei Unterzeichner derselben erklärt, daß sie mit der Aufrechterhaltung des

für die Reorganisation unentbehrlichen Etats stehen und fallen werden, wenn die Möglichkeit einer Ermäßigung nicht vorhanden ist. Dieser ihrer Verpflichtung sind sie bisher treu nachgekommen und werden dies ohne Frage auch ferner tun. Zu Mehrerem aber haben sie sich nicht verpflichtet. Vermögen sie den unentbehrlichen Etat auf verfassungsmäßigem Wege nicht aufrechtzuerhalten, so fallen sie mit demselben und wenn nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen Mittel der Konflikt zwischen der Krone und dem Hause der Abgeordneten fortbesteht, so bleiben der ersteren nur zwei Alternativen, nämlich entweder dem Willen des letzteren nachzugeben oder außer der Verfassung liegende Mittel anzuwenden, um ihren Willen durchzusetzen. Diese Eventualität, welche mit absoluter Gewißheit eintreten muß, wenn Krone und Landesvertretung sich nicht verständigen, kann nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden, und das Ministerium ist es dem Könige und sich selbst schuldig, Seiner Majestät mit eben so ehrfurchtsvoller Offenheit als pflichtmäßiger Bestimmtheit darzulegen, daß dieselbe eintreten muß und wird, sobald die verfassungsmäßigen Mittel erschöpft sind.

„Das Ministerium muß sich auch in sich selbst völlig klar darüber werden, ob es glauben würde, der Krone zu außerverfassungsmäßigen Mitteln raten und eventuell selbst ihr auf solchem Wege folgen zu können. Die Minorität glaubt diese Frage, was sie betrifft, entschieden verneinen zu müssen, und darf nach dem Inhalte des Berichts vom 9. d. Mts. annehmen, daß alle Mitglieder des Ministeriums derselben Ansicht sind. Sie glaubt auch entschieden bezweifeln zu dürfen, daß Seine Majestät einen solchen Rat, wenn er Allerhöchst demselben von anderer Seite erteilt würde, befolgen würden. Wenn man nun von diesen Voraussetzungen ausgehen muß, so drängt sich die Frage unabweislich auf, ob es besser ist, im allerletzten Augenblick, wenn jedes Unterhandlungsmittel verloren gegangen ist, allem, auch den äußersten Forderungen des Hauses nachgeben zu müssen, oder wenigstens zu versuchen, sich mit ihm zu verständigen, solange es noch Zeit ist, und solange dies, mit Hinblick auf die noch übrig bleibenden verfassungsmäßigen Mittel, noch mehr oder weniger

freiwillig und um des Wunsches der Versöhnung und der Vermeidung des schweren Konfliktes willen geschehen kann.

Ist es dem Ministerium möglich, sich über diese Frage unter sich zu verständigen, so ist es dringend wünschenswert, dies schleunigst zu tun und dann die Ansicht der Gesamtheit desselben Seiner Majestät vorzulegen. Ist aber die Verständigung nicht möglich, so ist ein gedeihliches Zusammenwirken in so schwerer Krisis undenkbar, und die Minorität kann ihre Verantwortlichkeit nicht für eine Ansicht einsetzen, welche ihrer Überzeugung nicht entspricht.

Bernstorff."

Am 20. September schrieb Bernstorff an Roon, indem er dabei darlegte, daß es ihm bei seiner Rechtfertigung des Standpunktes der Minorität völlig fern gelegen habe, Roon und dessen Anhänger zu beleidigen. Roon erwiderte sofort:

Roon an Bernstorff.

Berlin, 21. September 1862. (Privatschreiben).

„Euer Exzellenz

habe ich die Ehre auf das gefällige Schreiben vom gestrigen Tage folgendes ergebenst zu erwidern. Wenngleich es mir sehr erfreulich ist, daß Euer Exzellenz zu der Versicherung Veranlassung finden, daß Ihnen »nichts ferner gelegen hat«, als mich und die Mehrzahl unserer Kollegen durch Ihre Äußerungen, in dem uns nachträglich mitgeteilten Abschiedsgesuche und in der Abendsitzung am 19. d. M.*) persönlich zu verletzen, so ist diese Absicht, glaube ich, Euer Exzellenz auch von keiner Seite zugeschrieben worden. Dagegen muß ich, meinerseits wenigstens, bei der auch bereits am 19. September kundgegebenen Meinung stehen bleiben, daß Euer Exzellenz sowohl in dem Briefe an Seine Majestät als in der gedachten Abendsitzung geäußerte Ansicht über die durch die »Episode« herbeigeführte, wenigstens vermeintlich herbeigeführte Kompromittierung der Regierung den Fortbestand des gegenwärtigen Kabinetts ernstlich

*) In der Abendsitzung des 19. September war Minorität des Kabinetts, Bernstorff usw., die lebhaft für ein Kompromiß mit dem Landtag eingetreten.

in Frage stellt. Wenn Euer Exzellenz in Ihrem Abschiedsgesuche dies selbst zur Voraussetzung desselben machten, wenn Sie dasselbe durch die dem Kabinett mittels meiner Erklärungen vom 17. und 18. d. Mts. zugefügte Schlappe motivierten, so liegt, wenigstens für mich, darin Grund genug zu der ernsten und kaum zweifelhaften Frage, ob es gedeihlich für den Allerhöchsten Dienst sein würde, wenn ich, bei dem Vorhandensein jener Ihrer Auffassung noch länger der Ehre teilhaftig bliebe, an Ihrer Seite zu sitzen. Denn dieses vermeintliche Kompromiß ist, glaube ich, wohl nicht der einzige Beweggrund Ihres Abschiedsgesuches, letzteres dürfte vielmehr, wie Euer Exzellenz es ja auch freimütig geäußert, durch Verschiedenheiten in der politischen Auffassung über Zukunft und Gegenwart hervorgerufen sein; außerdem durch den vielleicht richtigen Gedanken, daß gerade mein Austritt aus dem Kabinett im jetzigen Momente geboten sei. Darüber will ich auf eine Kontroverse nicht eingehen. Für pflichtmäßig erachte ich es jedoch, Seiner Majestät meinerseits Vortrag zu erstatten über die durch die erwähnte Differenz der Ansichten und Absichten nach meiner Meinung hervorgerufene Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Ministeriums. Meines Erachtens ist mein Austritt unerläßlich, falls Seine Majestät in der obschwebenden Frage nachgeben will; entgegengesetztenfalles würde mein Ausscheiden im jetzigen Moment bei der Opposition Hoffnungen erwecken und die Freunde der Regierung im Lande decouragieren. Auf meine Person kommt dabei natürlich gar nichts an.

„Die Pflicht, Seiner Majestät meine Ansicht über die Situation untertänigst vorzutragen, wird noch evidenter durch den Inhalt des mir soeben von Euer Exzellenz zugehenden Billets vom heutigen Tage. Das Zerbröckeln des Kabinetts im jetzigen Momente hielt und halte ich für eine sehr ernste Kalamität, die ich gewiß nicht herbeiwünsche; aber noch größer erscheint mir die andere, daß das Ministerium in seinem jetzigen Bestande verharrt, ohne daß über die Wege und Ziele eine völlige und aufrichtige Gemeinsamkeit der Überzeugung besteht. Ihm fehlt meines Erachtens diejenige Klarheit und Sicherheit der Anschauung, welche zu einem energischen Handeln unerläßlich ist.

„Dem Wunsche Euer Exzellenz gemäß werde ich den Kollegen,

die es angeht, von dem Inhalte Ihrer geneigten Mitteilung Kenntnis geben.

„Zum Schlusse bitte ich Euer Exzellenz den Ausdruck meines aufrichtigen Bedauerns darüber zu genehmigen, daß dergleichen Unterhandlungen zwischen uns nötig geworden sind. Seien Sie indessen versichert, daß diese Unterhandlungen mich nicht verhindern, Ihre Motive richtig zur würdigen und mit Vergnügen den Ausdruck hochachtungsvollster Ergebenheit zu erneuern, mit welcher ich bin und bleibe

Euer Exzellenz ergebenster

Roon".

Nachdem der Landtag am 23. September sämtliche für die Reorganisation der Armee nötigen Ausgaben gestrichen, gaben Hohenlohe und v. d. Heydt ihre Demission. Die Berufung Bismarcks folgte. Er wurde zuerst zum Präsidenten des Ministeriums, später zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Es muß bei dieser Gelegenheit nochmals der Annahme entgegengetreten werden, als ob Bernstorff erst auf Drängen Bismarcks aus seiner Stellung geschieden sei. Er klammerte sich durchaus nicht an seinen Ministerposten. Vielmehr hatte er wiederholt und dringend gebeten, man möge ihn gehen lassen. Auch ist, wie schon früher bemerkt, gerade er es immer gewesen, der dem Könige stets von neuem Bismarck empfohlen und der des letzteren Berufung schließlich durchgesetzt.

Bernstorff durfte sich rühmen, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten mit Geschick und Nachdruck geführt und mit größter Sorgfalt, im engsten Zusammenwirken mit dem Könige, den Weg vorbereitet zu haben, auf dem Bismarck seinen großen nationalen Zielen entgegenschreiten konnte. Schon seit langem aber war er davon überzeugt, daß es ihm selbst nicht beschieden sein würde, der Vorkämpfer im Streite um die nationale Einigung Deutschlands — die ihm seit Jugendtagen als leuchtendes Ziel vorgeschwebt — zu bleiben. Er fühlte seine Gesundheit ernstlich erschüttert, zumal er das neue Amt schon körperlich leidend angetreten. Wie wir wissen, hatte er sich aus diesem Grunde die Rückkehr auf den Londoner Posten vorbehalten.

Zu den Motiven, die jetzt den Anlaß zu seiner Demission gaben, kam aber noch ein anderer Grund. Mehr und mehr war er zu der Überzeugung gelangt, daß Preußen den Riesenkampf um die Hegemonie in Deutschland ohne vorherige Beilegung des Konfliktes zwischen Krone und Volksvertretung nicht würde ausfechten können. In irgend einer Form mußte nach seiner Meinung sobald als möglich eine Verständigung herbeigeführt werden, wenn der Staat infolge der Parteizerrissenheit nicht in dem zu erwartenden Streite mit fremden Mächten erliegen sollte. Man mag das heute im Hinblick auf die Geschichte der Bismarckschen Ära einen Irrtum nennen, damals aber fragten sich auch die nächsten Freunde des Gewaltigen besorgt, ob das von ihm so zuversichtlich bestiegene Schiff sicher in den Hafen gelangen würde. Mit Hilfe des Treppenwitzes ist es ja leicht, nachträglich ein unfehlbares Urteil zu sprechen. Wer aber will es Bernstorff verargen, wenn er im Vorgefühl der großen Entscheidungen, welchen Preußen entgegenging, ein im Innern geeintes Preußen hinter sich haben wollte. In echt konservativer Anschauung erzogen, von fester und unwandelbarer Königstreue erfüllt, wünschte er doch den nun einmal mit der Annahme der Verfassung seitens der leitenden Kreise betretenen Boden nicht zu verlassen.

Schon längere Zeit vor Bernstorffs Rücktritt war im Staatsministerium erwogen worden, die beiden Gesandtschaften in London und Paris zum Range von Botschaften zu erheben.*) Am 21. September 1862 spricht Bismarck von diesem Plane in einem Briefe an seine Gattin.**) Wenn Bernstorff also in seinem Immediatgesuch an den König vom 24. September 1862 (Berlin) ehrerbietigst daran erinnerte, daß ihm für den Fall seines Rücktrittes einer der Posten in London oder Paris versprochen worden sei, und dabei ausdrücklich hervorhob, wie er nach seiner „jetzigen Stellung nicht anders denn als Botschafter in den diplomatischen Dienst zurücktreten könne“, so knüpfte er nur an die Ergebnisse jener früheren Beratungen wieder an. Keinesfalls ist ihm allein

*) Siehe Lord A. Loftus. Band II, S. 233.

**) Bismarcks Briefe an seine Braut u. Gattin, S. 512, 21. September 1862: „Unsere dortige (Pariser) Gesandtschaft wird jetzt zur Botschaft erhoben“.

zuliebe die Londoner Gesandtschaft in eine Botschaft umgewandelt worden. In demselben Gesuch erklärte sich Bernstorff bereit, die auswärtigen Angelegenheiten noch bis zu dem definitiven Amtsantritte Bismarcks weiter zu führen, bat aber zugleich — schon mit Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse — es möge die Zeit seines Bleibens in Berlin so viel als irgend tunlich abgekürzt und ihm gestattet werden, spätestens um den 10. Oktober abzureisen. „Aus der unmittelbaren Nähe Euer Majestät", so schrieb er zum Schlusse, „und aus einem Wirkungskreise zu scheiden, der mein ganzes Interesse in so eminentem Grade in Anspruch nahm, wird mir schwerer, als ich zu sagen vermag, und Allerhöchstdieselben wollen Sich gnädigst überzeugt halten, daß ich mich dazu nur aus ernsten Gewissensgründen habe entschließen können. Für das von Euer Majestät mir darin bewiesene ehrende und beglückende Vertrauen erlaube ich mir Allerhöchstdenselben meinen innigsten Dank zu Füßen zu legen".

Königliche Kabinettsordre an Bernstorff.

Babelsberg, den 8. Oktober 1862.

„Indem ich Sie auf Ihr wiederholtes Ansuchen von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten mit voller Anerkennung der auch in dieser Stellung Mir und dem Vaterlande mit treuer Hingebung geleisteten guten Dienste, unter Belassung des Titels und Ranges eines Staatsministers hierdurch entbinde, ernenne ich Sie zugleich zu Meinem Botschafter am Großbritannischen Hofe. Zu Ihrem Nachfolger im Ministerium habe Ich den Staatsminister v. Bismarck-Schoenhausen ernannt und das Staatsministerium davon in Kenntnis gesetzt.

Wilhelm.

v. Bismarck".

Bernstorff an Reuß.

Berlin, 2. Oktober 1862. (Privatschreiben).

„Mein teuerster Prinz. . . . .

. . . . Es wird heute wohl das letzte Mal sein, daß ich Ihnen von dieser Stelle aus schreibe, denn ich hoffe, daß ich gleich nach der morgen erfolgenden Rückkehr des Königs meine offizielle Ent-

lassung erhalten werde und dann werden wir uns, da meine Frau eilen muß, vor ihrer zu erwartenden Niederkunft zur Ruhe zu kommen, so schnell als möglich über den Kanal begeben, um meinen früheren Posten wieder einzunehmen, welchen Seine Majestät mir wieder als Botschafter übertragen will. Ich hatte mich für London oder Paris dem König zur Verfügung gestellt, jedoch bemerkt, daß meine Neigung mich eher nach London zurückführen werde, wenn Seine Majestät nicht aus dienstlichen Gründen vorzöge, mich nach Paris zu schicken. Da nun Herr v. Bismarck, wie ich, unter uns gesagt, anzunehmen Grund habe, den letzteren Posten gern noch ein wenig offen lassen wird, so hat man sich für London entschieden, was mir jedenfalls für den Augenblick das liebste ist. Zu Ihrer eigenen Kenntnis kann ich Ihnen auch ganz vertraulich mitteilen, daß Herr v. Bismarck vermutlich nach dem Schlusse des hiesigen Landtages noch einmal nach Paris zurückkehren wird, um seine Papiere zu holen, sein Abberufungsschreiben zu überreichen und noch eine kleine Unterhaltung mit dem Kaiser zu haben.

„Über meinen Abgang kann ich schriftlich nicht viel sagen; ich glaube, daß das Ministerium sehr ungeschickt in eine Sackgasse hineingelaufen ist, und daß die Stellung in einem schwankenden, unselbständigen, führungslosen Ministerium zwischen dem König und einer schwer zu handhabenden mehr und mehr gereizten Kammer durchaus unhaltbar war, sowie daß alle Anstrengung in auswärtiger Politik erfolglos bleiben oder wenigstens größtenteils paralysiert werden muß, solange diese trostlosen Zustände dauern. Unter solchen Umständen es mit einem Manne wie Herrn v. Bismarck zu versuchen, halte ich für gerechtfertigt und wünsche ihm alle möglichen Erfolge. Ob er sie erlangen wird, das ist zwar sehr zweifelhaft. Mit ihm zusammen hätte übrigens von meinem Bleiben im Ministerium unter allen Umständen keine Rede sein können, da wir beide darüber einig sind, daß zwei Minister des Auswärtigen in demselben Ministerium zu viel sind.

„So froh ich bin, aus dieser Galeere überhaupt und namentlich, was die inneren Sachen anbetrifft, herauszukommen, so tut es mir indessen doch leid, die auswärtigen Angelegenheiten abzugeben, da ich das ungeheure Interesse, welches ich daran nehme, nicht zu ersticken vermag, und der häufige Wechsel an sich immer schadet.

Der König hat übrigens die Fortführung meiner Politik namentlich in der deutschen und in der Handelsvertragsfrage ausdrücklich von Herrn v. Bismarck verlangt."

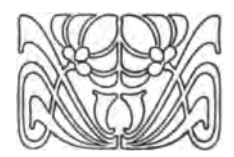
In dem Briefe eines Freundes, der Bernstorffs Ministertätigkeit nach dessen Rücktritt noch einmal in großen Umrissen schilderte, kommt eine Stelle vor, wo es heißt, daß es Bernstorff gelungen sei, ungeachtet der verwickelten inneren Situation die äußere Lage zu klären, schmählich aufgegebene Positionen wieder einzunehmen und die Grundlagen für eine entschiedenere politische und handelspolitische Richtung wiederherzustellen. Dies Urteil faßt in kurzen, aber scharf kennzeichnenden Worten das Wirken Bernstorffs als Minister des Auswärtigen zusammen. Seine Tätigkeit ist auch von wohlwollenden Kritikern auf dem Gebiete der Geschichtschreibung nicht hinreichend gewürdigt worden. Das Verdienst, den festgefahrenen Karren der preußischen auswärtigen Politik wieder in Bewegung und auf die rechte Bahn gebracht zu haben, wird ihm in keinem Falle bestritten werden können. Als Bernstorff seinen neuen Posten übernahm, hatte diese auswärtige Politik im gesamten Deutschland in nationalen Dingen einen recht schlechten Ruf. Man hielt Preußen für einen Handlanger der Reaktion auf innerem und äußerem Gebiete und traute seinen Leitern weder den Mut noch den guten Willen zu, die auf ein einiges Vaterland gerichteten Hoffnungen des deutschen Volkes zu erfüllen. Auch Bernstorff hatte schwer unter diesem grenzenlosen Mißtrauen zu leiden, aber seine schlichte Mannhaftigkeit, sein treuer deutscher Sinn, seine wahrhaft vornehme Haltung, auch dem Gegner gegenüber, setzten ihn in den Stand, diese Mächte des Widerstrebens allmählich zu überwinden. Es kam ihm auch zugute, daß er in den inneren Angelegenheiten während seiner ganzen bisherigen Wirksamkeit sich nirgends exponiert hatte. Man wußte, daß er bei echt konservativer Gesinnung doch den Wünschen der äußersten Rechten durchaus fern stand. Der echt deutsche Mann war von diesen Elementen jetzt von neuem mit der Behauptung gekränkt worden, er sei als Lauenburger ein „Fremder", der kein Recht besitze, in preußischen Angelegenheiten mitzureden. Als er dann

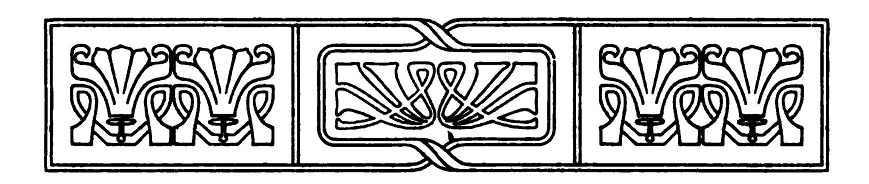
— ein weißer Rabe unter den bisherigen preußischen Ministern des Auswärtigen — den Mut hatte, in der schleswig-holsteinischen Sache einen vaterländischen Standpunkt einzunehmen und die dänischen Übergriffe in Schleswig zurückzuweisen, da ward von derselben Koterie gegen ihn wieder mit der Bezeichnung: „Der Schleswig-Holsteiner“ Stimmung gemacht, wie in früheren Tagen. Von allen wahrhaft national fühlenden Elementen in Deutschland aber sollte es niemals vergessen werden, wie dieser, im besten Sinne des Wortes, adlige Niedersachse es zuerst, einer Welt von Vorurteilen zum Trotze, dahin gebracht, den preußischen Staat für die Unteilbarkeit der von den Dänen mißhandelten Elbherzogtümer eintreten zu lassen. Ihm, der durch alle seine persönlichen Beziehungen Schleswig-Holstein so nahe stand und das Recht der Herzogtümer so genau kannte, konnte man in der Tat nicht zutrauen, daß es sich in der schleswig-holsteinischen Aktion bei ihm nur um leere Worte und um Scheingefechte handle. Wenigstens glaubten es die nicht, welche sich noch einen Rest politischer Unbefangenheit bewahrt hatten und noch nicht in den Banden der Parteiknechtschaft lagen.

Einzelne Geschichtschreiber haben die Ansicht zu vertreten gesucht, als ob Bernstorff nur auf Grund der Initiative des Königs in nationale Wege eingelenkt sei. Wer aber das Lebensbild des deutschen Staatsmannes bis hierher verfolgt hat, wird keinesfalls diese Ansicht teilen können. Gerade weil der König in langen Jahren persönlicher Freundschaft ihn als einen unabhängig denkenden, echt deutschen Mann erkannt, der sich bei echter Anhänglichkeit an Preußen ein Herz für das ganze deutsche Vaterland bewahrt hatte, war er von vornherein entschlossen gewesen, ihm das Ministeramt zu übertragen. Wilhelm I. hat auch diesmal den rechten Mann auf den rechten Platz gesetzt, wie er es so oft im Laufe seiner Regierung getan. Verwandte Geister waren hier in demselben Streben einträchtig zusammen getroffen. Mit schmerzlichen Gefühlen sah er seinen Vertrauten scheiden, den er gern noch lange an seiner Seite behalten haben würde, wenn nicht die gewichtigsten Gründe sich dem entgegengestellt hätten.

Graf Bernstorff faßte damals, als er dem Könige sein Porte-

feuille zur Verfügung stellte, den schwersten Entschluß seines Lebens. Ein weites Feld lag vor ihm, ein Feld echt nationaler Wirksamkeit, auf dem er im Anschluß an seine bisherige ministerielle Tätigkeit noch großes und bedeutendes für Deutschland unter allen Umständen geleistet hätte. Die Einheitsidee würde auch in ihm — darüber ist kein Zweifel — den eifrigsten und tatkräftigsten Vorkämpfer gefunden haben. Aber er legte sein Amt nieder, weil er glaubte, nur in Übereinstimmung mit allen Faktoren des preußischen Staates das große Werk beginnen zu können.





XVIII. Kapitel.

Die Abrechnung mit Dänemark. 1862—1864.

Rückkehr nach London; Tod des Prinz-Gemahls. — Neue Entfremdung Frankreichs und Englands. — Palmerston und John Russell. — Die schleswig-holsteinische Frage und die Königin Viktoria. — Englische Sympathien für Österreich. — Der Frankfurter Fürstentag; Annäherung Österreichs und Preußens; die Bundesexekution. — Die englische Presse gegen Preußen. — Österreichische und preußische Truppen überschreiten die Eider. — Englische Sympathien für Dänemark. — Das österreichische Geschwader in der Ostsee. — Erstürmung der Düppeler Schanzen. — Volksbewegung in Deutschland. — Bernstorffs Arbeit auf der Konferenz. — Österreich für den Augustenburger. — Der englische Plan einer Teilung Schleswigs; Streit über die Grenzlinie. — Bernstorff und die Grenzlinie Flensburg-Tondern. - Oldenburgs Erbansprüche. — Schluß der Konferenz. — Wiederbeginn des Krieges. - Einnahme von Alsen; Besetzung ganz Jütlands. — Frieden mit Dänemark. Verhandlungen Bernstorffs mit Lauenburg.

Als Bernstorff und seine Gemahlin nach dem Rücktritte des Ministeriums Hohenlohe-Ingelfingen am 18. Oktober 1862 wieder an die Ufer der Themse in die alten gewohnten Räume von Prussia House zurückkehrten, fanden sie im gesellschaftlichen wie im politischen Leben der englischen Nation so manches ganz anders wieder, als sie es verlassen. Namentlich in das Hofleben hatte der im Dezember 1861 eingetretene Tod des Prinz-Gemahls Albert eine große Lücke gerissen. Der Schmerz der Königin war anfangs so groß gewesen, daß sie sich während einer langen Zeit nicht entschließen konnte, neue Gesichter zu sehen und ihre Teilnahme den Landesgeschäften wieder zuzuwenden. Mit dem Verstorbenen schien ihr alles Licht und Glück der Welt dahingeschwunden zu sein. Auch die besseren Elemente der englischen Nation trauerten mit ihr. Denn wenn die Engländer auch für den „deutschen Prinzen", den „Fremden", „den Ausländer" bei Lebzeiten wenig Sympathie gehabt, jetzt, wo seine stille, aber um so einflußreichere politische Tätigkeit plötzlich der englischen Politik fehlte, begannen sie die guten und tüchtigen Eigenschaften des

Prinz-Gemahls lobend anzuerkennen. Allmählich entstand dann im Lande ein Kultus mit dem Andenken an ihn, der von der Königin eifrigst gefördert wurde.

In den Tagen, wo sich die Übersiedlung Bernstorffs nach London vollzog, war die Monarchin zwar schon seit längerer Zeit wieder zur treuen Erfüllung der Pflichten ihres hohen Amtes zurückgekehrt, aber ein fast düsterer Ernst lagerte noch immer über dem Leben am Hofe, der mit den früheren Zeiten daselbst seltsam kontrastierte.

Auch in der auswärtigen Politik hatte sich vieles geändert. Die Entente der Westmächte konnte zwar auf kurze Zeit wieder künstlich aufgefrischt werden, in Wirklichkeit aber nahm die Erkaltung des einst so warmen Verhältnisses zwischen Frankreich und England unablässig zu. Graf Brandenburg hatte schon zu der Zeit, da Bernstorff noch das Ministerium des Auswärtigen inne hatte, in vertraulichen Briefen nach Berlin berichten können, wie Palmerston sich mehr und mehr dem Gedanken einer mitteleuropäischen Koalition zuneige, in der er Preußen eine hervorragende Rolle zugedacht habe. Schade nur, daß bei dem leitenden englischen Staatsmann die Antipathie gegen den preußischen Staat zu tief saß, um gänzlich den Erwägungen der Vernunft weichen zu können. Diese Animosität ward sofort wieder Herr über ihn, als der Schatten der schleswig-holsteinischen Frage auf das Verhältnis zwischen England und Preußen fiel. Glücklicherweise gestatteten Bernstorff seine Beziehungen zu Lord John Russell, welcher bei manchen Fehlern doch ein warmes Empfinden für Recht und Humanität besaß, und der sich, wie bereits erwähnt, über die deutsche Rechtsauffassung in der Angelegenheit der Elbherzogtümer von dem deutschen Staatsmann gern hatte belehren lassen, so manches wieder zum Guten zu wenden, was Palmerston schlecht zu machen gedachte. Über das Verhältnis zu Russell sowie über die damalige Stimmung Bernstorffs und seine Anschauungen über die auswärtige Lage überhaupt belehrt ein Schreiben Bernstorffs an Balan, den Vertreter Preußens in Kopenhagen:*)

„Schon in Berlin", schrieb Bernstorff am 11. November an

*) Bernstorff an Balan. London, 11. November 1862. (Privatschreiben.)

ihn, „hatte ich einen Brief angefangen, um Ihnen für den Ihrigen vom vorigen Monat zu danken, zerriß ihn aber wieder, weil er in dem Trubel unseres Aufbruches nicht fertig wurde. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre freundlichen Abschiedsworte. Mir war auch etwas wehmütig ums Herz, als ich von dem Geschäft schied, welches ich mit Lust und Liebe und großer Anstrengung ein Jahr lang wie mein Kind gepflegt hatte. Doch machten die inneren Zustände es mir unmöglich, zu bleiben, und ich mußte mir sagen, daß, solange diese Verhältnisse in Preußen andauerten, doch auch alle Anstrengungen nach außen wenig praktischen Erfolg haben konnten, wenn ich auch glaube, daß meine konsequente und korrekte Behandlung der politischen Fragen wenigstens für die Zukunft nicht ohne Nutzen bleiben wird. Gerade in der Ihren Wirkungskreis besonders berührenden Frage ist auch der praktische Erfolg einjähriger Konsequenz und Korrektheit nicht ausgeblieben, als die europäischen Mächte jetzt ganz anders dazu stehen, und als namentlich England endlich eine uns ziemlich befriedigende Stellung eingenommen hat, von der es doch nicht so leicht wieder zurücktreten kann. Diesen Wechsel hat meine Depesche vom 22. August und die seitdem zwischen Lord Russell und mir gepflogene vertrauliche Korrespondenz, wie er mir selbst gesagt, allein herbeigeführt."*)

Auch in den Tagebuchblättern Bernhardis ist von den Beziehungen Bernstorffs zu Lord John Russell öfters die Rede. Freilich schätzt er die Einwirkung Bernstorffs auf Russell geringer ein, als es tatsächlich der Fall gewesen. „Lord Russell", schreibt er,**) „weiß jetzt sehr gut, daß das Recht in dieser Sache auf Deutschlands Seite ist. Er ist nämlich in neuerer Zeit, zum teil durch Bernstorff selbst, veranlaßt worden, sich wirklich mit der Frage zu beschäftigen, die ihm bisher vollkommen fremd geblieben

*) In demselben Schreiben heißt es: „In einem Ihrer letzten Briefe machten Sie mich darauf aufmerksam, wie unangenehm es sei, immer nur zu berichten und niemals Antwort zu bekommen. Diesen Übelstand habe ich selbst vom Augenblicke meines Eintritts an zum Gegenstande von Abänderungen im Geschäftsgange gemacht und habe ausdrücklich angeordnet, daß eine fortlaufende politische Korrespondenz stattfinden solle!"

**) Aus dem Leben Th. v. Bernhardis, V, S. 272 u. 273.

war. Aber diese verspätete Einsicht hilft sehr wenig, denn einerseits ist Lord Russell bereits so weit engagiert durch seine früheren Schritte, daß er nicht mehr zurück kann, anderseits ist die parlamentarische Stellung des Ministeriums eine sehr schwache, so daß die Herren nicht nach freiem Ermessen handeln können. Die Tories haben eigentlich schon die Majorität im Unterhause und können das Ministerium stürzen, sobald sie wollen. Die Tories sind aber fanatisch dänisch gesinnt — weniger aus redlicher Überzeugung, als um dem Prinzen und der Prinzessin von Wales den Hof zu machen und dieses Paar für immer ihrer Partei zu gewinnen und zu sichern. Unter dem Drucke aber, den die Tories im Parlamente üben können und werden, vermögen die Minister gar nicht anders als im dänischen Sinne zu handeln und zu sprechen, und sie werden sich diesem Drucke fügen, um sich im Amte zu behaupten!"

Die Königin selbst stand dem deutschen Standpunkte in der schleswig-holsteinischen Frage am nächsten, weil Prinz Albert, der in dieser Hinsicht in seiner Gesinnung stets ein Deutscher geblieben war, sie in das ganze Rechtsverhältnis auf das gründlichste eingeweiht hatte. Eins blieb also nach wie vor ihr innerster Herzenswunsch, daß es nicht über die schleswig-holsteinische Angelegenheit zu einem Bruch zwischen Österreich und Preußen kommen möge. Dabei spielten freilich auch persönliche Motive mit hinein. Fürchtete sie doch stets, es könne das preußische Königtum bei einem Zusammenstoß der beiden deutschen Großmächte zu Falle kommen und ihre Tochter sowie ihr Schwiegersohn dann die Aussicht verlieren, den preußischen Thron zu besteigen. Im Jahre 1863 ging sie in ihrer mütterlichen Fürsorge sogar so weit, in der bekannten Zusammenkunft mit Kaiser Franz Joseph, den Monarchen zu bitten, nichts zu unternehmen, was die Rechte und Stellung ihrer Kinder gefährden könnte. In dem genannten Jahre schien es freilich, als ob es schon damals zu einem Bruche zwischen Österreich und Preußen kommen würde. Bismarck hatte sich durch den Abschluß der den polnischen Aufstand betreffenden Konvention*) mit dem Zarenreiche den russischen leitenden Kreisen

*) Bismarck-Jahrbuch, VI, S. 173 und 174. Bismarck an Bernstorff. Berlin, 9. März 1863. (Privatschreiben.) „Den britischen Eifer gegen

bedeutend genähert, so daß jetzt in der polnischen Frage Österreich, England und Frankreich als Vermittler und Mahner auf der einen, Preußen und Rußland auf der anderen Seite standen. Das russische Kabinett hoffte zu jener Zeit sogar, Preußen zu einem gemeinsamen Kriege gegen Österreich und Frankreich zu bewegen. Bismarck ging jedoch darauf nicht ein — vielmehr wünschte er sich mit der diplomatischen Ablehnung jener Intervention zu begnügen.

Die damalige Niederlage der Gegner Rußlands wurde von der englischen Politik dem Berliner Kabinett aufs Kerbholz geschrieben. Natürlich brachte dies gespannte Verhältnis zwischen England und Preußen für die diplomatische Stellung Bernstorffs in London viele Unannehmlichkeiten mit sich. Angriffe in der englischen Presse auf Preußen kamen wieder so zahlreich vor, wie zur Zeit des Krimkrieges, und es fehlte auch nicht an Sticheleien auf die preußische Politik in den Kreisen der vornehmen Londoner Gesellschaft — Sticheleien, die man sich zuweilen sogar in Gegenwart Bernstorffs und seiner Gattin erlaubte. So ereignete es sich, daß die damals wieder auftauchenden deutschen Reformpläne Österreichs, die sich als letztes Ziel die Einigung der deutschen Staaten und des deutschen Volkes unter dem Kaisertum Franz Josephs gesetzt hatten, schon aus dem Grunde, weil sie eine antipreußische Spitze besaßen, in England von einem großen Teil der Nation mit Beifall aufgenommen wurden. Als dann diese Pläne durch das Fernbleiben König Wilhelms vom Frankfurter Fürstentag zu Falle gebracht wurden, ärgerte man sich in gewissen Kreisen Londons darüber, daß die Macht und der Einfluß Preußens noch immer so groß seien. Freilich mußten die englischen Preußenfeinde ihren Zorn verbeißen, weil Palmerston es mit dem preußischen Staat aus bekannten Gründen doch nicht ganz verderben wollte.

unsere Konvention kann ich mir nur aus der Unbekanntschaft der Engländer mit den intimeren Verhältnissen kontinentaler Politik erklären . . . . Der König war ziemlich verstimmt über die Art, wie der Inhalt der Konvention an das englische Parlament gelangt war; ohne die Mitteilungen Russells, die obenein nicht genau waren, hätten wir hier nicht halb so viel Lärm in Kammer und Presse gehabt. . . . . Die Sache ist nun, so Gott will, erledigt . . . ."

Erst später, als bei Zunahme der Spannung in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit die englische öffentliche Meinung immer energischer gegen die preußische Politik Front machte, legte sich auch Palmerston in dieser Hinsicht keinen Zwang mehr auf.

Die Dänen waren durch die letzten englischen Noten in ihrem Trotze nur bestärkt worden. Freilich hatten sie schon seit langem bemerkt, daß ihre Sache in Holstein verloren sei; sie steiften sich daher von nun an um so heftiger auf die unlösbare Vereinigung Dänemarks mit Schleswig und stellten diese als Hauptpunkt des Programms der „Eiderdänen“ in den Vordergrund. Endlich gelang nach dem Tode König Friedrichs der Gewaltstreich. Der „Protokollprinz“ Christian von Glücksburg wurde zum König ausgerufen und von den erregten dänischen Massen zur Annahme der neuen Verfassung und damit zur Einverleibung Schleswigs in Dänemark gezwungen. Es war ein Bruch aller internationalen Vereinbarungen — und da nun auch Napoleon um die Jahreswende erklärte, daß er die Verträge von 1815 nicht mehr anerkenne, so schien Europa vor großen Verwicklungen zu stehen. Zunächst setzte der dänische Trotz sogar die träge Masse des Deutschen Bundes in Bewegung. Wurde doch im Oktober 1863 durch sächsische und hannoversche Truppen die Bundesexekution in Holstein ausgeführt und die Dänen daraus vertrieben.

Es ist selbstverständlich nicht die Aufgabe dieser Zeilen, die Politik Bismarcks in der Angelegenheit der Herzogtümer eingehend zu schildern. Wie weitaussehend und kühn sie war, kam damals nur einzelnen Erlesenen zum Bewußtsein. Mit Recht konnte ein Jahr später „der Kladderadatsch“ das köstliche Bild bringen, welches Bismarck als Zirkusdirektor darstellt, der das Schulpferd „Politique“ die hohe Schule durchreiten ließ. Indem Bismarck sich auf den Boden des Londoner Protokolls stellte, welches das Recht des dänischen Königs auf die Gesamtmonarchie anerkannte und nur das stipulierte Recht für Schleswig-Holstein forderte, beruhigte er Österreich und Rußland. Da er außerdem die besten Beziehungen zu Napoleon herzustellen wußte, konnte er dem Zorne der englischen Preußenfeinde trotzen und ruhig abwarten, bis der dänische Übermut das Londoner Protokoll zerreißen und dadurch für Preußen freie Bahn schaffen würde.

Am 14. Januar 1864 lehnte der Bundestag den Antrag Preußens auf Aufhebung der neuen dänischen Verfassung für Schleswig ab, worauf die beiden deutschen Großmächte ihre Sonderaktion ankündigten, die die Besetzung Schleswigs zum Ziel hatte. Am 1. Februar überschritten Wrangel und Gablenz die Eider. Die Verstimmung in England darüber war groß, mit jedem neuen Siege mehrten sich die Vorwürfe der öffentlichen Meinung gegen das Österreich und Preußen gegenüber angeblich viel zu nachgiebige und untätige englische Kabinett. Als das Hauptheer bereits vor Düppel stand und die Okkupation Jütlands begonnen hatte, schilderte Bernstorff folgendermaßen die bedrängte Lage der englischen Regierung.*)

„Die Stellung des englischen Ministeriums ist sehr gefährdet und Lord Palmerston hat sich vielleicht niemals während seiner ganzen Laufbahn in solcher Verlegenheit wie heute befunden." Der Grund dieses Dilemmas sei der Zwiespalt im Ministerium, in welchem die eine Partei dem Frieden, die andere dem Kriege zuneige. Selbst Russell werde von widerstreitenden Empfindungen bewegt und mache ein betrübtes Gesicht. „Aber auch unter den jetzigen Verhältnissen," fährt Bernstorff fort, „würde Lord Palmerston damit Erfolg haben, sich eine Majorität für den Krieg im Kabinett zu verschaffen, wenn ihm nicht die deutschen Sympathien der Königin einen Damm entgegensetzten, der so lange unübersteiglich ist, als die Monarchie mit der Möglichkeit rechnen kann, eine andere lebensfähige Regierung für den Fall der Demission Palmerstons zu bilden. . . . . Ohne Zweifel ist es das Bewußtsein, einen solchen Hinterhalt zu haben, das der Königin den Mut gegeben, den kriegerischen Neigungen ihres ersten Ministers zu widerstehen und dem kriegerischen Passus, den derselbe in die Thronrede hineinbringen wollte, ihre Sanktion zu verweigern.

„Man begreift, daß dies einen Mann, wie Lord Palmerston, erregen muß und daß seine Erregung sich namentlich gegen jene richtet, die ihn in eine solche Situation gebracht. Es sind dies die beiden deutschen Großmächte, die sich weder durch Drohungen

---

*) Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. London, 17. Februar 1864. (Aus dem Französischen.)

haben einschüchtern, noch durch scheinbar wohlwollende Ratschläge von ihrem Wege haben ablenken lassen. — Hauptsächlich aber Preußen, welches nach Lord Palmerstons Meinung Österreich mit Katzenpfoten gestreichelt und es gegen dessen offenbares Interesse in diesen von Gefahren aller Art strotzenden Krieg hineingedrängt hat. Als Palmerston mir dies sagte, versetzte ich, wenn Österreich sich wirklich in einer so gefährlichen Lage befände, so sei dies ein Grund mehr für jenes Reich, sich im Besitze eines so guten Alliierten wie Preußen glücklich zu schätzen. Ich fügte hinzu, daß die beiden Staaten bei ihrem jetzigen Verhalten nur den guten Ratschlägen folgten, die die englische Regierung bald dem einen, bald dem anderen von ihnen gegeben, und daß es für mich speziell eine große Genugtuung bedeute, Preußen und Österreich von neuem als Waffenbrüder Schulter an Schulter kämpfen zu sehen. Dies wäre ein großes Ereignis, das die Sicherheit Deutschlands verbürge. Als Lord Palmerston mich spöttisch fragte, wie lange wohl jene Allianz dauern werde, und dabei hinwarf, daß auch er in der Lage sei, England andere Bündnisse zu verschaffen, die für uns recht gefährlich sein könnten, erwiderte ich, man habe in Deutschland durchaus keinen Grund, an der Dauer einer Allianz zu zweifeln, die in unserem gemeinsamen Interesse läge, und wenn Preußen und Österreich einig seien, so fürchte ich keine Allianz der Welt." *)

Bernstorff befürchtete schon damals, daß England sich an die preußenfeindlichen Elemente in Österreich wenden würde, um mit deren Hilfe den alten Kaiserstaat von der Bundesgenossenschaft mit Preußen abzuziehen. Es schien ihm dies um so gefährlicher, als er im stillen selbst dem österreichischen Kabinett nicht über den Weg traute. Die Lobeserhebungen Palmerstons über Österreich machten ihm einen verdächtigen Eindruck — denn entweder, — so schrieb er — glaube der englische Minister durch sein Lob dies Reich in den Augen Preußens zu kompromittieren, oder Österreich spiele ein doppeltes Spiel und gebe in London andere Versicherungen ab als in Berlin.

*) Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. London, 19. Februar 1864. (Übersetzung aus dem Französischen.)

Mit jedem Tage redete sich die englische öffentliche Meinung in größeren Eifer gegen den preußischen Staat hinein. Überall wurde die Losung ausgegeben, Preußen müsse als der Anstifter des Krieges dargestellt, Österreich dagegen möglichst geschont werden. Endlich — nach langem Klagen — fand ein großer Teil der englischen Presse einen Trost in folgendem Umstand. Jene Blätter bemerkten — nach Bernstorffs Schilderung — mit Genugtuung, daß man in Berlin von der Einsetzung des Augustenburgers als Herzog nichts wisse wolle, und folgerten daraus, daß Preußen notwendigerweise in einen Gegensatz zu den Wünschen der Majorität des deutschen Volkes gelangen werde. Daraus schöpfte man in England neue Hoffnungen für den Sieg der dänischen Sache, die man irrtümlicherweise für die des Rechtes hielt. Dänemark aber schien es förmlich darauf abgesehen zu haben, durch sein ganzes Verhalten die Berechnungen und Hoffnungen seiner englischen Freunde zu zerstören, denn jetzt zwang es durch seine aggressiven Maßregeln zur See auch den deutschen Bund, an dem Kriege teilzunehmen, den Österreich und Preußen bisher allein geführt. So wurde England um eine neue Enttäuschung reicher. Um so eifriger versicherten die englischen Zeitungen, daß man eine gute Sache verteidige und für den „ungerecht" angegriffenen kleinen dänischen Staat gegen seine mächtigen Bedrücker Partei nehme. Von der national-deutschen Stimmung der Schleswig-Holsteiner hatten ja kaum zehn Leute in England eine Ahnung.*) So viel stand fest, die Okkupation Jütlands drohte jetzt die schleswig-holsteinische Frage in eine ganz neue Phase treten zu lassen. „Der Bogen ist in diesem Moment so scharf gespannt," schrieb Bernstorff in seinem Bericht vom 25. Februar, „daß, wenn wir ihn noch schärfer anziehen, der Bruch unvermeidlich erscheint. Leider ist es nicht das Recht, das in der Politik den Ausschlag gibt, sondern die Interessen und die Macht, dieselben zur Geltung zu bringen.**) Es ist hier

*) Nur wenige englische Blätter machten damals eine Ausnahme. Ihre Spezialkorrespondenten, die sie an Ort und Stelle geschickt, mußten anerkennen, daß der südliche Teil Schleswigs durchweg deutsch sei und daß die öffentliche Meinung der gesamten deutschen Bevölkerung beider Herzogtümer sich gegen die Dänen kehre. (Bernstorffs Bericht an den König. London, 19. Februar 1864.)

**) Bericht Bernstorffs vom 25. Februar 1864. (Übersetzung aus dem Französischen.)

außerdem die aura popularis, die entscheidet. Da diese öffentliche Meinung nie dulden würde, daß eine österreichische Flotte die englische Küste passiert, um Kopenhagen zu bombardieren, so ist sie auch nicht geneigt, die Besetzung des eigentlichen Königreichs Dänemark durch die Alliierten zu gestatten." Man werde, fuhr Bernstorff fort, diese Stimmung Englands in Preußen doch nicht ganz ignorieren können. Gewiß vermöge der preußische Staat sogar einem Bunde Englands und Frankreichs zu trotzen, sobald er der Hilfe Österreichs völlig sicher sei, aber wer könne heute über den Weg, den die österreichische Politik in der schleswig-holsteinischen Sache noch einschlagen werde, eine Prophezeiung abgeben? Damit hatte er den Hauptgegenstand seiner damaligen Sorgen bezeichnet. Er fürchtete, daß Preußen nach den größten Opfern und Anstrengungen plötzlich einsam und verlassen dastehen werde. Am Ende, so schrieb er in bittrer Stimmung, würde die Personal-Union zwischen Dänemark und den Herzogtümern alles sein, was man für Deutschland und die „deutschen Brüder in Holstein und Schleswig" aus dem Kampfe heimbringe.

Angesichts aller dieser Umstände kam Bernstorff der Vorschlag des britischen Kabinetts, eine Konferenz in London abzuhalten, verdächtig vor. In seiner Korrespondenz mit Bismarck erörterte er sofort die Frage, ob es denn auch opportun sei, über die schleswig-holsteinische Frage gerade in jener Stadt verhandeln zu lassen.

Bericht Bernstorffs an Bismarck.

London, 25. Februar 1864 (vertraulich).

„Da die Eventualität einer Konferenz über die dänische Frage durch den neuesten englischen Vorschlag und seine Annahme von seiten der deutschen Mächte näher an uns herantritt, so will ich nicht länger säumen, die gegen die Abhaltung einer solchen Konferenz in London sprechenden Bedenken näher zu berühren, Bedenken, welche sich auf die dabei in Betracht kommenden Persönlichkeiten gründen, und worauf ich mir in meinem gehorsamsten vertraulichen Bericht Nr. 101 vorbehalten hatte, ein anderesmal zurückzukommen.

„Abgesehen davon, daß überhaupt alle Personen, die von englischer Seite in irgend einer Weise dabei mitwirken würden,

geradezu als feindlich gegen die deutschen Ansprüche, wie sie jetzt nur formuliert werden könnten, angesehen werden müßten, da selbst Lord Russell nur mit großem Widerstreben über seine eigenen früheren Vorschläge hinausgehen würde, ist vor allem zu bedenken, daß dieser Minister eigentlich selbst nicht imstande ist, eine solche Konferenz, zumal in französischer Sprache, zu leiten, und daß die virtuelle Leitung derselben daher ohne allen Zweifel in die Hände des russischen Botschafters gelegt werden würde, welcher eine große Übung, Erfahrung und Gewandtheit für diese Art von Geschäften hat und dem Grafen Russell schon in den Konferenzen über die griechische und die ionische Frage sehr nützlich gewesen ist, sowohl durch die Übertragung der englischen Vorschläge und Redaktionen ins Französische, als überhaupt durch seine Sachkenntnis und Leichtigkeit in Auffindung von Auskunftsmitteln und dergleichen.

„Baron Brunnow (der russische Vertreter) wäre aber gerade der allerschlimmste Leiter einer solchen Verhandlung für uns, weil er der Hauptanstifter und Urheber des Londoner Vertrages ist und einen hohen Grad von Ehrgeiz und persönlicher Eitelkeit darein setzen würde, ihn soviel nur immer möglich, aufrecht zu erhalten. Auch jetzt schon ist er fortwährend in diesem Sinne tätig und sehr erregt über die Gefahr, die sein Werk läuft, beseitigt zu werden.

„Außerdem ist der hiesige schwedische Gesandte durch und durch dänisch gesinnt.

„Gegen diese Einflüsse und Richtungen würde dem preußischen Bevollmächtigten nur ein geringer und mangelhafter Beistand durch den österreichischen Botschafter gewährt werden, der eine zu oberflächliche Kenntnis von der ganzen Frage hat, um mit dem besten Willen viel leisten zu können.

„Ob der französische Botschafter als Bundesgenosse oder als Gegner zu betrachten wäre, ist zwar noch nicht mit Bestimmtheit vorauszusehen. Letzteres scheint mir jedoch viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, wenn wir nicht vorher zu einer besonderen Verständigung über die Frage mit Frankreich gelangen. Die einzige Stütze würde daher noch in dem Bevollmächtigten des deutschen Bundes zu suchen sein, welcher aber eine solche auch nur gewähren würde und könnte, wenn die Großmächte mit dem Bunde über die anzustrebenden Ziele völlig einverstanden wären."

Es gelang Bernstoff nicht, mit seiner Warnung vor London durchzudringen. Die Annahme des Konferenzvorschlages hatte trotz jener triftigen Bedenken doch das Gute, die hochgehenden Wogen der englischen Empörung ein wenig zu glätten. Von der Unterstützung Dänemarks zur See durch die englische Flotte war bis auf weiteres keine Rede mehr. Das Intrigenspiel hinter den Kulissen aber dauerte natürlich fort. Aus manchen Anzeichen glaubte Bernstoff auf eine Annäherung Englands und Frankreichs schließen zu dürfen. Allerdings vermochte er in dieser Hinsicht nicht klar zu sehen, weil er über das Verhältnis der preußischen Regierung zu Napoleon zu wenig unterrichtet war. Goltz gegenüber beklagte er sich, daß man ihm die Berichte aus Paris vorenthalte — erst neuerdings habe man ihm daraus einige Mitteilungen gemacht. Goltz antwortete in bitterer Stimmung. Das Alpha und Omega seiner in den Briefen an Bernstorff zutage tretenden Anschauung ist stets die Warnung vor der Bismarckschen Politik. Mit dieser Art von Pessimismus konnte sich Bernstorff allerdings nicht befreunden. Inmitten seiner politischen Sorge hält er den Glauben an Preußen fest. In seinem Briefe vom 7. März an Goltz gibt er zunächst zu, daß Preußens Stellung eine ungemein schwierige sei — „hier befinden wir uns wie in Feindesland“ — fügt dann aber hinzu: „Trotz aller Gefahren, die uns unzweifelhaft umgeben, muß ich doch im ganzen sagen, daß es mir eine Befriedigung und Wohltat ist, Preußen einmal wieder in wirklicher Aktion zu sehen und dazu noch in gemeinschaftlicher waffenbrüderlicher Aktion mit Österreich, was fast alles andere überwiegt. Man muß wieder mit uns rechnen, und wir zeigen wieder unser volles Gewicht in Europa. Hätte man nur schon im Jahre 1859 damit angefangen! Das würde uns beiderseits viel Unangenehmes erspart und vieles verhindert und vereinfacht haben. Gott gebe Seinen Segen zu der neuen Waffenbrüderschaft und lasse sie dauernd und beständig sein!“ *)

*) Bernstorff an Goltz. London, 7. März 1864. (Privatschreiben.) Er legte dem Schreiben einige englische politische Schriften bei, die das deutsche Recht anerkennen, darunter: „The Dano-German conflict“ von Lord Russells Freund Morier in Berlin und „Schleswig-Holstein, an historical

Die Fortsetzung der militärischen Operationen in Jütland machte die Lage in London noch gespannter, besonders aber goß Öl ins Feuer das Nahen des nach der Ostsee bestimmten österreichischen Geschwaders. Palmerston ließ sich im Haus der Lords sogar zu den Worten hinreißen, Preußen und Österreich wüßten wohl, daß ihre vereinigten Flotten sich nicht mit der englischen messen könnten. „Die Königin", berichtete Bernstorff nach Berlin,*) „steht glücklicherweise dieser Agitation gegenüber fest auf ihrer Überzeugung und auf ihrem Willen. Man versichert mich, daß sie in dieser Frage vollständig klar sieht!"

Der König der Belgier, der in jenen Tagen in London weilte, stellte sich, wie Bernstorff berichtet, ganz auf den Standpunkt der Monarchin. Seinen und ihren Bemühungen gelang es, ein Häuflein Männer im Parlament zu bewegen, sich für das Selbstbestimmungsrecht der Schleswig-Holsteiner auszusprechen und den bisherigen Grundsatz des englischen Kabinetts zu verwerfen, daß man nur den Londoner Vertrag zur Basis der Unterhandlungen nehmen könne.**) Bernstorff bat in seinen Berichten dringend, daß man in Berlin den betreffenden Vertrag, an den sich alle Feinde Deutschlands klammerten, für erloschen erklären solle. Es sei Zeit, dies noch vor den Konferenzberatungen zu tun, da in den letzteren die Gegner Preußens sich aller nur erdenklicher juristischer Winkelzüge bedienen würden. Namentlich warnte er vor Intrigen, mit Hilfe derer man den französischen Bevollmächtigten gegen Preußen und Deutschland einzunehmen suche. Bernstorff hatte allerdings endlich einiges von den Unterhandlungen Bismarcks

survey, by a Manchester merchant" (Jakob Cohn). Über die letztere Broschüre sagt Bernstorff: „Das Schriftchen ist auffallend gut und bündig geschrieben für einen Kaufmann und ganz geeignet, auf das englische Publikum Eindruck zu machen. Auch findet es Beifall und Abgang und wird hoffentlich nicht ohne Wirkung bleiben!"

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 16. März 1864. (Aus dem Französischen.)

**) Bernstorffs Bericht an den König. London, 20. März 1874 (französisch). Lächerlicherweise führten die Dänenfreunde gegen die Schleswig-Holsteiner die Behauptung ins Feld: wenn die Zustände wirklich dort so schlecht seien, würden diese längst Revolution gemacht haben wie die Belgier. So legte man das friedliche Verhalten der Bevölkerung aus.

mit Napoleon erfahren. Er wußte jetzt, daß der Kaiser geneigt sei, Preußen in der schleswig-holsteinschen Frage unter Umständen Konzessionen zu machen. Er traute aber dem Frieden nicht recht, weil er nicht glaubte, daß Napoleon es im Notfall auf einen Konflikt mit England ankommen lassen würde. Frankreich und England, so schrieb er an Bismarck, würden immer die Tendenz haben, den Verabredungen von 1851 bis 1852 möglichst nahe zu bleiben. Höchstens würden sie so weit gehen, den südlichen Teil von Schleswig unter Zustimmung der Stände oder auf Grund eines Plebiszits mit Holstein administrativ zu vereinen und die Einverleibung der übrigen Teile dieses Herzogtums in Dänemark gutzuheißen.*)

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen, welche am 18. April stattfand, hätte beinahe in London die Kugel ins Rollen gebracht. Und als nun gar die österreichischen Kriegsschiffe wirklich in Sicht der englischen Küste kamen, entstand ein allgemeines Kriegsgeschrei. Angesichts neuer Drohungen Palmerstons sah sich das österreichische Kabinett genötigt, die bekannte Erklärung abzugeben, daß jene Schiffe sich von der Ostsee fernhalten sollten. Aber auch damit gab sich die englische Presse nicht zufrieden. „Der Ton der Mehrzahl der Journale, welcher politischen Richtung sie auch angehören", so urteilte Bernstorff in jenen Tagen, „übertrifft alles an Heftigkeit und Ungebührlichkeit, was man bisher erlebt hat. Diese Zeitungen verschmähen nicht die Lüge und die infamsten Verleumdungen, um uns bei der öffentlichen Meinung anzuschwärzen und unsere Ehre, unsere teuersten Interessen und unsere heiligsten Empfindungen anzugreifen."**)

Aber auch die deutsche öffentliche Meinung begann jetzt immer höhere Wogen zu schlagen; ganz Deutschland — allen voran die hocherregte Bevölkerung Schleswig-Holsteins — trat für die völlige Losreißung der Herzogtümer von Dänemark ein. Aller Blicke richteten sich auf die Londoner Konferenz in der Erwartung, daß es den deutschen Bevollmächtigten gelingen möge, den deutschen Standpunkt gegenüber England, Frankreich und

*) Bericht Bernstorffs an Bismarck. London, 13. April 1864.
**) Bernstorff an den König. London, 5. Mai 1864.

Rußland mit Ehren zu vertreten. In der Konferenzsitzung vom 12. Mai gab Bernstorff im Namen der beiden deutschen Großmächte die Erklärung von der Hinfälligkeit der Verträge von 1852 ab, allerdings mit dem Zusatz, Preußen und Österreich hätten den guten Willen, auf jede neue Kombination einzugehen, die geeignet sei, den Frieden herbeizuführen, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen.*) Die letzte Einschränkung war dazu bestimmt, das „sehr beunruhigte Gewissen" der österreichischen Bevollmächtigten zu beschwichtigen. Schon vor der Sitzung hatte Bernstorff eine Unterredung mit Clarendon**) gehabt und dabei seine Bereitwilligkeit erklärt, die Hand zu einem ehrenvollen Kompromiß zu bieten. Auch auf Russell suchte er in diesem Sinne zu wirken. „Ich habe Lord Russell", erzählt er in demselben Bericht über jene Sitzung, „davon überzeugt — wie es mir gestern schon mit Clarendon gelungen — daß die Aufrechterhaltung der Integrität der dänischen Monarchie für uns unmöglich sei und daß, wenn man uns zumuten wolle, Jütland zu räumen, ohne daß daraus ein großer europäischer Krieg entstehen sollte, man uns auch einen akzeptablen Ausweg aus dem durch den Londoner Vertrag geschaffenen circulus vitiosus bieten müsse. Ich sprach meine persönliche Ansicht dahin aus, daß ein Kompromiß nur in der vollständigen Trennung beider Nationalitäten gefunden werden könne, also in einer Teilung des Herzogtums Schleswig. .... Lord Russell versuchte darauf, mich für die von den Dänen vertretene Idee der administrativen Vereinigung des südlichen Teiles Schleswigs mit Holstein zu gewinnen. Als das jedoch von mir entschieden verworfen wurde, verstieg er sich sogar soweit, mir zu versprechen, ... daß er für die gänzliche Trennung beider Nationalitäten im Ministerkonseil zu plädieren geneigt sei. Man müsse sich, sagte er, zunächst mit Frankreich verständigen, und als ich ihm darauf antwortete, wie dieser Staat meiner Ansicht nach keine Schwierigkeiten machen würde, pflichtete er diesem Gedanken bei. Demzufolge scheint die Opposition Rußlands nicht allzuviel zu bedeuten, trotz der peremp-

*) Bernstorffs Bericht an den König. London, 13. Mai 1864. (Aus dem Französischen.)

**) Clarendon war zweiter englischer Bevollmächtigter auf der Konferenz.

torischen und, man möchte sagen, leidenschaftlichen Art, mit der Baron v. Brunnow sich für die Integrität der dänischen Monarchie, die er mit dem europäischen Gleichgewicht identifiziert, gestern ausgesprochen hat. Lord Russell schien nicht mehr einen unüberwindlichen Widerstand seitens Lord Palmerstons, wie ich es gefürchtet, zu erwarten."

Als er von der günstigen Disposition der britischen Minister berichtete, verschwieg Bernstorff dem preußischen Kabinett nicht, daß er die Schwierigkeit, in der Frage der Herzogtümer zu einem guten Ende zu gelangen, für ungeheuer halte. Nur mit voller Kenntnis der Absichten der leitenden preußischen Kreise und im Besitz umfangreicher Vollmachten getraue er sich, einen Weg aus dem Chaos zu finden. Jedenfalls stehe eins fest: Je weniger man sich in Berlin den Anschein gebe, Landerwerbungen für Preußen in Schleswig-Holstein zu machen, um so stärker werde die preußische Stellung in Deutschland und im Auslande werden. „Die klare und offene Erklärung, daß Preußen nur die volle Unabhängigkeit jener deutschen Territorien und ihre unauflösliche Vereinigung mit Deutschland sicherstellen wolle, müßte einen ungeheuren Eindruck auf die gesamte öffentliche Meinung Europas machen." Wenn dann — so schloß er — die Herzogtümer unter dem Szepter irgend eines deutschen Fürsten mit Deutschland vereinigt werden sollten, so würde Preußen nach den Opfern, die es gebracht, von diesem neuen deutschen Staate alle politischen und militärischen Garantien, die es brauche, mit Recht verlangen können. Der Plan einer Annexion der Herzogtümer durch Preußen erschien Bernstorff damals noch unausführbar. Dagegen hielt er den Gedanken der Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark für völlig abgetan. „Es war Bernstorffs einzige Sorge", schreibt Sybel,*) „daß Dänemark eine letzte Rettung in der von Österreich geliebten Personalunion finden möchte!" Bismarck fühlte sich mit Bernstorff in dem Streben eins, eine solche Eventualität zu verhüten, doch wollte er in der Frage der Personalunion, um Österreich zu beschwichtigen, nicht offen Farbe bekennen, weil er dieselbe an Dänemarks Eigensinn scheitern zu lassen wünschte. So lautete denn die

*) Band III, S. 314.

von Preußen und Österreich in der Sitzung vom 17. Mai abgegebene Erklärung in dem entscheidenden Momente sehr unbestimmt. Die Personalunion war darin allerdings nicht erwähnt — Rechberg hatte sich dies ausgebeten, weil er die Unpopularität derselben in Deutschland fürchtete. Indessen wurde seitens der österreichischen Delegierten der Versuch gemacht, wenigstens indirekt auf die Personalunion hinzuweisen, was Bernstorff geschickt verhinderte. Da aber nur „die vollständige politische Unabhängigkeit der durch gemeinsame Institutionen verbundenen Herzogtümer" in der Erklärung gefordert war, so blieb alle Welt im Zweifel, was Preußen und Österreich eigentlich wollten. Im ersten Moment schien es, als sei alles durch diplomatische Arbeit Erreichte wieder zunichte gemacht. „Der Effekt dieser Erklärung", meldete Bernstorff,*) „war der, daß selbst die englischen Minister, die mir im Vertrauen soeben gesagt, daß sie darauf verzichtet hätten, die Aufrechterhaltung des Londoner Traktates zu fordern, trotzdem beständig in der gestrigen Sitzung auf diese Aufrechterhaltung zurückkamen, als wenn diese Frage ganz und gar noch auf dem früheren Standpunkt stände. Der französische Botschafter zeigte sich besonders erregt und ungeduldig. Er sowohl wie Baron Brunnow behaupteten, daß sie den Sinn und die Tragweite der Forderungen der deutschen Großmächte nicht verstehen könnten, ja daß sie nicht einmal wüßten, wie sie ihren Höfen darüber Bericht erstatten sollten. Der Fürst De la Tour d'Auvergne sagte mir auch nach der Sitzung: „Warum haben Sie nicht die vollständige Trennung verlangt? Man hatte dies allseitig erwartet. Sie haben dadurch, daß Sie auf die Personalunion, die kein Mensch will, indirekt zurückgekommen sind, alles verdorben. Wenn Sie die ganze Trennung verlangt hätten, so würden wir selbstverständlich versucht haben, Ihre Prätentionen so weit als möglich einzuschränken, aber das würde zu einer Lösung geführt haben. Jetzt haben Sie seitens der Neutralen das Verlangen nach der administrativen Trennung der Nationalitäten provoziert." Der französische Botschafter wollte sich nicht ausreden lassen, es bestehe irgend eine Divergenz der Anschauungen zwischen

*) Aus Bernstorffs Bericht an den König. London, 18. Mai 1864. (Aus dem Französischen.)

den beiden deutschen Großmächten. Er sagte damals zu einem Mitgliede der Diplomatie in London, der seine Worte Bernstorff hinterbrachte: „Es seien die Velleïtäten der preußischen Annexion, die die Angelegenheit verdürben!“ Bernstorff äußerte deshalb in demselben Berichte den dringenden Wunsch, daß die deutschen Großmächte sich über genau formulierte positive Forderungen als Friedensbedingungen verständigen möchten, „ohne irgend eine Frage in suspenso zu lassen.“ Österreich müsse unter allen Umständen für den Gedanken der gänzlichen Trennung der beiden Nationalitäten gewonnen werden. Er selbst gab sich große Mühe, um den Eindruck der Sitzung, in der jene Erklärung Österreichs und Preußens abgegeben worden, bei den englischen Ministern wieder zu verwischen und die letzteren dazu zu bewegen, sich mit den Neutralen über ein Kompromiß im Sinne der Trennung zu einigen.

Ungeachtet jenes anscheinenden Mißerfolges der preußisch-österreichischen Erklärung trafen Bismarcks Berechnungen doch ein. Die Dänen, welche aus der Unbestimmtheit des Wortlauts jener Deklaration schlossen, daß es mit der Eintracht Österreichs und Preußens vorüber sei, faßten neuen Mut und verwarfen jetzt entschlossen die Idee der Personalunion. Damit aber hatten sie sich ihr eigenes Urteil gesprochen.

Während der nächsten Wochen vollzog sich die Schwenkung Österreichs auf die Seite des Augustenburgers. Rechberg beabsichtigte damit einen Hauptstreich auszuführen. Sollte doch der Wind der deutschen populären Bewegung zugunsten Schleswig-Holsteins die Segel der österreichischen Politik füllen. Bismarck war — weil er seine Politik nicht starren Prinzipien unterwerfen wollte — anfangs geneigt, auf diese Idee einzugehen. Keinesfalls aber wollte er den Augustenburger zum Herzoge machen, als bis derselbe Preußen alle Garantien zugestanden, die dieses zur Wahrung seiner Interessen beanspruchen konnte. Jedenfalls sorgte er dafür, daß der preußische Staat sich auf der Konferenz nicht für die Rechtsansprüche des Prätendenten festlegte.

Wie bereits erwähnt, drehten sich die Beratungen in London zunächst um die Teilung Schleswigs, die England im Verein mit den Neutralen befürwortete. Palmerston wollte den Dänen zum mindesten die dänischen sowie die sprachlich gemischten schleswig-

schen Bezirke erhalten und die Schlei und das Dannewerk zur Grenzlinie machen; deutscherseits sollte man sich dann verpflichten, in den an Deutschland fallenden rein deutschen Gebieten keine Festungen zu bauen und keine befestigten Häfen anzulegen. Bernstorff protestierte gleich anfangs, als Russell ihm diesen Plan vertraulich mitteilte, gegen die Schleilinie und bezeichnete die Zumutung, daß Deutschland auf seinem Teilstück keine Festungen bauen solle, „als eine Beleidigung der deutschen Ehre". Schon am 28. Mai erklärte er sich nochmals gegen eine derartige Teilung Schleswigs; man könne, sagte er, allerdings im Interesse des Friedens Konzessionen machen, aber keinenfalls die vorgeschlagene Grenze akzeptieren. Ebenso fest zeigte er sich am 31. Mai in der Vorbesprechung mit den Neutralen. Er verlangte als Grenze die Linie Apenrade—Tondern, weil sonst Tausende von Deutschen unter der Herrschaft Dänemarks bleiben müßten. Dafür mußte er sich sofort von den Neutralen den Vorwurf gefallen lassen, daß Deutschland die gesamten gemischten Bezirke an sich reißen wollte. „Bernstorff erklärte", schreibt Sybel, „es gehe einmal nicht anders, nach den gemachten Erfahrungen könne Deutschland dem Könige von Dänemark nicht einen einzigen deutschen Untertanen anvertrauen. In höchster Aufregung, mit Tränen in der Stimme, rief Lord John dagegen: einen so beleidigenden Satz könne man den Dänen nicht einmal mitteilen. Nun, — sagten Bernstorff und Beust — so befragt die Bevölkerung, und Ihr werdet sehen, wie viel dänische Gesinnung im Norden der Schlei vorhanden ist!"*) Bei diesen Worten geriet auch der österreichische Vertreter in Schrecken und verwahrte sich feierlich gegen jede Anwendung des allgemeinen Stimmrechts. Bernstorff lenkte nun ein aus taktischen Gründen. Erklärte er doch, daß man sich vielleicht und im äußersten Fall auch mit der Linie Flensburg—Tondern, aber selbstverständlich ohne jedes Verbot daselbst Festungen anzulegen, begnügen könne. Er selbst sei allerdings nicht autorisiert, diese Linie vorzuschlagen.

In der Sitzung vom 2. Juni wurde der Streit über die Grenzlinie fortgesetzt. Die Dänen zeigten sich hier wieder starrköpfig,

*) v. Sybel, III. 334.

indem sie sowohl die Apenrader Grenze, als die Linie Flensburg—Tondern als unannehmbar bezeichneten. Sie forderten vielmehr die Linie Eckernförde—Friedrichstadt, bei der der größte Teil Schleswigs Dänemark zugefallen wäre. Auch fand bei ihnen der in derselben Sitzung eingebrachte Antrag Bernstorffs auf Verlängerung der am 12. Juni ablaufenden Waffenruhe um vierzehn Tage anfangs hochmütigem Widerstand. Es sei ihnen unmöglich, so erklärten die dänischen Bevollmächtigten, durch die Annahme des Antrags die Aktion der dänischen Flotte zu beeinträchtigen. Endlich aber fügten sie sich in die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 26. d. Mts.*) „Was nun auch", so berichtete Bernstorff schon am 3. Juni, „das Resultat der Sitzung vom nächsten Montag sein möge, — der eine große Vorteil für uns ist doch gewonnen, daß, wenn der Krieg von neuem beginnt, dies um der Grenzlinie willen geschehen wird und nicht wegen der konstitutionellen Stellung der Herzogtümer in der dänischen Monarchie.**) Daß diese Linie eine ganz andere sein wird, wenn sie jetzt auf Grund friedlicher Verhandlungen unter der Vermittlung neutraler, für Dänemark im wesentlichen wohlwollend gestimmter Mächte gezogen wird, oder wenn dies infolge neuer, durch die Torheit der Dänen gegen den Wunsch und die dringenden Ratschläge der Neutralen hervorgerufenen Kriegsereignisse geschieht, liegt in der Natur der Dinge und wird, so meine ich, allgemein anerkannt". Trotz des Erfolges auf der Konferenz hielt aber Bernstorff den Wiederbeginn der Feindseligkeiten für Preußen keineswegs für wünschenswert. Er empfahl deshalb, nicht mehr zu verlangen, als dazu nötig sei,

*) Nach den Aufzeichnungen Th. v. Bernhardis, a. a. O. Bd. VI, S. 125, wären die beiden letzten Zugeständnisse Bernstorffs in Berlin gemißbilligt worden. Bernstorff hielt jedoch den Abbruch der Verhandlungen im damaligen Augenblick für taktisch falsch und konnte nach seiner besten Überzeugung nicht anders handeln. Auch hatte er ja die Linie Apenrade—Tondern nur für seine Person gutgeheißen, so daß das Kabinett in keiner Weise daran gebunden war. Er wünschte die Beratungen über die Teilung nicht mit einer vollständigen Negation enden zu lassen, weil er nicht den Vorwurf auf Preußen sitzen lassen wollte, selbst die letzte Möglichkeit einer Verständigung kurzerhand beseitigt zu haben.

**) Bericht Bernstorffs an den König. London, 3. Juni 1864. (Aus dem Französischen.)

um ein den Ergebnissen des Krieges und den Opfern, den der Kampf Preußen auferlegt, würdiges Resultat zu erreichen. „Ein solches", fuhr er in demselben Bericht fort, „wäre unserer Meinung nach errungen, wenn die im wesentlichen deutschen Bevölkerungskreise der bisherigen dänischen Monarchie für immer dem dänischen Joche entrissen und ihre Geschicke unwiderruflich an die Deutschlands geknüpft würden. Der Triumph, dies Ergebnis durchgesetzt und den Londoner Traktat zerrissen zu haben, bleibt ein Sieg, den Preußen hauptsächlich durch sein eigenes Handeln über die großen Mächte davongetragen! In die Zahl dieser letzteren muß auch Österreich eingereiht werden, das von Anfang an die größten Schwierigkeiten gemacht, ehe es zu einem Entschluß gekommen, und das auch heute fortfährt, sich dem Prinzip der Teilung der Nationalitäten und der Befragung der Wünsche der Bevölkerungen in einer Weise zu widersetzen, die ernstlich das Resultat unserer Anstrengungen gefährden könnte!"

Die Erörterung über die Frage, wer der rechtmäßige Herzog in Schleswig-Holstein sei, gestaltete sich jetzt noch verwickelter, da Rußland plötzlich erklärte, das Haus Gottorp nehme nach dem Erlöschen des Londoner Vertrages seine alten Erbansprüche wieder auf. Kaiser Alexander trat diese Rechte an den Großherzog von Oldenburg ab. Bismarck fürchtete allerdings nicht, daß diese Kandidatur weitere Schwierigkeiten bereiten würde. Sie vermochte ihm höchstens dazu zu verhelfen, einen neuen Trumpf im diplomatischen Spiel auszuspielen. In der Unterhaltung mit Kaiser Alexander, der zu einem Besuche in Berlin angelangt war, hatte er sich gleich anfangs überzeugt, daß Preußen von Rußland keine Gefahr drohe. Der in Kopenhagen vom Zaren erteilte Rat, doch noch in letzter Stunde in die Personalunion zu willigen, konnte ja nicht zur Ausführung gelangen, weil die Eiderdänen mit bekanntem Starrsinn einen solchen Ausweg prinzipiell verwarfen und, wie sie sagten, willig ganz Holstein und ein Stück Schleswigs preisgeben wollten, falls man ihnen gestatten würde, den größeren Teil des letzteren Landes Dänemark einzuverleiben. Die Taktik Bismarcks für die weiteren Verhandlungen des Kongresses bestand darin, die Volksabstimmungsfrage gegen die Dänen auch ferner auszuspielen. Österreich, das grundsätzlich gegen jede Volks-

abstimmung war, verweigerte seine Mitwirkung bei diesem klugen Manöver. So mußte denn Bernstorff am 18. Juni einen preußischen Antrag einbringen, der das Verlangen stellte, daß sowohl die deutschen als die dänischen Bezirke befragt werden sollten, welchem Teil Schleswigs sie bei der Trennung des Landes anzugehören wünschten. Es solle sich dabei, hieß es, um keine Abstimmung, sondern nur um eine Information handeln. Mit Ausnahme Beusts erklärte sich niemand für den Antrag, aber das eigentliche Ziel des letzteren erschien doch erreicht, denn die Dänen hatten sofort wütend gegen die Befragung der Bevölkerung protestiert und so dokumentiert, daß sie den Ausspruch des Volkswillens fürchteten, ja von demselben ein vernichtendes Verdikt ihrer Ansprüche erwarteten.

Durch den dänischen Trotz wurde endlich die englische Bevölkerung einigermaßen ernüchtert. Im Parlament hatte am 11. Juni Palmerston der nahezu sicheren Niederlage im Unterhause nur dadurch entgehen können, daß er das Amendement Kinglake angenommen, welches die Genugtuung des Hauses darüber ausdrückte, daß Lord Palmerston der Königin geraten, sich unter den gegenwärtigen Umständen einer bewaffneten Intervention zu enthalten. Der Chef der Regierung, der am liebsten eine kriegerische Rede gehalten, steckte diese Demütigung ruhig ein, nur um sich an der Spitze der Geschäfte zu erhalten. Von den englischen Politikern konnte sich Clarendon, der, wie Bernstorff gleich von Anfang an festgestellt, noch immer einen stillen Groll gegen Preußen hegte, über die Umstände, unter denen Palmerston jenen „Sieg" im Parlamente errungen, am wenigsten beruhigen. Noch kurz vor der entscheidenden Abstimmung hatte er zu Bernstorff auf einem Hofball gesagt: „We are drifting into war just as we did ten years ago", und dann hinzugefügt: „Ich kann es Ihnen natürlich nicht offiziell erklären, aber ich versichere es Ihnen als Freund, daß — so wahr wir in diesem Moment hier im Buckingham-Palast sind — England am Kriege teilnehmen wird, wenn er wieder beginnt. Sie können auf dem Festlande tun was Sie wollen, aber nicht auf der See. Sie werden nicht nach Kopenhagen gelangen, auch nicht nach dem Sund, nicht einmal nach Alsen!"

„Als ich ihm insbesondere auf die letzten Worte antwortete,

Alsen gehöre doch sozusagen zum Schleswigschen Festlande, und ich könne daher in dieser Äußerung nur den festen Willen des englischen Kabinetts erkennen, Krieg mit uns anzufangen, beharrte er bei seiner Behauptung. Er hat übrigens, wie ich bestimmt weiß, dasselbe auch englischen Freunden gesagt."

Übrigens erkannte Clarendon sehr wohl die Überlegenheit Preußens über Österreich in unserer Konferenz an. „Seit wir die österreichischen Bevollmächtigten", schrieb Bernstorff an den König, „sehr gegen ihren Wunsch und Willen zum Verlassen ihres ursprünglichen Standpunkts genötigt haben, und seitdem es mit jeder Konferenzsitzung klarer wird, daß trotz ihrer Bemühungen sich überall angenehm zu machen, doch nur das geschieht, was die preußischen Bevollmächtigten wollen, ist ihr Ansehen so sehr gesunken, daß Lord Clarendon mir neulich bei der bereits oben erwähnten Gelegenheit (dem Hofball) sagte: «Les Autrichiens ne sont que vos valets!»"*)

Die letzten Verhandlungen der Konferenz hatten den Antrag Russells zum Gegenstande, daß Deutschland und Dänemark sich an „eine befreundete Macht" wenden und ihr die Festsetzung der Grenzlinie überlassen sollten. Diese Grenzlinie wäre zwischen die von deutscher Seite und die von dänischer Seite vorgeschlagenen Linien zu legen. Lord Clarendon schien bei der „befreundeten Macht" den französischen Kaiser im Auge zu haben. „Denn als wir einwendeten, daß ein solches Amt die überdies schon übermächtige Stellung Napoleons noch erhöhen und ihn zum Schiedsrichter Europas stempeln würde, meinte Clarendon, in diesem Falle würde es aber insofern doch vorteilhaft sein, wenn der Kaiser Schiedsrichter würde, weil er wohl erst dann ernstlich für die Beendigung des deutsch-dänischen Streites eintreten werde, die er bis jetzt nicht wolle."

Auch jener Antrag Englands hatte also eine gegen Deutschland gerichtete Spitze. Am 22. erklärten Bernstorff und die übrigen deutschen Bevollmächtigten, daß sie „den letzten englischen Vorschlag genau im Sinne des Pariser Friedens an-

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, den 17. Juni 1864. (Aus dem Französischen.)

nähmen, demzufolge ein Vermittler zu wählen sei, der gute Dienste zur Erzielung des Friedens leisten solle, ohne bindende Urteilssprüche zu fällen."*) Die Dänen protestierten auch diesmal, und setzten sich dadurch wieder einmal vor Europa ins Unrecht, indem sie selbst den Beweis ihrer Unversöhnlichkeit lieferten. Auch in eine weitere Verlängerung der Waffenruhe erklärten sie diesmal nicht willigen zu können. Der Krieg mußte deshalb von neuem seinen Gang nehmen, und die Diplomaten kehrten nach Hause zurück.

Nach der letzten Sitzung sandte Bernstorff einen interessanten Bericht nach Berlin, von dem wir hier einzelne Teile wiedergeben.**)

„Neben dem besonderen Bericht, den mein Kollege und ich gemeinsam an den Herrn Ministerpräsidenten über die letzte Sitzung der Konferenz senden, erlaube ich mir noch einige ehrfurchtsvolle Bemerkungen an Eure Majestät über die Resultate der soeben geschlossenen Konferenz zu richten. Ich glaube dies nicht besser tun zu können, als wenn ich diese Resultate in ihrer Bedeutung für Preußen charakterisiere und zu diesem Zwecke die Worte Lord Clarendons, die dieser vorgestern nach dem Schluß der Sitzung an mich gerichtet, zitiere. Dieselben lauten: „Sie sind in die Konferenz als Herren der Situation eingetreten und Sie verlassen sie als Herren der Situation. Wie lang das dauern wird, ist ja eine andere Frage!" Es handelt sich hier nicht um unsere Personen, sondern um den preußischen Staat, und wir sind weit entfernt, das persönliche Verdienst an dem Geschehenen für uns zu reklamieren, aber es ist für uns eine Genugtuung, heute auf Grund der eigenen Worte unseres Hauptgegners konstatieren zu können, daß die Position Preußens nicht unter den Ergebnissen einer Konferenz gelitten hat, auf der wir die Ehre hatten, Euerer Majestät Regierung zu vertreten und auf der wir gegen Schwierigkeiten aller Art kämpfen mußten, Schwierigkeiten, von denen sich keiner einen Begriff machen kann, der dieselben nicht näher kennen gelernt.

*) v. Sybel III, S. 348.

**) Aus dem Bericht Bernstorffs an den König. London, den 27. Juni 1864. (Aus dem Französischen.)

Ich gehe sogar noch weiter, wenn ich kühn behaupte: trotz aller Hindernisse, die zu überwinden waren, ist Eurer Majestät Regierung nach der Konferenz noch weit mehr Herr der Situation als vor derselben — —. Dem Londoner Vertrag ist seine Rechtskraft aberkannt worden, nicht nur seitens der neutralen Mächte, sondern auch seitens Österreichs, das sich durch den Gang der Verhandlungen genötigt gesehen hat, das Prinzip der Integrität gänzlich aufzugeben. Auch ist die Einigung der beiden Großmächte und besonders Preußens mit dem Rest des deutschen Bundes in den wesentlichsten Punkten der Frage, durch welche sie bisher getrennt worden waren, wieder hergestellt. Österreich sieht sich also gezwungen, sehr gegen seinen Willen, die ihm von der Regierung Eurer Majestät gezogene Linie der nationalen Politik einzuhalten, wenn es nicht ganz auf seine Stellung in Deutschland verzichten will, auf die es stets so hartnäckig Anspruch erhoben. Ja, noch mehr, es kann heute, wo die Verhandlungen gescheitert sind und der Krieg wieder beginnt, eine Veränderung in den wechselseitigen Positionen der kriegführenden Mächte zugunsten Preußens deutlich konstatiert werden, im Gegensatz zu der Zeit vor der Konferenz!

„Nach der Sitzung fragte mich Lord Russell, ob wir nicht mehr die Absicht hätten, ganz Dänemark dem deutschen Bunde einzuverleiben. Als ich mein Erstaunen darüber aussprach, ihn von einem solchen Projekte reden zu hören, sagte er mir, Graf Rechberg hätte dem englischen Gesandten in Wien gegenüber diese Idee erwähnt, was er (Russell) mir ja schon vor einiger Zeit erzählt habe. Ich antwortete sofort, daß dies ein Plan sei, von dem ich niemals bei uns sprechen gehört habe. Sicher sei derselbe österreichischen Ursprungs. „Selbstverständlich ließ Bernstorff dem englischen Staatsmann keinen Zweifel darüber, daß ein solches Projekt für Preußen und für ganz Deutschland absolut unannehmbar sei."

Der preußische Vertreter hatte Recht mit seiner Schilderung der Lage — Österreich und Preußen waren als Herren der Situation aus der Konferenz geschieden. Er selbst durfte mit dem Resultate zufrieden sein, hatte er doch mit einem Eifer, einer Hingebung, einer Energie für die Sache Deutschlands und Preußens

und für die der Schleswig-Holsteiner insbesondere gekämpft, die ihm nie vergessen werden sollten. Er war der nationalen Idee, die ihn während seiner ganzen Dienstzeit als Vertreter Preußens im Auslande und als Minister des Auswärtigen beseelt, auch in dieser Frage unerschütterlich treu geblieben. Selbst sein alter Gegner Beust,*) der ihm auf der Konferenz näher trat, widmet ihm in seinen Erinnerungen ein anerkennendes Nachwort. Mit dem Namen des „Schleswig-Holsteiners" hatten ihn einst gewisse Elemente unter den Hochkonservativen zu kränken geglaubt. Zu einem Ehrennamen war derselbe jetzt geworden dank Bernstorffs mannhaften Eintretens für den bedrängten Bruderstamm. Über die endgültige Losreißung Schleswig-Holsteins von Dänemark, vor allem aber über die seines alten Stammlandes Lauenburg, nach Beendigung des Krieges, konnte niemand ein wärmeres Gefühl der Freude empfinden, als er, dem diese Wendung die Verwirklichung seiner Jugendideale und den Siegespreis für lange, tapfere Kämpfe bedeutete. Alle Kränkungen, die er in dieser Zeit erfahren, waren nun aus seiner Seele geschwunden. Hatte er doch, unbekümmert um alle gegen ihn gerichteten Geschosse, unerschrocken, wie der wackere Schwabe in Uhlands schönem Gedicht, der sich seinen „Schild mit Pfeilen spicken" ließ, seinen Weg zurückgelegt. Die englischen Kriegsdrohungen waren von ihm ernster als von Bismarck aufgefaßt worden, weil er es selbst mit angesehen, wie schwach das britische Kabinett der öffentlichen Meinung Englands gegenüber war und wie leicht es von ihr mitfortgerissen werden konnte. Ohne die Königin und ihren tapferen, unermüdlichen Widerstand wäre wohl manches ganz anders gekommen. Gänzlich falsch aber wäre es, die nach Berlin gerichteten Warnungen Bernstorffs als leere Wahngebilde bezeichnen zu wollen. Wer ein so feines Gefühl wie er für die Wandlungen der englischen Volks-

*) v. Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten, I, S. 363: „Graf Bernstorff, der überhaupt, wie ich mich dessen zu überzeugen mehrfach Gelegenheit hatte, in Preußen unterschätzt wurde, entwickelte in der Konferenz eine sehr gründliche Kenntnis der historischen Seite der Frage, zu deren Studium ihm mehr als anderen durch einen zweifachen Umstand Anlaß gegeben war, durch die Beziehungen seiner Familie zu Dänemark und durch seinen Grundbesitz im Herzogtum Lauenburg."

seele hatte, der durfte auch in dieser Sache die Rolle des getreuen Eckart spielen.

Im selben Jahre ward Bernstorff die Freude zuteil, den Anschluß seines Heimatlandes Lauenburg an Preußen zu erleben. In den am 1. August zwischen Österreich-Preußen und Dänemark abgeschlossenen Friedenspräliminarien war bestimmt worden, daß Dänemark die drei Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg an die beiden deutschen Großmächte abtrat, über das endgültige Los derselben sollte in den Wiener Verhandlungen entschieden werden. Am 21. Oktober beschloß der Landtag des Herzogtums Lauenburg auf Antrag des Grafen Bernstorff-Gyldensteen, über den Anschluß des Landes an das Königreich Preußen mit den leitenden preußischen Kreisen zu verhandeln. Die dazu ausersehene Deputation, bestehend aus dem Erblandmarschall v. Bülow, Stadthauptmann Dahm-Mölln und dem Landsyndikus Wittrock, begab sich nach Berlin. Über die Ereignisse, die sich bei dem dortigen Empfange derselben abspielten, findet sich im Nachlasse Bernstorffs folgendes:*)

Bismarck an Bernstorff.

Berlin, 1. November 1864 (vertrauliches Schreiben).

„Euer Exzellenz beehre ich mich, für das gefällige vertrauliche Schreiben vom 26. d. Mts., welches mich bei meiner Rückkehr hierher am 29. mit der Nachricht über den Beschluß der Lauenburger Ritter- und Landschaft begrüßte, meinen verbindlichsten

*) In einem Brief aus jenen Tagen schreibt die Gräfin an ihren Sohn Andreas (London, 23. Oktober 1864, französisch): „Die Nachrichten von Lauenburg lauten sehr gut. Der Antrag ist angenommen, daß die Ritter- und Landschaft in Anbetracht der Lage des Landes den Wunsch ausspricht, sich an Preußen anzuschließen unter Wahrung der Selbständigkeit Lauenburgs als eines eigenen deutschen Herzogtums. Durch Unterhandlungen mit der preußischen Regierung soll vorerst die Modalität des Anschlusses festgestellt werden. Man hat drei Persönlichkeiten erwählt, um sich als Abgesandte nach Berlin zu begeben, den Erblandmarschall v. Bülow, den Stadthauptmann Dahm, den Landessyndikus Wittrock. Um diese Herren zu empfehlen, sendet Papa einen Kurier nach Berlin, auf Wunsch der Stände von Ratzeburg. So schreitet diese Sache in befriedigender Weise fort, und ich hoffe, man wird in Berlin die Dienste anerkennen, die Papa hierbei geleistet!"

Dank zu sagen.*) Ich bitte Eure Exzellenz, überzeugt zu sein, daß Seine Majestät der König Ihre persönliche Stellung zur Sache lebhaft und mit Befriedigung empfindet und den in Ihrem Berichte an Allerhöchstdieselben enthaltenen Ausdruck Ihrer Freude gern entgegengenommen hat.

„Ich brauche nicht erst zu versichern, daß die Deputation hier willkommen sein wird und daß nicht nur ich bereit sein werde, mit ihr zu verhandeln, sondern daß auch Seine Majestät der König kein Bedenken tragen wird, sie zu empfangen.

„Ich habe nur Anstand genommen, den Landmarschall v. Bülow oder den Justizrat Wittrock Ihrer Andeutung gemäß direkt hiervon zu unterrichten, da eine solche direkte und schriftliche Kommunikation leicht den Anschein hervorrufen könnte, als sei der Schritt der Lauenburger Ritter- und Landschaft weniger freiwillig, als er es in der Tat ist. Diesen Charakter der Spontaneität und der Abwesenheit jeder Nötigung zu wahren, ist dringend wünschenswert. Ich glaube daher, Euer Exzellenz gefällige Vermittlung noch einmal in Anspruch nehmen zu müssen und Sie zu bitten, die Herren von der Deputation wissen zu lassen, daß ihre Ankunft hier zu jeder Zeit willkommen sein werde. Das Weitere wird sich dann bei der mündlichen Besprechung, wie ich hoffe, ohne Schwierigkeiten ergeben.

Bismarck".

Wittrock an Bernstorff.

Ratzeburg, 13. November 1864.

„Eurer Exzellenz gestatte ich mir, im Verfolge meines Schreibens vom 8. d. Mts., wegen dessen flüchtiger Abfassung ich nochmals um Entschuldigung bitte, nachdem ich gestern abend von Berlin hierher zurückgekehrt bin, fernerweitige gehorsamste Mitteilung zu machen. Wie ich bereits geschrieben zu haben meine, wurde uns von Herrn v. Bismarck eröffnet, daß Seine Majestät der König uns zu empfangen geruhen wolle. Die Audienz fand am Donnerstag, den 10. d. Mts., nachmittags 2 Uhr statt. Der Herr Ministerpräsident war nicht dabei zugegen, der diensttuende Adjutant befand sich im

*) Eine Kopie des die ganze Aktion der Deputation einleitenden Schreibens Bernstorffs befindet sich nicht unter dessen Nachlaß.

Zimmer. Nachdem der Landmarschall eine kurze Anrede an den König gehalten hatte, gaben Seine Majestät Ihre Befriedigung und Freude über das durch den Beschluß der Ritter- und Landschaft dem Könige und Seiner Regierung bezeugte Vertrauen in sehr huldreichen Worten zu erkennen und erklärten, wie Sie, falls eine Einigung mit Österreich werde erzielt werden, dem Wunsche der Stände gern entsprechen, die Regierung des Landes übernehmen und dessen Institutionen bewahren wollten, in welcher Beziehung demnächst in formaler Weise die nötigen Festsetzungen erfolgen würden. Der König berührte sodann die Schwierigkeiten, welche der Anschluß vielleicht von außen und in den preußischen Kammern finden werde, sprach aber dabei die zuversichtliche Hoffnung aus, daß es Ihm gelingen werde, denselben zu begegnen und daß daraus ein Hindernis nicht entstehen werde. Nachdem der König sich hierauf mit uns einzelnen in gnädigster Weise unterhalten hatte, sprach er wiederholt seine Freude über unser Kommen und den Zweck desselben aus. Mit den Worten: „Es freut mich sehr, daß Ihr Land näher zu Deutschland und speziell zu Preußen treten wird, und was ich gesagt habe, teilen Sie Ihren Kommittenten mit“, wurden wir aus dieser Audienz, die auf uns alle den allergünstigsten Eindruck gemacht hat und aus der wir das königliche Wort, daß die Wünsche der Landesvertretung in jeder Beziehung erfüllt werden sollen, mitgenommen haben, entlassen. Am folgenden Tage ward uns noch die Ehre zuteil, von Seiner Majestät zur Tafel gezogen zu werden, wozu auch Herr Graf v. Bernstorff von Wotersen geladen war. Der König unterhielt sich sowohl vor als nach der Tafel mit uns in sehr freundlicher Weise und bemerkte im Weggehen: „An mir soll es nicht liegen, daß Sie erreichen was Sie wünschen; leben Sie wohl!“ Herrn v. Bismarck sprach ich hier nochmals, und äußerte derselbe, daß wir wohl in nicht zu entfernter Zeit weiter und spezieller miteinander verhandeln würden. Herr v. Schleinitz, der zugegen war, sagte mir, daß er an dem Tage gerade einen Brief von Euer Exzellenz gehabt habe, und wie er sich besonders mit Beziehung auf Euer Exzellenz Wünsche über den Anschluß Lauenburgs an Preußen freue.

„Zum 23. d. Mts. sollen die Stände wieder zusammenberufen

werden, um unseren Bericht über die uns aufgetragene Mission zu vernehmen und etwaige Schritte wegen der dänischen Staatsschulden und der Kriegskosten zu beschließen.

„Ich hoffe, daß, wenn auch im Lande hie und da ein Widerspruch sich regen wird, doch der Ausspruch der Stände, gegen den nur der politische Unverstand Opposition machen wird, auch in der Meinung der Bevölkerung die Oberhand behalten wird. Ein etwaiger Widerspruch wird keinen Erfolg haben können, während einstweilen für die Erhaltung der hiesigen Landesverfassung, dank insbesondere Euer Exzellenz Bemühungen und Einfluß, aufs beste gesorgt ist. Wenn Schleswig und Holstein einen ähnlichen Schritt täten, als Lauenburg getan hat, und die allerdings wohl unüberwindlichen äußeren Schwierigkeiten beseitigt werden könnten, so würde ich dieses für die beste Lösung der obschwebenden Frage halten, während ich die Anlehnung der Herzogtümer an Preußen mit militärischer, maritimer und diplomatischer Verbindung unter einem eigenen Landesfürsten für nicht lebensfähig ansehen kann.

Wittrock".

Im Gasteiner Vertrag trat Österreich gegen eine Geldentschädigung seinen Anteil an den Lauenburgschen Landen an den König von Preußen ab, worauf durch Patent vom 13. September 1865 König Wilhelm von dem Herzogtum Besitz ergriff. Die Formalität der Besitzergreifung wurde von dem Regierungskommissar, Grafen Arnim-Boitzenburg, in Ratzeburg vollzogen. Gleich nach diesem Vorgang schrieb Bernstorff an Bismarck. Er beglückwünschte letzteren zu der Ernennung zum Minister für Lauenburg und erklärte dann, daß er (Bernstorff), wenn die Huldigung stattfinden sollte, sich an ihr nicht beteiligen könne. „Als Diener und Untertan habe ich dem König von Preußen bereits vor 35 Jahren — lange, ehe ich wußte, daß ich jemals Lauenburgischer Vasall werden würde, den Eid der Treue und des Gehorsams geleistet. Als bloßer Untertan kann ich ihn daher nicht nochmals leisten, als wäre ich es bis jetzt noch nicht gewesen. Ich bin daher zweifelhaft geworden, ob überhaupt ein passender Platz für mich bei der Huldigung vorhanden ist." Nur als Diener des Königs oder auch nur auf Allerhöchste Aufforderung könne er bei dieser Gelegenheit in

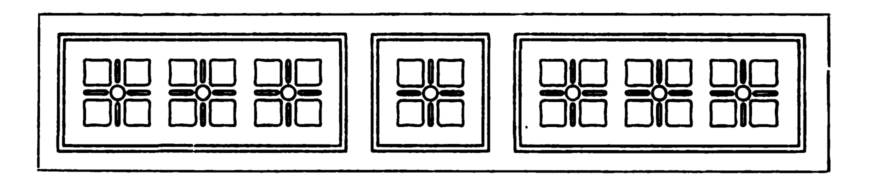
Ratzeburg erscheinen.*) Am 26. November 1865 ward dann in Anwesenheit König Wilhelms in der Kirche zu Ratzeburg die förmliche Erbhuldigung der Stände des Herzogtums vorgenommen. Rechts von dem Throne, der dem Altar gegenüber für den Monarchen errichtet worden war, saß der Kronprinz, links Graf Bismarck. Die Verfassung des Herzogtums blieb zufolge der vorangegangenen Verhandlungen unberührt.**) Bernstorff hatte dem schönen, feierlichen Akt leider aus Gesundheitsrücksichten nicht im Gefolge des Königs beiwohnen können.

Damals hegte Bernstorff eine Zeitlang die Absicht, Lauenburg im Reichstage des Norddeutschen Bundes zu vertreten. Er wollte sich aber nur dann dazu entschließen, wenn die Regierung, wie er an Bismarck schrieb, einen besonderen Wert darauf lege, „Männer ins Parlament gewählt zu sehen, auf deren Mitwirkung sie, wie im Dienste, so auch dort zur Durchführung ihrer Absichten und ihrer Politik zählen könne". In diesem Falle würde er sich von ganzem Herzen zur Verfügung stellen. Es ist nichts aus jenem Vorsatze geworden, aber das Anerbieten beweist, daß Bernstorff kein Opfer scheute — und ein solches wäre die Übernahme eines Mandates für den Reichstag neben dem Posten eines Vertreters Preußens in London gewesen — wenn es galt, seine ganze Arbeitskraft in den Dienst des werdenden neuen, deutschen Gemeinwesens zu stellen.

*) Bismarck-Jahrbuch, VI., S. 182. Bernstorff an Bismarck, 21. September 1865 (Privatschreiben).

**) Über die ganzen Verhandlungen und den Vorgang der Erbhuldigung siehe das treffliche Büchlein: Kurz gefaßte Geschichte des Herzogtums Lauenburg nebst einem Anhange: Das Bistum Ratzeburg nach v. Kobbe, von Dr. S. Kleinwert. 1874. (Karl Hinstorff in Mölln.)

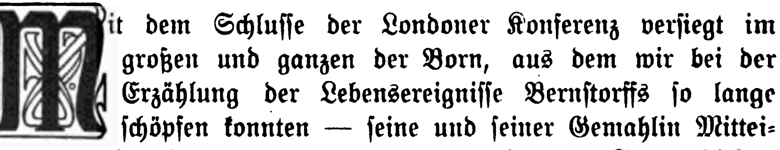




XIX. Kapitel.

Der Krieg von 1866. — Die Luxemburger Frage. — Der Norddeutsche Bund. — Napoleons Pläne auf Belgien.

Der Gasteiner Vertrag. — Die Zirkulardepesche Russells vom 14. September 1865. — Goltz. — Die englischen Neuwahlen: Gladstone. — Tod Palmerstons. — Russell Premierminister. — Ende des mexikanischen Abenteuers. — Annäherung Frankreichs an Österreich. — Neues Aufleben des Preußenhasses; Bernstorffs Warnungen vor einer Entente der Westmächte gegen Preußen. — Zwiespalt der leitenden Kreise in Preußen. — Briefe der Gemahlin Bernstorffs aus den Tagen der Krisis. — Wandlung der öffentlichen Meinung Englands angesichts der preußischen Siege. — Goltz über seine Verhandlungen mit Napoleon. — Das Kabinett Derby. — Politik der Zurückhaltung Englands von kontinentalen Händeln. — „Großbritannien eine asiatische Macht“. — Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Österreich. — Die Luxemburger Frage. — Goltz' Schreiben über die Vorgeschichte derselben. — Die Londoner Konferenz. — Entrevue Napoleons und Kaiser Franz Josephs in Salzburg. — Bernstorff Norddeutscher Botschafter. — Pläne Napoleons auf Belgien; der Vertrag über den Ankauf belgischer Eisenbahnen; Mißlingen des Unternehmens. — Ansichten der englischen Liberalen über Napoleon. — Bernstorff und die englische Politik.



Mit dem Schlusse der Londoner Konferenz versiegt im großen und ganzen der Born, aus dem wir bei der Erzählung der Lebensereignisse Bernstorffs so lange schöpfen konnten — seine und seiner Gemahlin Mitteilungen werden immer seltener, und nur an einzelnen Stellen fließen die Quellen wieder ein wenig reichlicher. Große Lücken bleiben in jedem Falle vorhanden. Es kann sich deshalb für die letzten Kapitel nur um eine kurze Skizze des weiteren Lebenslaufes des deutschen Staatsmannes handeln. Selbstverständlich sollen dabei in erster Linie die Vorgänge in dem Londoner Milieu, also dem Wirkungskreise Bernstorffs, berücksichtigt werden. Die englische Politik interessiert uns daher hier fast ausschließlich.

Nach dem Gasteiner Vertrag vom 20. August 1865, der Preußen und Österreich in den gemeinsamen Besitz der Elbherzogtümer setzte, schienen eine Zeitlang für die preußische Staatskunst

Schwierigkeiten mit den Westmächten vorhanden zu sein. Napoleon grollte über dies Abkommen, durch welches die von ihm ersehnte kriegerische Auseinandersetzung zwischen Österreich und seinem deutschen Nebenbuhler hinausgeschoben wurde, und gab seinem Mißmut in dem bekannten, alle französischen Einwände gegen den Vertrag noch einmal zusammenfassenden Rundschreiben deutlich Ausdruck. Die Zirkulardepesche Russells vom 14. September 1865 schloß sich dem Tadel des Kaisers im Namen Englands an. Als aber dem französischen Rundschreiben keine Taten folgten, steckte auch Russell ruhig den Degen wieder ein. Bernstorff hatte anfangs an die Möglichkeit einer neuen gemeinschaftlichen Aktion der Westmächte geglaubt, sich aber bald überzeugt, daß bei dem Zickzackkurs der französischen Staatskunst jede Berechnung unsicher bleibe. Ein halbwegs zutreffendes Urteil über die nächsten Ziele Frankreichs abzugeben, war ihm umsoweniger möglich, als er, ebenso wie damals in der Zeit vor dem dänischen Kriege, nur sehr wenige Nachrichten über die Gestaltung des Verhältnisses Preußens zu Frankreich erhalten zu haben scheint.

In der englischen Politik gingen damals große Veränderungen vor. Die Neuwahlen hatten ein schlechtes Ergebnis sowohl für Tories als für Whigs geliefert, dagegen der radikalen Partei, als deren Führer jetzt Gladstone angesehen wurde, einen großen Zuwachs gebracht. Im Oktober 1865 erfolgte das Ableben Palmerstons. Er starb, nur von wenigen betrauert, da er schließlich das Vertrauen sämtlicher Parteien verloren hatte und seine diktatorische Manier unerträglich geworden war. Lord Russell, der an geistiger Bedeutung bei weitem nicht an den Verstorbenen hinanreichte, wurde Premierminister, und Clarendon erhielt wieder wie einst das Amt eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten. Auf diesem letzteren Gebiete änderte sich jedoch unter den neuen Männern nur wenig. Lediglich die Abneigung gegen Frankreich äußerte sich stärker als in der letzten Zeit des Palmerstonschen Regimes. Mit Argwohn beobachtete man in London die politischen Schachzüge Napoleons und freute sich, wenn ihm ein Unternehmen — so wie jetzt das mexikanische Abenteuer — mißlang. Die Genugtuung darüber wurde jedoch durch die Nachrichten über eine Annäherung des französischen Kaisers an Österreich wieder

vergällt. Man begann in London auf einmal wieder lobend von Preußen zu sprechen. Aus Äußerungen der leitenden englischen Kreise mußte Bernstorff schließen, daß — für den Fall der Allianz Napoleons mit Österreich — England eine Schwenkung an die Seite Preußens und Rußlands vollziehen würde. Bald aber änderte sich das Bild kaleidoskopartig wieder. Der Ärger über die Erfolge der Bismarckschen Politik hatte innerhalb der englischen öffentlichen Meinung leider im stillen weiter gewirkt, und so kam der alte Groll gegen Preußen, der eine kurze Zeit einem Gefühl des Überdrusses an den kontinentalen Vorgängen gewichen war, plötzlich wieder zum Vorschein. Je mehr sich der Konflikt zwischen der preußischen und der österreichischen Politik in Deutschland zuspitzte, namentlich seit Graf Mensdorff in Wien an Stelle Rechbergs getreten war, um so größere Genugtuung äußerte man in London. Man billigte die Sprache des österreichischen Kabinetts gegen Preußen, die wieder den Stil Schwarzenbergs angenommen hatte, und sprach sogar von einer Verständigung mit Frankreich gegen den „Erzfriedensstörer Preußen". Der französische Botschafter an der Themse schien diese Bewegung zu billigen. Im März war die Spannung so groß, daß Bernstorff Warnungen nach Berlin sandte. Er wies auf den schroffen Ton Mensdorffs sowie auf die Verstimmung in England hin und bat die leitenden Kreise in Berlin, nicht allzu sehr auf Frankreichs Freundschaftsversicherungen zu bauen.*)

Bismarck scheint Bernstorffs Mahnung damals ganz besonders übel genommen zu haben. Gab er doch in einer Unterredung mit Benedetti, unter erregten Bemerkungen über Gegenströmungen gegen seine Politik im Auslande, letzterem Kenntnis von einem Immediatberichte Bernstorffs, worin dieser versicherte, daß England einen Bruch zwischen den deutschen Großmächten mit größtem Bedauern sehen würde. Bernstorff habe darin, so sagte er, dringend empfohlen, einen Krieg zu vermeiden, in dem Preußen alle großen Staaten gegen sich haben müßte.**) In dasselbe Horn, fuhr Bismarck fort, hätten auch Goltz in Paris und Graf Redern in

*) Bericht Bernstorffs an den König. London, 6. März 1866.
**) Benedetti, Mes illusions. S. 70.

Petersburg gestoßen. Ebenso bemerkte Bismarck später im April in einer Unterredung mit dem italienischen Gesandten, Graf Barral,*) die ganze preußische Diplomatie arbeite gegen seine Projekte. In London sei Bernstorff so weit gegangen, daß er in einer seiner letzten Depeschen geschrieben, wenn Italien sich mit Preußen alliieren sollte, so würde es vom Kaiser Napoleon desavouiert werden — in Paris machten Goltz und in Florenz Usedom ebensolche Anstrengungen, diese Allianz zu hindern. Wie wenig aber in Wirklichkeit von einer Abneigung Bernstorffs gegen ein Bündnis mit Italien die Rede sein konnte, bewiesen seine zur Zeit der preußisch-italienischen Verhandlungen in einem Privatschreiben vom 17. März an Goltz gerichteten Worte: „Wirkliche Freunde haben wir nirgends als in Italien, dessen Anerkennung mir die kluge, jetzt regierende Partei (der Hochkonservativen) seinerzeit als Todsünde anrechnete! Ich glaube noch immer, daß diese Anerkennung und der Handelsvertrag mit Frankreich gleich politisch und wichtig waren, und ich freue mich dessen umsomehr, als beide Akte mir unter allen die meiste Mühe gekostet und Österreich am tiefsten und nachhaltigsten getroffen haben, wie sich auch die Mittelstaaten durch die Konsequenzen von beiden am meisten gedemütigt fühlen". Was ihm bedenklich an einem Bündnis mit Italien schien und was er deshalb offen und ehrlich zur Sprache bringen wollte, waren der traurige Zustand der italienischen Finanzen und die mangelhafte Ausbildung des italienischen Heeres. Auch wußte er, daß die englische Politik einen großen Einfluß auf die Berater Viktor Emanuels ausübe — ein ungünstiger Umstand bei der damaligen preußenfeindlichen Gesinnung in England.

Wenn Bernstorff damals noch nicht die Stunde zum Austrage der Zwistigkeiten zwischen Preußen und Österreich durch die Waffen für gekommen hielt, so trugen dazu die Nachrichten über den Zwiespalt in den leitenden Kreisen Preußens bedeutend bei. Zerfielen diese Kreise doch in zwei Parteien, von denen die eine für den Frieden mit Österreich, die andere unter Bismarck für den Krieg eintrat. Solche Uneinigkeit schien ihm keine Bürgschaft für eine einheitliche Aktion zu sein. „Ich wurde", schrieb ihm Goltz am

*) Nach Barrals Bericht vom 7. April 1866.

26. März anläßlich einer Reise nach Berlin, „nach meiner Ankunft von jeder der beiden Parteien stark bearbeitet.*) .... Die eine Partei: Königin Augusta, Kronprinz und Schleinitz, beschworen mich in verschiedenen Nüancen, einen Weg ausfindig zu machen, um den Krieg mit Österreich zu vermeiden. Bismarck, dem alle seine Kollegen blind folgten, erwartete, daß ich den König zum Kriege ermutigen würde". Goltz erzählt dann weiter, er habe in der Tat zum Kriege geraten, weil er eingesehen, daß ein Ministerium Bismarck — eben weil es sich so weit engagiert — gar nicht anders könne, als zur Annexion der Elbherzogtümer, sei es auch mit dem Kriege als Folge, zu schreiten. „Die Stimmung des Königs war eine ziemlich friedliche, wurde aber während meiner Anwesenheit progressiv kriegerischer. Wegen der Herzogtümer an sich wollte er keinen Krieg führen, man hatte ihn aber allmählich überzeugt, daß Österreich dort nicht nur sein Recht (Gasteiner Konvention) und seine Ehre verletze, sondern daß dasselbe auch im Bunde mit der Revolution stehe".

Je näher nun die kriegerische Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich mit seinen Verbündeten kam, desto mehr erhitzte sich die öffentliche Meinung in England. Wieder wie zur Zeit der Auseinandersetzung mit Dänemark konnte Bernstorff von sich sagen, daß er mitten „in Feindesland" stehe. Aber im selben Maße wuchs auch sein Glaube an die Widerstandskraft Preußens. Er hatte es für seine Pflicht gehalten, vor der drohenden Gefahr zu warnen. Jetzt, wo die eisernen Würfel fielen, trat er den englischen Ministern und der ganzen englischen Gesellschaft gegenüber mit Wärme für die Bismarcksche Politik ein. Ein charakteristisches Bild der Stimmung der Engländer gegen Preußen und der moralischen Leiden, die er und die Seinen in jenen Tagen in London durchzumachen hatten, geben uns Stellen aus einer Anzahl von Briefen der Gräfin, die diese mitten in der politischen Krisis aus der englischen Hauptstadt an ihren Sohn Andreas nach Berlin schrieb. Die Gräfin spricht hier ihre feste Überzeugung von dem zu erwartenden Siege Preußens aus, obwohl sie aus der Heimat von ihren österreichisch gesinnten Verwandten nur pessi-

*) Goltz an Bernstorff. Paris. 26. März 1866.

mistisch gehaltene Nachrichten über die Situation erhielt. Beim Lesen dieser Zeilen steigen jene denkwürdigen Tage lebensfrisch wieder aus der Vergangenheit herauf.

10. März. „Man sieht hier sehr schwarz. Die kleinen Diplomaten ersehnen lebhaft die Demission Bismarcks, die nach ihrer Meinung die einzige Lösung der Situation ist. Es macht mir Spaß, ihnen zu wiederholen, daß Bismarck niemals vom Platze weichen und bei dem Könige ausharren wird. Dann verlangen sie gar, daß der König abdanke!"

31. März. „Wir sind hier sehr beschäftigt mit dem, was in Deutschland vorgeht. Wird Krieg oder nicht? Papa ist unruhig und in fieberhafter Tätigkeit; ich glaube er sieht zu schwarz. Meine Hoffnungen gehen auf den Frieden, aber wenn denn einmal Krieg sein soll, so denke ich, daß wir die guten Chancen haben. Das, was ich am meisten fürchte, ist ein Zurückweichen unsrerseits im letzten Moment, wie wir es ja schon mehrere Male erlebt haben. Deshalb hege ich so große Besorgnis, Bismarck könne seinen Posten verlassen. Der freilich beugt sich nicht, wohl aber ist es möglich, daß der König den Vorstellungen seiner Familie nachgibt."

4. April. „Unsere Beziehungen zu Österreich sind unhaltbar. Auf die Länge finde ich nicht, daß unsere Position so schlecht ist. Frankreich ist gefährlich, ist es immer gewesen und wird es immer sein — damit muß man rechnen. Die übrigen Konjunkturen aber stehen zu unseren Gunsten. Nach meiner Ansicht wird Bismarck nicht abgehen; ich hoffe, daß in Berlin gar nicht daran gedacht wird und daß dies Gerücht nur durch antipreußische Kreise verbreitet wird. Für mich ist es ein großer Trost, daß ein Mann wie Bismarck jetzt Minister ist."

13. April. „Der König hält an Bismarck fest. Ich beklage den armen König, der von seiner Familie jetzt in politischer Hinsicht so sehr bearbeitet wird — aber er kann doch gar nicht jetzt Bismarck opfern und seine Politik ändern. Trotz meiner geringen Sympathien für den Krieg finde ich den Besitz von Holstein doch hinreichend wichtig, um den Kampf zu rechtfertigen. Es scheint, der König wird eher abdanken, als darauf verzichten." .... Ich begreife nicht, wie Angehörige der königlichen Familie auf Bismarcks

Rücktritt unter diesen Umständen hinarbeiten können, selbst wenn sie ihn nicht lieben." ....

18. April. „Gott erhalte Bismarcks Gesundheit! Ich hoffe, daß man uns später Gerechtigkeit erweisen wird. Jetzt schiebt man uns alles Unrecht zu. Wir haben gut reden, daß Österreich den beginnenden Teil darstelle und daß seine Depeschen herausfordernd seien, die Leute hier in England sagen doch immer: „Österreich will nicht den Krieg, Sie wollen ihn!" Überall werden hier Wünsche auf die Demission Bismarcks laut, dessen Persönlichkeit man allerdings mit allerlei schmeichelhaften Bezeichnungen bedenkt, z. B. »he is a very clever fellow, I will not say what he is, but he is the cleverest! Baillie Cochrane sagte mir gestern: »all my sympathies are for Austria, but I cannot help admiring Bismarck!« — Ich glaube noch nicht an den Krieg, wenigstens solange nicht, als Österreich nicht genügend gerüstet ist, um denselben zu beginnen. Hier in England sagt man: »Bismarck is so clever, you will see, he will make Austria begin!«" ....

21. April. „.... Heute sind friedlichere Nachrichten von Berlin da. Man glaubt hier in London nicht an den Krieg und wünscht ihn nicht. Die „Times" tadelt Österreich wegen der Abberufung Carolyis. Du kannst Dir gar keine Vorstellung davon machen, wie unangenehm unsere Position hier ist. Man verbreitet hier allerhand Nachrichten, um uns zu beunruhigen, z. B.: der König wolle den Krieg nicht; er wolle allerdings Bismarck nicht gehen lassen, aber mit ihm zugleich aus seiner Stellung scheiden; der Geist der preußischen Truppen sei ein sehr schlechter! — Man weiß gar nicht, was man dazu sagen soll!

„Man ist hier gegen unsere Regierung in sehr gereizter Stimmung, aber sehr liebenswürdig gegen uns persönlich. Gestern sagte mir Baillie Cochrane: »What a blessing for Prussia that you are here. They would not look here upon any other Prussian!« Die „Times" hat sich übrigens geirrt, Carolyi ist nicht zurückberufen!" ....

16. Mai. „.... Papa sieht schwarz. Unsere Stellung ist keine leichte. Und in dieser erregten Zeit soll ich Thesi in die Welt einführen! Du kannst Dir von dem Wirrsal der Meinungen

keinen Begriff machen. Die einen erheben Bismarck bis zu den Wolken, die anderen erklären, daß er uns zum vollständigen Ruin führen wird. — Die einen sagen, der König sei so tief betrübt und werde doch im letzten Augenblick den Krieg nicht beginnen lassen, die anderen wieder behaupten, Österreich werde nachgeben. Es ist ein schreckliches Durcheinander!"

19. Mai. „Das Attentat auf Bismarck, von dem das „Foreign Office" und Rothschild Nachricht erhalten hatten, bildete den Gegenstand der Unterhaltung auf unserem Rout. Am anderen Tag erhielt Papa ein Telegramm von Bismarck selbst, der ihm den Vorfall anzeigte. Wir sandten ihm beide unsere Glückwünsche und er antwortete herzlich dankend. Auf unseren Rout kamen unglaublich viele Menschen, es war eine solche Fülle, daß ich mich fast genierte. Man konnte kaum die Treppen hinauf und hinunter. Es machte fast den Eindruck, als ob das eine Demonstration für uns bedeuten sollte — also muß man sich eigentlich darüber freuen .... Auch Apponyis erschienen, sahen aber sehr sorgenvoll aus!"

20. Mai. „.... Wir aßen gestern bei Lord Chelmsford zusammen mit dem Herzoge von Cambridge. Trotz der Liebenswürdigkeit von Derby und Chelmsford blieb die Stimmung eine gedrückte. Mit meinem feinen Gehör vernahm ich ganz deutlich, daß der Herzog über uns (Preußen) im besonderen und über die Ereignisse im allgemeinen räsonnierte. Ich hörte die Worte: »The war is shocking — it is our conduct of two years ago!« Auch Derby muß sehr gereizt gegen uns sein, denn er vermied jedes politische Thema. Man kann über Bismarck sagen, was man will, man wird die Leute hier niemals bekehren können. Du weißt ja, wie die Engländer sind, und wie sie sich sowohl in Liebe als in Haß montieren können!"

16. Juni. „.... Wir sind natürlich hocherfreut über die Erfolge unserer Truppen. Man bewundert hier die Gewandtheit, Schnelligkeit und Energie Bismarcks. Ich erkrankte infolge der Aufregungen und war nahe daran ein gastrisches Fieber zu bekommen, konnte also niemanden bei mir sehen. Jedoch vermute ich, daß die Diplomaten sehr vor den Kopf geschlagen sind. Ach, wenn uns doch der Himmel einen schnellen glänzenden Sieg ver-

leihen wollte über die Bundesarmee und über die Österreicher — das wäre herrlich! Es würde dem Kriege ein baldiges Ende machen und uns die Herrschaft über Norddeutschland bringen!"

24. Juni. „.... Du kannst Dir nicht vorstellen, mein liebes Kind, mit welcher Ungeduld wir Nachrichten von Dir erwarten. Obwohl man hier Preußen nicht freundlich gesinnt ist, setzen doch unsere Erfolge alle Welt in Erstaunen .... Die »Times« hält den Frieden für möglich auf Grund einer Teilung Deutschlands. Preußen, schreibt sie, solle den Norden, Österreich den Süden erhalten."

In jenen Tagen traf bei Bernstorff ein eigenhändiges Schreiben Königs Wilhelms ein, aus dessen Schilderung trotz der großen Freude des Monarchen über den Sieg die Schwierigkeiten der Lage klar hervortreten:

König Wilhelm an Bernstorff.

Pardubitz, den 9. Juli 1866.

„Tausend Dank für Ihren Brief wie für die Dépeche mit dem Glückwunsch zu unseren Schlag auf Schlag sich folgenden Siegen! Die öffentliche Meinung in England sogar scheint sich für uns zu bessern, leider aber nicht in der Königl. Familie, wo Dänisch-Augustenburgische Einflüsse, — wenngleich sich untereinander entgegenstehen sollend! — nichts Besseres aufkommen lassen werden! Die Venetianische Episode ist nunmehr ein schweres Terrain für die Diplomatie! Aehnliches aus Haß Österreichs gegen Preußen sah man noch niemals! nach einem Siege cedirt man ein à toute outrance festgehaltnes Land, um mit verstärkter Macht gegen Preußen auftreten zu können. Und hier tritt Österreich mit Waffenstillstand-Bedingungen auf, als wäre es auch hier Sieger!

Ihrer Gemahlin mein bestes Andenken.

Ihr
Wilhelm."

Zu der damaligen vom Könige hier erwähnten Animosität von einzelnen Angehörigen der englischen Königsfamilie gegen Preußen gibt ein weiterer Brief der Gräfin die nötige Illustration.

18. Juli. „Die »Times« ist jetzt ausgezeichnet für uns gestimmt, und die öffentliche Meinung hat sich sehr zu unseren Gunsten gebessert. Die Gesellschaft fängt an, unseren Erfolg schön zu finden, aber man gratuliert uns nicht viel, nur etwas im verborgenen, des Hofes wegen, von dem ich gar nicht weiß, warum er so österreichisch gesinnt ist. Die Diplomaten sind nicht sehr freundlich gestimmt für uns, aber es steht jetzt so, wie der Herzog von Sutherland sagt: »It is quite indifferent what people think or say; now nobody cares for England!“ Im Grunde ist man hier mit der Annexion der kleinen Länder einverstanden, und ich glaube, auch über die von Hannover wird man sich beruhigen, ausgenommen die Cambridge.“

Bernstorff selbst, der infolge der englischen Preußenfeindschaft vor dem Kriege so schwer gelitten hatte, war jetzt voll reinen Glücksgefühls. Mußte er doch in den preußischen Erfolgen eine Sühne für alles zu Ende der vierziger Jahre von Schwarzenberg Preußen angetane Unrecht sehen. In einem in freudiger Stimmung abgefaßten Schreiben legt er seinem Freunde Goltz die Errungenschaften der Bismarckschen Politik dar.

Bernstorff an Goltz.

Brighton, den 25. August 1866 (Privatschreiben).

„Die Ereignisse sind so rasch und überwältigend gewesen, daß man kaum Zeit gehabt hat, seine Freude mit allen seinen Freunden darüber auszutauschen. So ist es mir mit Ihnen bisher gegangen. Doch habe ich verschiedentlich den Ideenaustausch mit Ihnen vermißt, und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir einmal wieder schrieben, umsomehr, als man von Berlin aus kärger wie je mit Mitteilungen ist, die nicht in ein paar telegraphische Worte zusammengefaßt werden können. So habe ich während des ganzen Krieges — überhaupt seit mehreren Monaten — keinen Ihrer Berichte zu sehen bekommen. Unser wieder verflossener Chef, Werther, dem ich darüber klagte, erwiderte mir, die Berichte gingen sofort, ohne daß man die Zeit hätte, Abschrift zu nehmen, nach Nikolsburg und blieben dort liegen. Von der ganzen Kompensationsepisode, worüber ich selbst vielfältig berichtet und

telegraphiert habe, ist mir von Berlin nicht ein Wort gesagt worden, bis auf ein einziges Telegramm, welches mir Kenntnis von Ihrer Audienz am 11. d. Mts. gab.

„Der Pariser Korrespondent des ›Globe‹ behauptet gestern, es sei eine neue Note an Benedetti abgegangen, welche die Frage der Zukunft vorbehielte, und es werde energisch an der Equipierung der französischen Armee gearbeitet. Ist das wahr? Übrigens ängstigt es mich nicht. Alles ist so providentiell günstig für uns gegangen, daß auch eventuell ein Krieg mit Frankreich unsere und Deutschlands Größe meiner Überzeugung nach nicht hindern und aufheben, sondern vielleicht nur beschleunigen wird. Vielleicht ist er sogar nötig, um aus dem auch der Absicht Bismarcks nach unvollkommenen Werke ein vollkommenes zu machen. Ich muß gestehen, daß ich mich in diese Unvollkommenheit nicht recht finden kann, so sehr ich auch sonst die Energie und Geschicklichkeit unserer Politik anerkennen kann. Es mag ja weiser sein, nicht alles auf einmal zu tun, aber es könnte auch ein höchst unbefriedigendes und trauriges Definitivum daraus werden, und wer weiß, ob solche günstigen Umstände sich wieder darbieten und ob dann eventuell dieselbe Energie und Geschicklichkeit unsere Angelegenheiten noch oder wieder leitet? Es wäre jetzt ein Aufwaschen gewesen, und es ist zu bedauern, daß gegebene Zusagen uns hindern, das Werk gleich zu vollenden.“

Gleich nach dem Kriege erhielt Bernstorff ein hochinteressantes Schreiben von Goltz über die Vorgänge, die sich inzwischen in Paris abgespielt. Die Verhandlungen von Goltz mit Napoleon haben in der modernen Geschichtschreibung die eingehendste Darstellung gefunden. Goltz wird das Verdienst bleiben müssen, den französischen Cäsar, der über die Schwierigkeiten grollte, welche das von ihm in dem deutschen Kampfe beanspruchte Schiedsrichteramt fand, beruhigt und ihn einer Verständigung, namentlich hinsichtlich der von Preußen gewünschten großen Annexion geneigt gemacht zu haben. Der Brief ist am 28. August geschrieben und rekapituliert noch einmal die Ereignisse in Paris, sowie Goltz' eigenes Eingreifen in dieselben seit dem 4. Juli. An diesem Tage gingen die Telegramme des Kaisers an König Wilhelm und König

Viktor Emanuel über die Friedensvermittlung und den Waffenstillstand ab. Am 5. Juli erschien die von Napoleon selbst verfaßte Note im „Moniteur", die die Abtretung Venedigs an Frankreich seitens Österreichs der Welt anzeigte, sowie die von Österreich in Paris beantragte Vermittlung Napoleons. Noch am 5. Juli hatte man im preußischen Hauptquartier die französische Depesche empfangen. Man beantwortete sie ausweichend, indem man zwar den französischen Vorschlag im Prinzip annahm, ohne aber sich zum Stillstande der Operationen zu verpflichten. In dieser Situation begannen die von Goltz in seinem Briefe eingehend geschilderten Verhandlungen.

Goltz an Bernstorff.

Paris, den 28. August 1866 (Privatschreiben, unvollständig).

Er, Goltz, habe aus dem Briefe Bernstorffs vom 25. August vernommen, daß dieser während des Krieges keinen seiner (Goltz') Berichte erhalten. Er wolle deshalb die Ereignisse noch einmal zusammenfassen.

„Inzwischen will ich in möglichster Kürze rekapitulieren. Der 4. Juli war für mich natürlich eine unangenehme Überraschung. Ich hielt indessen hier sogleich daran fest, was man zuerst im Hauptquartier unterließ, daß wir nämlich keinen Waffenstillstand ohne Garantie für einen guten Frieden abschließen könnten. Ich fand diese Garantie in der Aufstellung für uns annehmbarer Bedingungen seitens des Kaisers Napoleon in Wien, und zwar unter der Drohung, im Falle ihrer Ablehnung seine Hand von Österreich unter Rückgabe des venetianischen Geschenks abziehen zu wollen. Ehe ich diesen Standpunkt hier zur vollen Geltung brachte, gingen wir durch eine vier- bis fünftägige Krisis, während welcher wir mit einer bewaffneten Mediation Frankreichs, mit anderen Worten der bewaffneten Intervention dieser Macht gegen uns bedroht waren. Alle hiesigen Verhältnisse waren auf den Kopf gestellt, meine Freunde meine Feinde geworden und umgekehrt. Gegen die Kaiserin, Drouyn de L'huys, Walewski, die ganze Senatorenpartei, die verkappten Orleanisten usw. trug ich mit Hilfe des Prinzen Napoleon, Rouhers und Lavalettes den Sieg davon. Ich wünschte nur, daß der Kaiser uns seine Vermittlungsbasis mit-

teilte; er verlangte dagegen unsere Friedensbedingungen, dies war wegen der Schwierigkeit der Kommunikationen mit dem Hauptquartier nur schwer zu realisieren. Dort wollte man überhaupt anfänglich nur Zeit gewinnen; man sagte, man könne nichts ohne Italien tun; dieses wiederum entschuldigte sich ebenso durch Bezugnahme auf uns. Man schickte Reuß mit einem völlig inhaltlosen Autographenschreiben und ohne alle Friedensvorschläge her, mit dem einzigen Auftrage, über die Schlacht von Königgrätz zu referieren, von der man hier bereits mehr wußte, als man mit Vergnügen gehört hatte. Dies machte hier sehr böses Blut und drohte eine abermalige gefährliche Krise herbeizuführen. Endlich am 12. abends bekam ich eine aus Pardubitz, den 8., datierte schriftliche Depesche, in welcher mir Bismarck vor Einholung der Befehle des Königs seine vorläufige persönliche Ansicht über die von uns zu stellenden Friedensbedingungen mitteilte. Diese Depesche war allerdings bereits durch später abgegangene Telegramme, welche einen mit jeder Etappe wachsenden Appetit bekundeten, zum Teil wieder umgestoßen. Immerhin genügte sie mir aber doch als Anknüpfungspunkt zu vertraulichen Besprechungen mit dem Kaiser über diejenigen Bedingungen, welche ich für uns für erreichbar hielt. Jene erste Depesche war noch außerordentlich bescheiden: Bundesreformprojekt, Kriegskosten, Annexion von Ostfriesland, Bautzener Kreis, Anwartschaft auf Braunschweig, Abdikation des Königs von Hannover und des Kurfürsten von Hessen, ein kleiner Strich von Böhmen und Österreichisch-Schlesien, ungarische Verfassung, endlich Schleswig-Holstein nebst einem Stück Hessen. Diese Depesche beschränkte sich also darauf, die Annexion der okkupierten Länder (wie dies schon aus vorstehendem erhellt) nur in erster Linie, also als erstes Gebot zu fordern und nur darauf zu bestehen, wenn sie ohne Kompensation von Frankreich zu erlangen wäre. Die Telegramme gingen schon weiter — womöglich Kurhessen, ferner entweder halb Hannover und halb Sachsen oder eines dieser beiden Länder, womöglich das erstere ganz.

„Die sich steigernde Angst des Kaisers Napoleon vor der tiefen Demütigung, welcher er nach Proklamierung der Mediation, Intervention usw. durch unser weiteres Vorgehen, insbesondere durch die Einnahme von Wien ausgesetzt worden wäre, in Ver-

bindung mit dem Widerspruch, in den er durch einen Krieg gegen Preußen und Italien mit seiner ganzen langjährigen Politik versetzt worden wäre, erleichterte mir das Geschäft außerordentlich. Schon am 13. einigte ich mich mit ihm über alle wesentlichen Punkte. Ich wies seinen Versuch ab, uns zum Verzicht auf den völligen Ausschluß Österreichs aus dem Bunde zu bewegen; auch brachte ich ihn von seinen successiven Vorschlägen ab, zwei Parlamente und zwei Bundesversammlungen zu konzedieren, Sachsen zum süddeutschen Bunde zu schlagen und die Rheinprovinz dem Könige von Sachsen zu geben. Seine hauptsächliche Sorge wegen der relativen Schwäche Süddeutschlands und deshalb unabwendbarer Absorption von ganz Deutschland durch Preußen suchte ich durch ein Veto der süddeutschen Gruppe und durch ein der letzteren zu gewährendes Vertragsrecht zu beseitigen, was ihm indessen nicht vollkommen genügte. Ich versprach ihm, über eine Formel nachzudenken, welche die beiderseitigen Standpunkte möglichst befriedigen sollte. Annexion innerhalb Norddeutschlands erklärte er für ein weder ihn noch Österreich berührendes Detail. Bayerische Verfassung, auch für ihn erwünscht, nahm er Anstand, einem unabhängigen Staate zu empfehlen. Schließlich sprach er den Wunsch aus, das zwischen uns verabredete Programm zu Papier gebracht zu sehen. Ich bot ihm sofort meine Feder an, um diejenige Drouyn de L'huys' zu beseitigen.

„Am folgenden Morgen brachte ich ihm meine Redaktion. Er war von dem von mir gefundenen Auswege, einerseits dem süddeutschen Bunde eine „Existence internationale indépendante“ zuzusichern, anderseits die „liens nationaux“ zwischen dem nord- und süddeutschen Bunde der freien Vereinbarung zwischen beiden vorzubehalten, in hohem Grade befriedigt und nahm das ganze „tel quel“ mit der doppelten Maßgabe an, die „Intégrité de l'empire autrichien sauf la Vénétie“ hinzuzufügen (was indessen eine Grenzrektifikation als Kompensation für Kriegskosten nicht ausschließen solle), sowie statt „Les frais de guerre“ zu sagen „une partie des frais de guerre“. Da ich in dem auf den Norddeutschen Bund bezüglichen Paragraphen die Annexionen, über die man in Nikolsburg noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, nicht speziell bezeichnen konnte und weder zu viel noch zu wenig

fordern wollte, so ließ ich ausdrücklich von ihm anerkennen, daß diese Fassung Annexionen in Norddeutschland „considérées vis à vis de l'Autriche comme affaire intérieure“, nicht ausschlösse. Meine Redaktion ging als französische Proposition unverändert nach Wien und Nikolsburg. Dort aber nahm man sie nur als genügend für Waffenstillstand, nicht als Basis für den Frieden an, weil die Annexionen nicht bestimmt bezeichnet seien. Auf Ausschluß Österreichs legten wir keinen Wert, da es ja schon heraus sei (!!!), Süddeutschland sei uns ganz einerlei und hätte ich dreist zwei Parlamente konzedieren können; worauf es uns aber ankomme, das seien vier Millionen unmittelbar zu annektierender Untertanen in Norddeutschland. Diese müsse uns der Kaiser Napoleon garantieren. Dabei wurde ich mit Abdikationsabsichten des Königs, der durchaus in diesem Maßstabe annektieren wollte, bedroht. Auch diese Forderung erlangte ich am 22. vom Kaiser ohne alle Schwierigkeit. Er erklärte sich überdies speziell mit Annexion von Hannover, Kurhessen, Oberhessen (von Nassau und Frankfurt war damals noch nicht die Rede), einverstanden und sprach nur den Wunsch aus, daß die Existenz (nicht die Integrität) des Königreiches Sachsen erhalten werde, was ihn aber nicht verhinderte, mir die Annexion von Leipzig und von dem Bautzener Kreise zuzugestehen. So hatten wir beide Systeme, das föderative mit Ausschluß der Teilung Deutschlands und das annexionistische, realisiert.

„Bei allen diesen Besprechungen habe ich dem Kaiser vielfach die Kompensationsfrage nahegelegt, ja ihn sogar ein- oder zweimal ausdrücklich gefragt, ob er das Gleichgewicht zum Nachteil Frankreichs für bedroht hielte, in welchem Falle er entweder auf Ermäßigung unserer Forderungen dringen oder seinerseits Kompensationsforderungen formulieren müßte. Nach manchem Hin- und Herschwanken hatte er mir stets schließlich erklärt: Es sei das Beste, er fordere nichts. Erst in der letzten Unterredung über die Annexion von vier Millionen machte er eine Andeutung, welche mich befürchten ließ, es werde schließlich noch eine Apothekerrechnung zum Vorschein kommen.

„In der Tat ging am folgenden Tage ohne mein Wissen ein Telegramm oder eine schriftliche Depesche an Benedetti ab, in

welcher die Forderung der Grenze von 1814 und von Luxemburg angemeldet wurde. Am 26., unmittelbar vor der Unterzeichnung der Präliminarien hatte Benedetti hierüber eine vertrauliche Unterredung mit Bismarck, welcher, wie Benedetti berichtete: „accepta la conversation“. Bismarck gab indessen der Sache umsoweniger eine offizielle Folge, als Benedetti zu keiner schriftlichen oder offiziellen Kommunikation ermächtigt war und Bismarck offenbar nicht die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien stören wollte. Der diesfällige Bericht Benedettis, der im ganzen ermutigend gewesen sein muß, war noch nicht hier eingegangen, und ich wußte von der ganzen Sache gar nichts als ich am Vorabend der Abreise des Kaisers nach Vichy, nämlich am 27., bei diesem war. Der Kaiser fragte mich ganz bescheiden, ob ich glaubte, daß er am Schluß der ganzen Angelegenheit Luxemburg und Landau würde erhalten können, und motivierte dies mit dem Wunsche, eine strategische Defensivlinie für Frankreich zu gewinnen. Ich erwiderte, daß ich beides, insbesondere aber Luxemburg, nicht für absolut unmöglich hielte. Von Saarlouis, Saarbrücken und dem belgischen Stück sagte mir der Kaiser kein Wort. Am 29. gelang es Drouyn de L'huys von Vichy aus die formulierte Forderung, welche Rheinbayern und Rheinhessen einschließlich Mainz mit umfaßte, zu lanzieren.

Da Benedetti bereits von Nikolsburg abgereist war, so fand er die Depesche erst in Berlin, wo er am 5. das überraschende Schriftstück an Bismarck schickte. Inzwischen wußte ich nichts und zerbrach mir den Kopf, weshalb Bismarck auf schleunige Antwort auf ein acht Tage lang liegengebliebenes Telegramm vom 25. bestand, nach welchem ich die Zusage der offiziellen Anerkennung der Annexionen, bzw. Nichtempfang der Gesandten der depossedierten Fürsten verlangen sollte. Das Rätsel wurde gelöst, als ich von Vichy die Antwort erhielt, man würde sich darüber nach Empfang der Antwort auf die Kompensationsforderungen erklären. Der Eindruck der letzteren war in Berlin begreiflicher Weise ein sehr schlechter. Ich erhielt den Auftrag, mich darüber mit dem Kaiser persönlich zu explizieren. Letzterer war inzwischen sehr krank von Vichy wiedergekommen und konnte mich nicht sogleich empfangen. Mittlerweile hatte ich mit Drouyn de L'huys eine ziemlich lebhafte

Szene, worin er mit seiner Entlassung drohte, wenn der Kaiser mir wiederum nachgäbe. Sie wissen, daß letzterer dieses dennoch am 11. getan hat und zwar fast ohne Kampf. Ich kann nur bedauern, daß das Reutersche Bureau in den Stand gesetzt worden ist, das Sachverhältnis ziemlich genau mitzuteilen, wodurch der Kaiser öffentlich blamiert worden ist und mein Verhältnis zu ihm erschüttert werden kann. Der Kaiser war sehr unzufrieden über die ungeschickte Mitteilung der Angelegenheit, über die (nach meiner Überzeugung in Berlin und hier) begangenen Indiskretionen, den komminatorischen Charakter jener Veröffentlichung usw. Wir kamen überein, die Sache zu dementieren und die Konversation über das, was geschehen kann, um die öffentliche Meinung in Frankreich einigermaßen mit der Vergrößerung Preußens auszusöhnen, freundschaftlich fortzusetzen. Hiermit wurde Benedetti, der hinter dem Rücken Drouyn de L'huys' hier war, beauftragt. Drouyn de L'huys war vom Kaiser, nachdem Benedetti und Lavalette, wie es scheint, das Portefeuille abgelehnt hatten, schriftlich von dem Resultat seiner Unterredung mit mir in Kenntnis gesetzt worden. Zugleich hatte Napoleon ihn mit der Ihnen ohne Zweifel bekannten Antwort auf das Schreiben Cowleys beauftragt und diesem allen hatte sich Drouyn de L'huys gehorsam unterworfen. Benedetti hat den obengenannten Auftrag, welchen ich dringend bitte als tiefes Geheimnis behandeln zu wollen, möglichst ungeschickt ausgeführt. Er ist unverschämt geworden, Bismarck nervös, kurz, die Herren scheinen wie Katze und Hund miteinander zu stehen. Ich habe die Sache mit dem Kaiser Napoleon abermals in Ordnung zu bringen gesucht; dieser hat Benedetti einen Wischer gegeben, aber die Verhandlungen versprachen darum kein besseres Resultat. Unser König will offenbar von keinerlei Konzession etwas wissen, und Bismarck ist daher froh, sich auf Unverschämtheiten Benedettis berufen zu können, um früher ohne Zweifel von ihm selbst erregte Hoffnungen nicht zu realisieren.

„Ich bedaure dies, ohne meinerseits über den Ausgang eines eventuellen Krieges zwischen uns und Frankreich irgend wie besorgt zu sein. Der Kaiser ist der einzige vernünftige Mensch in diesem Lande. Wenn er auf Kompensationen nicht ganz verzichtet, so weicht er nur dem allseitigen Andrängen, welches ins-

besondere von den ihm feindlichen Parteien ausgebeutet wird. Wie sich infolge unserer glänzenden Siege die Dinge entwickelt haben, hat er in den Augen von ganz Frankreich eine unglaublich törichte Politik getrieben. Erlangt der Kaiser jetzt von uns nichts, so ist sein Thron, wenigstens der seines Sohnes, gefährdet. Jede ihm nachfolgende Regierung wird gefährlicher für uns sein als die seinige. Ich möchte ihn daher gern in unserem Interesse aus dieser Lage ziehen. Preußisches und eigentlich deutsches Gebiet können wir ihm nicht geben, wohl aber allenfalls als Abschlagszahlung Luxemburg und eine Zukunftsanweisung auf Belgien. Beides müßten wir gegen die Maaslinie und freie Hand in Süddeutschland verkaufen. Durch die Präliminarien hat Frankreich eine Art Veto und Einmischungsrecht in deutschen Angelegenheiten erlangt, während wir nicht wissen können, wann wir gezwungen sein werden, unsere Herrschaft auch über Süddeutschland zu erstrecken. Hiervon möchte ich loskommen. Ein Krieg gegen Frankreich würde allerdings die deutsche Einheit herstellen. Aber es ist meines Erachtens hierzu der Moment noch nicht gekommen. Wir müssen uns erst in Norddeutschland fest organisieren, sonst zerstören wir unser Werk durch die Hineinziehung des süddeutschen Elements, welches, mit der norddeutschen Demokratie koalisiert, jede Regierung mit einem Parlament unmöglich machen würde.

„Zum Schluß beantworte ich nur noch Ihre Frage. Der Kaiser hat zwar die Sterbesakramente nicht genommen und es geht ihm jetzt viel besser; aber auf lange Zeit möchte ich sein Leben nicht garantieren. Sein eigentliches Leiden kenne ich nicht, die Angaben darüber sind widersprechend, aber es ist chronischer und bedenklicher Natur, und außerdem ist er entsetzlich herunter, namentlich auch moralisch und in Ansehung der Nerven.

„Die Kaiserin geht zwischen dem 1. und 3., der Kaiser acht bis zehn Tage später nach Biarritz. Unter diesen Umständen hoffe ich auch dorthin gehen zu können, zumal da wir nur noch wegen Sachsen Schwierigkeiten haben werden. Ich habe deshalb gestern nach Berlin geschrieben und hoffe, gegen den 6. abreisen zu können.

Mit den besten Empfehlungen usw.

Goltz.

Postskr.: Der Kaiser ist sehr fest entschlossen, sich mit uns nicht zu brouillieren und jetzt sehen auch die Militärs hier schon ein, daß sie vor 6 Monaten nicht mit uns Krieg führen können. Dann kommt die Ausstellung, und bis dahin kann alles vergessen sein; aber die Kampagne mit dem Corps legislatif vorher dürfte doch sehr „rude" werden.*)"

Schon im Juni 1866 hatte die Niederlage der englischen Regierung im Unterhause in der Frage der Reformbill zu einem Wechsel des Ministeriums geführt. In dem neuen Kabinett, das Lord Derby gebildet, erhielt Disraëli das Schatzkanzleramt, Spencer Walpole das Innere, während Lord Stanley, dem ältesten Sohn Derbys, das Staatssekretariat des Äußern zugeteilt wurde. Das letztere Amt hatte Lord Malmesbury, dem es anfangs zugedacht war, aus Gesundheitsrücksichten ablehnen müssen. Er begnügte sich mit der Stellung des Großsiegelbewahrers. Das neue Kabinett proklamierte eine vorsichtige Zurückhaltung den kontinentalen Händeln gegenüber. Man wollte nun in England mit den „Katzbalgereien des Kontinents" nichts mehr zu tun haben. Großbritannien, so meinte man, solle sich von nun an auf seine Stellung als meergebietende Macht zurückziehen. Unter vielfacher Zustimmung konnte Disraëli damals den Satz aussprechen, daß England eigentlich gar keine europäische, sondern eine „asiatische" Macht sei. Erst als während der österreichisch-preußischen Friedensverhandlungen die Frage auftauchte, ob Frankreich nicht etwa seine „Kompensationen" auf Kosten Belgiens erlangen könne, wurde die Stimmung in England wieder nervös, so daß Napoleon beruhigende Erklärungen abgeben mußte. Gerade als Bismarck die Ver-

*) In einem späteren Briefe an Bernstorff (Paris, den 22. Februar 1867) schrieb sich Goltz das Hauptverdienst an dem Frieden zu. Ohne seine Arbeit hätte Bismarck nicht das erreichen können was er erreicht. „Der Frieden ist — mein Werk »nicht das seinige.« Ich habe das Zehnfache von dem erlangt, was sechs Tage nach der Schlacht von Königgrätz vom Hauptquartier aus gefordert wurde, wo man nur Bautzen und Ostfriesland verlangte. Ich habe alle Kompensationen von der Hand gewiesen, welche Bismarck in Nikolsburg leichtfertig zugegeben hat." Zum Schlusse klagt er über „vollständige Nichtanerkennung meiner Dienste in Berlin".

handlungen mit Benedetti über die belgische Annexion beendigen wollte, „traf", so erzählt Sybel, „ein Telegramm des Grafen Bernstorff aus London ein, worin es hieß, Lord Stanley erkläre ihm, daß Napoleons Explikationen über Belgiens völlige Sicherheit in jeder Hinsicht befriedigend seien: Bismarck nahm also den (von Benedetti am 28. August aufgesetzten) Vertragsentwurf (über die Annexion von Teilen Belgiens durch Frankreich) nach Benedettis Wunsch an sich, überraschte zugleich aber den Botschafter durch die Frage, ob nicht Napoleon solche Verhandlungen benutzen werde, um zwischen Preußen und England Mißtrauen zu säen".*) Benedetti schrieb über diese Äußerung ganz entrüstet nach Paris, mit solchen Leuten könne man unmöglich vertrauensvoll unterhandeln. Da gerade damals Manteuffel im Auftrage des Königs nach Petersburg gegangen war, so folgerte er sofort, Bismarck wolle die Allianz mit Frankreich nicht mehr in Erwägung ziehen, weil er mit Rußland schon abgeschlossen.

Sybel berichtet nun weiter: „Graf Bernstorff meldete am 5. Sept.: Lord Clarendon sagte mir in seiner gereizten Weise, Preußen habe Napoleon geraten, seine Kompensationen in Belgien zu suchen, Napoleon aber solche Vorschläge mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen. »Es scheint«, setzte Bernstorff hinzu, »daß Napoleon, um sich hier zu empfehlen, Nachrichten dieser Art hat ausstreuen lassen.«"**) Am 19. September schrieb Baron Brunnow an Gortschakoff: „Belgien ist in Sorge wegen seiner Integrität. Napoleon hat darüber in London die besten Zusicherungen gegeben, aber wer glaubt daran". Preußen war eben hier als der gefährliche Versucher dargestellt worden. In Wirklichkeit hatte Preußen eine solche Rolle gar nicht spielen wollen. Seitens Bismarcks war ja der Gedanke einer Kompensation für Frankreich in Belgien nur hingeworfen worden, um die Verhandlungen in die Länge zu ziehen und mittlerweile energisch den Abschluß des Friedens mit Österreich zu betreiben.

Das hohe Spiel gelang. Nachdem die noch vorhandenen Schwierigkeiten in den Verhandlungen zwischen Österreich und Italien glücklich

*) v. Sybel, V, 411.
**) Ebenda 412.

behoben waren, wurde der Friede geschlossen, der allen Hoffnungen Frankreichs auf Landerwerb an der Ostgrenze ein Ende bereitete und zugleich die Gefahr einer Einmischung Rußlands gegenstandslos machte. Mit der Beseitigung der Pläne auf Annexion Belgiens ließ die Erregung der öffentlichen Meinung Englands sofort wieder nach, und die bereits erwähnte Gleichgültigkeit gegen die kontinentale auswärtige Politik behauptete bis auf weiteres abermals das Feld. Antwerpen und Konstantinopel, meinte Disraëli, seien vielleicht die einzigen Punkte auf dem Kontinent, an denen es Interesse habe. Ähnliche Argumente hatte er auch während des Krieges, wie Bernstorff erfuhr, der Forderung der kleinen deutschen Diplomaten, daß England Preußen in den Arm fallen möge, entgegengesetzt. Die Königin Viktoria war, wie der sächsische Gesandte Graf Vitzthum in seinen Erinnerungen schreibt, zwar sehr betrübt über das Geschehene, tröstete sich aber damit, daß Prinz Albert alles vorhergesagt.*) Was endlich Lord John Russell anlangte, so hatte sich in demselben eine vollständige Sinnesänderung vollzogen, er war ein leidenschaftlicher Verehrer Bismarcks gleichsam über Nacht geworden.

Die kriegerischen Ereignisse von 1866 sowie die Konstituierung des Norddeutschen Bundes wurden von der großen Mehrheit der Deutschen im Norden unseres Vaterlandes mit Begeisterung begrüßt. Selbstverständlich erhoben sich auch dort Stimmen, die der neuen Schöpfung nur Unheil prophezeiten und die in der „Dreiteilung" Deutschlands den Anfang des „Verfalles" der deutschen Nation sahen. In Süddeutschland namentlich eiferten Partikularisten, Demokraten und Klerikale einträchtig gegen Preußen, das „das Deutsche Reich zerstört habe". Auch in dem Verwandten- und Bekanntenkreise Bernstorffs hegten viele pessimistische An-

*) Die Schilderung, die Vitzthum in seinem Buche „London, Gastein, Sadowa" (S. 259 und S. 304 bis 312) von seinen Gesprächen mit Bernstorff nach der Entscheidung von 1866 gibt, ist hier nicht berücksichtigt worden, weil die genaue Wiedergabe der Äußerungen des letzteren nicht unbedingt verbürgt ist. Vitzthum hatte sich hilfesuchend im Interesse seines Königs an Bernstorff gewandt und diesen um Vermittlung zugunsten der Erhaltung eines selbständigen Königreiches Sachsen innerhalb des zu bildenden Norddeutschen Bundes gebeten. Ob Bernstorff diese Vermittlung wirklich versucht hat, steht nicht fest.

schauungen. Mit patriotischer Begeisterung suchte Bernstorff diese Zweifler in seinen Gesprächen und Briefen zu bekehren, beispielsweise in einem Schreiben an seinen Bruder Hermann, der mit dem neuen Zustande der Dinge ebenfalls nicht recht zufrieden war.

Bernstorff an seinen Bruder Hermann.

London, 19. Januar 1867.

„Ich bin diese Zeit öfters mit meinen Jungen geritten, die ihren Pony von der Schule mitgebracht hatten. Morgen ziehen sie wieder zur Schule ab. Andreas war 6 Wochen bei uns und ist jetzt, nachdem er eine Halsentzündung überstanden, wieder wohlbehalten in Berlin. . . .

„Wenn Du, lieber Bruder, glaubst, daß Deutschland durch die großen Ereignisse des letzten Jahres geschwächt sei, so möchte ich Dir wünschen, nur 24 Stunden in London, Paris oder Petersburg zuzubringen, wo Du bald anderer Meinung sein würdest. Deutschland ist im Gegenteil noch nie seit dem Westfälischen Frieden so stark, geachtet und gefürchtet gewesen; und einen schlagenderen Beweis hierfür kann es nicht geben, als die Wut der Franzosen und die ungeheuere Armee, die sie in Zukunft halten zu müssen glauben. Daß alle deutschen Länder, die von der Sicherheit, die dies neue Verhältnis gewährt, und von der Achtung, die wir im Ausland erzeugt, Nutzen ziehen, auch die Opfer und Lasten teilen müssen, finde ich vollkommen gerecht und billig. Ich habe es immer als eine schreiende Ungerechtigkeit empfunden, daß Preußen für ganz Deutschland und namentlich für Norddeutschland diese Lasten allein tragen mußte, wofür ihm nicht einmal Dank, sondern nur Hohn und Haß zuteil wurde. Was die kleinen Bundeskontingente wert waren, darüber kann wohl niemand nach dem Kriege in Süd- und Westdeutschland mehr im Zweifel sein! Denke Dir, was geschehen wäre, wenn statt der preußischen eine französische Armee ganz Deutschland so überrannt hätte, was da aus uns Deutschen geworden wäre! Jetzt laß sie nur kommen! Sie werden sich wohl hüten, die Einheit und Kraft Deutschlands durch einen ungerechtfertigten Angriff noch zu erhöhen!

„Daß Preußen dem Großherzog von Mecklenburg noch danken sollte dafür, daß er seinem wahren Interesse gemäß mit dem

Stärkeren gegangen ist und sich nicht dem Schicksal ausgesetzt, welchem unsere Feinde verfallen sind, finde ich doch eine starke Zumutung. Eine Demütigung kann ich ebensowenig in der künftigen Stellung zum Bundes- oder Reichsvorstand als Oberhaupt finden; denn legitimerweise hat den kleinen Reichsfürsten niemals eine andere Stellung gebührt. Die Auflösung des Reiches war nur ein Resultat der Schwäche des damaligen Oberhauptes und der Gewalt eines fremden Eroberers, der aus der Revolution hervorgegangen war!"

Nachschrift.

London, 19. Januar 1867.

„Ich bekomme eben die heutige »Saturday Review«, das ausgezeichnetste und für Deutschland als solches sehr wohl gesinnte englische Wochenblatt. Ich lege seinen ersten Artikel: »Norddeutschland« überschrieben, bei und übersetze die von mir rot angestrichene Stelle nachstehend, weil sie so merkwürdig das bestätigt, was ich vorhersagte:

»Aber wenn alles dies geheimnisvoll und demütigend für Frankreich ist, so könnte nichts klarer und ruhmvoller als dieser ganze Vorgang für Deutschland sein. Graf Bismarck hat Deutschland gezeigt, was Deutschland sein konnte. Der zweite Napoleon donnerte gegen ihn, und er fürchtete sich nicht — er weigerte sich entschlossen, auch nur einen Zoll breit deutschen Bodens abzutreten. Das kontinentale Europa erwacht augenblicklich zu der entzückenden Überzeugung, daß es nicht mehr der Willkür eines einzigen Mannes unterworfen sei, und daß eine Macht entstanden sei, welche das kaiserliche Frankreich sich anzugreifen fürchtet«.

„Ich glaube, daß das von außen zusehende Ausland ein richtigeres, klareres und unbefangeneres Urteil hat, als diejenigen Deutschen, welche augenblicklich in finanzieller und anderer Hinsicht unter der Umwandlung der Verhältnisse leiden oder zu leiden vermeinen.

„Was mich betrifft, so würde ich als Mecklenburger gerade so denken, wie ich es jetzt tue. Ein mecklenburgischer, lauenburgischer, hessischer, ja hannoverischer Patriotismus ist mir vollkommen unverständlich, und ich habe nie einen anderen als einen deutschen

Patriotismus gekannt. Einen preußischen Patriotismus begreife ich, weil er eine selbständige ruhmvolle Geschichte für sich hat, aber ich kann ihn doch nie von dem deutschen Patriotismus trennen, und je größer, ich könnte sagen, je leidenschaftlicher dieser letztere mein lebelang in mir gewesen ist, um so größer und unerschütterlicher ist auch der erstere in mir, weil die Geschichte für jeden, der offene Augen hat und haben will, sonnenklar zeigt, daß nur durch Preußen Deutschland wieder mächtig, geehrt und geachtet unter den anderen großen Nationen der Erde werden kann und wird. Wenn man über 30 Jahre im Auslande gelebt hat, liebster Hermann, so weiß man, was es heißt, einer großen, herrlichen, ja der ersten Nation der Welt anzugehören und doch bei jedem Schritte bitter empfinden zu müssen, daß diese politisch „kastrierte" Nation, wie mir einmal Lord Clarendon sagte, unter allen großen und kleinen Nationen die am wenigsten geachtete war, wegen ihrer Ohnmacht und ihres politischen Unverstandes. Das fühlt man in Mecklenburg nicht, wie man es in London, Paris und Petersburg fühlt; Gott sei Dank, daß es vorüber ist und daß ich dies noch erlebt habe".

Hinter diese beiden Briefe setzen wir einen dritten, obwohl derselbe zeitlich ein gut Teil später fällt. Dieser Brief zeigt uns so recht wieder, wie inmitten aller politischen Wirren und Kämpfe doch stets das Familienleben für Bernstorff der sichere Hafen blieb, in dem er Trost und Frieden wiederfand. Er beweist auch, wie wahr das Urteil der „Erinnerungen" Beusts ist, in welchen er der „treueste Familienvater" genannt wird. Seine Gattin war ihm auch in diesen Jahren, obwohl sie öfters von körperlichen Leiden heimgesucht worden, in aufopferndem häuslichen Wirken und in lebendigstem Interesse für seine politische Tätigkeit die beste Stütze gewesen. Jetzt wo der Erfolg das Werk jahrelanger Mühen gekrönt, ward ihm noch einmal so ganz bewußt, welchen Segen dies Familienglück ihm gebracht. Lesen sich doch nachstehende Zeilen mit ihrer Schilderung innigen Familienglücks wie ein aus tiefstem und frömmstem Herzen kommendes Dankgebet.

Bernstorff an seinen Bruder Hermann.

London, 29. Dezember 1867.

„Seit ich Dir schrieb, habe ich meine Kreditive als Norddeutscher Botschafter erhalten, wodurch ich indessen nicht aufhöre preußischer Botschafter zu sein. Ich bin also jetzt doppelter Botschafter des Königs, einmal für Preußen und sodann für den Norddeutschen Bund. . . . .

„Wir gingen heute zum heiligen Abendmahl, und wie wir da mit unseren fünf ältesten Kindern in unserem Kirchenstuhl saßen, das sechste Jüngelchen daheim mit seinen Weihnachtssachen spielte, dachte ich daran, wie mir wohl heute vor 29 Jahren noch womöglich freudiger zumute gewesen wäre, wenn ich an dem glücklichsten Tage meines Lebens hätte in einen Spiegel blicken und uns darin nach so vielen Jahren so glücklich und zufrieden hätte hier sitzen sehen können, mit dem halben Dutzend guter und niedlicher Kinder.*) Mein ganzes Herz ging auf in Dankbarkeit über das überschwengliche und unverdiente Glück meines Lebens!"

In Paris erhielt sich auch nach dem Frieden der Glaube noch immer ungestört, daß sich die leitenden preußischen Kreise zu Kompensationen für Frankreich verstehen würden. Auf der Suche nach solchen war Napoleon jetzt, auf einen älteren Plan zurückgreifend, wieder bei Luxemburg angelangt. Aus den Verhandlungen über diese Angelegenheit, welche eine Zeitlang ganz Europa in banger Spannung hielt, ist im Nachlasse Bernstorffs, soweit amtliche Aktenstücke in Frage kommen, leider nichts vorhanden. Jedenfalls aber fiel ihm auf der Konferenz, die auf Anregung Kaiser Alexanders von Rußland nach vielen Schwierigkeiten endlich in London zusammentrat, abermals eine schwere und verantwortungsreiche Aufgabe zu.

Die englische Regierung hatte sich zunächst gegen die Konferenz heftig gesträubt. Lord Stanley wäre es anfangs am liebsten gewesen, wenn die Abtretung Luxemburgs an Frankreich (wie

*) Es mag hier daran erinnert werden, daß der 29. Dezember Bernstorffs Verlobungstag war. Jedes Jahr an diesem Tage schenkte er seiner Gattin ein Andenken.

er dem französischen Botschafter als seine persönliche Meinung mitteilte) anstandslos durchgegangen wäre. Sonderbarerweise fand diese Ankündigung zu derselben Zeit statt, als der König-Großherzog seine anfängliche Zustimmung mit Rücksicht auf Preußens Widerspruch gerade zurückgezogen hatte. Stanley wollte von einer Konferenz nichts wissen, bevor nicht, wie er sagte, eine feste Basis durch Verständigung beider streitenden Parteien gefunden sei. Bismarck wünschte sich an eine solche anfangs nicht zu binden, gab dann aber in einem Gespräche mit Loftus seine Bereitwilligkeit kund, jedwede ehrenvolle Bedingung zu einem Arrangement anzunehmen. Er schlug vor, daß Holland sich an die europäischen Mächte wenden und sie zu einer Konferenz einladen solle. Unmöglich sei es freilich für Preußen, vor der Konferenz eine Basis anzunehmen oder Konzessionen zu machen, wogegen es auf der Konferenz Europa und Holland Zugeständnisse machen könne. Später befreundete sich Bismarck mit den von Rußland zuerst vorgeschlagenen Bedingungen, Räumung der Festung und Neutralisation des Landes unter europäischer Garantie, aber erst nachdem er sich versichert, daß Napoleon mit dieser Garantie einverstanden war.

Gerade gegen diese von Europa verlangte Bürgschaft aber sträubte sich England plötzlich mit aller Kraft. Der erste von Stanley an die Mächte versandte Vertragsentwurf vom 3. Mai, der den Abzug der preußischen Truppen und die Schließung der Festung vorschlug, sowie dem Großherzog untersagte, die Stadt an eine andere Macht abzutreten, enthielt diesen Punkt nicht. Auf den Widerspruch Frankreichs und Preußens hin wollte dann der englische Minister einen Mittelweg einschlagen; Luxemburg sollte nämlich seitens der Großmächte für ewige Zeiten als neutral erklärt und von ihnen dazu das gemeinsame Versprechen abgegeben werden, diese Neutralität stets zu respektieren. Am 7. Mai mußte Bernstorff dem englischen Kabinett in einem Schreiben amtlich mitteilen, daß eine solche allgemeine Zusage die europäische Garantie nicht ersetzen könne, und daß er ohne die Zustimmung Englands zu dieser Bedingung an den Verhandlungen der Konferenz nicht teilnehmen dürfe. Endlich machte der Vorschlag Brunnows, man solle an Stelle der Erklärung jeder einzelnen Macht „sich an der

Garantie Europas zu beteiligen", eine Kollektiv-Garantie, also einen Gesamtbeschluß sämtlicher Großstaaten, setzen, der Weigerung Englands ein Ende. Auf Bernstorffs telegraphische Anfrage erfolgte aus Berlin die zustimmende Antwort. Vor der Konferenz verteidigte dann Bernstorff diesen Gedanken der Kollektiv-Garantie auf das tapferste gegen alle englischen Bedenken.*)

Er siegte mit seiner Auffassung und brachte es somit zu Wege, daß die Konferenz ein praktisches Resultat zeitigte, da man sich über die anderen Punkte — Räumung unmittelbar nach Austausch der Ratifikationen, Schleifung der Festung usw. — leichter zu einigen vermochte.

Nach der Beilegung des drohenden Konfliktes atmete Europa wieder auf. Mit Behagen pilgerte alle Welt nach der französischen Weltausstellung, während der das kaiserliche Paris sich wieder in seinem vollen Glanze zeigte, wenn auch zwei dunkle Schatten in die Festesfreude fielen, das Attentat des Polen Berezowski auf den damals in der französischen Hauptstadt weilenden Kaiser Alexander und die Nachricht von dem erschütternden Ausgange des Trauerspiels in Mexiko. Bernstorff war es nicht vergönnt, die Ausstellung, wie er beabsichtigt, zu besuchen. Er mußte seinen Urlaub, den er in Deutschland zugebracht, jäh abbrechen, weil Bismarck über Kattes „unbefriedigende Geschäftsführung in London" nervös geworden war. Während seines Aufenthaltes in der Heimat hatte er mit freudiger Genugtuung das Aufwallen nationalen Stolzes im deutschen Volke erlebt. Dies war geschehen, angesichts der von Frankreich angekündigten Einmischung Napoleons in die Auseinandersetzung Preußens mit Dänemark über Artikel V des

*) Sybel: VI, S. 171—172: Stanley meinte, Luxemburg stehe bereits seit dem Vertrage von 1839 unter einer europäischen Garantie. „Allerdings", erwiderte ihm Bernstorff, „ist der Besitz des Landes dem König-Großherzog durch Europa gewährleistet, keineswegs aber dessen Neutralität, was einen wesentlichen Unterschied zwischen dieser und der damals Belgien erteilten Garantie ausmacht". .... Zu Artikel 2, welcher die künftige Neutralität Luxemburgs festsetzte, beantragte dann Bernstorff den Zusatz: „Dies Prinzip der Neutralität ist und bleibt unter den Schutz einer kollektiven oder gemeinsamen Garantie der Unterzeichner dieses Vertrages gestellt." Alle Botschafter (mit Ausnahme Englands) traten bei. Erst in der zweiten Sitzung (9. Mai) erfolgte die Zustimmung Stanleys zu diesem Antrage Bernstorffs.

Prager Friedens. Die Zeit, da Fremde in deutsche Angelegenheiten hineinreden konnten, ging zu Ende, das fühlte er im tiefsten Herzen.

Mit höchstem Interesse verfolgte Bernstorff die bedeutsamen Vorgänge auf dem Welttheater. Seit der Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Franz Joseph in Salzburg und der Annäherung des ersteren an Italien sah er den Tag immer näher heranrücken, wo man in Paris versuchen würde, aller Verlegenheiten der inneren französischen Politik durch einen Angriff auf Deutschland Herr zu werden. Unerschütterlich hielt er dabei an seiner alten Überzeugung fest, daß Engländer und Deutsche dazu ausersehen seien, Frankreich gemeinsam abzuwehren. Von solchen Dingen wollte man aber in London nach wie vor nichts wissen.

Als dann nach der Erkrankung Lord Derbys am 24. Februar 1868 Disraëli das Steuerruder des Staates ergriffen hatte, verschlechterte sich nach Bernstorffs Meinung die Situation in England für Preußen nicht unerheblich. „Disraëli", schrieb er am 6. März 1868 aus London an Bismarck, „versicherte mir, wie ich dies auch heute in meinem Immediatbericht sage, daß die Rekonstruktion des Ministeriums keine Änderung in der auswärtigen Politik Englands mit sich bringen würde, und nachdem ich ihm auseinandergesetzt habe, daß alle Gerüchte von Allianzen unsererseits, die den Frieden gefährden könnten, Erfindung und Unsinn seien, und daß wir nichts anderes wünschten, als in Frieden und in Ruhe gelassen zu werden, um unsere preußischen und deutschen inneren Angelegenheiten zu konsolidieren, daß wir nichts von irgend einer anderen Macht wünschten, als daß sie uns nicht in unserer Ruhe störe, und daß ich dächte, England hätte in dieser Hinsicht dasselbe Interesse mit uns, was die jetzige Regierung der Königin ja auch immer richtig eingesehen habe, da sie eine starke deutsche Macht als Gegengewicht gegen andere Kontinentalmächte wünsche, sagte er: »Yes, certainly, we do not wish Prussia to be disturbed in her digestion«, und fügte lachend hinzu: »tell count Bismarck, that we don't wish her to be disturbed in her digestion«. Trotz dieser freundlichen Wünsche oder Redensarten für uns dürfen wir uns indessen doch auch nicht darüber täuschen, daß Disraëli ohne Frage eine nicht unbedeutende Hinneigung zu Frankreich hat, wie dies übrigens

ja fast alle modernen Staatsmänner Englands leider haben — größtenteils, weil sie Deutschland so unglaublich wenig kennen, Frankreich ihnen so nahe liegt, die einzige Macht, die ihnen gefährlich sein kann, und Paris so viel Reiz und Prestige für sie hat".*)

Die einzige wirkliche Freude, die Bernstorff in jener Zeit erlebte, war die Vermehrung des Ansehens, welches Preußen und mit diesem dem ganzen Deutschland seit der Gründung des Norddeutschen Bundes in England zuteil geworden. Auch seine persönliche Stellung hatte sich dadurch bedeutend gebessert. Die äußeren Formen seines neuen Amtes bereiteten ihm allerdings anfangs einige Skrupel. Seine Worte darüber in einem bereits im März 1868 an Goltz**) gerichteten Schreiben erscheinen in dieser Hinsicht der Beachtung wert, weil sie wahrscheinlich als typisch für die Gefühle der meisten Vertreter Preußens in jenen Tagen gelten können:

Bernstorff an Goltz.

London, 10. März 1868. (Privatschreiben).

.... „Mit dem neuen Premier Disraëli sind wir seit Jahren auf dem freundschaftlichsten Fuße und jetzt in dem zärtlichsten Verhältnis. Trotzdem täusche ich mich nicht über seine Neigungen für Frankreich und seine freundschaftlichen Beziehungen zu Louis Napoleon. Die beste Garantie ist mir das Verbleiben von Stanley, welcher Dizzies***) mir gegebene Versicherungen bestätigt, daß in der auswärtigen Politik keine Änderung eintreten wird.

„Unsere gegenseitigen staatlichen Beziehungen sind so gut wie möglich. ....

„Seitdem wir uns zuletzt geschrieben, sind wir eine Art von Amphibien geworden und machen es möglich, zweien Herren oder wenigstens demselben Herrn in zweifacher Gestalt zu dienen. Es widersteht mir noch immer diese Amphibiennatur und Doppelzüngigkeit sowie das Schwankende in Attributionen und Benennung! Ich kann nicht umhin, es für einen großen Fehler zu halten, daß wir die kleine Diplomatie nicht ganz durch den Reichstag haben

*) Bismarck-Jahrbuch VI, S. 190. Bernstorff an Bismarck. London, 6. März 1868. (Privatschreiben.)

**) Bernstorff an Goltz. London, 10. März 1868. (Privatschreiben).

***) Scherzname für Disraëli.

abschaffen und dem König einen seiner Stellung als Chef des Norddeutschen Bundes und der ganzen deutschen Militärmacht wie des Zollvereines entsprechenden Titel haben antragen lassen. Das würde meiner Meinung nach vieles erleichtert und viele deutsche Fürsten und Staaten mit den Ereignissen versöhnt haben, die sich einem deutschen Oberhaupt, sei es Kaiser oder König, viel lieber unterordnen als dem Könige von Preußen. Es wurde auch anfangs so sicher erwartet, daß es nirgends Schwierigkeiten gemacht hätte, während es schwieriger werden wird, je länger es dauert. Ich habe überhaupt das Gefühl, daß es jetzt, wo Frankreich gerüstet ist oder bald sein wird, und wo Österreich allmählich sich wieder aufrappelt, leider noch eines zweiten Krieges bedürfen wird, um das halbe Werk zu vollenden, während es, je mehr mir alle Umstände und Tatsachen bekannt geworden sind, desto mehr meine Überzeugung ist, daß es einen Augenblick gab, wo man das Ganze hätte fertigmachen können, ohne ernstliche Gefahren zu riskieren. Möglich ist es, daß Revolutionen in Frankreich und in Süddeutschland für uns arbeiten werden, und daß wir dann ohne Krieg Deutschland fertigmachen können, wenn wir schnell und energisch zugreifen.

„Ich habe noch gar keine rechte Lust, meine Eigenschaft als Bundesvertreter voranzustellen und überhaupt viel geltend zu machen, und jetzt, wo wir noch preußische Botschafter sind, also ein gekröntes Haupt vertreten, ist es doch noch anders, als wenn wir nun erst ganz in den Bund übergehen, auf sein Budget kommen und uns dann doch wohl auch ausschließlich nach ihm werden nennen müssen. Das kommt mir so amerikanisch oder schweizerisch-republikanisch vor!

„Ich habe mir zwar schon für gewisse Gelegenheiten eine Karte machen lassen: »The Prussian and North German Ambassador«, aber ich kann mich noch nicht recht entschließen, sie zu gebrauchen, und meine französischen Karten habe ich noch unverändert gelassen. Ich finde »L'Ambassadeur de Prusse et de l'Allemagne du Nord« logisch unrichtig weil das letztere das erstere in sich begreift und daher eigentlich genügen würde. Preußen weglassen tue ich aber nur gern, wenn ich »l'Ambassadeur d'Allemagne« sein kann. Wenn wir Preußen fallen lassen, wird man sehr wahrscheinlich unsere

preußische Anciennetät im diplomatischen Korps nicht mehr gelten lassen wollen.

„Alle diese Fragen haben ihre spaßhafte und ihre ernste, ihre unbedeutende und ihre sehr bedeutende Seite, und man darf sie daher, trotz des Charakters der einen Seite, nicht zu leicht nehmen. So müssen wir auch »Confédération de l'Allemagne du Nord«, sagen und dürfen nicht, wie einige es fälschlich tun, «Confédération du Nord de l'Allemagne« sagen, sowohl um des richtigen Begriffes willen, als um für uns den ersten Platz in der alphabetischen Ordnung zu sichern.

„Ich muß gestehen, daß der König, meiner Meinung nach, vollkommen das Recht hätte, den deutschen Kaisertitel anzunehmen — den Königstitel halte ich für untunlich mit drei anderen Königen darunter — und dieses Symbol der Einheit des ganzen nicht österreichischen Deutschlands würde schon manche deutschen Herzen beruhigen, die in der Zwei- oder gar Dreiteilung einen Greuel sehen. Wenn noch in einigen praktischen Punkten die Einheit und Solidarität des Südens mit dem Norden nicht durch kündbare Verträge, sondern verfassungsmäßig permanent und unauflöslich feststände, so sehe ich gar nicht ein, warum eine vollständige Amalgamation wie die des Nordens für das ganze Reich notwendig wäre. Das wird doch nur durch gründliche Umwälzung, aber niemals durch freiwillige Unterwerfung des Südens ohne Krieg möglich werden, nachdem er sich einmal von dem Schrecken und der Ohnmacht von 1866 einigermaßen erholt hat und wieder auf die Beine zu stehen gekommen ist!" ....

Einige Wochen nach der Abfassung dieses Briefes änderten sich die politischen Verhältnisse in England, vor allem soweit die innere Politik in Frage kam, wiederum in überraschender Weise. Zu Ende April erlitt das Kabinett Disraëli anläßlich der Forderung Gladstones, daß der irischen Kirche ihr Charakter als Staatskirche aberkannt werden sollte, eine schwere parlamentarische Niederlage; Disraëli hatte vergebens um Aufschub dieser Angelegenheit gebeten.

Die Regierung blieb vorläufig noch im Amt, weil sie die Neuwahlen abwarten wollte. Die letzteren aber, welche zum ersten

Male auf Grund des neuen Reformgesetzes stattfanden, brachten eine liberale Majorität. Gladstone trat an die Spitze des neuen liberalen Kabinetts. Bei der Auswahl der Minister berücksichtigte er in erster Linie die Männer, die der letzten Regierung vor dem Antritt Lord Derbys angehört hatten. John Bright trat als Handelsminister ein, Lord Clarendon übernahm das Staatssekretariat des Äußeren.

Bei dem großen Interesse, das Gladstone den inneren Angelegenheiten entgegenbrachte — er hatte ein Füllhorn von Reformen bereit — ließ er die auswärtige Politik fast noch mehr in den Hintergrund treten, als es schon unter den letzten beiden konservativen Ministerien der Fall gewesen war. In England ward erst die Teilnahme an den Angelegenheiten des Kontinents wieder lebhafter, als Napoleon von neuem Belgien zum Objekt seiner auf Landerwerb gerichteten Projekte auserſah. Der Kaiser glaubte durch irgend eine Annexion die französische öffentliche Meinung beschwichtigen zu müssen. Er war beunruhigt einerseits durch die Agitation der reaktionären Bonapartisten, der sogenannten „Arkadier", die unablässig eine Wiederaufrichtung des napoleonischen Prestige durch einen siegreichen Krieg verlangten, anderseits durch den Fortschritt der republikanisch-sozialistischen Ideen in Frankreich. Dabei hatte er jedoch vergessen, wie er gerade mit seinem Plan auf Belgien in das Wespennest englischer Interessen stoßen mußte. Sein Versuch, dadurch ganz allmählich seinem Ziele näher zu kommen, daß er die Leiter der französischen Ostbahn über den Ankauf zweier belgischer und einer holländischen Bahn verhandeln ließ, erregte in London geradezu einen Sturm der Empörung und hätte zu bedenklichen Folgen führen können, wenn nicht der Kauf durch die belgische Kammer auf Anregung Frère Orbans für nichtig erklärt worden wäre. Im Höhepunkt der Krisis legte man sich, wie Sybel schreibt, endlich wieder die Frage vor, „was wird Preußen tun? Welcher der streitenden Mächte wird es seine Sympathie zuwenden?"

Auch Bernstorff hatte sich mit dieser Frage beschäftigt und zu derselben Zeit, da ganz England von Kriegslärm widerhallte, die englischen Minister in vertraulichen Gesprächen auf die Vorteile einer Annäherung Großbritanniens und des Nord-

deutschen Bundes hinzuweisen gesucht. Ihm schwebte dabei die Idee einer „Assekuranz“ gegen kommende Übergriffe Napoleons vor. Geschehe, so meinte er, in dieser Hinsicht nichts, so werde jedes der beiden Gemeinwesen eines Tages unliebsam durch vollzogene Tatsachen überrascht werden. Bismarck hielt diese Pläne für verfrüht — er wünschte vielmehr eine absolute Neutralität Preußens und des Norddeutschen Bundes für den Fall eines französisch-englischen Konfliktes. Bernstorff verteidigte seinen Standpunkt in seinem an den Bundeskanzler gerichteten Bericht vom 27. Juli:

Aus Bernstorffs Bericht an Bismarck.

London, 31. Juli 1869.

. . . . „Aus Euer Exzellenz geehrter Depesche habe ich zu ersehen die Ehre gehabt, daß Seine Majestät Ihre Auffassung zu billigen geruht haben, daß aus der von mir angeregten eingehenden Aussprache gegen die englische Regierung größere Verlegenheiten entstehen könnten, als wenn wir in dem gegenwärtigen Bestreben fortfahren, ohne bestimmte Verabredungen und Erklärungen die Fühlung mit dem englischen Kabinett zu behalten und das gegenseitige Vertrauen zu stärken. Indem ich überzeugt bin, und dies auch am Schlusse meines gehorsamsten Berichts vom 23. v. Mts. ausdrücklich gesagt habe, daß die Regierung Seiner Majestät besser wie ich zu beurteilen vermag, welche Nachteile der Mangel an vorherigen Verabredungen für unsere militärische Stellung eventuell haben dürfte, und ob und wann es, nach Abwägung der Gefahren nach der einen und der anderen Seite hin, geraten sein wird, die Eventualitäten mit der englischen Regierung näher zu besprechen, bemerke ich gehorsamst, daß ich eben um dieser Überzeugung willen mir nicht hatte erlauben wollen, einen eigentlichen Vorschlag zu machen, und nur geglaubt hatte, auf die Nachteile hindeuten zu müssen, die sich mir von meinem Standpunkte aus als die Folge des verlängerten gegenseitigen Schweigens darstellten. Wenn aber Euer Exzellenz die Ansicht aussprechen, daß die englischen Minister auf meine direkte Anfrage keine bestimmte Antwort geben können, und mich daran erinnern, daß ich selbst oft hervorgehoben habe, wie ungewiß es sei, ob in der englischen Nation

im gegebenen Augenblicke das Friedensbedürfnis oder das Nationalgefühl und das Interesse an Belgien das Übergewicht gewinnen werde, und wie die Politik der Krone hiervon ganz abhängig sei, so gebe ich bereitwillig zu, daß ich mich eines argen Widerspruches mit mir selbst schuldig gemacht haben würde, hätte ich von Anbeginn der belgischen Frage an, ohne Vorbereitung und sorgfältige Prüfung der Entwicklung der Ereignisse sowohl als der dadurch bedingten Meinungen der Minister und der einflußreichen Männer im Parlament und im Lande, der Regierung Seiner Majestät raten oder vorschlagen wollen, das englische Kabinett über seine Stellung zu derselben zu interpellieren und ihm eine aktive Allianz in bezug auf dieselbe anzutragen. Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen, sondern es haben seit Monaten die Ansichten im englischen Kabinett in bezug auf diese Frage sich mehr und mehr aufklären und eine bestimmte Richtung annehmen können — und ohne mir ein besonderes oder ausschließliches Verdienst in dieser Hinsicht irgend zuschreiben zu wollen, bin ich mir doch bewußt, nicht untätig, weder im Einwirken noch im Beobachten, gewesen zu sein und wenigstens mit dazu beigetragen zu haben, das Gefühl der Zusammengehörigkeit Englands und Deutschlands und der gemeinsamen Interessen insbesondere in bezug auf diese Frage bei den englischen Ministern sowohl als bei manchen anderen einflußreichen Personen im Lande zu stärken und zu heben. Wenn Euer Exzellenz die Güte haben wollen, sich meinen vertraulichen Bericht Nr. 77 vom 30. April d. Js. wieder vorlegen zu lassen, so werden Hochdieselben darin finden, daß Lord Clarendon mir damals selbst gesagt hat: »si le danger était devenue imminent, je me serais mis, je ne puis dire d'accord (weil das ebensoviel von uns als von ihm abhing), mais en communication avec vous« (um sich mit uns zu verständigen).

„In derselben Unterredung hatte ich Lord Clarendon daran erinnert, daß Euer Exzellenz an Lord Augustus Loftus erklärt hätten, daß wir zu einer Assekuranz des Friedens durch eine Allianz gegen jeden Friedensstörer bereit wären. Ich durfte hiernach schon damals die Dinge als hinlänglich vorbereitet und entwickelt ansehen, um voraussetzen zu können, daß man es von beiden Seiten als selbstverständlich ansah, daß man in dem Falle wirklicher immi-

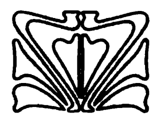
nenter Gefahr sich über gemeinsame Abwehr derselben zu verständigen suchen werde, und daß man dies tun zu können glaubte. Für mich war es daher mehr eine Frage der Wahl des richtigen Augenblicks hierzu, als eine Frage der beiderseitigen Absicht überhaupt, wenigstens soweit es die Sicherheit Belgiens betraf, und es kam mir nur darauf an, dem englischen Kabinett begreiflich machen zu können, daß diese auch ohne einen direkten Angriff auf Belgien durch einen deutsch-französischen Krieg gefährdet sei, wie übrigens Lord Clarendon es mir gegenüber selbst gestern ausdrücklich hervorgehoben hat (siehe Bericht Nr. 137 von heute). Über die Wahl des Augenblickes zu einer solchen Verständigung, wobei ich vorläufig nicht einen geschriebenen Allianzvertrag, sondern nur eine Versicherung des gegenseitigen Beistandes im Auge hatte, habe ich mir kein Urteil erlauben wollen. Wie sehr übrigens die Kriegsfrage hier unter den Staatsmännern ins Auge gefaßt und besprochen wird, beweist mir wieder eine Unterredung mit dem Grafen Russell, den ich am Montag, den 18. d. Mts., in Richmond besuchte, und der mir von selbst sagte, daß es vollkommen verkehrt sei, sich der Meinung hinzugeben, als ob England jetzt nicht mehr so gut wie früher für seine Ehre und seine Interessen Krieg führen würde. Für erstere habe es den kostspieligen abyssinischen Krieg geführt und recht daran getan — sogar Lord Stanley, der immer so sehr das Enthaltungssystem proklamiert habe, sei dieser Meinung gewesen und habe den Krieg begonnen — für letztere aber würde England Krieg führen, wenn Belgien bedroht werde; es stehe fest unter allen Parteien und in allen Schichten der öffentlichen Meinung, daß England eine Absorption Belgiens nicht dulden könnte. Als ich ihm hierauf erwiderte, daß es mich freute, aus seinem Munde dies so entschieden aussprechen zu hören, da nichts der Achtung für England und seinem Gewichte im Auslande und namentlich in Deutschland so schadete, als ein gewisser Zweifel daran, ob es an seinen guten alten Traditionen festhalten und eventuell wieder zu den Waffen greifen werde, und ich hinzufügte, wie ich bedauerte in betreff Belgiens hier noch vielfältig der Täuschung zu begegnen, daß Frankreich mit Deutschland allein Krieg führen könnte, ohne daß schließlich — namentlich wenn Frankreich kriegerische Erfolge hätte — auch Belgien und dieses gerade ganz besonders bedroht

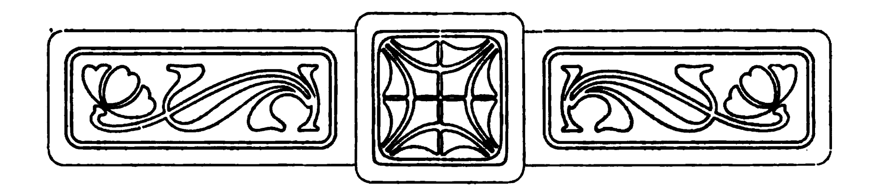
würde, und daß ich so sehr wünschte, diese Täuschung beseitigen zu können, fiel Lord Russell mir lebhaft ins Wort und sagte mir: »Das habe ich gerade heute Morgen an Clarendon geschrieben, als ich ihm allerhand Briefschaften zurückschickte, die er mir mitgeteilt hatte, und die sich auf die Kriegsfrage bezogen. Ich habe ihm daher auch gesagt, daß wir ja nicht, im Falle des Ausbruches eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, von vornherein zu bindende Neutralitätserklärungen abgeben dürften, da doch wahrscheinlich der Augenblick kommen würde, wo wir selbst mit in den Krieg eingreifen müßten.«

„Wenn ich es der Regierung Seiner Majestät des Königs und mir selbst schuldig zu sein geglaubt habe, durch vorstehendes den in meinem gehorsamsten geheimen Berichte Nr. 118 vom 23. v. Mts. am Schlusse geäußerten Wunsch näher zu erläutern und dadurch einen anscheinenden Widerspruch in meinen früheren und jetzigen Auffassungen und Ansichten aufzuklären, so bitte ich doch zugleich Euer Exzellenz darin nicht im mindesten den Ausdruck meines Bedauerns oder Zweifels in betreff der getroffenen Allerhöchsten Entscheidung finden zu wollen. Ich erwartete dieselbe, nachdem sich die augenblickliche Lage, von hier aus gesehen, inzwischen wieder ein wenig modifiziert hatte. Ob und wann dieselbe wieder brennender werden und ein Nähertreten an die Frage der Verständigung mit England motivieren wird, darf ich für den Augenblick dahin gestellt sein lassen. Inzwischen glaube ich es als ein erfreuliches Ergebnis der durch die belgische Eisenbahnfrage herbeigeführten langen Krisis ansehen zu dürfen, daß das Vertrauen zwischen Preußen und England dadurch wesentlich gehoben und viel Mißtrauen verscheucht worden ist, und daß die Beziehungen zwischen den beiden Ländern und Regierungen einen viel befriedigenderen und natürlicheren Charakter wieder angenommen haben, als sie ihn seit einer Reihe von Jahren hatten. Dies würde noch viel mehr der Fall sein, wenn nicht gewisse unversöhnliche Elemente hier noch immer bis in die höchsten Regionen hinauf im entgegengesetzten Sinne wirkten. Es wird jedoch die Macht der Verhältnisse hoffentlich auch diese feindlichen Einflüsse mehr und mehr unschädlich machen, und je mehr die Gemeinsamkeit der Gefahren und Interessen hervortritt, desto enger werden sich auch die gegen-

seitigen Beziehungen der beiden Nationen wieder gestalten. Euer Exzellenz usw."

Auch nachdem der belgische Streitfall vorüber und der frühere Zustand wieder hergestellt war, blieb in London das Mißtrauen gegen Napoleon in alter Stärke bestehen. Dasselbe würde vielleicht ein für Frankreich recht bedenkliches Resultat gezeitigt haben, wenn sich nicht ein Teil der englischen Liberalen durch die neue „liberale Ära", die Napoleon jetzt gegen den Widerspruch seiner alten Getreuen aus dynastischen Rücksichten inaugurierte, günstig für den Kaiser hätte stimmen lassen. Auch wurde dem Plebiszit, das damals in Frankreich stattfand, in England eine größere Bedeutung als in Deutschland beigelegt. Als diese Volksabstimmung eine Majorität für das Kaisertum ergeben, hielt man in London auch dessen Position im Innern auf lange hinaus befestigt. Von zahlreichen hochangesehenen und einflußreichen Mitgliedern der englischen Gesellschaft mußten Bernstorff und seine Gemahlin immer wieder hören, wie man zwar dem Genie und der Geschicklichkeit Bismarcks und der Kriegstüchtigkeit des preußischen Heeres hohe Achtung zolle, bei alledem aber die staatsmännische Befähigung Napoleons und die Leistungsfähigkeit der französischen Armee für etwas ganz Unvergleichliches halte.





XX. Kapitel.

Der Krieg 1870/71. — Die letzten Lebensjahre Bernstorffs.

Die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern. – Rundschreiben Bismarcks vom 7. Juli an die Vertreter des Norddeutschen Bundes. — Bernstorff und Granville. — Abweisung des englischen Vermittlungsvorschlags. — Bernstorffs Zuversicht auf Deutschlands Sieg; seine Warnung rettet die preußische Flotte. — Die deutsche Botschaft in London während des Krieges (Aufzeichnungen des Grafen Andreas v. Bernstorff). — Die englische Presse; die Stimmung Englands für Deutschland; Umschlag derselben nach Sedan. — Bernstorffs persönliche Stellung in London. — Der englische Handel und die englische Neutralität; Waffenverkauf an Frankreich. – Bernstorff und die damaligen deutsch-englischen Beziehungen. -- Unterhandlungen mit den Bonapartisten; die Kaiserin Eugenie; Reignier; Boyer; die Kaiserin verweigert jede Landabtretung. — Bernstorffs Einfluß auf englische Blätter. — Arbeit der Gräfin Bernstorff für die Verwundeten. - Carlyle. — Englische Friedensvermittlungsversuche. — Vorgeschichte der Londoner Konferenz; Odo Russell in Versailles. — Verhandlung über die Zulassung Jules Favres als Bevollmächtigten zur Konferenz. - Neue englische Einmischungsversuche im Februar; die Kriegsentschädigungsangelegenheit. - Graf Andreas Bernstorff in Versailles. -- Abschluß der Londoner Konferenz (Pontuskonferenz). -- Bernstorff kaiserlich deutscher Botschafter. — Überreichung des Schwarzen Adlerordens an Bernstorff durch den Kronprinzen. — Der Tod Bernstorffs; Beileidsbezeigungen des Kronprinzen und der Kaiserin Augusta. — Rückblick. -- Bernstorffs Charakter und Schilderung seiner geistigen Entwicklung. - - Schluß.

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!"
(Goethe.)

Es nahten nun jene wetterschwülen Tage, wo die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den spanischen Thron und die politischen Verhandlungen und Auseinandersetzungen, die sich daran knüpften, ganz Europa mit banger Sorge erfüllten. In dem Rundschreiben vom 7. Juli an die Vertreter des Norddeutschen Bundes stellte Bismarck den Grundsatz auf, daß sich die preußische Regierung jeder Einwirkung auf die spanische Königswahl zu enthalten habe. Zugleich ward auch „jede Einwirkung auf Annahme oder Ablehnung der spanischen Krone von seiten eines zu Wählenden oder Gewählten ausgeschlossen." Mit diesem Prinzip aber brachte sich der Kanzler in Gegensatz zu

den anderen großen Mächten, die sich darauf beriefen, daß seit 1815 alle Thronkandidaturen Gegenstand der Verständigung zwischen den Großstaaten gewesen seien. Lord Granville, der nach dem am 27. Juni erfolgten Tode Clarendons das Auswärtige Amt übernommen, bemühte sich beispielsweise in Berlin sehr angelegentlich, in jenem Streitfall zu vermitteln und König Wilhelm dahin zu bringen, daß er dem Prinzen die Annahme der Königskrone direkt verbieten solle.

„Unter diesen Umständen", schreibt Lorenz in seinem Werke „König Wilhelm und die Begründung des Deutschen Reiches", „war das Rundschreiben vom 7. Juli ein notwendiger Schritt der preußischen Regierung und die Aufgabe, die insbesondere dem Grafen Bernstorff in London zufiel, eine außerordentlich schwierige. Sie wäre wahrscheinlich ganz unlösbar gewesen, wenn die kluge Haltung des Königs in Ems und der Rücktritt des Erbprinzen von der Kandidatur nicht eine Aufklärung und Beruhigung geschaffen hätte. Indessen scheint sich Bernstorff ermächtigt gewußt zu haben, gegen Granville eine ziemlich starke Sprache zu sprechen, indem er ihm erklärte, daß Deutschland keinen Thronfolgekrieg verursachen werde, daß aber, wenn es Frankreich beliebe, wegen der von Spanien getroffenen Königswahl ihm den Krieg zu erklären, ein solches Vorgehen von seiner Seite den Beweis geben werde, wie man ohne rechtlichen Beweggrund Krieg führen wolle."*) .... Am 14. Juli war die Begegnung des Königs mit Benedetti auf der Promenade erfolgt. „Am 15. Juli wurde Graf Bernstorff beauftragt, dem Grafen Granville zu erklären, „daß Bismarck nicht in der Lage sei, einen Vermittlungsvorschlag zur Kenntnis des Königs zu bringen. Preußen habe unter einer öffentlichen Drohung Frankreichs eine Ruhe und Mäßigung gezeigt, welche jedes weitere Zugeständnis als eine neue Demütigung erscheinen lassen müsse. Die öffentliche Meinung in Deutschland sei unter dem Eindruck der Drohungen Frankreichs zu der Überzeugung gekommen, daß der Krieg, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, einer Nachgiebigkeit des Königs gegenüber den ungerechtfertigten Forderungen Frankreichs vorzuziehen sei."**)

*) S. 268 bis 269.

**) Ebenda S. 273.

Als dann angesichts der Anmaßung und Überhebung der französischen Kriegspartei die letzte Brücke zur Verständigung abgebrochen war und die leidenschaftliche Erregung des deutschen Volkes sich in einem Sturm kriegerischer Begeisterung Luft machte, wallte in Bernstorffs Herzen die nationale Empfindung übermächtig auf. Eine Zeitlang hatte er noch befürchtet, daß zwischen Preußen und Frankreich eine Verständigung über die schwebenden Fragen zustande kommen und der Anschluß des deutschen Südens an den deutschen Norden um den Preis von irgend welchen Konzessionen an Napoleon sich vollziehen könne. Wenn Bernstorff auch von der treuen nationalen Gesinnung der leitenden Kreise Deutschlands fest durchdrungen war, so wußte er doch, daß König Wilhelm, der das Elend und den Jammer des Krieges in den letzten Jahren blutenden Herzens mit angesehen, die furchtbare Auseinandersetzung gern solange als irgend denkbar hinausgeschoben hätte. An die Möglichkeit der Abtretung deutscher Landstriche glaubte er freilich nicht, wohl aber an die der Anwendung irgend eines Palliativmittels. Damit war es nun endgültig vorbei — es gab kein Bedenken und Zaudern mehr. Wie anders war doch diesmal sein Seelenzustand als damals vor Beginn des letzten Krieges gegen Österreich. Zu jener Zeit hatte er, trotz des Vertrauens auf Preußens kriegerische Tüchtigkeit, schwarz gesehen, weil er geglaubt, die Großmächte, namentlich England und Frankreich, würden im letzten Moment dazwischentreten und dem preußischen Staate den Siegespreis entreißen. Auch lag es ihm damals, trotz aller Erfahrungen, die er 1849 in Wien gemacht, schwer auf dem Herzen, daß es sich hier um einen Krieg auch gegen deutsche Landsleute und Brüder handle. Diesmal aber begrüßte er den Kampf, der dem Erbfeind galt, mit einem Gefühl der Begeisterung. Fühlte er doch sofort heraus, daß es mit dem Elend und Jammer einer ganzen Epoche staatlicher Zerrissenheit zu Ende gehe, und daß der Bund der deutschen Einheit in voller Herrlichkeit jetzt oder nie erstehen müsse. Er fürchtete auch nicht, daß die Intrigen anderer Staaten Deutschlands Kraft im entscheidenden Momente lähmen und ihm das im Kampfe so schwer Errungene streitig machen würden.

Sein Auftreten in jener Zeit den englischen Staatsmännern gegenüber atmete Heiterkeit und Zuversicht. Mit wahrhaft er-

greifenden und überzeugenden Worten verfocht er vor Lord Granville die Güte und Gerechtigkeit der deutschen Sache. Sehr schön ist die Schilderung seiner sicheren Ruhe zu Beginn des Krieges, wie sie die „Times" einige Jahre nach den großen Ereignissen in Bernstorffs Nekrologe gegeben. „Es war am 15. Juli, als im Garten des Schatzkanzleramts ein Fest bei Gladstone stattfand, an dem außer den englischen Staatsmännern auch die Vertreter der fremden Mächte teilnahmen. Die Chancen des Krieges wurden eifrig erörtert; manche glaubten noch an die Erhaltung des Friedens. Da trat Graf Bernstorff, seine Gemahlin führend, ein und nahm ruhig und ernst Platz am Teetische. Zu dem kleinen Kreise, der sich sofort um ihn bildete, sagte er, daß der Krieg unvermeidlich sei und daß keine der beiden streitenden Parteien noch zurückweichen könne. Die Ereignisse, fuhr er fort, hätten sich sehr schnell entwickelt — indessen sei in Deutschland alles vorgesehen. Anfangs würden die Franzosen vielleicht einige Vorteile erringen, aber in 19 Tagen würden 300 000 Mann deutscher Truppen die Offensive auf dem linken Rheinufer ergreifen und »auf Paris marschieren«. In der Tat kam genau nach 20 Tagen die Nachricht von dem Erfolge von Weißenburg und auch die zweite Prophezeiung erfüllte sich. Ebenso ruhig und gelassen nahm aber Bernstorff später die Nachrichten von den großen Siegen auf, die ganz England in die größte Erregung versetzten. Sie sind teuer erkauft! war seine beständige Antwort auf die Glückwünsche, die ihm anläßlich der deutschen Erfolge dargebracht wurden — und nach dem furchtbaren Blutbade von Gravelotte zeigten seine Züge einen tieftraurigen Ausdruck, in dem sich deutlich die Sehnsucht nach Frieden wiederspiegelte."

Gleich zu Beginn der Feindseligkeiten rettete sein schnelles Eingreifen die preußische Flotte, welche über Plymouth auf dem Wege nach Madeira war und von der Gefahr der Lage noch keine Kenntnis hatte, vor einem vernichtenden Überfall durch die französische Seemacht.*) Rechtzeitig erreichte Bernstorffs Warnung die deutschen

*) Brief des Militärbevollmächtigten an der deutschen Botschaft, Oberst Roerdansz, an Bernstorff. Plymouth, 13. Juli 1870, 9 Uhr 10 Minuten. Durch ihn hatte Bernstorff der Flotte die Warnung zukommen lassen. Er schreibt: „. . . . Sollte der Krieg ausbrechen, dann haben Euer Exzellenz unsere

Schiffe, worauf Prinz Adalbert sofort in die Nordsee zurückging und den Kurs nach der Elbemündung nahm, die er unter diesen Umständen für die beste strategische Position hielt. Auch während der ganzen übrigen Zeit des Krieges leistete Bernstorff der deutschen Sache durch Übermittlung wichtiger Nachrichten die besten Dienste. Sein Sohn, Graf Andreas, der sich zur Zeit des Ausbruches der Feindseligkeiten als Legationssekretär in Dresden befand, dann aber zur Vertretung des zweiten Botschaftssekretärs nach London abberufen wurde, erzählt darüber in seinen Aufzeichnungen folgendes:*)

„In den ersten Wochen des Krieges bestand unsere Arbeit auch großenteils in einem für unser Heer sehr wichtigen Nachrichtendienste. Wir konnten in England eine Fülle sehr folgenschwerer Nachrichten über die Bewegungen der französischen Flotte usw. erfahren und an unser Hauptquartier melden. Der Militärbevollmächtigte unserer Botschaft, Oberst Roerdansz, war nicht mit zum Heere abgegangen, sondern lag in London der Erfüllung der sehr verantwortungsvollen Aufgabe ob, diese Nachrichten auf ihre Bedeutung hin zu prüfen und zu sichten. Ein Mitglied unserer Botschaft ging sogar im Eifer für diese Tätigkeit so weit, sich mit einem dazu erlangten englischen Paß nach Cherbourg zu begeben, wo er auch wirklich ein französisches Kriegsschiff betrat.

„Eine ebenso wichtige Aufgabe unserer Botschaft bestand auch darin, einen Einfluß auf die englische Presse zu gewinnen. In keinem Lande der Welt ist die Presse eine solche Macht wie in England — keine Presse stand auch damals so hoch. Sie in geeigneter Weise mit Nachrichten zu versehen, war deshalb für uns von größtem Interesse. Die englischen Zeitungen werden in der Nacht gedruckt; die Redakteure, welche am Nachmittage, emsig wie die Bienen, Nachrichten sammeln, sind meist um 10 Uhr abends in ihren Bureaus zu sprechen, und so habe ich denn manche abendliche Wanderung dahin im Auftrage meines Vaters gemacht.

Flotte vor dem Untergang höchstwahrscheinlich gerettet. Ohne Euer Exzellenz zeitgerechtes Telegramm befände sich dieselbe jetzt Brest gegenüber in größter Gefahr!"

*) Diese Aufzeichnungen sind vom Grafen Andreas v. Bernstorff auf meine Bitte gütigst niedergeschrieben worden. Der Herausgeber.

„Dabei überbrachte ich auch einmal der Times das berühmte Faksimile des Benedettischen Vertragsentwurfs.*) Wie ich übrigens selbst an diese Preßbeziehungen nur angenehme Erinnerungen behalten habe, so weiß ich auch, daß die Presse es immer dankbar anerkannte, wie entgegenkommend sie auf der deutschen Botschaft behandelt wurde."

Bis zur Schlacht bei Sedan hielt das Wohlwollen der englischen öffentlichen Meinung für Deutschland an. Unmittelbar nach der Kriegserklärung bekam Bernstorff zustimmende Briefe von hervorragenden englischen Politikern und Gelehrten, die sich zum Teil mit flammenden Worten für die Gerechtigkeit der deutschen Sache erklärten.**) Ein Brief von Lord Shaftesbury, dem bekannten Philanthropen, der für die Besserung des Loses der englischen Arbeiterschaft sowie für eine Reform des Schulwesens unablässig tätig war, sei hier erwähnt:

Shaftesbury an Bernstorff.

London, 16. Juli 1870. (Privatschreiben.)

„Dear Count Bernstorff,

As an Englishman, as a Protestant and as a Christian, allow me to express my deep detestation of this Anti-German, Popish and unholy war. I regard with an amount of horror that I cannot describe the issues of so fearful a conflict, the devastation of human life, human industry and human happiness and all to gratify the personal ambition of one bad and reckless man.

I feel deeply for the people of France led into this bloody strife by their godless and infatuated ruler.

I think if the Prussian Government will speedily publish a

*) Eine Abschrift des Entwurfs des geheimen Vertrages zwischen Frankreich und Preußen, von Benedetti 1870 aufgesetzt, befindet sich unter den Papieren Bernstorffs.

**) Auch aus dem übrigen Auslande kamen zustimmende Briefe, so auch ein Schreiben von Nesselrode an Bernstorff, Paris, 7. August 1870, in dem der russische Staatsmann in charakteristischer Weise also schließt: „Was mich anlangt, so empfinde ich eine große Genugtuung, die gerechte Sache in dieser Weise triumphieren zu sehen!"

manifesto of their just and righteous cause it will secure the sympathy of Europe — and proclaim a day of prayer for all your people to obtain the blessing of Almighty God on the manly, virtuous and holy defense of your fatherland.

May God be with your king, your nation and your armies!

Very truly yours

Shaftesbury."

Die ersten Erfolge der Deutschen wurden auch in London mit Jubel begrüßt, bis zum Tage von Sedan. Das Telegramm von der Gefangennahme Napoleons ließ das „Reutersche Bureau", wie Graf Andreas in seinen Aufzeichnungen berichtet, Bernstorff vermittels einer Droschke zukommen, damit ihn die Freudenbotschaft so schnell wie möglich erreiche. Bernstorff sandte sofort einen warmen Glückwunsch an den König und erhielt am 11. September folgende telegraphische Antwort:

Reims, 11. September 1870, 7^{15} a. m.

„Das Glückwunschtelegramm vom 3. d. Mts. erst heute erhalten. Ich spreche meinen aufrichtigsten Dank dafür aus. Es hat sich ein weltgeschichtliches Ereignis durch Gottes Gnade vollzogen, möge sein Segen uns ferner beistehen, da uns noch schwere Zeiten bevorstehen!

(gez.) Wilhelm."

Bis dahin war in England nur eitel Freude über den Verlauf der Dinge gewesen. Dann aber kamen der englischen öffentlichen Meinung Bedenken. „Nach Sedan", fährt Graf Andreas fort, „wandte sich die öffentliche Meinung völlig. Die Erinnerungen an Waterloo waren etwas verwischt durch die Waffenbrüderschaft in der Krim — dieser Umstand machte sich doch mit der Zeit wieder geltend. Mancher Engländer, der sich in der glänzenden Hauptstadt Frankreichs amüsiert hatte, freute sich wohl über die Zurückweisung des frivolen Angriffs Napoleons, aber er fand, daß wir nach Sedan hätten Frieden schließen sollen. Man fühlte Mitleid mit dem schönen Paris und wollte Frankreich nicht zu sehr gedemütigt sehen. Diese Stimmung war natürlich für uns persönlich nicht drückend oder verletzend. Ich hatte ähnliches

schon einmal, im Jahre 1864, miterlebt, als ich am Tage von Düppel mich auf Ferien bei meinen Eltern befand. Die öffentliche Meinung in England stellte sich damals ganz auf die Seite Dänemarks. Aber ich muß es den Engländern nachrühmen, daß sie solche Differenzen nicht in den persönlichen Verkehr hineintragen, ja sogar sichtlich bemüht sind, die persönliche Freundschaft darunter nicht leiden zu lassen. War doch die Zahl der Freunde, die meine Eltern sich dort in einem Zeitraum von sechzehn Jahren erworben hatten, eine recht bedeutende. Auch bildete in jenen Tagen unser Haus den Mittelpunkt einer großen Arbeit für die Verwundeten, wobei nicht nur die deutsche Kolonie in London sich eifrig zu helfen bemühte, sondern auch viele Engländer als Samariter tätig waren, so daß meine Mutter mehrere Sendungen mit Material für Krankenpflege und Liebesgaben direkt nach dem Kriegsschauplatz schicken konnte .... Große Schwierigkeiten machte es uns auch, die strikte Durchführung der Neutralität, welche Großbritannien im Juli erklärt hatte, zu überwachen. Der englische Handel läßt sich nicht gern Schranken auferlegen; er ist imstande, den Feinden des eigenen Landes alles zum Kriege Nötige zu verkaufen. Der Waffenhandel, der damals nach Frankreich hin im Flor stand, veranlaßte meinen Vater, mehrere sehr eingehende Noten an die englische Regierung auf Grund des von unseren Konsuln beschafften Materials zu richten. Es wurde ihm später nachgesagt, er habe mit der beantragten „benevolent neutrality" — wohlwollende Neutralität — einen neuen Begriff in das Völkerrecht einzuführen gesucht."

Bernstorff bemühte sich um so eifriger, die englische Regierung zu Maßregeln gegen jene geschäftlichen Manipulationen zu bewegen, als er nach wie vor bestrebt war, ein gutes und freundschaftliches Verhältnis zwischen Deutschland und England zu erhalten. Bei der damaligen Erregung im deutschen Volke über die Waffenverkäufe stand zu befürchten, daß nach dem Kriege eine Spannung zwischen beiden Völkern zurückbliebe. Von den Engländern sah der allergrößte Teil den Waffenhandel nach Frankreich als etwas völlig Natürliches und Rechtmäßiges an. Nur einzelne idealere Naturen wollten an die Tatsache überhaupt nicht glauben und hielten sie für eine Erfindung der deutschen Presse. So der

bereits erwähnte Lord Shaftesbury, der jede Ableugnung englischer Blätter sofort für bare Münze nahm. Beispielsweise sandte er an Bernstorff einen auf die Waffenverkäufe bezüglichen Ausschnitt der „Times“ mit einigen Zeilen vom 1. September 1870, die ihm (Shaftesbury) vom Geschützfabrikanten Muntz in Birmingham zugegangen waren. Darin stand, Bernstorff könne aus der beigefügten Notiz ersehen, wie sehr das englische Volk verleumdet werde, denn die betreffenden Flinten wären aus Amerika. Leider aber stammten die Gewehre in der Tat aus England. Da die englische Presse heftig in den Streit eingriff, sandte Bernstorff auf den Wunsch seiner Regierung ein Memorandum an Granville. Er hatte dasselbe von vornherein als nichtoffizielles Aktenstück behandelt. Auf seine Beschwerde antwortete Lord Granville, daß es der englischen Regierung sehr viel darauf ankomme, das deutsche Original des Memorandums oder eine deutsche Übersetzung desselben zu erhalten. Es sei im übrigen sehr wünschenswert, sowohl dem deutschen als dem englischen Volke durch eine Publikation des Aktenstücks die nötige Aufklärung zu geben.*) Bernstorff erwiderte in einem Privatschreiben vom 16. September 1870, daß weder ein deutsches Original noch eine Übersetzung von dem bewußten Aktenstück existiere — er könne deshalb die Bitte Granvilles nicht erfüllen. Gegen eine offizielle Beantwortung des Memorandums sei nichts einzuwenden, er wünsche jedoch die Veröffentlichung des letzteren nicht. Sollte die englische Regierung die ganze Korrespondenz über diese Angelegenheit publizieren, so würde er, Bernstorff, genötigt sein, auf einzelne Punkte der ihm übersandten Note Granvilles zu antworten. Er bitte deshalb, mit der Publikation so lange zu warten, bis er sich überzeugt, daß die preußische Regierung gegen eine Veröffentlichung im englischen Blaubuch nichts einwende. Die Replik Granvilles erklärte darauf lakonisch, Bernstorffs Wunsch sei unerfüllbar, da er (Granville) die beiden ihm übersandten Schriftstücke, das Memorandum und Bernstorffs Begleitschreiben, bereits den Zeitungsredaktionen übersandt habe.**)

*) Granville an Bernstorff. Foreign Office. 15. September 1870.

**) Granville an Bernstorff. Foreign Office. London, 17. September 1870. (Privatschreiben.)

Der weitere Verlauf der ganzen Angelegenheit ist bekannt. Die Erinnerung an das Verfahren der Engländer zittert noch heute im Herzen des deutschen Volkes nach.

„Als eine sehr interessante Seite unserer politischen Arbeit", erzählt Graf Andreas, „müssen nach Sedan die Verhandlungen mit den Bonapartisten angesehen werden. Die Schwierigkeit lag für uns Deutsche damals darin, daß wir keine Regierung in Frankreich hatten, mit der wir einen Friedensvertrag schließen konnten. Irgend ein neuer Regent, auch der Präsident einer Republik, hätte kaum das Odium eines solchen Friedensvertrages auf sich nehmen können. Da lag den Bonapartisten der Gedanke nahe, das Kaisertum zu retten. Bazaines Armee war noch in Metz eingeschlossen. Dieses Heer konnte, wenn man es rechtzeitig freigab, die Ordnung nach Abschluß des Friedens mit Deutschland aufrecht erhalten und die Dynastie schützen. Da der Kaiser sich gefangen in Wilhelmshöhe befand, sollte die Kaiserin Eugenie die Regentschaft übernehmen. Zahlreiche Bonapartisten besuchten uns zu jener Zeit in der Botschaft, um von uns zu erreichen, daß Deutschland durch ihre Vermittlung Frieden schließe und Bazaines Armee frei gebe. Mein Vater hatte zu diesem Zweck auch einmal eine Unterredung mit der Kaiserin Eugenie in London."

Die Vorgeschichte der Besprechung war folgende: Im September 1870 hatten die Unterhandlungen in Ferrières zwischen der Kaiserin und Bismarck begonnen. Dieselben wurden später in Versailles weitergeführt. Als Vermittler fungierte der etwas romantisch veranlag teAbenteurer Régnier, der mit wahrem Fanatismus die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches zu verwirklichen suchte.*) Er besaß bekanntlich als Geleitschein eine ihm von Eugenie mitgegebene Photographie, auf der sich die Worte befanden: „Ansicht von Hastings, die ich für meinen lieben Louis ausgewählt habe. Eugenie!" Bismarck spielte diese Unterredung sofort gegen Jules Favre in den Beratungen aus. Napoleon habe, so versicherte der Kanzler, durch Régnier den Wunsch ausdrücken lassen, er (Bismarck) möge ihn besuchen, um das Weitere zu besprechen. Favre wurde darüber sehr erregt, bis ihn Bismarck

---

*) Poschinger, Bismarckportefeuille. II, S. 53. Régnier war aus Mentone.

mit der Wendung beruhigte, die in Rede stehende Persönlichkeit sei ihm doch nicht wichtig genug vorgekommen, er habe sie deshalb abgewiesen.*) Die Bonapartisten knüpften nun mit Erfolg Unterhandlungen mit der Metzer Garnison an. Am 10. Oktober wurde General Boyer aus Metz als Abgesandter Bazaines nach Versailles geschickt, wo er am 14. Oktober anlangte.*) Bismarck sagte zu ihm sofort, er werde auf Bazaines Vorschläge nur eingehen, wenn dieser im Namen des Heeres erkläre, daß dasselbe nach wie vor sich als kaiserlich betrachte und entschlossen sei, die Kaiserin Eugenie als Regentin anzuerkennen. Außerdem solle die letztere, so wünschte er, ein Manifest an das französische Volk erlassen. Zugleich mit diesen Kundgebungen sei ein von einem Bevollmächtigten der Regentin zu unterzeichnendes Aktenstück mit den zwischen ihr und der deutschen Bundesregierung bis dahin vereinbarten Friedensbedingungen zu publizieren, welche natürlich auch das Zugeständnis einer Landabtretung enthalten müßten. Am 17. Oktober nachmittags war Boyer wieder in Metz. Die Generale erklärten sich mit der ersten Bedingung Bismarcks einverstanden, beschlossen aber, Bazaine dürfe keine Urkunde unterzeichnen, die irgend eine Landabtretung gutheiße; Boyer solle zunächst nach Versailles zurückkehren und von da zur Kaiserin Eugenie nach England gehen, um deren Entscheidung einzuholen.**) In Versailles jedoch wollte man sich auf nichts einlassen, ehe der General nicht in London gewesen. Boyer reiste also sofort nach der englischen Hauptstadt.

In jene Tage fällt die erste Zusammenkunft der Kaiserin und Bernstorffs. Am 23. Oktober sandte ihm Eugenie nachstehendes Handbillet***) (ohne Datum und Ortsbezeichnung):

---

*) Poschinger, Fürst Bismarck und die Diplomaten, S. 312. Mit Bismarcks Erlaubnis schlüpfte Régnier dann durch die preußischen Linien nach Metz hinein, wo er Bazaine mit dem Gedanken, eine politische Rolle zu spielen, schon vertraut fand.

**) Moritz Busch, Tagebuchblätter, I, S. 293.

***) (In Bernstorffs Papieren.) Die Kaiserin verhandelte zuerst mit Bernstorff; Boyer sollte erst etwas später vortreten, um gewissermaßen sein Siegel unter das Beschlossene zu setzen.

„Monsieur le Comte!

Le temps est si précieux et les intermédiaires nous en font tant perdre que je désirerais vous parler.

Lady Cowley m'a offert sa maison de Londres 20. Albemarle Street. Je vais m'y rendre aujourd'hui. Si vous pouviez y venir personne ne vous verra. Je n'ai pas besoin de vous dire que je vous demande le secret le plus absolu en ce qui me touche.

Croyez etc. Comtesse de Pierrefonds."

Die Erwähnung von der durch die Zwischenhändler verlorenen Zeit zeigt, daß die hier unter dem Pseudonym auftretende Gräfin v. Pierrefonds Bernstorff von allen bisherigen Besprechungen wohl unterrichtet wähnte. „Natürlich mußte die Zusammenkunft", schreibt Graf Andreas in seinen Aufzeichnungen, „sehr geheim gehalten werden. Nicht in unserem Wagen, sondern in einer Droschke fuhr mein Vater daher hin. Das politische Ergebnis dieser Verhandlung im einzelnen ist mir nicht mehr erinnerlich. Im allgemeinen scheiterten die Verhandlungen daran, daß auch die Bonapartisten nicht die nötigen Opfer bringen wollten — Opfer, zu denen Frankreich sich erst nach einer längeren Fortsetzung des Krieges bequemte. Erinnerlich ist mir aus jener Zeit als Kuriosum, wie mein Vater erzählte, daß die Kaiserin offenbar geschminkt gewesen sei. Sie habe ihre Tränen während der Unterredung aus den Augen getupft, wie Damen es zu tun pflegen, die nicht wünschen, daß das salzige Naß die künstliche Farbe der Wangen zerstöre."

Am anderen Tage schrieb Lord Cowley an Bernstorff.*) Da in seinem Briefe der 24. Oktober als Tag der Absendung angegeben ist, so konnte das Datum des vorigen Briefes mit Leichtigkeit festgestellt werden. Cowley bat, daß er, Bernstorff, doch ja das Geheimnis der „gestrigen" Zusammenkunft wohl wahren möge.

*) Lord Cowley an Bernstorff, 24. Oktober 1870. London, Albemarle Street 20. (In Bernstorffs Papieren.) Cowley war englischer Botschafter in Paris. Er konnte sich also nicht gut den Anschein geben, die von der Kaiserin geplante Unterhandlung zu begünstigen.

„Ich halte es für nötig, hinzuzufügen", schrieb er, „daß meine Anwesenheit in London in diesem Momente eine rein zufällige ist und daß ich die Ankunft der Gräfin durchaus nicht erwartete, obwohl ich mein Haus zu ihrer Disposition gestellt hatte für den Fall, daß sie dessen bedürfen sollte." Leider ist aus den nachgelassenen Papieren Bernstorffs in keiner Weise festzustellen, wie groß sein Anteil an jenen politischen Erörterungen mit den Bonapartisten gewesen und ob er eine Aussöhnung mit dem Kaiserreich innerlich billigte. Bei jenen Beratungen spielte übrigens Persigny vielfach die Mittelsperson. Von den bonapartistischen Vertrauten sprach sich vor allem Clement Duvernois dahin aus, so schnell als möglich — mit Hilfe der Kombination Bazaine — zuzugreifen und mit Bismarck abzuschließen, sei es auch unter der Bedingung von Landabtretungen.

Was die Kaiserin anlangte, so war dieselbe, seit sie wußte, daß Bismarck einzelne Teile Frankreichs forderte, nur mit innerem Widerstreben an weitere Unterhandlungen herangetreten. Zu ihren Vertrauten — wie zahlreiche Briefe ihrer Getreuen beweisen — hatte sie noch kurz vor Boyers Ankunft gesagt, sie wolle keinen Schritt tun, „der als gehässiger Versuch angesehen werden könne, die Kräfte des Landes gegenüber dem Feinde zu spalten oder zu schwächen .... Ich werde", fuhr sie fort, „um einen solchen guten Ausgang der Angelegenheit zu erzielen, sowohl zum Verzicht der Rechte der kaiserlichen Familie als zu einer Entfernung derselben von Frankreich auf unbestimmte Zeit meine Zustimmung geben. Die Frage, welche Form die Regierung haben soll, tritt in den Hintergrund vor dem, was das Wichtigste und Höchste ist — die Unabhängigkeit des Vaterlandes!" *)

---

*) Aus dem Schreiben eines Bonapartisten (unterzeichnet P. [Persigny]?))ohne Namen, Adresse und Datum). Anlage zu dem Erlaß an Bernstorff: Nr. 31.

Nach den „Tagebuchblättern" von Busch soll Boyer schon am 24. Oktober an Bazaine telegraphiert haben, daß alles aus sei, weil die Kaiserin gegen jede Landabtretung sei und deshalb die Verhandlungen abgebrochen werden müssen. Wie die nachfolgende Darstellung zeigt, waren die Ereignisse damals noch nicht so weit; denn noch am 26. dauerten die Besprechungen, wofür folgendes Handschreiben Boyers an Bernstorff (im Nachlasse des letzteren) zeugt:

„Le Général Boyer prie respectueusement Son Excellence le Comte de

Napoleon war ebenfalls für Zaudern — am liebsten hätte er die Verantwortlichkeit für die Landabtretungen einer anderen Regierung zugeschoben. Immerhin ließ er seine Vertrauten, die in ihren Briefen ihn geheimnisvoll den »principal« nennen, gewähren, als sie auf Bazaine und, wie wir noch sehen werden, auch auf General Vinoy ihre letzten Hoffnungen setzten. Das Eintreffen Boyers, dem Eugenie anfangs mit Kummer entgegengesehen, stimmte sie plötzlich wieder hoffnungsvoll. Sofort waren die Unterhandlungen im vollen Gange. Bismarck war geneigt, die Freigabe der Armee Bazaines unter den obengenannten Bedingungen zu befürworten, Bedingungen, denen die Kaiserin zustimmte. Jedem Entgegenkommen von deutscher Seite, so erklärte er, müsse jedoch das prinzipielle Zugeständnis einer Landabtretung (usw.) seitens der Franzosen vorangehen. In diese Forderung zu willigen, sträubte sich Eugenie noch immer auf das eigensinnigste und verlor damit kostbare Tage. Sie lebte in dem Wahn, Zeit gewinnen und damit noch alles retten zu können. Die ganze Unterhandlung, setzte sie den deutschen Unterhändlern auseinander, habe keinen Zweck, wenn man nicht vorher für die weitere Existenz der Armee Bazaines bestimmte Garantien geschaffen. Sie verlange deshalb für jenes Heer die Ermächtigung, sich mit Lebensmitteln zu verproviantieren. Auf einem Blatt Papier im Nachlasse Bernstorffs (ohne Datum) findet sich der Entwurf zu dieser provisorischen Verständigung skizziert:

»Il est entendu que — le Général Boyer arrivé à Metz — on ferait prononcer l'armée, on publierait la proclamation de l'Impératrice et on discuterait les bases du traité. Mais la première condition si l'on veut arriver à un résultat sérieux, est que l'armée vive. C'est pourquoi l'on demande pour elle l'autorisation de se ravitailler en vivres!«*)

Bernstorff de lui faire connaître s'il pourra le recevoir aujourd'hui vers une heure de l'après-midi.

Il aurait l'honneur de lui faire une communication au nom de Sa Majesté l'Impératrice.

Londres le 26 Octobre 1870. Général Baron Napoléon Boyer."

*) Mit Recht sagt einer ihrer Vertrauten von ihr: L'impératrice que j'ai vue faire les plus grands efforts en faveur de l'armée de Metz qui est l'objet de sa profonde sollicitude et de ses préoccupations constantes.

Die größte Eile sei nötig. Zur selben Zeit richtete Eugenie daher folgende Depesche an Bismarck (ohne Datum):

A Monsieur le Comte de Bismarck, Versailles.

Je suis prête à donner des pleinpouvoirs pour traiter de la Paix au Maréchal Bazaine et à le nommer Lieutenant Général de l'Empire.

»Si Vous acceptez, il est urgent de transmettre immédiatement copie de cette dépêche au Maréchal et de le laisser se ravitailler en vivres.

J'attends Votre réponse pour faire partir le Général Boyer muni des instructions!

Eugénie.«*)

Eine weitere Depesche erging seitens der Kaiserin an König Wilhelm nach Versailles.

»Sire!

Votre Majesté a entre les mains la dépêche du Cte de Bernstorff au Cte de Bismarck.

Je fais appel au coeur du Roi, à la générosité de soldat — je supplie S. M. d'être favorable à ma demande.

Son succès est la condition indispensable pour la suite des négociations.

Eugénie.«**)

Um gleichzeitig in Paris neben dem geplanten Pronunziamento der Armee eine Erhebung zu veranstalten, hatte auf Anregung Mr. de Beaulieus, einer der alten einflußreichen Bonapartisten, anscheinend Persigny, der Kaiserin brieflich den Rat gegeben, sich an den General Vinoy zu wenden, was vermittels diskreter Eröffnungen geschehen müsse. Der General sei ein energischer Mann von loyalem und ergebenem Charakter und bei den Truppen beliebt. Es werde Sache Bismarcks sein, ihn sondieren zu lassen und, sobald Paris kapituliert habe, ihn unter dem Vorwande der

*) Original mit Eugeniens Unterschrift unter Bernstorffs Papieren.

**) Original. Ganz von der Kaiserin selbst geschrieben unter Bernstorffs Papieren. Ohne Datum.

Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt als Stellvertreter Trochus mit der Regierung zu betrauen. Sei dies geschehen, so könnte Napoleon die vor dem 4. September gewählten Deputierten einberufen, um mit ihnen über die neue Organisation der Regierung zu beraten und zwar müsse dies nach den Grundsätzen geschehen, die am 4. September in der Vereinigung der Deputierten des Corps législatif formuliert worden seien. Zur Durchführung der Wahlen sollte, wie ein anderer Anhänger der Kaiserin in einem Schreiben von Bismarck fordert, ein bestimmtes Territorium innerhalb Frankreichs für neutral erklärt werden, damit das Corps législatif sich dort ohne Verzug versammeln könne. Den einzelnen Mitgliedern der Kammer wären Geleitbriefe zur freien Passierung der preußischen Linien zu erteilen, die französischen Linien würden die Deputierten selbstverständlich frei passieren dürfen. Sei die parlamentarische Versammlung beisammen, so habe sie volle Freiheit sich für oder gegen die Republik zu entscheiden.*) Der Verfasser zweifelte natürlich nicht, daß sie sich auf die Seite der Monarchie, also der Wiederherstellung des Kaiserreiches stellen würden. Die meisten Bonapartisten wünschten, es solle die Krone gegebenenfalls dem Sohne Napoleons übertragen werden, der dann den Thron unter dem Namen Napoleon IV. besteigen würde.

Wir haben vorhin von der Depesche gehört, die Bernstorff auf Wunsch der Kaiserin an Bismarck sandte. So viel steht jedenfalls fest, daß die Kaiserin, wie bereits dargelegt, die Verproviantierung

*) Das betreffende Aktenstück, ohne Datum und Namen, befindet sich im Nachlasse Bernstorffs. Der Verfasser nennt sich: Président du dernier conseil des ministres parlementaires et investi en conséquence par les représentants légitimes de la nation de la seule autorité qui puisse, pour mettre fin à une situation désastreuse, les convoquer légalement. Demnach scheint Palikao der Verfasser des Aktenstückes gewesen zu sein. Man muß sich dabei die Vorgänge zu Beginn August 1870 vergegenwärtigen, als infolge der beunruhigenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze das Corps législatif einberufen wurde. Die erste Folge der letzteren war der Sturz des Ministeriums Ollivier und die Bildung eines neuen Ministeriums, dessen Vorsitz zugleich mit dem Portefeuille des Kriegsministeriums am 9. August Palikao übernahm. Es war das letzte Ministerium des Kaiserreiches. Das vorliegende Aktenstück datiert bereits aus der Zeit nach dem Fall von Metz (27. Oktober) und ist an Bismarck gerichtet.

der Garnison von Metz und die Bewilligung aller nötigen Maßnahmen zur Bildung einer neuen Regierung forderte, dabei aber noch immer an dem Gedanken festhielt, daß eine Landabtretung sich vermeiden lassen werde. Sie hatte außer der Depesche schon vor einiger Zeit einen Brief an König Wilhelm gerichtet, in dem sie betonte, daß es nicht nur ein Akt der Seelengröße, sondern auch der Staatsklugheit sein würde, wenn Preußen auf die Erwerbung einzelner Stücke französischen Territoriums ganz verzichten wollte. Müßte doch sonst ewige Feindschaft zwischen den beiden benachbarten Nationen herrschen. Der König aber und Bismarck waren fest entschlossen, erst das bedeutendste Zugeständnis, also die Zusage der Landabtretung, in Händen zu haben, ehe sie sich auf weiteres einließen. Immerhin hielt der Monarch die ganze Episode für wichtig genug, um selbst den Brief Eugeniens zu beantworten:

A sa Majesté l'Impératrice Eugénie.

Versailles, le 26 Octobre 1870.

»Madame!

J'ai reçu la lettre que V. M. a bien voulu m'adresser et qui a évoqué des souvenirs du passé que je ne puis me rappeler sans regret.

Personne plus que moi ne déplore le sang versé dans cette guerre qui V. M. le sait bien n'a pas été provoquée par moi.

Depuis le commencement des hostilités ma préoccupation constante a été de ne rien négliger pour rendre à l'Europe les bienfaits de la paix si les moyens m'en étaient offerts par la France. L'entente aurait été facile tant que l'Empereur Napoléon s'était cru autorisé à traiter, et mon Gouvernement n'a même pas refusé d'entendre les propositions de M. Jules Favre, et de lui offrir les moyens de rendre la paix à la France.

Lorsque à Ferrières des négociations parurent être entamées au nom de V. M., on leur a fait un accueil empressé, te toutes les facilités furent accordées au Maréchal Bazaine

pour se mettre en relation avec V. M., et quand le Général Boyer vint ici, il était possible encore d'arriver à un arrangement si les conditions préalables pouvaient être remplies sans délai. Mais le temps s'est écoulé sans que les garanties indispensables pour entrer en négociations eussent été données.

J'aime mon pays comme Vous aimez le Vôtre et par conséquent je comprends les amertumes qui remplissent le coeur de V. M. et j'y compatis bien sincèrement. Mais après avoir fait d'immenses sacrifices pour sa défense, l'Allemagne veut être assurée que la guerre prochaine la trouvera mieux préparée à repousser l'aggression sur laquelle nous devons compter aussitôt que la France aura réparé ses forces ou gagné des alliés. C'est cette triste considération seule, et non le désir d'aggrandir ma patrie dont le territoire est assez grand qui me force à insister sur des cessions de territoire qui n'ont d'autre but que de reculer le point de départ des armées françaises qui à l'avenir viendront nous attaquer.

Je ne puis juger si V. M. était autorisée à accepter au nom de la France les conditions que demande l'Allemagne mais je crois qu'en le faisant, Elle aurait épargné à sa patrie bien des maux et l'aurait préservée de l'anarchie qui aujourd'hui menace une nation dont l'Empereur pendant vingt ans, avait réussi à développer la prospérité.

Je suis, Madame etc.

Guillaume.«

Damit endeten vorläufig die Unterhandlungen, um erst in einem späteren Stadium des Feldzuges wieder aufgenommen zu werden. Die Erwähnung desselben mag des Zusammenhanges wegen bereits an dieser Stelle geschehen. Am 27. Dezember 1870 schreibt Busch in seinen Tagebuchblättern: „Die Bonapartisten scheinen sehr rührig geworden zu sein und sich mit großen Plänen zu tragen. Persigny und Palikao haben nach Bernstorffs Bericht die Absicht, Orleans von uns neutralisieren zu lassen und dorthin das Corps législatif zu berufen, daß es die Frage entscheide, ob Republik oder Monarchie sein — und, falls es sich für die letztere ausspräche, welche Dynastie herrschen solle. Man will damit noch

einige Zeit warten, bis größere Niedergeschlagenheit die Bevölkerung gefügiger gemacht."*) Auch dieser Versuch scheiterte an der Hartnäckigkeit, mit der seitens der Kaiserin an dem Prinzip, kein Stück französischen Bodens abzutreten, festgehalten wurde. Zu Anfang Januar war man endlich im bonapartistischen Lager mürbe geworden. Am 11. Januar 1871 (Versailles) verzeichnet Busch**) neue Versuche in seinen Tagebuchblättern: „Bernstorff meldet, daß Clément Duvernois, der frühere Minister Napoleons, hierher (nach Versailles) kommen will, um im Namen der Kaiserin über den Frieden zu unterhandeln. Diese wolle im Prinzip Gebietsabtretungen mit der von uns verlangten Grenze, ferner in Zahlung der Kriegskosten und in ein Besetzthalten gewisser Teile Frankreichs durch unsere Truppen bis zur Zahlung dieser Kosten willigen, auch versprechen, mit keiner anderen Macht außer Deutschland wegen des Friedens in Verhandlung zu treten. Duvernois meine, sie sei zwar nicht populär, werde aber Energie zeigen und als gesetzliche Regentin mehr Ansehen haben und uns mehr Sicherheit gewähren, als eine von der Landesvertretung gewählte Persönlichkeit, die von dieser abhängig sein werde. Er hat Paris verproviantieren helfen, weiß daher, daß es bald fallen muß, und hat, da dieser Moment sofort benutzt werden soll, Eile mit seiner Transaktion. Ob man ihn empfangen wird, wenn er kommt? Vielleicht, damit es die Regenten in Paris und Bordeaux erfahren und sich ihrerseits zum Nachgeben entschließen."

Beust, teilte Bernstorff mit, der Kaiser habe die Hoffnung auf Rückkehr nach Frankreich durchaus noch nicht aufgegeben und auf seine (Beusts) Frage, ob er die Hoffnung auch für seine Person oder bloß für seine Dynastie hege, die Antwort gegeben, er selbst erwarte, den Thron wieder zu besteigen. Die Verhandlungen gingen in der Tat weiter und wurden von Bismarck immer wieder geschickt in den Beratungen zu einem Druck auf den französischen, republikanischen Bevollmächtigten benutzt. Am 23. Januar sagte Bismarck zu Favre: „Sie kommen zu spät; es wird mir nur die Auswahl schwer, mit wem ich verhandeln soll: der Kaiser, der Prinz

*) Busch, Tagebuchblätter. II, S. 2.
**) Ebenda. II, S. 36.

Napoleon und die Regentin setzen mir zu. Ich habe mit dem Kaiser unterhandelt und glaube, diese Kombination ist sehr gut." Favre entgegnete: „Was Sie mir die Ehre erweisen zu sagen, ist doch nicht ernsthaft gemeint." „Ich bin sicher, das Kaiserreich wieder herstellen zu können — versetzte Bismarck — wir haben 10000 Gefangene, welche den Kaiser zurückzuführen wünschen; wir werden in Paris einrücken und seien Sie versichert, daß man sehr glücklich darüber sein wird, mit ihm den Frieden abzuschließen."*)

An einer anderen Stelle schreibt Busch am 29. Januar: „Aus einer Depesche Bernstorffs geht hervor, daß Bismarck angedeutet hat, Napoleon solle die rechte Zeit nicht versäumen. Auch heißt es darin, Palikao sei mit dem Plane nicht einverstanden, die Nationalgarde bei der Kapitulation bewaffnet zu lassen; es sei dies nach dessen Ansicht gefährlich. Vinoy und La Roncière wären als kaiserlich gesinnt, wohlgeeignet zu Befehlshabern der Truppen in der Stadt."**)

Der letzte Teil der Unterhandlungen wurde von Clement Duvernois selbständig geführt. Bismarck drohte Thiers, daß er mit diesem abschließen werde. Kaum waren daraufhin endlich die Friedenspräliminarien zustande gekommen, so erschien Clement Duvernois mit dem Zugeständnis, die Kaiserin wolle eine Landabtretung bewilligen. „Sie gab endlich nach, aber zu spät."***)

Die spärlichen Nachrichten über diese Unterhandlungen sind hier vollständig wiedergegeben worden, um wenigstens die Umrisse des diplomatischen Terrains zu skizzieren, auf dem sich Bernstorff bei seinen Unterhandlungen mit den Bonapartisten zu bewegen hatte. Ein großer Teil der Korrespondenz der letzteren mit Versailles scheint durch seine Hand gegangen zu sein. Wie er sich innerlich zu den Forderungen der Anhänger des Kaiserreichs stellte, ob er beispielsweise eine Restauration des Kaiserreichs für opportun oder

---

*) Poschinger, Fürst Bismarck und die Diplomaten. S. 332—344.

**) Vinoy war schon von Clement Duvernois in einem Briefe an Morny (Ostende, 8. Oktober 1870 empfohlen worden.) (Nachlaß von Bernstorff.)

***) Poschinger, Fürst Bismarck und die Diplomaten. S. 444.

überhaupt für möglich hielt, ist aus den nachgelassenen Papieren nicht zu ersehen.

Als leuchtendes Vorbild echter Weiblichkeit stand während der Dauer des Krieges die Gräfin Bernstorff ihrem Gatten zur Seite, indem sie auf das eifrigste für die im Kampfe Verwundeten beider Parteien zu sorgen suchte. Sie stellte sich an die Spitze jener zahlreichen Vereinigungen Englands, die damals in großartiger Tätigkeit dasselbe Ziel wie sie verfolgten. Die schönste Genugtuung für ihre opfermutige Arbeit waren für die Gräfin einige Briefe der Königin Augusta, in welchen die hohe Frau ihr tiefempfundene Worte des Dankes zukommen ließ.

Königin Augusta an Gräfin Bernstorff.

Homburg, 22. A. 1870.

„Ich bitte Sie, liebe Gräfin, meinen aufrichtigen Dank für Ihre unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit zu Gunsten unserer Verwundeten anzunehmen und diesen Dank in die Kreise verbreiten zu wollen, aus denen eine ebenso reiche als gesegnete Hülfe hervorgegangen ist.

Die große Zeit, in der wir leben, legt Opfer auf, deren Tragweite nicht zu ermessen ist, aber sie gewährt auch das feste Zusammenhalten deutscher Gesinnungen und eine trostreiche Sympathie im Auslande, die wir dankbar empfinden.

Daß Sie die Vermittlerin der Wohlthaten sind, welche der deutsche Central-Verein und der mit ihm wirkende Vaterländische Frauenverein aus England empfängt, erhöht für uns die Befriedigung über diese Beweise der Theilnahme und des Mitgefühls.

Gott, der so Großes für uns gethan, helfe gnädig weiter und gewähre uns bald den ersehnten gesegneten Frieden! Grüßen Sie Ihren Mann und Ihre Kinder von mir. Stets in alter Gesinnung

Ihre

Augusta."

Kaiserin Augusta an Gräfin Bernstorff.

Berlin d. 25. Jan. 1871.

„Liebe Gräfin.

Ich benutze die Rückkehr des Herrn von Kusserow, um Ihnen nochmals für alles zu danken, womit Sie uns erfreut haben, denn es ruht ein besonderer Segen auf den Liebesgaben aus England, und Ihre Vermittlung hat uns diese zugewendet! Sie haben Gutes gethan im wahren Sinne des Wortes und Gott lohne es Ihnen! Er helfe weiter! Möge Deutschlands und Englands Zukunft eine friedfertig und theilnehmend verbündete sein, und das vergossene Blut die Zukunft vor neuen Gefahren schützen.

Ich bitte Sie als Zeichen meiner Ihnen bekannten Gesinnung beifolgendes Vereins-Abzeichen*) freundlich aufzunehmen und Ihren Mann und Sohn bestens von mir zu grüßen.

Augusta."

Berlin, 2. April 1871.

„Liebe Gräfin.

Besten Dank für Ihren letzten Brief und für Ihre unermüdliche Thätigkeit für die Vaterländische Wohlfahrt, die Gott ferner segnen möge. . . . Bitte schreiben Sie mir bald ausführlich über Ihre Erlebnisse und Eindrücke in dieser letzten Zeit. Alles interessirt mich, was aus London kommt. Viele Grüße Ihrem Manne, dessen Bemühungen für die guten Relationen zwischen dort u. hier ich sehr zu schätzen weiß.

In alter Gesinnung

Ihre

Augusta."

Wie bereits erwähnt, hatte die englische öffentliche Meinung nach der Schlacht bei Sedan eine Schwenkung durchgemacht. Je größer die Erfolge der Deutschen waren, um so stärker wurden die Sympathien für Frankreich, so daß es Bernstorff zuweilen nahezu unmöglich war, in der Presse den richtigen Sachverhalt klarzulegen.

---

*) Eine Brosche mit rotem Kreuz und einem Porträt der Kaiserin.

Glaubte man doch in London nahezu alle Erfindungen französischer Blätter über die „deutschen Barbaren". Die einzige Freude, die Bernstorff inmitten dieser franzosenfreundlichen Kundgebungen erlebte, blieb die einer echten Begeisterung für den deutschen Genius entsprungene Verteidigung der deutschen Sache durch den berühmten englischen Schriftsteller Carlyle. Im Kampfe gegen eine Welt von Borniertheit zeigte sich der alte germanische Geistesrecke in seiner ganzen herrlichen Urkraft, und seine Worte fielen wie scharfe Schwertstreiche auf die Schar der englischen Französlinge. Als Bernstorff ein Dankestelegramm von „unbekannten Freunden aus Hamburg" Carlyle übermittelte, dankte ihm dieser „für die herzliche, feinfühlende und von warmer Empfindung erfüllte Art", in welcher Bernstorff dies getan.

Chelsea. 26th November 1870.

„Sir,

The Telegram from my unknown friends at Hamburg is naturally gratifying to me; and it acquires a double value from the cordial, polite and emphatic manner in which Your Excellency is pleased to concur in that matter. For me the poor Service in question was, in a sense, compelled by the voice of my own Conscience and if it can anywhere do any good at all, I am more than rewarded. My persuasion is, withal, that whatever our newspapers may say, the great body of solid English Opinion on the subject is in agreement with my own.

Be pleased to signify my thanks to those unknown friends at Hamburg, and to accept the still more hearty acknowledgements which I owe to Yourself who have deigned to be their messenger on this occasion.

With many sincere respects

I have the honour to be

Your Excellency's

most obedient

Th. Carlyle."

Da sich in England in der öffentlichen Meinung mehr und mehr Stimmen erhoben, die, wenn auch nicht ein Eingreifen Englands in den Streit, so doch eine Vermittlertätigkeit vom englischen Kabinett verlangten, so konnten schon bald nach Sedan Versuche der englischen Diplomatie in der letzteren Richtung verzeichnet werden. Bereits am 15. September war ein englischer Vertrauensmann im Feldlazarett eingetroffen. Er fand Bismarck in Meaux. „Der junge, schwarzköpfige Gentleman von gestern", schreibt Busch, „ . . . ist Mr. Eduard Malet, ein Attaché der englischen Gesandtschaft in Paris. Er hat einen Brief von Lord Lyons überbracht, worin angefragt wird, ob der Graf mit Favre über die Bedingungen eines Waffenstillstandes unterhandeln wolle. Der Chef, der sich gestern abend bei einer Flasche Kirschwasser mit ihm noch geraume Zeit unterhalten hat, soll ihm geantwortet haben: „Über die Bedingungen eines Friedens: ja, über die eines Waffenstillstandes: nein. Dasselbe ließ Bismarck Lord Lyons in einem Schreiben vom selben Tage mitteilen. An Bernstorff hatte Bismarck schon am 12. September eine Depesche abgesandt, in der er auseinandergesetzt, daß man der englischen Auffassung gegenüber daran festhalten solle, wie ein Waffenstillstand in diesem Momente nur der deutschen Sache Schaden bringen könne."*)

Die feste Haltung Deutschlands bewirkte zunächst, daß Thiers bei seiner Rundreise in London zugunsten Frankreichs nichts ausrichtete. Später, zu Beginn November, klagte der Kanzler den französischen Unterhändlern gegenüber — Thiers war jetzt an die Stelle Favres getreten — über die Einmischung der Neutralen, wobei er namentlich auf England zielte. Die Einmischungsversuche dieser Macht würden sich im Laufe der nächsten Monate noch intensiver wiederholt haben, wenn nicht die an die Unterzeichner des Pariser Vertrages von 1856 gerichtete Zirkulardepesche des Fürsten Gortschakoff, die der Welt verkündete, „daß sich die russische Regierung an die Beschränkungen ihrer freien Aktion im

*) Busch, Tagebuchblätter, Bd. I, S. 197; siehe auch Roons Denkwürdigkeiten Bd. III, S. 221: Bismarck war außer sich, daß die Vorposten ihn überhaupt durchgelassen hatten. Diese Mission Malets ist sehr hübsch beschrieben in seinem Buche Shifting Scenes, S. 233.

Schwarzen Meere nicht mehr gebunden betrachte", die englische öffentliche Meinung und das britische Kabinett so stark beunruhigt hätten. Es in dieser Situation auch mit Deutschland zu verderben, wäre der Gipfel der Torheit gewesen.*) Man fürchtete in London ein preußisch-russisches Einverständnis. Es gelang jedoch Bismarck, nicht nur den Beweis zu führen, daß er an dem Vorgehen Gortschakoffs keinen Anteil habe, sondern auch alle Einmischungsgelüste der Neutralen durch sein kräftiges Eintreten für das Zustandekommen der Pontuskonferenz zu vereiteln. Er schlug Odo Russell, der am 19. November nach Versailles gekommen war, zuerst Konstantinopel, dann Petersburg als Sitz der Beratungen vor. Am 26. November überbrachte Russell Granvilles Zustimmung zu dem Konferenzvorschlag, sprach aber dabei den Wunsch aus, daß die Beratungen in London stattfinden möchten. Russell stellte die Behauptung dabei auf: „Lord Granville habe dem Grafen Bernstorff auf seinen Konferenzvorschlag erklärt, die englische Regierung könne nur unter der klaren und bestimmten Bedingung, daß man sich nicht im voraus in bezug auf die Ergebnisse binde, einwilligen, an einer Konferenz teilzunehmen". Bismarck ließ sogleich alle Telegramme aus Petersburg und die Bernstorffs aus London holen und zeigte sie Russell. Es fand sich aber kein Wort in dem genannten Sinne darin vor. Bismarck bat also Russell, Granville zu erklären, daß eine Konferenz ihren Zweck verfehlen würde, wenn man sich nicht in bezug auf deren Ergebnisse von vornherein binde.**) Endlich einigte man sich. „Am 26. November", erzählt Lorenz, „versicherte Odo Russell dem Großherzog von Baden, er sei so befriedigt über die russische Frage, daß er jetzt erklären müsse, man habe sich in England einen völlig falschen Begriff von der Stellung Preußens gemacht". Das mag dann nur daran gelegen haben, daß das englische Kabinett ein geradezu krankhaftes Mißtrauen gegen Bismarck gehegt, denn der letztere hatte durch Bernstorff stets über

*) Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches. S. 495—496.

**) Unterredung Bismarcks mit Russell. Nach Russells Bericht vom 26. November 1870. Staatsarchiv, Bd. XX, Nr. 4258.

Preußens wahre Gesinnungen in London klaren Wein einschenken lassen.

Die Konferenzangelegenheit erhielt übrigens noch ein Nachspiel durch eine unangenehme Auseinandersetzung mit Jules Favre. Auch diesem Politiker war in seiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen die Erklärung Rußlands durch eine Depesche Chaudordys aus Tours vom 11. November inzwischen mitgeteilt worden. Frankreichs Vertretung bei den Konferenzen erschien dem letzteren schon deshalb in hohem Grade notwendig, weil die Zulassung eines von ihr beauftragten Vertreters in London die Anerkennung der Republik durch die Großmächte bedeuten mußte. In Tours war Favre für diesen Posten ausersehen. Mit wahrem Feuereifer strebte er nun, nach der Themse zu kommen. In einem vom 29. Dezember 1870 datierten Schreiben Lord Granvilles an Favre, das am 10. Januar in Paris eintraf, hieß es: „Herr de Chaudordy hat Lord Lyons benachrichtigt, daß Eure Exzellenz in Vorschlag gebracht worden ist, um Frankreich auf der Konferenz zu vertreten, und er hat zugleich gebeten, ich möge ihm einen Passierschein besorgen, der Eurer Exzellenz gestattete, die preußischen Linien zu durchschreiten. Ich ersuchte sofort den Grafen Bernstorff, diesen Passierschein zu verlangen und ihn Ihnen durch einen als Parlamentär abzusendenden deutschen Offizier zustellen zu lassen. Graf v. Bernstorff ließ mich gestern wissen, daß ein Passierschein Eurer Exzellenz zur Verfügung gestellt werden solle, sobald er durch einen von Paris nach dem deutschen Hauptquartier abgehenden Offizier verlangt werde. Er fügte hinzu, daß er von einem deutschen Offizier nicht überbracht werden könne, solange dem Offizier, auf den kürzlich als Träger einer Parlamentärfahne geschossen worden sei, keine Genugtuung gegeben worden wäre. Ich bin von Herrn Tissot in Kenntnis gesetzt worden, daß viel Zeit vergehen würde, ehe diese Mitteilung Ihnen von der Delegation in Bordeaux übersandt werden könnte, und so habe ich dem Grafen Bernstorff einen anderen Weg angeraten, sie Ihnen zukommen zu lassen."*) Bekanntlich weigerte sich Bismarck mit Erfolg, Favre nach London gehen zu lassen, weil

*) Busch, Tagebuchblätter, Bd. II, S. 50—53.

er dessen Anwesenheit in Paris angesichts der Versailler Verhandlungen für weit notwendiger hielt.

Nach den Abmachungen mit Russell und Granville kamen in den nächsten Wochen keine Einmischungsversuche Englands mehr vor. Die nächste Unterredung, die Bismarck mit Russell in Versailles hatte, fand erst im Januar statt. Die erste behandelte die Affäre bei Duclair, wo deutsche Truppen englische Schiffe versenkt hatten. Bismarck sprach Russell sein Bedauern über die Sache aus und versprach Genugtuung. Die englische öffentliche Meinung aber grollte auch dann noch weiter und beunruhigte sich in hohem Grade, als die ersten Nachrichten von Landabtretungen und von der von Deutschland geforderten Kriegsentschädigung von sechs Milliarden auftauchten. Als ein Zeichen der Zeit muß der von Lord Shaftesbury an Bernstorff am 12. November aus London gerichtete Privatbrief erscheinen.

Shaftesbury an Bernstorff.

London, 12. Nov. 1870.

„Dear Count Bernstorff,

You will, I know, pardon my apparent presumption, when you remember that I am over-zealous, perhaps, in the German cause.

I have often made the observation that the German Authorities had never, officially, declared what territory they required; or, indeed, whether they required any territory at all.

This morning my opinion was confirmed by a member of a great Banking Establishment. »Our house«, said he, »has received letters from Versailles, in which it is stated that the Governing Powers are very angry, because they have been represented as desiring this annexation and that annexation, when in fact, they have never made any declaration whatever, to that effect«.

If this be so, and the matter be, so far as the Public is concerned, »an open question«, might I venture to state what, I believe, would be thankfully accepted in England (which perhaps you do not care very much about) and in Europe generally?

The seizure either by force or by plébiscite, is supremely distasteful in modern days. Very few question your right; and none doubt your power, to appropriate what you please, but nearly all dispute the policy.

You might be quite as strong without any new territory, as you would be with it. — The retention of Strasburg, the permanent demolition of every fortress great or small, on that side of France, the payment of an indemnity of one hundred and some millions of Pounds Sterling, and as you aspire to be a Maritime Power, the surrender of half the Ironclads would leave Germany for half a Century to come, perhaps for ever, the Head of Military Europe.

Surely, peace is a necessity; and when we see the way, as duty for us all — it is wisdom too; »for, as the Scripture says, we know not what a day may bring forth«.

France has suffered terribly, and perhaps, deservedly; but she is not suffering alone; for heart-rending losses have been largely inflicted on the beloved Fatherland.

Pray forgive me — I could not resist the impulse I felt to write these few lines — I may address them to you as a friend — It would have been arrogance in me to have addressed them to Count Bismarck.

Faithfully
yours
Shaftesbury."

Am 24. Februar des Jahres 1871 sandte Lord Granville dem Zwange der öffentlichen Meinung gehorchend, die bekannte Depesche an Lord A. Loftus ab, in der er den Entschluß des englischen Kabinetts ankündigte, Deutschland Vorstellungen über die Höhe der verlangten Kriegskosten zu machen und in dieser Angelegenheit Englands Vermittlung anzubieten. Bismarck war, wie er auch Bernstorff mitteilte, über Granvilles Schritt sehr verstimmt. In seiner Unterredung vom 24. Februar mit Thiers und Favre sagte er zu dem letzteren in erregtem Tone, Odo

Russell habe ihm heute eine Depesche Lord Granvilles überreicht, worin dieser eine Kriegsentschädigung von 6 Milliarden Mark als zu hoch bezeichnet und für eine billigere Entschädigung plädiert hätte. So waren denn die französischen Unterhändler nicht erstaunt, als Bismarck am 25. Februar erregt ausrief: „Ich sehe wohl, Sie haben keine andere Absicht, als den Kampf wieder aufzunehmen. Sie werden dabei den Schutz und die guten Ratschläge Ihrer guten Freunde, der Herren Engländer, finden!"*) Nach längeren Auseinandersetzungen verzichtete endlich am 26. Februar Deutschland auf eine Milliarde und auf Belfort unter den bekannten Bedingungen.

Granville hatte sich Bernstorff gegenüber zu jener Zeit beständig in gereizter und argwöhnischer Stimmung gezeigt. Diese Gereiztheit hing zum Teil mit den vielen Schwierigkeiten zusammen, die sich bei den Beratungen der inzwischen tagenden Pontuskonferenz ergaben. Beispielsweise witterte Granville sofort Intrigen, als Bernstorff seinen Sohn Andreas, lediglich um ihn einiger Eindrücke aus Deutschlands großer Zeit teilhaftig werden zu lassen, mit einigen Depeschen um die Mitte Februar nach Versailles sandte. In einem Briefe vom 25. Februar an Lord Granville betonte Graf Bernstorff, wie es überhaupt nicht seine Weise sei, sich anders als ehrlich und loyal zu verhalten.**) Gerade er habe stets auf eine Verständigung mit England in allen schwierigen Situationen hingearbeitet. Graf Andreas hatte zufälligerweise, weil zur selben Zeit kein Kurier nach Versailles verfügbar war, den Bericht Bernstorffs (in welchem dieser seine letzte Unterredung mit Granville über dessen Depesche an Lord Lyons vom 4. d. M. geschildert) unter anderen Depeschen bei sich gehabt. Eine Kopie dieses Berichtes legte Bernstorff jetzt seinem Briefe an Granville bei, um, wie er sagte, seine Loyalität und Freimütigkeit zu beweisen. „Ich wiederhole", schrieb er, „daß mein Sohn auch nicht die geringste Mission gehabt und daß er auch nicht mit einem Worte den in Frage stehenden

---

*) Poschinger, Fürst Bismarck und die Diplomaten. Nach dem Bericht Russells vom 27. November 1870. (Staats-Archiv, Band XX, Nr. 4259.)

**) Bernstorff an Granville. London. Prussia House den 25. Februar. (Privatschreiben.)

Gegenstand gegenüber dem Reichskanzler oder gegenüber einem anderen höheren Beamten erwähnt hat. Wir haben hier viel über das gelacht, was der Times-Korrespondent Russell eines Tages hierher berichtet: »Graf Bernstorff junior ist hier angekommen in einer Spezialmission!« Aber dies ist unglücklicherweise tragisch aufgefaßt worden!"

Nach langen und schwierigen Verhandlungen kam endlich die Pontuskonferenz zum Abschluß. „Mein Vater", schreibt Graf Andreas in seinen Aufzeichnungen, „hatte bei Beginn der Beratungen vom Hauptquartier nur die Weisung erhalten, die Verhandlungen so zu führen, daß keine neue Verstimmung zwischen Rußland und Deutschland daraus entstehe. Er konnte nach Abschluß der Konferenz mit gutem Gewissen nach Berlin berichten, daß er dieses Ziel erreicht habe. Vermochte er doch während der Erörterungen in dieser Sache Rußland als neutraler Freund zur Seite zu stehen." „Unsere hiesige Konferenz", schreibt Bernstorff aus London an Balan am 24. März, „war ein schweres Stück Arbeit und für mich um so schwieriger, als wir Rußland nicht verstimmen wollten und konnten und doch auch nicht als mit ihm verbündet erscheinen durften. Es hat mich furchtbare Arbeit gekostet, durch vertrauliche Verhandlungen mit allen einzelnen Bevollmächtigten, ausgenommen den Franzosen, sämtliche Vertreter unter einen Hut zu bringen. Zuletzt habe ich einen fertigen Vertragsentwurf an Lord Granville gegeben, welcher in einer vertraulichen Sitzung bei ihm von allen angenommen und am folgenden Tage in der 5. Konferenzsitzung unterzeichnet ward, die in dem Protokoll jener Sitzung berichtete mise en scène war eine reine Komödie, worin meine Initiative absichtlich vermieden wurde.

„Je schwerer und langweiliger die Sache war, um so froher bin ich, daß sie fertig ist und zwar zur vollsten Befriedigung Rußlands, wofür ich persönlich verantwortlich gemacht worden war und gleichzeitig auch zur Zufriedenheit der anderen Mächte mit Ausnahme vielleicht von Frankreich, welches allerdings eine traurige Rolle dabei spielt."

Der russische Botschafter Brunnow drückte den Dank des Kaisers von Rußland in folgenden Zeilen aus:

Chesham-House, Montag den 10. April 1871.

„Verehrtester Graf!

Ein Kurier hat mir soeben die erwarteten Ratifikationen des Traktats vom 1./13. März überbracht. Ich habe davon Lord Granville sofort benachrichtigt.

Bei dieser Gelegenheit hat Fürst Gortschakoff mich beauftragt, Lord Granville im Namen des Kaisers für dessen freundliche Sprache im Laufe der Konferenz zu danken. In derselben Depesche steht folgender Paragraph, welchen ich mit wahrem Vergnügen kopiere: »Sa Majesté a hautement apprécié le concours loyal que V. E. a invariablement rencontré de la part de Mr. le Comte de Bernstorff et n'a pas laissé ignorer à l'Empereur-Roi à quel point Sa Majesté s'est réjoui de cette nouvelle preuve de l'intimité existante entre les deux Empires!«

„Ich mache es mir zur angenehmen Pflicht, Ihnen den gerechten Ausdruck der Gesinnungen meines Kaisers mitzuteilen, umsomehr als es mir recht sehr am Herzen lag, Ihnen, verehrtester Graf, zu beweisen, daß ich mit Freude jede Gelegenheit benutzt habe, um meinen Hof von »Ihrer freundlichen und kräftigen Beihilfe zu unterrichten.«

Über Einzelheiten des Kongresses finden sich in Bernstorffs Nachlaß keine Dokumente vor. Bekanntlich sind auch die Protokolle der einzelnen Sitzungen weder veröffentlicht worden, noch dürfen sie auf den betreffenden Archiven eingesehen werden. Rußland hatte nach dem Beschluß der Konferenz vom 13. März eines seiner Ziele erreicht, wieder eine beliebig große Kriegsflotte auf dem Schwarzen Meere halten zu dürfen. Dagegen blieb das Recht der Pforte, über die Durchfahrt durch die beiden Meerengen zu verfügen, unangetastet. Es war also zwischen den Ansprüchen Rußlands und zwischen jenen des westlichen Europas, das an der Erhaltung der Pforte ein großes Interesse besaß, ein gerechter Ausgleich erzielt worden.

Die Nachricht vom Abschlusse des Friedens hatte Bernstorff mit einem wahren Jubel empfangen. Was er als Jüngling ersehnt, was er in der ganzen Frische des Mannesalters der österreichischen Macht gegenüber verfochten — das Recht Preußens auf

die Hegemonie in Deutschland — erschien jetzt errungen, höher aber stand ihm heute die in schweren Schlachtenwettern erkämpfte Vereinigung der Stämme des deutschen Nordens mit jenen des deutschen Südens zu einem großen Brudervolke. War doch seine Gesinnung deutsch im reinsten und edelsten Sinne des Wortes, und zwar hatte sie um so höheren Wert als sie in schweren inneren Kämpfen mit so manchem alten, teuren Vorurteil errungen worden. Wohl mochte er sich damals der Wahrheit des Goetheschen Wortes bewußt werden:

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!"

Sein deutsches Gefühl verlangte stürmisch, daß die neue deutsche Einheit auch in jeder Einzelheit sofort klar zutage treten solle. „Einen großen Augenblick", schreibt Graf Andreas in seinen Aufzeichnungen, „bedeutete es für uns Deutsche in London, als nun die deutsche Kaiserkrone das politische und staatsrechtliche Gebäude, welches die Schöpfer des neuen Reiches aufgeführt, krönte. Ohne die Weisung unserer Regierung dazu abzuwarten, entschied mein Vater sofort, daß wir uns »Kaiserlich deutsche Botschaft« nennen sollten.*) Er war bisher schon als »preußischer Gesandter«, als »preußischer Botschafter« und als »Botschafter des Norddeutschen Bundes« in London gewesen. Nun endlich erhielt sein Amt jene Bezeichnung, die der Schöpfung des von ihm so heiß ersehnten Nationalstaates entsprach."

*) Bernstorff an Balan. London, 19. Februar 1871. (Privatschreiben.) „Ich habe auch jetzt erst das Ratifikatorium erhalten und um eine Audienz gebeten. Es hätte eigentlich wohl ein neues Beglaubigungsschreiben erfolgen sollen. Man ist aber merkwürdig langsam, ja sonderbar, und ich möchte sagen, gleichgültig in bezug auf die Sache. Der König macht sich nichts daraus, und Bismarck ist ja überhaupt für Formen großartig gleichgültig. Ich habe ganz einfach auf meine Visitenkarte setzen lassen: »L'Ambassadeur d'Allemagne«, und heiße: »Le Plénipotentiaire d'Allemagne« in der Konferenz, wie es auch nicht anders sein kann. »L'empereur allemand« werde ich auch auf französisch niemals schreiben, weil es gegen allen Sprachgebrauch und gegen alle Tradition ist. Es ist überhaupt eine unglückliche Subtilität, deren Sinn ich nicht verstehe, »der Deutsche Kaiser« und nicht ganz einfach und natürlich »der Kaiser von Deutschland« sagen zu wollen. Der König ist entschieden »der Kaiser von Deutschland« mit mehr Macht, als irgend ein früherer Kaiser jemals gehabt hat."

„Daß infolge der Ereignisse von 1870/71 die ganze Stellung der Deutschen im Auslande eine andere wurde, fühlte man am besten, wenn man selbst im Auslande zu jener Zeit weilte. Ich kann mich erinnern, wie so manche deutsche Frau, die nach England geheiratet und dort ihre deutsche Abstammung verleugnet hatte, jetzt stolz ihre Zugehörigkeit zu Deutschland betonte. Für mich als jungen Mann waren alle diese Erfahrungen von der größten Wichtigkeit. Mein Vater aber konnte sich sagen, daß er in jener hochwichtigen Periode seinem Vaterlande auf seinem Posten in England bessere Dienste geleistet hatte, als es irgend einem andern diplomatischen Vertreter, der dort weniger anerkannt und beliebt war, möglich gewesen wäre!"

Dem Könige und dem Kronprinzen hatte Bernstorff bei jedem großen Ereignisse dieses in der Geschichte einzig dastehenden Krieges seine innigsten und tiefempfundensten Glückwünsche zukommen lassen; von beiden erhielt er Zeichen warmer Teilnahme und wahrer Anerkennung. Die betreffenden Briefe der hohen Persönlichkeiten mögen an dieser Stelle ihren Platz finden, obwohl der Brief des Kronprinzen vom Januar datiert:

Kronprinz Friedrich Wilhelm an Bernstorff.

Versailles, 31. Jan. 1871.

„Empfangen Sie, verehrter Graf, meinen aufrichtigen Dank für die wiederholten Ausdrücke Ihrer und der liebenswürdigen Gräfin Teilnahme an den Ereignissen, die ich während dieses wunderbaren Krieges in Frankreich miterlebte.

Meine Zeit gestattet mir keine Korrespondenzen; ich konnte aber nicht schweigen, nachdem schon mehrere Briefe mich erfreuten und nun der letzte sich warm und freudestrahlend über die endliche Wiederherstellung des Deutschen Reiches ausspricht. Mit Ihnen und den Ihrigen hoffe ich zu Gott, daß Deutschlands Wiedervereinigung dem Vaterlande reichen Segen und reiche Blüten des Friedens bringen wird. Die Aufgabe für unser Haus ist eine gewaltige; ich schrecke aber nicht vor ihr zurück, sondern freue mich über dieselbe!

Es ist schön diese Zeit miterlebt und — in dem Streben seine

Schuldigkeit zu tun — beigetragen zu haben, Deutschlands Ansehen und Macht wieder hergestellt zu sehen.

Mich der theueren Gräfin und Ihrer Familie angelegentlichst empfehlend bin ich mit den alten Gesinnungen

Ihr wohlgeneigter
Friedrich Wilhelm Kpz."

Telegramm.

Kaiser Wilhelm an Bernstorff.

(Auf den Glückwunsch Bernstorffs zur Kaiserproklamation.)

Versailles, d. 27. Januar 1871.

„Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme bei dem Ereignis des 18ten Januars. Neue Würden verlangen auch neue Pflichten. Möge Ich einst die Erwartungen erfüllen, die man hegt. Gott wird ja helfen, wie bisher so sichtlich. Doch ist es mir schwer geworden, den alten Titel in zweite Linie zu setzen, wenn er auch den neuen erobert hat. Ihrer Gemahlin meine Ergebenheit!

Wilhelm."

Telegramm.

Kaiser Wilhelm an Bernstorff.

Versailles, 27. Februar 1871.

„Ihnen und den Ihrigen sage ich meinen innigen Dank für die Glückwünsche zum Präliminar-Frieden. Er krönt ein glorreiches, aber blutiges Werk. Möge Deutschland im Frieden einig gedeihen und Frankreich Ruhe finden!

Wilhelm."

Telegramm.

Kaiser Wilhelm an Bernstorff.

Berlin, den 21. Juni 1871.

„Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die treue Theilnahme an unserer herrlichen tief bewegenden Einzugs-, Enthüllungs- und Friedens-Feier; ein würdiger erhebender Schluß einer großen Zeit!

Wilhelm."

„Einen schönen Abschluß des Krieges", berichtet Graf Andreas in seinen Aufzeichnungen weiter, „wenn auch eigentlich nicht mehr zu demselben gehörig, bildete zu Beginn des Juli der Besuch des Kronprinzen und der Kronprinzessin in London. Die Königin Viktoria, welche nicht gern Besuch in Buckingham Palace haben mochte, wenn sie selbst nicht dort anwesend war, hatte ihre Tochter nicht eingeladen. Und doch wünschte die Kronprinzessin so sehr, nach London zu kommen. Da entschlossen sich meine Eltern die höchsten Herrschaften einzuladen. Persönlich für mich war dieser Besuch des Kronprinzlichen Paares eine Episode, die mir in besonders lieblicher Erinnerung steht. Mein Herz schlug immer dem hohen Paare warm entgegen, und sie so in der Häuslichkeit zu haben, machte mir eine ungeheure Freude. Ich kann auch nicht genug die große Liebenswürdigkeit beider rühmen. Der Kronprinz brachte selbst meinem Vater den Schwarzen Adler-Orden mit, der die Kaiserliche Anerkennung für seine Haltung in dieser Zeit ausdrücken sollte". Ein eigenhändiges Schreiben Kaiser Wilhelms begleitete die Überreichung der hohen Auszeichnung. Es waren Worte höchster Anerkennung, der schönste Lohn nach langen Jahren der Mühe und Arbeit.

Kaiser Wilhelm an Bernstorff.

Berlin, 4. Juli 1871. (Eigenhändiges Schreiben.)

„Sie haben seit einer langen Reihe von Jahren dem Vaterlande und mir so ausgezeichnete Dienste geleistet, aber namentlich während des letzten Krieges durch Ihre Haltung dem englischen Gouvernement gegenüber, nicht minder in der Konferenz in der Pontus-Frage, sich einen ganz besonderen Anspruch auf meine Anerkennung und meinen Dank erworben, daß ich Ihnen Beides nicht besser auszusprechen vermag, als indem ich Ihnen meinen hohen Orden des Schwarzen Adlers hiermit verleihe.

Mögen Sie denselben noch lange zur Ehre des Vaterlandes und Ihrer selbst in meinem Dienste tragen.

Ihr

Wohlgeneigter König

Wilhelm".

Hören wir nun Bernstorff selbst in einem Briefe an seinen Bruder Hermann die Episode der Überreichung des Ordens durch den Kronprinzen mit schlichten Worten schildern:

Bernstorff an seinen Bruder Hermann.

London, 9. Juli 1871.

„Endlich kann ich einen Augenblick finden, um Dir die Einlage mitzuteilen, deren Inhalt Ihr wohl schon aus den Zeitungen kennt, aber deren Fassung die Verleihung der höchsten Auszeichnung, die ich mir verdienen kann, noch ganz besonders erfreulich für mich macht. Der Kronprinz, welcher am 6. abends bei uns eintraf, überraschte mich damit kurz vor dem Essen in meinem provisorischen Ankleidezimmer im zweiten Stock, als ich gerade beim Anziehen war, überreichte mir im Auftrage des Kaisers das Allerhöchsteigene Schreiben mit den Insignien des Schwarzen Adler-Ordens und gab mir dabei die dreimalige Akkolade mit sichtlicher eigener Freude über diesen Auftrag.

„Ich überlasse Dir, liebster Hermann, gelegentlich den Inhalt des königlichen Schreibens zur Kenntnis anderer Mitglieder unserer Familie gelangen zu lassen, da ich den Wortlaut aus begreiflichen Gründen jetzt nicht ganz veröffentlichen kann. Den Schwestern schicke ich selbst Abschrift.

„Eine solche Anerkennung und ein solcher Dank nach einer so schweren und großen Zeit, wie das eben verflossene Jahr, ist mir lieber und mehr wert, als hätte ich den Schwarzen Adler-Orden jahrelang früher erhalten. Ich habe jetzt keine irdische Herrlichkeit mehr zu erwarten, noch zu wünschen; freue mich aber, meinen Kindern und Nachkommen ein Zeugnis dafür hinterlassen zu können, daß ich in einer langen dienstlichen Laufbahn meine Pflicht getan habe!" ....

Noch dreimal hatte Bernstorff die Freude, die Heimat zu schauen, wo alle Welt, voll des Jubels und der Freude, über die herrlichen Siege und die Wiederaufrichtung Deutschlands, ihn als den tapferen Mitkämpfer der großen Zeit und den Mitarbeiter am

Verlag von E.S. Mittler & Sohn.

Ihnen meinen hohen Orden

[schw]arzen Adler-Ordens hiermit verleihe.

...n Sie erhalten auf Lange

... der Vaterlande ... Ruhm z...

... in meinem Deutschen tragen.

Ihr

wohlgeneigter König

Wilhelm

Werke der Einheit mit offenen Armen empfing. Kaiser Wilhelm dankte ihm bei seiner Anwesenheit in Berlin im Sommer 1871 nochmals für die Mühe und Arbeit der letzten Jahre mit warmen und anerkennenden Worten. In seiner bekannten und während eines langen Lebens treu festgehaltenen Anhänglichkeit an das Königliche Haus rührte ihn diese Huld des Monarchen bis zu Tränen.*) In England wieder angelangt, suchte Bernstorff für die Wiederannäherung dieses Landes an Deutschland nach den Verstimmungen des französischen Krieges von neuem zu wirken. Es blieb einer der festen Grundsätze seines Lebens, daß die beiden Völker als Stammverwandte und Glaubensgenossen aufeinander angewiesen seien, und noch in einem Briefe des Jahres 1871 an Balan klagte er bitter über die anscheinend unüberwindliche Abneigung des Kanzlers gegen England.

Doch schon nahte die Stunde, wo der rastlos für seinen vielgeliebten Monarchen und für die Interessen des deutschen Vaterlandes tätige Mann aus seinem Erdenwirken abgerufen werden sollte. Er starb am 26. März 1873. „Obgleich seine Gesundheit seit Jahren schon erschüttert war", schreibt die „Kreuzzeitung" in ihrem Nachruf, „fühlte er sich anscheinend wohl, als ihn inmitten seines Berufes das Übel ereilte, dessen Keim er wohl schon lange in sich getragen hatte und zu dessen Entstehung die Anstrengungen seines vielbewegten politischen Lebens wesentlich beigetragen hatten. Umgeben von den geschicktesten Ärzten und der liebevollen Pflege der Seinigen erlag er am 26. März d. Js. seinen schweren Leiden.**) In voller Klarheit über den Ausgang der Krankheit hatte er sein Haus bestellt und am Abende vor seinem Tode das heilige Abendmahl mit den Seinigen gefeiert. In dem Trauergottesdienste, der am 2. April in der deutschen Hofkapelle stattfand, welche der Verewigte stets zu besuchen pflegte, hielt ihm D. Walbaum, der

*) Im Januar 1872 reiste er, einer Einladung Kaiser Wilhelms folgend, zur Investitur des Schwarzen Adler-Ordens abermals nach Berlin. Im Sommer desselben Jahres verweilte er zum letzten Male in der Reichshauptstadt.

**) Vor seinem Hinscheiden hatte Bernstorff über siebeneinhalb Wochen schwer krank gelegen.

treue Freund und langjährige Seelsorger, die Leichenrede über Offenbarung 14, 13: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Fest, frank und fromm, das war die Devise dieses Lebens, das seinem Vaterlande, seinem Königshause und seiner Familie allzufrüh entrissen worden ist.

Fest und unerschrocken ging Graf Bernstorff an die Entwirrung schwieriger Verhältnisse; Preußens und Deutschlands Ehre im Auslande hochzuhalten, war eine Aufgabe, von der er auch bei den größten Schwierigkeiten nicht einen Augenblick abließ.

Frank und gerade im persönlichen Verkehr, wußte er sich überall Freunde zu erwerben und zu erhalten. Obwohl Graf Bernstorff im besten Sinne des Wortes ein Diplomat der alten Schule war, wie solche immer seltener werden, so hatte er doch nichts von Geheimnistuerei und verband damit die Offenheit und Wahrheit, die ihm überall Vertrauen zuzog.

Fromm, ohne es zur Schau zu tragen, scheute er sich doch nicht in schwierigen Zeiten vor dem offenen Bekenntnis. Von Grund seines Herzens ein evangelischer Christ, stand er als treuer Vater und Hausherr seinem Hause vor, in dem er immer wieder das Hauptglück seines Lebens fand.

Die Trauer um ihn ist in ihrer Tiefe und Allgemeinheit in Heimat und Fremde wohl verständlich; denn dort wie hier mußte, wer ihn näher gekannt hatte, sich sagen: „Uns ist ein Mann gestorben, ein ganzer Mann!"

Ergreifend sind die Briefe des Kronprinzen und der Kronprinzessin an die trauernde Witwe. Es sind Worte so herzlichen Mitgefühls, so tiefempfundener Anerkennung, wie man sie nur an dem Grabe eines teueren Freundes sprechen kann, Worte, welche diejenigen, die sie gesprochen, ebenso ehren, wie den, dessen sie gedenken. Mit Recht schreibt der Kronprinz, daß mit dem Scheiden Bernstorffs ein ganzes Stück seiner eigenen Jugend ihm dahingeschwunden scheine: die schönen Tage von Neapel, die Zeit der Brautwerbung und das Hochzeitsfest.

Kronprinz Friedrich Wilhelm an die Gräfin A. v. Bernstorff.

Berlin, 27. März 1873.

„Meine innig verehrte Gräfin!

Wie ich während der letzten für Sie und Ihre Kinder so unendlich schweren Wochen in Gedanken die Sorge und Beängstigung von ganzer Seele mit empfand, welche sich Ihrer aller bemächtigte, so trauere ich heute aus treu-anhänglichem Herzen mit Ihnen um den Heimgang Ihres verehrten Gemahls.

Wer, wie ich, seit so vielen Jahren Zeuge Ihres häuslichen Glückes war, der kann auch ermessen, welcher Schmerz Ihr armes Herz heimsucht angesichts der Zerreißung der irdischen Bande treuer Gattenliebe. Mein Gebet zu Gott ist, daß er Ihnen Kraft verleihe, sich in diesen Schmerz zu finden, vor dessen Tragweite das Wort verstummt und wäre es noch so treu gemeint!

Mir ist zu Mut, als sei mit Bernstorff ein Stück aus der Geschichte meiner Jugendzeit wie auch aus der Stiftung meines ehelichen Glückes geschieden, denn von meinen Erinnerungen unzertrennlich bleiben namentlich die Jahre 1854 in Neapel und 1855 bis 1858 in England, wo Sie beide in so mannigfache Beziehungen zu mir und den Meinigen traten.

Unser engeres, wie auch das gemeinsame Vaterland verlieren einen bewährten, hochgeachteten Beamten und Vertreter, dem die allgemeine Teilnahme, welche schon seine Krankheit erweckte, Zeugnis gibt für das Ansehen, welches er in England genoß. Mögen seine Eigenschaften in seinen Kindern forterben und Sie, verehrte Gräfin, in dem glücklichen Gedeihen derselben einen kleinen Trost in Ihrer Vereinsamung finden.

Meine drei ältesten Kinder wollen gern durch mich ihre Teilnahme aussprechen dürfen, die mit ebenso viel Dankbarkeit wie ich all des Guten gedenken, das wir unter Ihrem Dach zu finden gewohnt waren.

Gott sei mit Ihnen mit seinem, dem alleinigen Trost! In alter, unveränderlicher Anhänglichkeit

Ihr treu ergebener

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Kronprinzessin Viktoria an die Gräfin Bernstorff.

Berlin, 27. März 1873.

„Teuere Gräfin.

Mit welchen Gefühlen der aufrichtigsten Teilnahme wir Ihrer gedenken seit heute morgen, wo wir wissen, daß das Härteste Sie getroffen hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen! Tief beklagen wir, daß die schlimme lange Zeit der Sorge und Angst, welche Sie so treupflegend durchgemacht haben, diesen traurigsten Ausgang genommen hat. Wie lebhaft kann ich mir Ihren überwältigenden Schmerz vorstellen, und wie wehmütig ist der Gedanke an ein Haus, welches als Stätte eines seltenen Familienglücks sich uns so oft gastlich geöffnet hat — jetzt nur Trauer und Tränen beherbergt, um nie wieder zu werden, was es war! Aus tiefstem Herzen fühle ich mit Ihnen, liebe Gräfin und Ihren verwaisten Kindern; möge Gott Sie trösten, u. Ihnen Kraft geben, um diese schwerste aller Prüfungen zu tragen. Ihrem teueren Verstorbenen werden wir ein treues Andenken bewahren, für mich gehen ja die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, bis in meine Kindheit zurück, gern und dankbar werde ich stets der vielen freundlichen Teilnahme gedenken, die er mir und den Meinigen geschenkt hat!

Bitte sprechen Sie Ihren Söhnen und Töchtern mein innigstes Mitgefühl aus u. lassen Sie es sich noch einmal gesagt sein, wie von ganzem Herzen an Ihrem Schmerz teilnimmt

Ihre
Ihnen herzlich ergebene
Viktoria."

Im April traf dann noch ein Brief der Kaiserin Augusta bei der von tiefem Leid gebeugten Witwe ein, der ebenfalls ein schönes Zeugnis für die Treue der freundschaftlichen Gesinnung ablegte, die die hohe Frau Bernstorff und seiner Familie durch so viele Jahre bewahrt hatte.

Kaiserin Augusta an die Gräfin Bernstorff.

Berlin, 28. April 1873.

„Geliebte Gräfin!

Ihr Brief hat mir bewiesen wie Sie meine Teilnahme für Ihren unersetzlichen Verlust verstehen, d. h. wie Sie überzeugt sind,

daß ich den großen Verlust betrauere, den Sie mit Ihren Kindern erlitten haben, und der den Kaiser und das Vaterland eines seiner treusten Diener beraubt. Wenn ich an das vorige Jahr denke, scheint es mir unmöglich, daß der treffliche Mann, den ich in England tätig sah, nicht mehr unter uns weilt, und doch beweist die allgemeine Teilnahme, daß er nicht mehr da ist! Gott hat ihn heimgerufen. Er wird ihn belohnen und Sie trösten. Sie haben an Ihrem ältesten Sohne eine große Stütze und Ihre Tochter wird sich Ihnen als Freundin zeigen in dieser ernsten Zeit. Ich freue mich, daß die teuere Königin Ihnen ihr treues Herz bewiesen hat, und ich bin überzeugt, daß, was menschliche Hülfe Ihnen gewähren kann, Ihnen in England zuteil geworden ist; aber der wahre Trost kommt doch nur von oben und der ist Ihnen gewiß beschieden.

Empfangen Sie nochmals den Ausdruck meines innigen Mitgefühls als Ihre

Augusta."

Auch in England war die Trauer über das Hinscheiden Bernstorffs in allen Kreisen, die mit ihm in politischem und sozialem Verkehr gestanden, eine große. Er, der anfangs als angeblicher „Russenfreund" mit Mißtrauen empfangen worden, hatte im Laufe der Jahre durch sein edles, mannhaftes und zuverlässiges Wesen und durch seine seelische Vornehmheit die Herzen der Engländer gewonnen. Auch sein glückliches Familienleben und seine angenehme Häuslichkeit berührte die letzteren sympatisch. „.... Er liebte England", schreibt die „Kreuzzeitung" in ihrem Nachrufe weiter, „kannte es durch und durch, und da er die großen Eigenschaften desselben klar auffaßte, ließ er sich auch nicht durch einzelne Inkonsequenzen der englischen Politik und durch Schwankungen der öffentlichen Meinung beirren. Seine Beziehungen zu den englischen Ministern trugen einen ebenso freundschaftlichen als offiziellen Charakter". Gleich befreundet mit Whigs und Tories, blieb er mit jeder der beiden Parteien in Verbindung, auch wenn sie nicht am Ruder war. Dies hob auch die „Times" in ihrem bemerkenswerten, an anderer Stelle schon erwähnten Aufsatz vom 26. März jenes Jahres ausdrücklich hervor. Sie feierte darin die Verdienste des Dahingeschiedenen, der es verstanden, in hingebender Pflicht-

treue die Interessen seines Landes zu vertreten, ohne — auch in Zeiten drohender Konflikte nicht — die Empfindungen des englischen Volkes zu verletzen. Unbeirrt durch alle Mißverständnisse und erregten Auseinandersetzungen der öffentlichen Meinung hüben und drüben, habe er stets an dem Gedanken mit Überzeugungstreue festgehalten, daß die beiden großen Völker in wesentlichen Fragen der großen Politik aufeinander angewiesen seien und daß schon das gemeinsame Interesse des Protestantismus sie immer wieder zusammenführen müsse. Der Grundsatz, den Bismarck im Gegensatz zu den Anschauungen der alten politischen Schule öffentlich verkünde, laute: Die beste Waffe des modernen Staatsmannes sei die Wahrheit, und diesen Grundsatz habe Bernstorff von den ersten Anfängen seiner Laufbahn an sich zum Leitfaden erkoren. Dieser Wahrheitsliebe seines Charakters sei es auch zu verdanken gewesen, wenn die Politiker aller Parteilager in England zu ihm unbedingtes Vertrauen gefaßt hätten. In ähnlicher Weise äußerten sich außer der „Times“ auch andere englische Blätter.

Zum Schlusse ihres Aufsatzes feierte die „Times“ auch die stets bewährte und bei besonderen Gelegenheiten geradezu glänzende Gastfreundschaft, die unter Bernstorffs Amtsführung in „Prussia House“ geherrscht. Sie kam dabei auf das Walten der Gräfin Anna v. Bernstorff in jener Häuslichkeit zu sprechen und erklärte, daß die dem Werke Alfred v. Reumonts „Die Gräfin von Albany“ vorangehende Dedikation an die Gemahlin Bernstorffs ihr aus der Seele gesprochen sei. Werde doch in dieser Dedikation, schrieb sie, Gräfin Anna Cäcilie v. Bernstorff als die edle deutsche Frau gefeiert, die in der englischen Gesellschaft ihre deutsche Heimat mit Grazie, Takt und liebenswürdiger Freundlichkeit vertrete, wie sie es auch schon einst in Italien getan, wo sie einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen.

Des freundlichen persönlichen Verhältnisses, in dem beide Ehegatten zur englischen Königsfamilie standen, ist bereits eingehend gedacht worden. Dasselbe bewährte sich auch jetzt, wo tiefe Trauer über Prussia House hereinbrach. Sowohl die Königin, wie der Prinz von Wales richteten schriftlich Worte innigsten Beileides an die tiefgebeugte Witwe. Man erkennt beim Lesen dieser Briefe, daß es nicht konventionelle Höflichkeit, sondern aufrichtiges, aus

dem Herzen strömendes Mitgefühl ist, das hier zum Ausdruck kommt. Das Schreiben der Königin ist in seiner edlen Menschlichkeit tief ergreifend. Ihre warme Teilnahme hatte sie schon durch den Besuch bewiesen, den sie der Gräfin noch während der Krankheit Bernstorffs machte. Nach seinem Tode erschien sie wiederum bei der Trauernden, um ihr persönlich Trost zuzusprechen.

Königin Viktoria von England an Gräfin Bernstorff.

London, 26. März 1873, 11 Uhr d. N.

„Meine liebe arme Gräfin.

Die Worte fehlen mir, um Ihnen mein inniges tiefes Beileid auszudrücken. Trösten kann niemand auf Erden, bloß Gott! Der kann Allein Kraft und Ergebung geben, den schweren Schlag zu ertragen, den Er geschickt hat. Aus eigener trauriger Erfahrung weiß ich, wie unmöglich es ist, Trost zu finden! Man kann nur um Ruhe und Ergebung bitten, und Er wird Sie nicht verlassen! Wer auf Ihn, den Allmächtigen, sich stützt, wird nicht verlassen. Wenn auch kein wirklicher Trost auf Erden zu finden ist, tut die warme Teilnahme dem wunden Herzen wohl. Und Sie haben die allgemeinste Teilnahme, denn Ihr lieber Mann war allgemein geachtet. Möchten Sie durch die Liebe Ihrer Kinder und durch die freudige Hoffnung der einstigen Wiedervereinigung in einer besseren Welt Linderung in Ihrem herben Schmerz finden!

Dies wünscht Ihnen von ganzem Herzen

Ihre ergebene

Victoria R.

Ihren Kindern bitte ich mein warmes Beileid auszudrücken. Bitte antworten Sie nicht und lassen Sie mir wissen durch Ihre Tochter, wie es Ihnen geht."

Der Prinz von Wales an Gräfin Bernstorff.

London, 27. März 1873.

„Verehrteste Gräfin,

Die Trauerkunde von dem unersetzlichen Verlust, welchen Sie mit Ihrer Familie soeben erlitten haben, hat mich so tief berührt,

daß ich mich gedrungen fühle, Ihnen in einigen Zeilen meine herzliche Teilnahme und aufrichtiges Mitgefühl auszusprechen.

In der langen Reihe von Jahren, während welcher der hingeschiedene Graf der Repräsentant des nahe verwandten Hauses hier gewesen war, so daß er fast zur Familie selbst zu gehören schien, hatte ich ihn in einem höheren Grade ehren und schätzen lernen. Ich glaube daher den tiefen Schmerz, den Sie empfinden müssen, wohl würdigen zu können. Wenn neben der göttlichen Vorsehung irgend etwas in diesem Augenblick Ihnen Trost zu bringen imstande ist, so dürfen Sie vielleicht einige Linderung Ihres unsäglichen Kummers in dem Bewußtsein finden, daß die Herzen der zahlreichen Freunde des Dahingeschiedenen sich in dem tiefempfundenen Gefühle innigen Beileids vereinigen.

Mit der Versicherung unwandelbarer Feundschaft

Verbleibe ich

Verehrteste Gräfin

Ihr ergebener

Albert Eduard.

Unbeschreiblich war der Schmerz der Gemahlin Bernstorffs beim Tode des geliebten Mannes. Das Licht ihres Lebens schien erloschen, und nur allmählich fand ihre starke Natur mit Hilfe religiösen Trostes den Weg zum Leben zurück.*) Der Gedanke, für

*) Hier mögen die S. 200 erwähnten Eingangsworte zu den Aufzeichnungen der Gräfin Platz finden, legen sie doch ein beredtes Zeugnis ab, wie nach vielen Jahren die Trauer um ihren Gemahl noch gleich frisch und tief war.

„Seit Jahren wünsche ich, meine Tagebücher nachzusehen und zu korrigieren, aber ach! — Die Wunde ist noch offen und der Gegensatz zu meinem jetzigen Leben noch zu groß. Ich habe wiederholt mit dieser Arbeit angefangen, aber ich habe immer darauf verzichten müssen, weil Gesundheit und Stimmung zu sehr darunter litten!

„Nessun maggiore dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“ Diesen Herbst habe ich es noch einmal versucht, aber es lastete zu viel Schweres auf mir, als daß ich mich ohne zu großen Schmerz mit Erinnerungen an ein so schönes und glückliches Leben, wie es das meinige war zurzeit, da ich diese Hefte schrieb, hätte beschäftigen können. Ich werde es vielleicht

ihre Kinder wirken zu müssen und ihnen ein Familienhaupt zu erhalten, erfüllte sie mit neuer Kraft. Zunächst kehrte sie nach Stintenburg zurück, dessen Räume sie mit tiefbewegtem Herzen wieder betrat. Anfangs lebte sie lange völlig zurückgezogen. Später weilte sie dann in den Wintermonaten oft in Berlin, wo sie einen Kreis alter treuer Freunde besaß. Ihr reger Geist nahm nach und nach auch an den Vorgängen der großen Welt, namentlich den politischen Dingen, wieder lebhaften Anteil. Geliebt und verehrt von den Ihren und allen, die sie näher kannten, starb sie in Berlin am 10. September 1893. Sie ruht neben ihrem Gatten in dem kleinen, schönen Erbbegräbnis der Familie, welches sich in dem dicht bei Stintenburg auf einer Höhe gelegenen Dorfe Lassahn befindet. Von dort schweift der Blick nach dem Wald und dem See — nach allen den trauten Stätten hinüber, an denen ihr Herz im Leben so sehr gehangen.*)

Die Wandlungen und Schickungen eines edlen und reichbegabten Menschenlebens im Spiegel der Geschichte zu betrachten, namentlich wenn dieses Leben an hoher und verantwortungsreicher Stelle sich abgespielt, bleibt eine der reinsten und größten Freuden, die uns auf Erden zuteil werden. Um so anziehender aber und ergreifender ist ein solches Charakterbild, wenn es, wie hier, bedeut-

---

später zu tun vermögen — aber eins liegt mir am Herzen und das möchte ich schon jetzt aussprechen .... (hier folgen die bereits mitgeteilten Worte über England).

Stintenburg, Oct. 1888. Anna Bernstorff.

P. S. Ich habe immer die Absicht gehabt, diese Hefte abschreiben zu lassen. Wenn ich nicht mehr dazu kommen sollte, überlasse ich das meinen Kindern; für die Familie können sie Interesse haben und können auch für die Lebensbeschreibung ihres geliebten Vaters verwendet werden.

*) Kinder des gräflichen Ehepaares:

Andreas Petrus, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Erbherr auf Stintenburg, Kgl. Kammerherr. Geb. 20. Mai 1844.

Marie Therese. Geb. 12. Juni 1848, gest. 12. Juli 1902.

Friedrich Wilhelm. Geb. September 1849, gest. Febr. 1850.

Friedrich Wilhelm. Geb. 8. Dezember 1853; Oberleutnant a. D.

Victoria Anna. Geb. 19. Februar 1857.

Percy, Regierungspräsident zu Cassel. Geb. 17. Juni 1858.

Johann Heinrich, Botschaftsrat in London. Geb. 14. November 1862.

same Züge deutschen Wesens aus einer hochwichtigen Übergangsperiode trägt, in der unsere Nation aus dem Fluch und Elend der Kleinstaaterei zur politischen und rechtlichen Einheit gleichsam wie durch ein Wunder sich emporrang. Bernstorff war es beschieden, an der Seite seiner treuen Gattin diesen Weg durch Nacht zum Licht als Handelnder und Kämpfender mitzumachen. Er lernte am Anfange seiner Laufbahn die ganze Zerrissenheit des Vaterlandes und mit ihr auch den furchtbaren Haß der Parteien kennen, die sich gegenseitig wie Todfeinde behandelten. Einer gewissen politischen Koterie galt bekanntlich selbst der bloße Gedanke an die Einheit des deutschen Vaterlandes als ein revolutionäres Verbrechen, während anderseits einem großen Teil der liberalen Welt jeder konservativ denkende Mann, vor allem jeder Edelmann, von vornherein als ein „Feind des Vaterlandes" erschien. Beide Gegnerschaften meinten es ehrlich, beide glaubten mit der rücksichtslosen Vertretung ihrer Prinzipien zum Heile des Vaterlandes beizutragen, während sie in Wirklichkeit nur der ruhigen Entwicklung die Wege versperrten, die sich naturgemäß nur in der resultierenden Linie aus dem Parallelogramm der Kräfte vollziehen kann. So ward oft der staatserhaltende Konservative mit einem „Reaktionär" — der ein einheitliches Reich auf dem Wege der Reform erstrebende gemäßigte Liberale aber mit einem „Revolutionär" verwechselt. Aus diesem unheilvollen Irrtum erklärt sich so vieles Traurige im damaligen Leben unseres Volkes, namentlich in den vierziger und fünfziger Jahren. Der Parteizwiespalt wurde noch durch religiöse Gegensätze aller Art, durch den Widerstreit zwischen Norden und Süden, durch den Souveränitätsdünkel der Kleinstaaten und vor allem durch den Kampf der beiden deutschen Großmächte um die Hegemonie in Deutschland aufs äußerste verschärft, bis schließlich der Kampf aller gegen alle daraus hervorging. Eine Zeitlang schien es, als ob die Stimmen der Gemäßigten überhaupt verstummen, als ob unser Volk dazu verdammt sein sollte, zwischen Revolution und Reaktion hin- und hergeschleudert zu werden — bis endlich in der höchsten Not die Rettung erschien.

In Bernstorffs Wesen sehen wir den nationalen Zug schon in jungen Jahren ausgeprägt. Aus einem Kleinstaate gebürtig, lernt er den Segen eines großen, starken Gemeinwesens im Vergleich

mit der Machtlosigkeit politischer Zwergbildungen bereits frühzeitig kennen. Mit prophetischer Sicherheit erschaut er schon damals im Geiste Preußen als die in Zukunft ausschlaggebende Macht Deutschlands. Dann wirft ihn das Schicksal nach Wien, wo die Gräuel der Revolution so furchtbar auf sein Gemüt wirken, daß er eine kurze Spanne Zeit hindurch fast geneigt ist, das ganze Ringen und Kämpfen zum Zwecke der Herstellung eines großen einigen Deutschlands zugleich mit der revolutionären Bewegung in Pausch und Bogen zu verurteilen. Aber in Wien selbst, wo er die Fehler und Sünden der siegreichen Reaktion aus nächster Nähe beobachtete, wo er mit ansehen mußte, wie von Schwarzenberg das Interesse Deutschlands in die zweite Linie, das Streben nach Niederwerfung und Demütigung Preußens in die erste Linie gestellt wurde, gingen ihm die Augen auf. Er lernt jetzt das tiefere Wesen der deutschen Einheitsbewegung und ihr Streben nach einem engeren Deutschland ganz verstehen, er begreift die Notwendigkeit, dem Verlangen Österreichs nach der Hegemonie in Deutschland starke Dämme entgegenzusetzen. Ja er, der ursprünglich die Unionspolitik verworfen, urteilte nun weit günstiger über den Befürworter derselben, seinen einstigen politischen Gegner Radowitz. So suchte er schließlich selbst in den Verhandlungen mit Schwarzenberg von der „Union" so viel als möglich zu retten, bis er tief bekümmert erkannte, daß er damit in den leitenden Kreisen daheim durchaus keinen Anklang fand. Der Versuch, den er dann mit der Konvention vom 30. September 1849 gemacht, um für Preußen wenigstens die Vorherrschaft im Norden Deutschlands zu erringen und die große deutsch-nationale Bewegung nicht mit einem gänzlichen Mißerfolg enden zu lassen, scheiterte an derselben Verständnislosigkeit der damaligen preußischen Regierung. Bernstorff mußte nun den Tag von Olmütz miterleben und es tiefbekümmert mit ansehen, wie Rußlands Politik den Triumph der Schwarzenbergschen „Staatsweisheit" verwirklichen half. Seit jenen Tagen wandte sich sein Herz von dem Zarenreiche ab, in welchem auch er eine Zeitlang eine Schutzmacht konservativer Interessen erblickt hatte. In dem englischen Gemeinwesen begann er von nun an eines der Bollwerke gegen die übermäßige Ausbreitung der russischen und auch der französischen Macht zu sehen — ein Gedanke, dem er bis zum Tode treugeblieben.

Deutschland und Großbritannien erschienen ihm als die beiden Mächte der Zukunft, die die Freiheit Europas zu verteidigen berufen seien. Freilich mußte er es immer wieder erleben, daß die Vorurteile der englischen Nation jede Annäherung an Deutschland vereitelten.

Als Minister kam er in eine unendlich schwere Übergangszeit, in der seine Bestrebungen vom preußischen Volke vielfach verkannt wurden. Er, der im Verein mit König Wilhelm den Plan der Unionspolitik wieder aufnahm, der auf Grund seines Reformprojekts für ein engeres Deutschland unerschrocken eintrat und sowohl in der hessischen wie in der schleswig-holsteinischen Frage in nationale Bahnen einlenkte, fand bei der Majorität seiner deutschen Landsleute kein Verständnis. Man traute ihm törichterweise in nationalen Dingen keinen Ernst zu. Ebenso verkannte man seine Stellung zur inneren Politik. So manchem galt er als „Reaktionär" und „Todfeind des Konstitutionalismus", während er doch aus echt konstitutionellen Gründen dem Könige sein Portefeuille zur Verfügung stellte. So schwer sollte ein echter Patriot in jener Ära politischer Mißverständnisse zu leiden haben.

Nach England zurückgekehrt, mußte er infolge der Verirrungen der öffentlichen Meinung Englands viel Bitternisse auskosten. Das Toben der englischen Presse gegen Preußen in der schleswig-holsteinischen Frage und in dem Kampfe gegen Österreich bis noch kurz vor der Stunde der Entscheidung zeigte ihm noch einmal deutlich, wie sehr das Ausland sich gewöhnt hatte, mit Deutschlands Ohnmacht als etwas Selbstverständlichem zu rechnen. Um so freudiger jubelte es in ihm auf, als das monarchische Preußen das Werk der Befreiung der Nation in die Hand nahm und siegreich vollendete. Nun sollte sein König, dem er mit der Treue eines echten Ritters ergeben war, die deutsche Kaiserkrone tragen — nicht mehr sollten sich Revolution und Reaktion im deutschen politischen Leben allein gegenüberstehen, sondern aus den Lagern von links und rechts sollten sich alle Vaterlandsliebenden die Hand zum Bunde reichen und den herrlichen Bund des Deutschen Reiches mit aufrichten helfen. In dieser freudigen Empfindung klingt sein Leben aus. Eine Aristokratie mit Charakteren von solcher edlen unbefleckten Gesinnung muß jedem Volke, nicht zuletzt der deutschen

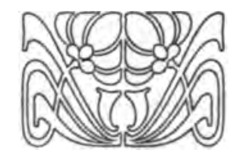
Nation, zur Ehre und zum Stolze gereichen. Daß England in seiner Aristokratie so manche Elemente besaß, die diesem Ideal entsprachen und es als Ehrenpunkt betrachteten, Führer ihres Volkes in geistiger Hinsicht zu werden, machte ihm jenes Land doppelt wert. Der stolz-bescheidene, seinem König getreue und doch so unabhängig auf seinen Anschauungen beharrende Niedersachse spürte hier Blut von seinem Blute. Hier fühlte er sich wohl und hier hoffte er bis an sein Lebensende zu bleiben. Noch kurz vor seinem Tode sprach er den Gedanken aus, es würde doch einst der Tag kommen, wo die Mißverständnisse zwischen beiden Nationen verschwinden würden.

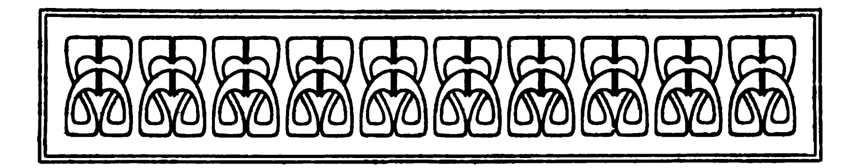
Daß Bernstorff wie im öffentlichen so auch im Privatleben einer der edelsten und liebenswürdigsten Charaktere war, ist durch das Zeugnis aller, die ihm verwandtschaftlich und freundschaftlich nahe standen, bestätigt und bezeugt. Ihm war das Wort aus der Seele geschrieben, daß, wenn einer alle Schätze des Geistes besäße und hätte die Liebe nicht, er nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle wäre. Gerade sein edles und reines Familienleben, die innige Treue, mit der er an den Seinen hing, machten ihn den Engländern so sympathisch. Freilich hatte er eine Gattin, die in ihrem liebevollen, innigen und feinfühlenden Verständnis für sein ganzes Wesen, sein Wirken und Schaffen kaum ihresgleichen fand. Wie sie es fertig brachte, in musterhafter Weise den Pflichten des Hauses zu genügen und doch den Anforderungen des öffentlichen Lebens so ganz gerecht zu werden, ist bereits erzählt worden. Um ihren Gemahl aber wob sich ihr ganzes Fühlen und Denken. War er fern, so bangte sie in Unruhe um ihn, und Zufriedenheit kehrte erst in ihr Herz zurück, wenn sie seinen Schritt wieder auf der Treppe vernahm. Nach seinem Tode erschien ihr Haus gleichsam als ein Tempel, in dem in edelster Weise sein Andenken gepflegt und gefeiert wurde. Für die Töchter sowohl wie für die Söhne des gräflichen Ehepaares verknüpften sich mit der Erinnerung an den verstorbenen Vater die heiligsten und tiefsten Empfindungen des Lebens. Bernstorff war von den Seinen gegangen in dem festen und starken Gottesglauben und in der Treue zum Evangelium, die ihn sein ganzes Leben lang erfüllt, und dies

Gefühl hatte ihm das Scheiden von den so unsagbar Geliebten erleichtert.

Als Fürst Bismarck viele Jahre später einmal gefragt wurde, wen er unter seinen diplomatischen Zeitgenossen als Typus eines wahrhaft vornehmen Edelmannes und gentleman bezeichnen würde, sagte er nach einigem Nachdenken: „Graf Albrecht v. Bernstorff!“

Mit diesem Zeugnis des Gewaltigen über einen seiner Mitarbeiter wollen wir diese Zeilen schließen. Möchte das Andenken des edlen, tapferen Mannes, der Preußens und Deutschlands Ehre und Größe in schweren Tagen dem Auslande gegenüber verfochten, im deutschen Volke weiterleben und möchte er auch den kommenden Generationen als echter Christ, als Patriot und als Vertreter schlichten, liebevollen Menschentums zum Vorbilde dienen!





Anhang.

Brief der Prinzessin von Preußen (nachmaligen Kaiserin Augusta) an die Gräfin A. v. Bernstorff:

Berlin, 28 Avril 1846.

»Chère Comtesse!

Vous dire à la fois l'embarras et le regret que j'éprouve de ne vous écrire qu'aujourd'hui après un silence de trois mois qui a dû vous paraître inexplicable — c'est ce que je ne puis — je dois donc m'adresser à votre coeur pour obtenir l'absolution qu'il ne me refusera point. Vous me connaissez assez pour savoir que je suis vraie, vous croirez donc à l'assurance que votre lettre était une des plus senties, des mieux écrites et des plus intéressantes que j'ai reçues depuis longtemps. Elle m'a fait un plaisir que je m'abstiens de qualifier car savoir qu'elle vient de vous le dit assez — mais apprenez du moins que j'y ai retrouvé la justesse d'observation, et si j'ose le dire la fraicheur de sentiments que je savais apprécier dans nos rapports journaliers. Ce sont — croyez le moi — de grands avantages pour une femme appelée comme vous à offrir le bonheur domestique et à figurer dans le grand monde. L'esprit sans le coeur, ou le coeur sans l'esprit ne contenterait ni l'un ni l'autre, la réunion seule donne le charme qui satisfait à toutes les exigences de position. Mais pardon de ce raisonnement qui pourrait paraître extraordinaire à l'entrée d'une lettre, s'il ne se rattachait pas à des entretiens que je me rappellerai toujours avec reconnaissance.

Depuis cette première lettre qui me transportait en idée soit à Hombourg soit à Munich dans ce monde naguère

inconnue par moi mais que vous m'avez appris à connaître d'une manière si amusante j'ai reçu une seconde lettre accompagnée du plus joli verre qui se puisse voir et qui siège dans mon cabinet rouge à la portée de tous les regards. Après avoir accepté tous mes remerciments pour les preuves de votre souvenir et spécialement pour cette aimable attention, laissez moi, ma chère Comtesse, vous expliquer les motifs de mon retard bien involontaire. J'ai passé un triste hiver, pendant près de neuf semaines je n'ai pas pu écrire et plus tard je n'ai pas su qu' écrire, craignant d'ennuyer par des plaintes sur ma santé ceux-là même qui me portent intérêt et bon souvenir comme vous, ma chère Comtesse. La rougeole n'est rien mais ses suites sont pénibles et j'étais loin de m'en douter en tombant malade. A présent, Dieu merci, je suis rétablie et je puis derechef disposer de mes yeux que j'apprécie bien plus depuis que j'ai connu, grâce à leur inactivité, tous les tourments de l'ennui.

Nous venons de passer par une époque bien pénible! Vous concevez quelle perte nous avons faite par la mort de cette digne Princesse Guillaume aussi aimée dans notre famille que respectée dans le public.*) Le Prince son époux et la Reine intimement liée avec elle ont le plus perdu; ses enfants sont touchants dans leur pieuse résignation mais je redoute le retour du fils cadet qui ne sait pas encore le malheur qui l'a frappé. La pauvre Princesse n'a pas cessé de souffrir depuis sa longue maladie à Hombourg, et elle a été alitée les derniers mois. Je suis chargée par le Prince de vous présenter ses hommages et je me joins à lui pour vous prier de dire mille choses au Comte Bernstorff. Le Prince m'a dit dans le temps où il entrait en fonction qu'il était frappé de la manière sage et correcte dont le Comte envisageait son poste et qu'il avait la meilleure opinion de ses talents. Je vous le dis parceque je sais que vous mettez du prix à l'opinion du Prince et qu'elle confirme celle de notre pauvre Bülow à l'égard de votre mari.

---

*) Gemahlin des Prinzen Wilhelm, dritten Bruders Friedrich Wilhelms III.

Je suis sûre qu'il aura été peiné de la mort de son ancien chef quoique l'état déplorable où il se trouvait réduit, devait faire envisager sa mort comme une délivrance.

Je voudrais pouvoir vous donner des nouvelles d'ici mais je ne trouve rien d'intéressant à vous mander, car n'ayant pas paru dans le monde cet hiver j'ai perdu de vue les différentes fractions de la société. Nous avons donné un bal à la Micarême pour nous acquitter tant bien que mal de nos devoirs de politesse et avant Pâques nous avons eu quelques petites réunions chez nous, composées à peu près toujours des mêmes personnes. La société s'élargit, mais le nombre des personnes agréables diminue toujours plus et finira je le crains par se réduire à rien. Lady Westmoreland, qui vous conserve un très bon souvenir, est presque toujours souffrante. Mes projets de cet été ne sont pas encore arretés mais j'espère pouvoir passer quelques semaines chez mes parents et j'attends la décision du médecin à l'égard de la cure que je devrais entreprendre.

Je me flatte que votre enfant va bien, les miens grandissent prodigieusement. Il est temps de finir cette lettre mais je ne saurais le faire sans vous réiterer, ma chère Comtesse, l'expression du plus tendre intérêt et des meilleurs voeux pour tout ce qui vous concerne. Gardez moi toujours votre souvenir affectueux.

Princesse de Prusse.«

Brief der Prinzessin von Preußen (späteren Kaiserin Augusta) an die Gräfin A. v. Bernstorff.

Babelsberg, 10 Octobre 1848.

»Chère Comtesse!

Comment vous remercier pour votre aimable et intéressante lettre! Tout ce que je puis vous dire c'est qu'elle a vivement frappé mon esprit et qu'elle a touché mon coeur. C'est donc à double titre que ma reconnaissance vous est due et que je viens vous l'exprimer. Je compterais toujours sur vous comme sur une âme fidele et vous compterez sur moi comme

vous me connaissez. Que de choses se sont passées depuis que nous nous sommes vues et encore depuis le compte rendu que vous m'avez tracé. Cette lettre (un petit chef d'oeuvre soit dit en parenthèse) faisait prévoir un nouvel orage; il est venu et nous concerne tous! Je m'inquiète à votre egard car je vous sais au milieu de tout cela, et sans doute décidée à ne pas quitter votre mari. Parlez à ce dernier de mon estime et de mon souvenir, et comptez tous deux sur le prix que nous mettons — le Prince et moi — à votre sympathie. Nous sommes bien malheureux depuis 8 mois et nous ne nous faisons aucune illusion à l'égard de l'avenir! Que Dieu ait pitié de nous et daigne donner à notre patrie les hommes dont elle a besoin. Je voudrais vous revoir, ma chère Comtesse, car il y a bien longtemps que ce plaisir m'est refusé, mais comment faire des projets de nos jours. On vit du jour au lendemain avec crainte, et la vie perd son charme. Je me flatte que vous avez de bonnes nouvelles de votre famille. Laissez moi, ma chère Comtesse, vous parler encore une fois du plaisir que vous m'avez fait en m'écrivant et acceptez l'assurance des sentiments inaltérables que vous porte votre toute affectionnée

A. Pr. de Prusse.

Friedrich Wilhelm IV. an Napoleon III.

Bellevue, 8 Mars 1855.

Monsieur mon Frère. Je ne puis laisser retourner le général de Wedell à Paris, sans adresser quelques lignes directement à Votre Majesté. Elle a l'âme trop élevée, pour ne pas apprécier l'impression profondément douloureuse qu'a dû produire sur moi la mort imprévue de mon Beaufrère, l'Empereur Nicolas de Russie. Je fais des voeux, que la Providence dirige son successeur dans des voies, qui pourront épargner à l'Europe les malheurs d'une guerre générale. Je continue à considérer une union étroite de mon Gouvernement avec celui de Votre Majesté comme désirable dans l'intérêt de la paix, et je ne cesserai pas d'y vouer mes sincères efforts. — Mes intentions à ce sujet sont consignées dans une depêche au

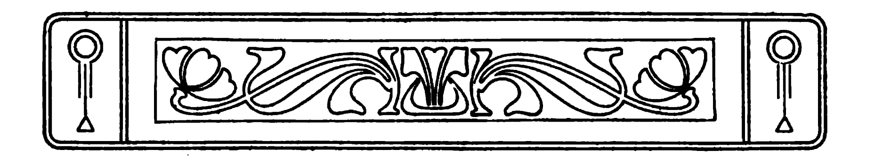
comte de Hatzfeldt, que celui-ci ne tardera pas de porter à la connaissance du Cabinet de Votre Majesté. Vous y trouverez, Sire, les motifs qui m'ont engagé à adhérer sans modification au protocole dont Votre Majesté a placé le projet dans les mains du général de Wedell et qui est identique à celui du 28 décembre, accepté plus tard par le Prince de Gortschakoff.

J'ai la confiance que Votre Majesté accordera son suffrage à ma manière d'agir et y reconnaîtra le véritable désir de préparer un rapprochement de plus en plus intime entre nos Gouvernements et je profite avec un plaisir tout particulier de cette occasion, pour renouveler à Votre Majesté l'expression de la haute estime et de la sincère amitié, avec lesquelles je suis

Monsieur mon Frère

de Votre Majesté le bon Frère

Frédéric Guillaume.



Namenregister.

A.

Abée, kurhessischer Minister 472.
Abeken, Legationsrat 470.
Abel, v., bayerischer Ministerpräsident 38.
Abercorn, Lord 378.
Aberdeen, Lord, englischer Minister 219.
Adalbert, Prinz von Preußen, Admiral 623.
Adolf, Herzog von Nassau 293.
Albemarle, Lord 281.
Albert, Prinz-Gemahl der Königin Victoria von England 201—209, 228 ff., 235, 257, 267 f., 270, 272, 274, 292, 296, 332, 334, 336 ff., 344, 354 ff., 360, 370, 375—379, 385 f., 396, 421 f., 551 f., 554, 602.
Alexander II., Kaiser von Rußland 259, 321, 511 ff., 571, 606, 608, 649.
Alvensleben, Oberst v. 180, 191.
Amalie, Herzogin von Sachsen 29.
Anna (geb. Plochl), Gemahlin des Erzherzogs Johann von Österreich 65.
Antonini, Baron, neapolitanischer Gesandter in Berlin 36.
Apponyi, Graf v., österreichischer Botschafter in Paris, dann in London 389 f., 589.
— Gräfin 21, 23, 369 f.
Arnaud, Saint, französischer Marschall 169.
Arndt, Prediger 35.
Arnim, Heinrich v., Minister des Auswärtigen 48.
Arnim-Boitzenburg, Graf v., preußischer Regierungskommissar 580.
Arnim-Heinrichsdorff, Graf v., preußischer Staatsmann 60, 98, 155, 157.
Auerswald, v., preußischer Minister des Auswärtigen 62, 68, 401, 524, 527.
Augusta, Prinzessin von Preußen (Königin und Kaiserin) 35 f., 73, 164, 205, 291, 293 ff., 296, 328, 341, 343 ff., 362, 370, 375, 377, 406, 410, 436, 586, 639 ff., 658 f.
Aumale, Herzog von 215 f., 241, 272, 382.
— Herzogin von 216, 241, 382.
Azeglio, Marquis von, sardinischer Vertreter in London 216, 243, 306, 315, 389.

B.

Bach, Frhr. v., österreichischer Minister 263.
Baden, Großherzog von 374.
— Großherzogin von 374.
— Markgraf von 374.

Baillet v. Latour, österreichischer Kriegsminister 73.
Baillie Cochrane 588.
Balan, preußischer Vertreter in Kopenhagen 552, 648, 650.
Bardeleben, General v. 474f.
Baring, Mr. 367.
Barral, italienischer Gesandter in Berlin 585.
Barrington, Lady Karoline 207f., 341.
Battenberg, Prinz Heinrich von 355.
Baumbach, v. 473.
Bazaine, Marschall 628f., 632f., 635.
Beatrice, Prinzessin von England 355, 372.
Beaulieu, de, Bonapartist 633.
Benedetti, französischer Gesandter in Berlin 584, 592, 596ff., 600f., 620, 624.
Bentinck, Baron, niederländischer Gesandter in London 398.
Berezowski, polnischer Attentäter 608.
Berg, Leutnant v. 180.
Bernard, Helfershelfer des Attentäters Orsini 388.
Bernhardi, Th. v., preußischer Diplomat 553, 570.
Bernstorff, Albrecht Graf v., Vorfahren und Eltern 1—9; — Erziehung, Schul- und Studienzeit 10—15; — Legationssekretär im Haag 16; in München 16f.; — Legationsrat in Petersburg 17; — Tod des Vaters und Ordnung der häuslichen Verhältnisse 18; — Legationsrat in Paris 26ff.; — Heirat 27; — Berufung nach Neapel 30; — Geschäftsträger in Paris 32; — Vortragender Rat im Ministerium 33; — Gesandter in München 35; — Gesandter in Wien 50; — Abberufung von Wien 155; — Vertreter Berlins in der Ersten Kammer 166; — Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat 167; — Gesandter in Neapel 167; — Gesandter in London 194; — Minister des Auswärtigen 417; — Rücktritt vom Ministerium 546; — Botschafter in London 551; — Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens 653; — Tod 655.
Bernstorff, Graf v., Andreas Gottlieb, dänischer Staatsmann 2.
— Andreas Petrus, dänischer Minister 2f.
— Andreas Petrus, Sohn Graf Albrechts 35, 52, 54, 61, 118, 182, 186, 191, 577, 586, 603, 623, 625, 647f., 650, 663.
— Anna, Gräfin v., geb. Freiin v. Koenneritz 10, 15, 21, 24ff., 31, 35f., 40, 50ff., 73, 125f., 182—191, 217, 251, 354, 369, 378, 398ff., 577, 586, 605, 639, 660, 662f., 667.
— Christian Günther, preußischer Minister 4, 6, 13ff.
— Elise, Gräfin v., geb. Gräfin v. Dernath 4, 6, 13, 16.
— Ferdinandine, Gräfin v., geb. Freiin v. Hammerstein, Mutter Graf Albrechts 4ff., 7, 9, 178.
— Friedrich, Vater Graf Albrechts 3ff., 15, 18.
— Friedrich Wilhelm, Sohn Graf Albrechts 116ff., 663.
— Friedrich Wilhelm, Sohn Graf Albrechts 181f., 192f., 663.
— Hermann, Bruder des Grafen Albrecht 603ff., 654.
— Joachim 5.
— Johann Hartwig Ernst 2f., 6.
— Johann Heinrich, Sohn Graf Albrechts 663.

Bernstorff, Marie Therese, Tochter Graf Albrechts 60f., 87, 116f., 663.
— Percy, Sohn Graf Albrechts 363, 398f.
— Viktoria Anna, Tochter Graf Albrechts 553ff., 663.
Bernstorff-Gyldensteen, Graf v. 577.
Bernstorff-Wotersen, Graf v. 579.
Bernuth, v., preußischer Justizminister 524, 527.
Bethmann-Hollweg, A. v., preußischer Minister 164, 196.
Beust, Graf v., sächsischer Gesandter in München, später Ministerpräsident 40, 309, 444, 450, 453f., 480, 569, 572, 576, 605, 637.
Biegeleben, v., österreichischer Diplomat 444, 473.
Bismarck, Graf Otto v., preußischer Bundestagsgesandter (Ministerpräsident und Reichskanzler) 164, 166, 196, 226, 407f., 416ff., 465f., 468, 470f., 476, 480, 490f., 493f., 497—505, 507, 512, 514, 530, 544ff., 556, 566, 568, 571, 576ff., 580f., 584—589, 594, 597, 600ff., 604, 607, 614, 618ff., 628f., 631ff., 637f., 642ff., 646, 650, 655, 660, 668.
Blome-Heiligenstedten, Baron v., Führer der holsteinischen Opposition gegen Dänemark 492f.
Bloomfield, Lord, englischer Diplomat 406, 413, 430.
Blücher, Gebh. Lebr. Fürst v. Wahlstatt 4, 13.
— Sophie v. 5.
Bodelschwingh, v., preußischer Finanzminister 282.
Bonaparte, Ludwig 313.
— Prinzessin Mathilde 299f., 303.
Boyer, französischer General, Unterhändler Bazaines 629, 631ff., 636.
Brabant, Herzog von 374.
— Herzogin von 374.
Brandenburg, Graf v. 360, 552.
Brandenburg, Graf v., preußischer Ministerpräsident 74, 80, 92, 101f., 106, 125f., 143.
Brandenstein, Leutnant v. 180.
Brassier de St. Simon, preußischer Gesandter in Turin 509ff., 512, 514.
Breadalbane, Lord 359.
Bright, John, englischer Staatsmann 261, 613.
Brockhausen, Baron v., preußischer Gesandter in Brüssel 301.
Bruce, Lord Ernest 359.
Bruck, Frhr. v., österreichischer Minister 263.
Brühl, Graf v. 76, 83, 92f.
Brunnow, Baron v., russischer Botschafter in London 389, 561, 566f., 601, 607, 648.
Buchanan, amerikanischer Gesandter in London 270.
Budberg, Frhr. v., russischer Gesandter in Berlin 298, 494, 506.
Bülow, Erblandmarschall v. 577f.
Bülow, Hans Adolf Karl Graf v., Unterstaatssekretär, preußischer Minister des Auswärtigen 75, 80, 84, 91ff.
— Heinrich Frhr. v., Gesandter in London, später Minister des Auswärtigen 33, 35, 75, 670f.
Bulwer (Lytton), englischer Romanschriftsteller 261.
Bunsen, Frhr. v., preußischer Gesandter in London 32, 191, 195, 218, 251, 256, 367.
Buol-Schauenstein, Graf v., österreichischer Ministerpräsident 220f., 236, 254f., 263, 324, 341, 343, 429.
Burgersh, Lord 203, 227f.

C.

Cambridge, Georg, Herzog von 206, 235, 272, 299ff., 361, 369, 382, 589.
— Herzogin von 203ff., 212, 235, 360, 385.
— Marie, Prinzessin von 204, 206, 212.
Camphausen, Ludolf, preußischer Staatsmann 84, 94.
Canitz u. Dallwitz, Frhr. v., preußischer Minister des Auswärtigen 36, 80, 102.
Canterbury, Erzbischof von 371, 376.
Carini, Prinz, neapolitanischer Gesandter in London 270.
Carlyle, Th., englischer Schriftsteller 641.
Carolyi, Graf, österreichischer Botschafter in Berlin 446, 588.
Castelcicala, Prinz, neapolitanischer Hofmarschall 186f., 191.
Castellane, französischer Marschall 169.
Cavaignac, französischer General und Kabinettspräsident 71.
Cavour, Graf, italienischer Ministerpräsident 305f.
Chabanas, französischer General 215.
Charlotte, Kaiserin von Rußland 17ff.
Charlotte, Prinzessin von Belgien (Kaiserin von Mexiko) 339ff., 358, 360, 365.
Charlotte, Prinzessin von England 213.
Chaudordy, Mr. de, französischer Politiker 644.
Chelmsford, Lord 589.
Chotek, Graf v., österreichischer Diplomat 471.
Chreptowitsch, Graf v., russischer Gesandter in London 389.
Christian VIII., König von Dänemark 69.
Christian IX., König von Dänemark 556.
Churchill, Lady 379.
Clanricarde, Lord 381.
Clarendon, Lady 205f., 210f., 351, 355.
— Lord, englischer Staatssekretär des Äußeren 201, 206, 210f., 218f., 222ff., 230, 240, 246f., 249ff., 258, 275, 282f., 295, 310ff., 313, 315ff., 321, 325, 327, 330, 336, 344, 351f., 356, 365, 369, 373, 378, 383, 390, 436, 565, 572f., 574, 583, 601, 605, 613, 615ff., 620.
— Lord, englischer Gesandter in Berlin zur Zeit Friedrich des Großen 351.
— Lord, englischer Großkanzler 351.
Clary, Edmund Moritz Fürst v. 29.
Cobden, Sir, liberaler englischer Politiker 356.
Codrington, General Sir W. 370.
Colloredo-Wallsee, Graf v., österreichischer Gesandter in London 71, 389.
Cowley, Lady 630.
— Lord, englischer Botschafter in Paris 489, 598, 630.
Cranworth, Lord 398.

D.

Dahm-Mölln, Stadthauptmann 577.
Danilo, Fürst von Montenegro 503.
De Clerq, französischer Unterhändler bei den Handelsvertragsberatungen mit Frankreich 479, 481.
Del Balzo, Gatte der Stiefmutter König Ferdinands von Neapel 170.
Delbrück, deutscher Unterhändler bei den Handelsvertragsberatungen mit Frankreich 478.

Derby, Lady 382f.
— Lord, englischer Minister 240, 261, 280f., 304f., 356, 380—385, 388f., 399f., 410, 589, 600, 609.
Derwisch Pascha, türkischer General 503.
Desart, Lady 205f.
— Lord 205, 207.
Diebitsch, russischer General 14.
Disraëli, Earl of Beaconsfield 211, 261, 281, 320, 322, 357f., 381, 384, 600, 602, 609f., 612.
— Mrs. 211.
Dohna, Graf v., preußischer General-Feldmarschall 196.
Dönhoff, Amélie, Gräfin v. 386.
— Graf v., preußischer Gesandter in München 17, 37.
Drouyn de L'huys, französischer Minister 218, 255, 262, 265, 278ff., 489, 514, 593, 595, 597f.
Dumas, französischer General 215.
Duvernois, Clement, Bonapartist, früherer Minister 631, 637f.

E.

Eardley, Sir Culling 331f., 367, 398.
— Lady 367, 398.
Eglinton, Lord, Vizekönig von Irland 384.
Elisabeth, Kaiserin von Österreich 297.
Elisabeth, Königin von Preußen 117, 125, 293—296, 331, 337, 347, 386.
Ellenborough, Lord, Staatssekretär für Indien 384.
Eugenie, Gräfin von Montijo, Gemahlin Kaiser Napoleons III. 169f., 265—276, 299—303, 593, 599, 628—633, 637f.
Eulenburg, Graf zu, preußischer Staatsmann 469.
Eylerts, Fechtlehrer 11.

F.

Favre, Jules, französischer Staatsmann 628, 635, 637f., 642, 644, 646.
Ferdinand I., Kaiser von Österreich 50ff., 71, 76.
Ferdinand II., König von Neapel 170f.
Flahault, Graf, französischer General 169.
Flandern, Graf von 360, 374.
Forsboom, österreichischer Hofrat 128.
Franz Joseph, Kaiser von Österreich 76, 143, 297, 412, 554f., 609.
Frère-Orban, belgischer Staatsmann 613.
Friedrich I., Großherzog von Baden 294, 374, 423, 462, 643.
Friedrich II., König von Preußen 351.
Friedrich VI., König von Dänemark 3f.
Friedrich VII., König von Dänemark 69, 556.
Friedrich, Prinz von Augustenburg-Noer 69.
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 374.
Friedrich Wilhelm, Erbgroßherzog von Baden 362.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen-Cassel 461—476.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 28, 31, 46.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 8, 31, 38, 42f., 72, 74 76, 90, 116, 120, 124f., 127, 136, 167, 179, 195, 218, 221, 230, 233, 240, 244ff., 250f., 253, 257ff., 289f., 292—297, 312, 318f., 321, 323, 331f., 337f., 346—351, 366, 414, 672f.

Friedrich Wilhelm, Prinz (später Kronprinz, dann Kaiser Friedrich) 181—191, 291 f., 293 f., 323, 332 bis 338, 350, 356 ff., 364 ff., 367 ff., 372 f., 375—379, 396, 464 f., 581, 586, 651, 653 f., 656 f.
— — Prinzessin (Kronprinzessin, dann Kaiserin Friedrich) 377—380, 400, 653, 656, 658. Vgl. auch Victoria, Prinzeß Royal.

G.

Gablenz, Baron v., österreichischer Feldmarschall-Leutnant 557.
Gagern, Heinrich v., Präsident des Frankfurter Parlaments 78.
Galitzin, Fürst 183.
Garibaldi, italienischer Freischarenführer 414, 430.
Georg III., König von England 204, 212.
Georg, Prinz von Preußen 345.
Georg, Prinz von Sachsen 174, 389.
Gerlach, General Leopold v. 127, 160, 196, 226.
Gern, Schauspieler 7.
Gibson, englischer Parlamentarier 381, 411.
Giech, Graf v. 17, 40.
— Gräfin v. 25.
Gladstone, englischer Staatsmann 171, 384, 411, 583, 612 f., 622.
Gloucester, Herzogin von, Tochter König Georgs III. von England 212, 338.
Goltz, Robert Graf v. der, Legationsrat, dann preußischer Gesandter in Petersburg und Paris, 164 ff., 177 ff., 196, 418, 422 f., 500, 503 ff., 511, 513, 562, 584 ff., 591 ff., 600, 610.
Gortschakoff, Fürst, russischer Staatsmann 236 f., 411, 494, 498 ff., 502—506, 508, 513, 601, 642 f., 649, 673.
Goßner, Prediger 35.
Grammont, Herzog von, französischer Diplomat 483.
Granville, Lady 209, 261.
— Lord George Leveson-Gower, Graf, englischer Staatsmann 209, 381 f., 491, 620, 622, 627, 643—649.
Grey, Sir George, englischer Spezialgesandter 326, 370, 381 f.
Groeben, Graf v. der, preußischer General 196.
Gruner, Legationsrat v. 164, 410, 438 f., 471, 492.
Guizot, französischer Staatsmann und Schriftsteller 277.

H.

Hamilton, Herzogin von 303.
Hammerstein, General Frhr. v. 54.
Hammond, englischer Staatssekretär des Äußern 326.
Hatzfeldt, Graf v., preußischer Gesandter in Paris 105, 113 f., 117, 168, 248, 255 f., 286, 292 ff., 296, 319, 324 f., 330, 397, 673.
Haugwitz, Graf v., preußischer Minister 14.
Heinz, v., Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen 180, 189, 333 f.
Helene, Prinzessin von England 371.
Henckel, Graf v., preußischer Geschäftsträger in London 220, 250.
Herbert, Mr. Sidney, englischer Minister 304 f.
Herbet, französischer Unterhändler bei den Handelsvertragsberatungen mit Frankreich 481.
Heydt, v. der, preußischer Finanzminister 479, 518, ff 530. f., 536, 539, 544.
Hoffmann, Prof. Dr., Arzt 52.

Hohenlohe-Ingelfingen, preußischer Ministerpräsident 518f., 536, 539, 544.
Hohenlohe-Langenburg, Prinz von 203, 374.
— Prinz Viktor 374.
— Prinzessin 374.
Hohenthal, Graf v., sächsischer Gesandter in München 40, 453.
Hohenzollern, Prinz von 360.
Hohenzollern-Sigmaringen, Ministerpräsident, Fürst zu 401, 418.
Holzbrinck, v., preußischer Staatsminister 529, 536, 539.
Hübner, Baron v., österreichischer Gesandter in Paris 170.

I.

Inverneß, Herzogin von 210, 243.
Isabella, Tochter König Karls IV. von Spanien 170.
Itzenplitz, Graf v., preußischer Minister für Landwirtschaft 529, 536.
Jagow, v., preußischer Staatsminister 529, 536, 539.
Jérôme Bonaparte, Prinz 166, 168, 300.
Jersey, Lady 210.
Johann, Erzherzog von Österreich 61ff., 106.
Johann, König von Sachsen 29.
Joinville, Prinz von 214f.
— Prinzessin von 213, 215.
Jules Favre, s. Favre.

K.

Kalabrien, Herzog von 172, 174.
Karl XV., König von Schweden und Norwegen 487f.
Karl, Prinz, Bruder König Friedrich Wilhelms IV. 76.
Karl Albert, König von Sardinien 99.
Katte, Geschäftsträger in London 608.
Key, Sir John, Kämmerer der Stadt London 364.
Kielmannsegge, Graf v., hannoverscher Gesandter in London 17, 326, 492.
Kisseleff, Graf v., russischer Gesandter in Paris 506.
Klopstock, Fr. G., Dichter 1, 3, 6.
Koburg, Herzog von 374.
— Herzogin von 374.
Koenneritz, Frhr. v., sächsischer Gesandter in Paris 20ff., 86, 297.
— Frau v., geb. Freiin v. Werthern 23f.
Konstantin, Großfürst von Rußland 257, 498.
Krailsheim, Frhr. v., 44f.
Krummacher, Hofprediger König Friedrich Wilhelms IV. 332.
Kusserow, v. 640.
Küster, v., preußischer Gesandter in Neapel 30.

L.

La Roncière-le-Noury, de, französischer Vizeadmiral 638.
La Tour d'Auvergne, Prinz, französischer Diplomat 447, 478f., 481f., 487f., 490 f., 493, 567.
Launay, Graf, italienischer Gesandter in Berlin 509.
Lavalette, Marquis de, französischer Minister des Innern 593, 598.
Lavradio, Graf, portugiesischer Gesandter in London 211, 216, 301f., 351, 382.
— Gräfin 216, 301f.
Lebzeltern, Graf v., österreichischer Gesandter in Neapel 44.

Leclerq, französischer Bevollmächtigter 440.
Le Coq, v., preußischer Unterstaatssekretär 33, 180.
Lehmann, Orla, dänischer Minister des Innern 432.
Leiningen, Prinz von, Bruder der Königin von England 350.
Leopold, Erbprinz von Hohenzollern 619 f.
Leopold, Graf von Flandern (Leopold II. von Belgien) 339.
Leopold, Großherzog von Baden 106.
Leopold I., König von Belgien 339 f., 374 f., 563.
Lerchenfeld, Graf v., bayerischer Gesandter in Wien 143.
Leuchtenberg, Herzogin v. 40.
Linden, Baron v., württembergischer Gesandter 88.
Lippe, Graf zur, preußischer Staatsminister 529, 536.
Loën, Oberst Frhr. v., preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg 508, 510, 513.
Loftus, Lord, A., englischer Gesandter in Berlin 231 f., 460, 495, 503, 507, 536, 607, 615, 646.
Lola Montez, Tänzerin, 38—42 f., 45.
Loßberg, General v. 473 f.
Louis Napoleon (Napoleon III.), Präsident der Republik Frankreich, dann Kaiser der Franzosen 84, 124, 167 ff., 177, 229 f., 238 f., 256, 258 f., 262, 265—278, 291, 294, 299—304, 308 f., 312 f., 319, 322, 338, 342, 346, 350, 381, 387 ff., 396 ff., 405, 411 ff., 414, 424, 433 f., 439 ff., 455 f., 478, 486—491, 498 f., 506, 556, 562, 564, 573, 583 f., 592—601, 604, 606 f., 609 f., 613 f., 618, 625, 628, 632, 635, 637, 672 f.
Louis Napoleon, Prinz, 300, 598.
— — — Sohn Kaiser Napoleons III. 322 f., 634.
Louis Philipp, König der Franzosen 21 f., 212, 304.
Louise, Prinzessin von England 371.
Louise, Prinzessin von Preußen (Großherzogin von Baden) 294, 343 f.
Lowther, Mr. William, Vertreter des englischen Gesandten in Berlin 495.
Ludwig, Großherzog von Baden 374.
Ludwig I., König von Bayern 37, 39, 42, 45.
Lyndhurst, Lord Großkanzler 383.
Lyons, Lord, englischer Staatsmann 392, 642, 644, 647.

M.

Macdonald, Kapitän 415, 430.
Magnan, französischer Marschall 169.
Malakoff, Herzog von 388 f.
Malaret, v. 344.
Malet, Mr. Eduard, englischer Gesandtschaftsattaché in Paris 642.
Malmesbury, Lord, englischer Minister 304, 384, 386 f., 390 ff., 395 ff., 400, 404, 406, 600.
Maltzan, Graf v., preußischer Gesandter im Haag, später Minister des Auswärtigen 16. 33.
Manchester, Herzogin von, Oberhofmeisterin 384, 399.
Manteuffel, Otto Frhr. v., preußischer Ministerpräsident 124 ff., 127, 136, 143, 145, 147 ff., 158 ff., 178 ff., 195, 218, 222, 226, 230 f., 237, 244, 248 f., 251, 253, 255, 286—290, 292 f., 297 f., 312, 321, 323 ff., 330, 332 f., 342, 366, 385, 392, 395 ff., 401 f.

Manteuffel, General v. 601.
Margarete, Herzogin von Richmond 400.
Maria Anna, Kaiserin von Österreich 52, 56, 71.
Maria Theresia Isabella, Königin von Neapel 170, 172ff.
Marie, Kaiserin von Rußland 313, 410.
Marie Amélie, Königin von Frankreich 33, 212ff., 337, 345.
Marie Christine, Königin-Regentin von Spanien 170.
Marie Christine von Savoyen, erste Gemahlin Ferdinands II. von Neapel 176.
Marmier, Herzogin von 215.
Martino, v., neapolitanischer Geschäftsträger in London 243.
Massow, Staatsminister v. 385.
Mathilde, Prinzessin Bonaparte 299f., 303.
Matthies, Geheimrat 164.
Maurer, v., bayerischer Ministerpräsident 39.
Max Ferdinand, Erzherzog von Österreich (Kaiser von Mexiko) 338, 358, 365, 447.
Mecklenburg, Herzog von 498.
Mensdorff, Graf, österreichischer Minister des Auswärtigen 584.
Meszharos, ungarischer Kriegsminister 54f.
Metternich, Fürst v., österreichischer Staatskanzler 76, 446.
Meyendorff, Frhr. v., russischer Gesandter in Wien 130.
— Frau v. 21.
Moltke, v., Generalmajor Helmuth, 333f., 366.
Montpensier, Herzog von 215f., 241.
— Herzogin von 216.
Morny, Herzog von 169, 638.
Mühler, v., preußischer Kultusminister 529, 536.
Mullien, Gräfin de 215.
Münster, Graf v., preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg 498.
Muntz, Geschützfabrikant in Birmingham 627.
Musurus, türkischer Botschafter in London 390.

N.

Napoleon III. s. Louis Napoleon.
Nemours, Herzog von 213f., 216.
— Herzogin von 213ff., 216, 369f.
Nesselrode, Graf v., russischer Reichskanzler 130.
Nesselrode, Graf, russischer Staatsmann 624.
Newcastle, Lord, englischer Kriegsminister 260f.
Ney, Graf Edgar, französischer Oberst 276.
Niebuhr, Geh. Kabinettsrat König Friedrich Wilhelms IV. 196.
Nikola I., Fürst von Montenegro 503.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland 17f., 124, 128, 143, 221f., 256f., 259, 263f., 278, 498, 672.
Northumberland, Herzog von 186.
— Herzogin von 398.

O.

Oberg, Graf v., Studienfreund Albrechts v. Bernstorff 11, 23.
Oldenburg, Großherzog von 571.
Oldenburg, Prinz von 498.
Olfers, v., Generaldirektor der Königlichen Museen 179.
Ollivier, französischer Minister 634.
Omar Pascha, türkischer General 503.
Oppolzer, Professor, Arzt 135.
Oriola, Graf v., preußischer Diplomat 76ff., 86, 88, 144.
Orléans, Herzog von 32, 213.
— Prinzessin Klementine von 216.

Orsini, Urheber des Bombenattentats auf Napoleon III. 381.
Oskar, Prinz von Schweden 338, 434.
Ossuna, Herzog von 216.
Oxford, Bischof von 371.

P.

Palikao (Cousin-Montauban Comte de), französischer Kriegsminister 634, 636, 638.
Palmerston, Lady 210, 239, 279, 306, 381, 383 f.
— Lord, englischer Staatssekretär des Innern 209 f., 238 ff., 275, 278 ff., 306, 315 ff., 319, 320, 322 f., 325 ff., 329, 346, 350 ff., 356, 380 ff., 385, 390 f., 411, 415, 430, 433, 552, 555, 557 f., 563 f., 566, 568, 572, 583.
Panmure, Lord, englischer Kriegsminister 285, 384.
Panuzzi, Oberbibliothekar des Britischen Museums 351.
Patow, v., preußischer Minister 479, 524, 526 f.
Peel, Lady Alice 210, 241.
Peel, Sir Robert, englischer Staatsmann 261, 384.
Perponcher, Graf v., preußischer Gesandter in Turin 177.
Persigny, Herzog von, französischer Staatsmann 229, 278 f., 340, 381, 384, 387 f., 430, 631, 633, 636.
— Herzogin von 338, 340, 384, 388.
Perthes, Professor Klemens 164.
Pertz, Historiker, Bibliothekar Friedrich Wilhelms IV. 365.
Peucker, v., preußischer General 106, 143.
Philippsborn, deutscher Unterhändler bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich 478 f.
Pierrefonds, Comtesse de (Kaiserin Eugenie) 630.
Pierri, Helfershelfer des Attentäters Orsini 388.
Pillersdorff, Ministerium in Österreich 51, 56, 61.
Platen, Graf v., hannoverscher Gesandter in Berlin 129, 492.
Plessen, Baron v., Präsident der holsteinischen Ständeversammlung 492.
Plon-Plon (Prinz Napoleon) 168 f.
Pourtalès, Graf v., preußischer Diplomat 127, 162—166, 196, 410, 418, 456, 492.
Prokesch v. Osten, General Graf, österreichischer Gesandter in Berlin 97 f., 127, 130, 132, 147 f., 157 f.
Pückler, preußischer Staatsminister 524, 527.
Puerio, neapolitanischer Revolutionär 348.

R.

Rachel, französische Schauspielerin 345.
Radczinsky, Graf v., preußischer Gesandter in Kopenhagen 16.
Radetzky, Graf v., österreichischer Feldmarschall 51, 55, 70, 90, 99, 104, 136, 146, 161.
Radowitz, General v., preußischer Minister des Auswärtigen 113, 125 ff., 134, 136 f., 143 f., 153 ff., 238, 665.
Radziwill, Prinzessin Elise 14.
Rauch, General v. 86, 498.
Rechberg, Graf v., österreichischer Minister des Auswärtigen 429, 444, 446 ff., 454, 477, 480, 481, 567 f., 575.
Redern, Graf v., preußischer Gesandter in Petersburg 585.

Régnier, Bonapartist 628f.
Rémy, Pastor 177, 181, 186, 189.
Reumont, Alfred v., Historiker 660.
Reuß, Prinz Heinrich VII. von, Diplomat 443f., 455ff., 466, 478, 481ff., 486, 488f., 493, 546, 594.
Reventlow, Cajus Graf v. 11.
— Friedrich Graf v. 69.
Richthofen, Frhr. v., preußischer Diplomat 511.
Riemann, Karl, Diener 5.
Rochow, General v., preußischer Gesandter in Petersburg 155.
— v., preußischer Minister des Innern 165.
Roerdansz, Oberst, Militärbevollmächtigter der deutschen Botschaft in London 622f.
Roggenbach, Minister Frhr. v. 423f., 444.
Roland, Geheimrat 179.
Roon, Graf v., preußischer Kriegsminister 518ff., 530f., 536, 542ff.
Rosenberg, Frhr. v., preußischer Legationssekretär in Paris 299, 301.
Rossi, Graf, sardinischer Gesandter in Berlin 34.
Rothert, Kanzleirat 471ff.
Rouher, französischer Staatsminister 478, 481f., 593.
Russell, John Graf, englischer Staatsmann 239f., 256, 278, 281, 290, 382, 411, 413, 430, 492, 495, 522ff., 557, 561, 565f., 569, 573, 575, 583, 602, 616f., 643, 645.
Russell, Lord Odo, englischer Botschafter 643, 646.
Russell, „Times"-Korrespondent 648.

S.

Saur, de, Gesandtschaftsattaché in London 271.
Savigny, v., preußischer Gesandter in Dresden 453.
Schleinitz, Graf v., preußischer Minister des Auswärtigen 38, 97, 105, 110, 113, 115, 119, 125f., 132, 134, 144, 401, 406ff., 415f., 423, 427, 473, 579, 586.
Schlieffen, Graf 492.
Schmerling, A. Ritter v., österreichischer Staatsminister 74, 82, 84, 429.
Schreckenstein, v., preußischer General 182, 186, 333f., 336.
Schwarzenberg, Fürst Felix v., österreichischer Ministerpräsident 71, 76—79, 81ff., 89—95, 97—100, 102, 106ff., 112, 119ff., 126—134, 138, 140—143, 145ff., 153, 159f., 263, 429, 450, 452, 591, 665.
Schwerin, Graf v., preußischer Minister des Innern 518, 524, 527.
Seebach, Kammerherr v., sächsischer Gesandter in Petersburg 309, 312f., 322.
Shaftesbury, Lady 210.
— Lord, Graf, englischer Staatsmann 210, 624f., 627, 645f.
Shelborne, Lady 351.
— Lord 351.
Smith, Mr. Vernon, Staatssekretär für Indien 384.
Sonntag, Henriette, Sängerin (Gräfin Rossi) 16, 34.
Sophie, Erzherzogin von Österreich 51, 61, 70ff., 297.
Spencer, Walpole, englischer Staatssekretär des Innern 600.
Stanley of Alderly, Lady 279.
— Lord, Sohn des Ministers Derby 274, 384, 600f., 606ff., 610, 616.
Stockmar, Chr. Fr., Frhr. v., 208, 356, 396.
Stolberg-Stolberg, Auguste Louise, Gräfin zu 2.

Stolberg-Stolberg, Henriette, Gräfin zu 2.
Strack, Hofbaurat, Professor 181.
Struensee, Graf v., dänischer Minister 3.
Sutherland, Herzog von 591.
— Herzogin von, Oberhofmeisterin 359f., 384.
Sybel, H. v., Historiker 83, 110f., 147, 465, 468, 566, 569, 601, 608, 613.
Sydney, Lord 379.
Sydow, v., preußischer Diplomat 469f., 472ff.
Syrakus, Graf v. 175f.

T.

Therese, Königin von Bayern 41, 60.
Thiers, Ad., französischer Staatsmann 31, 638, 642, 646.
Thouvenel, französischer Minister 447, 457f., 478, 481ff., 487f., 490f., 493.
Thun-Hohenstein, Graf v., österreichischer Diplomat 506.
Tissot, französischer Politiker 644.
Trapani, Graf v. 175.
Trauttmannsdorff, Graf v., österreichischer Gesandter in Berlin 97f.
Treitschke, H. v., Historiker 37, 46.
Trochu, französischer General 634.
Twesten, preußischer liberaler Landtagsabgeordneter 536.

U.

Usedom, Graf v., preußischer Diplomat 237, 244—256, 259, 264, 269, 285, 286ff., 396, 418, 464, 468, 585.
— Gräfin v. 254—257.

V.

Vaillant, französischer General 268.
Ventignano, Herzog von, Theaterintendant 188.
Viktor Emanuel II., König von Sardinien (dann von Italien) 302—307, 442, 508f., 514, 585, 593.
Viktoria, Königin von England 201—209, 215, 245f., 258, 266ff., 271—276, 285, 291f., 294, 296, 304, 307, 320, 322, 329, 232, 334ff., 337, 345, 350, 354ff., 360ff., 369ff., 375—379, 394ff., 400, 421, 551, 554, 557, 563, 576, 602, 653, 660.
Viktoria, Prinzeß Royal von England 208, 272, 275, 292, 298f., 323, 332, 334—341, 343f., 350f., 353ff., 356f., 368ff., 375ff. Vgl. auch Friedrich Wilhelm, Prinzessin.
Villiers, Mr. Charles, Vater Lord Clarendons 290.
— — Bruder Lord Clarendons 351, 358.
Vincke, preußischer Landtagsabgeordneter 536.
Vinoy, französischer General 632f., 638.
Vitzthum v. Eckstädt, Graf, sächsischer Gesandter in London 90, 212, 243, 326, 389, 413, 602.

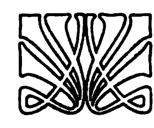
W.

Wagner, Frl., Sängerin 345.
Walbaum, D., Geistlicher 655.
Wales, Prinz von, später König Eduard VII. von England 275, 370f., 430, 554, 660ff.
— Prinzessin von 554.
Walewski, Graf, französischer Staatsmann 241f., 258, 266, 268f., 278f., 322, 324, 381, 387f., 593.
— Gräfin 242, 266, 269, 271, 301.

Wanderström, Baron, schwedischer Staatsmann 434.
Wedell, v., preußischer General, Gouverneur von Luxemburg 255f., 264, 286f., 289, 292f., 298, 672.
Wegner, Dr. August, Arzt 180f., 333f., 355.
Wellington, Herzog von 274, 276.
— Herzogin von 373.
Werther, v., preußischer Minister 32.
Werther, v., preußischer Diplomat 12f., 32, 34, 86, 112, 218, 449, 471ff., 591,
Wessenberg, Frhr. v., österreichischer Ministerpräsident 71.
Westminster, Lady 337.
Westmoreland, Lady 400, 671.
— Lord 400.
Westphalen, Graf v., preußischer Gesandter in Wien 145, 148, 150.
Weymann, Geh. Hofrat 37, 55, 73.
Wilhelm I., König von Württemberg 293.
Wilhelm III., König von Holland, Großherzog von Luxemburg 607f.
Wilhelm, Prinz von Preußen (König und Kaiser Wilhelm I.) 124, 159, 164, 178, 197, 218f., 233, 263f., 294, 309f., 313, 323, 327, 341ff., 352f., 362, 367f., 375ff., 380, 392, 395, 400ff., 409, 418f., 434, 436, 439ff., 454, 460, 483f., 500, 507, 510ff., 516ff., 523, 528f., 535ff., 546, 549, 555, 578ff., 586ff., 590, 592, 620f., 625, 633, 635f., 652f., 655, 666.
Wilhelm, Prinz von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III. 670.
— Prinzessin, Gemahlin des Obigen 670.
Willisen, General v. 406, 408, 463f., 475.
Windischgrätz, Fürst v., österreichischer Feldmarschall 58.
Wittrock, Landsyndikus 577ff.
Wrangel, General-Feldmarschall v. 74, 531, 557.
Wrbna, Graf v., österreichischer Feldmarschall-Leutnant 53.

Z.

Zimmermann, v., Dr., Arzt 31, 177.



Berichtigungen.

S. 25, Zeile 17 von oben statt das rechte Gefühl lies: das erste Gefühl.
S. 111, Zeile 14 von unten statt letzten nur lies: letzten mir.
S. 167, Zeile 7 von oben statt Marschallstafel lies: Mittagstafel.
S. 200, Zeile 11 von oben statt 1880 lies: 1888.
S. 208, Anmerkung *). Der hier erwähnte Stockmar ist Christian Friedrich, der Arzt und Privatsekretär König Leopolds. Sein Sohn Ernst war nie am englischen Hofe.
S. 209, Zeile 1 von unten statt Biry lies: Privy.
S. 212, Zeile 4 von oben statt meiner Nachbarin lies: seiner Nachbarin.
S. 268, Zeile 4 von oben statt House Carlton Terrace lies: Carlton House Terrace.
S. 331, Zeile 14 von unten statt der Königin lies: des Königs.
S. 332, Zeile 2 von unten statt Mit anderen lies: Mit Andreas.



Gedruckt in der
Königlichen Hofbuchdruckerei von
E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68
Kochstraße 68—71.

RM
sports.

